Rheinlands Sagen,

Geſchichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

Mit acht Stahlſtichen und einem Titelkupfer.

Köln und Aachen,
Verlag von Ludwig Kohnen,
(Kohnen & Friedheim.)
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ihrer Königlichen Hoheit

der Prinzessin

Friedrich von Preußen

unterthänigst gewidmet

vom Verleger.

Inhalt.

	Seite
Zur Erklärung des Titelkupfers. Gedicht von Reinick	IX.
Vorwort des Herausgebers	XIII.
St. Gertruden's Minne, von A. J. Weer	3.
Der Schwanenritter, von A. Reumont	11.
Die Solinger Klingen, von F. Steinmann	19.
Die Stiftung des Klosters Altenburg, von A. J. Weer	31.
St. Ursula und die eilftausend Jungfrauen, . .	45.
Der Dombau zu Köln.	50.
Der Kampf mit dem Löwen, von A. Reumont . . .	61.
Albertus Magnus, von E. Weyden	67.
Hermann Joseph, von E. Weyden	72.
Richmodis von Aducht, von E. Weyden	77.
Der Ring der Fastrada, von A. Reumont	81.
Der Münsterbau zu Aachen, von A. Reumont . . .	86.
Die buckligen Musikanten, von A. Reumont. . . .	93.

Seite

Der Pfalzgraf und die Kaiserstochter, v. A. Reumont 99.
Der Hinzenthurm, von A. Reumont . . . . . 111.
Drachenfels und Rolandseck, von E. Weyden . . . 117.
Die Stolzenburg, von Schröder . . . . . 126.
Die Gründung von Steinfeld, von A. Reumont . . 131.
Die Brüder, von A. Reumont . . . . . 139.
St. Goar, von A. Reumont . . . . . 149.
Loreley, von E. Weyden . . . . . 152.
Die sieben Jungfrauen, von A. Reumont. . . . . 161.
Pfalzgrafenstein, von A. Reumont . . . . . 167.
Die Teufelsleiter, von A. Reumont . . . . . 173.
Das Wisperthal, von A. Schreiber . . . . . 178.
Die Braut vom Rheinstein, von M. Friedheim . . . 185.
Der h. Rupert, von N. Vogt . . . . . 194.
Die h. Hildegard, von A. Reumont . . . . . 201.
Der Mäusethurm, von M. Friedheim . . . . . 209.
Die sieben Wächter, von A. Reumont . . . . . 213.
Heinrich der IV. auf Klopp, von A. Reument . . . 218.
Brömser und Gisela, von A. Reumont . . . . . 225.
Karl und Elbegast, von W. Weitz . . . . . 235.
Die Königin Hildegardis, von M. Friedheim . . . 259.
Adolf von Nassau und Imagina, von A. Reumont . 272.
Eppstein, von A. Reument . . . . . 280.
Eginhard und Emma, von A. T. Beer . . . . . 287.
Die Gründung von Geisenhausen, von E. Weyden . 296.
Der Mönch zu Lorsch, von A. Reumont. . . . . 306.
Rodenstein, von A. Reument . . . . . 311.

Inhalt.

	Seite
Der Tag bei Seckenheim, von A. Reumont	320.
Der Wolfsbrunnen, von A. Reumont	331.
Das redende Marienbild, von K. S.	335.
Ulrich Landschaden, von A. Reumont	337.
Die Gründung der Minneburg, von A. Reumont	345.
Die heil. Notburga, von A. L. Grimm	349.
Karl der Große zu Heilbronn, von A. Reumont	356.
Das Käthchen von Heilbronn, von A. J. Beer	362.
Der Hennengraben, von A. Schreiber	379.
Siegfried und die Nibelungen, von G. Weyden	385.

Stahlstiche.

Nro. I.	Zu der Sage:	Der Schwanenritter	11.
„ II.	„ „ „	Hermann Joseph	Gegenüber dem Titel.
„ III.	„ „ „	Der Ring der Fastrada	80.
„ IV.	„ „ „	Lore's Ley	152.
„ V.	„ „ „	Die Braut vom Rheinstein	184.
„ VI.	„ „ „	Heinrich IV auf Klopp	218.
„ VII.	„ „ „	Die Gründung von Gelnhausen	296.
„ VIII.	„ „ „	Der Rodenstein	310.

Zur Erklärung des Titelblattes.

1.

Es ragen sieben Berge an einem mächt'gen Fluß,
Wie sieben Riesenhüter, die bieten frischen Gruß,
Wie sieben Riesenmarken, weithin im Land zu sehn,
Die Ebne dort zu scheiden von weinumkränzten Felsenhöhn.

Dort schritt ich eines Abends im hellen Mondenglanz,
Es rauschten alte Zeiten daher im Wellentanz,
Doch mitten in dem Strome — welch' Anblick wunderbar! —
Auf einem Felsenbette ward einen Recken ich gewahr.

Ein Greis war er zu schauen, er ragte ob dem Strom,
Obgleich im Schlummer ruhend, hoch wie der Kölner Dom,
Gestützet Haupt und Arme auf einer Urne Bord,
Mit Schilf umkränzt die Schläfe, so lag der greise Recke dort.

Und ihm zur Seit' erblickt' ich ein allgewaltig Buch,
Das Buch war aufgeschlagen, drin Mähren wohl genug,
Davon das erste Blatt schon viel schöne Sage bot
Von Siegfried und Chriemhilden und von der Nibelungen Not.

X

Und kaum, daß ich's gewahret, da rauscht es in dem Rohr,
Hei was da Menschlein krochen rings um den Stein hervor!
Dem Nachen kaum entsprungen sie liefen zu dem Buch,
Da sah man Greise, Knaben und alter Mütterlein genug.

Dort hatten welche Federn und Dinten und Papier,
Ein Saitenspiel die andern, dann sah ich wieder hier
Manch' fröhlichen Gesellen, den Griffel in der Hand,
Die Bilder nachzureißen, die schmückten jener Mährlein Rand.

Nun ging es an ein Schreiben und an ein Conterfei'n,
Drauf ward ein Blatt gewendet, o weh der Noth und Pein!
Die Jungen mußten heben wohl drei an einem Blatt,
Die Alten krochen drunter, zum Stützen war ihr Arm zu matt.

Auch sah ich kühne Buben, die waren schnell dabei,
Und schnitten aus den Blättern der Stücklein mancherlei
Und trugen sie zum Nachen und fuhren schnell davon.
Hätt' es gewahrt der Alte, mich dünkt, sie hätten bösen Lohn.

So mocht' wohl eine Stunde das bunte Spiel bestehn,
Da rührte sich im Schlummer der Recke unversehn,
Hei was die Leute liefen, so schnell man laufen kann;
Wer hätt' auch Stand gehalten, als sich erhob der greise Mann!

Sein Fuß stand in den Wellen, doch von der Wolken Saum
Umkränzet ward sein Scheitel, so stand er wie im Traum,
Und mächt'ge Schrittes zog er durchs ebne Land dahin,
Doch dünkt' mich, daß die Träume noch immer nicht verlassen ihn.

2.

Und wieder in der Nähe hört' rauschen ich's im Rohr,
Es waren die Gesellen, die ich geschaut zuvor.
Ich wollte sie befragen, doch keiner hört auf mich,
Mit ihrem Raub zerstreuten sie bald in alle Lande sich.

Ein Mütterchen nur konnte so eilig nicht hinfort,
Sie mußte Athem schöpfen und weilte drum am Ort,
Die fragt' ich nach dem Wunder, das eben ich geschaut;
Da hat sie treulich Alles nach bestem Wissen mir vertraut.

„Der Recke, den du sahest, es ist der alte Rhein,
Ein Held gar wunderkräftig, kein Bessrer mochte sein;
Wie Felsen sein Gebeine, doch seiner Stimme Ton —
Wie hat er oft mit Brausen erschreckt manch' armen Fischer schon."

„Aus fernen Bergen schreitet er täglich bis hieher
Manch hundert Stunden Weges, hier ruht vom Wandern er,
Ein tiefer Schlummer senkt sich auf seiner Augen Schein,
Doch selbst der Schlummer läßt ihm nicht lange Ruhe angedeihn."

„Denn träumend geht er weiter durch's grüne Niederland,
Und träumend steigt er nieder durch weißen Ufersand,
Bis er zum Meer gelanget, wo freudig er erwacht
Inmitten aller Ströme, die preisen seine Herrschermacht."

Und was auf seinen Wegen er Herrliches gesehn,
Und was an seinen Ufern Gewalt'ges ist geschehn,
Zum Frommen seiner Brüder schreibt er's in jenes Buch,
Das neben ihm gelegen und das er scheidend mit sich trug.

„Das Buch iſt wunderbarlich, ſein Band von Golde ſtrahlt,
Mit Edelſtein gezieret und Perlen mannichfalt;
Rimer hat ihn geſchmiedet, ein vielerfahrner Mann,
Vom Hort der Nibelungen er Edelſtein' und Gold gewann.

„Die Blätter, draus gebunden das überreiche Buch,
Sind von der Haut des Drachen, den Siegfried einſt erſchlug,
Die Feder, die's geſchrieben, von jenem weißen Schwan,
Der einſt nach Cleve führte gar einen wunderkühnen Mann."

„Die Alte, ſo bewahret die Mähren alt und gut,
Sie kommt von Aſmannshauſen, iſt lauter Rebenblut;
Wohl iſt ſchon manches Wörtlein von Mäuſen drin zernagt,
Das thaten jene Mäuſe, die hatto's böſen Leib geplagt."

„Viel könnt' ich dir noch melden, was ich im Buch geſehn,
Doch meine Enkel warten, Zeit iſt es heimzugehn.
Heut hab' ich viel geleſen, es ordnen wird mir ſchwer,
Schon wanket mein Gedächtniß, das kömmt vom hohen Alter her."

„Zu meiner Zeit war's anders, von Munde nur zu Mund
Ein Mährlein man erzählte, jetzt wird es Jedem kund;
Denn die Geſellen alle, die du beim Buch' erblickt,
Sie ſchreiben's auch in Büchlein, die werden durch das Land geſchickt."

Die Alte ſchlich von dannen, wohl ſprach ſie Wahrheit mir,
Ihr ſeht's an dieſem Büchlein und geht es Euch wie mir,
Wo Ihr erkunden wollet die Sagen von dem Rhein:
Hier findet Ihr ſie wieder, drum laßt ſie Euch willkommen ſein.

Vorwort.

In den Rhätischen Alpen, der riesigen Grenzscheide Germaniens und Italiens, zwischen wüsten Eis- und Schneefeldern und düstern Tannenforsten, entspringt ein Strom, ein wildes Bergwasser, hunderten gleich, welche in diesen Thälern ein kurzes Dasein haben, einen bald wechselnden Namen tragen. Nichts läßt seine einstige Größe ahnen, da wo seine verschiedenen Quellen der Erde Mutterschooße entwirudeln, oder wo der Wandrer, wenn er aus dem sonnigen Welschland kommt und auf der Splugener- oder Bernhardinerstraße in die Cantone des grauen Bundes eintritt, von denen die cisalpinischen Landschaften losgerissen, kaum noch im Munde des Aelplers deutsche Namen bewahren, beim Dorfchen Splügen ihn nach den Niederungen hinabschießen sieht. Wie ein unbezwingliches Felsenthor thurmen die schroffen Wände sich ihm entgegen, an deren schmalem Rande die Via mala sich dahin zieht: in schwin-

beluder Höhe führen Brücken über den im düstern Abgrunde sich verlierenden Strom; zitternd und scheu betritt sie der Fuß, und ein Schauer durchrieselt den Menschen, wenn er der Natur in ihrem ganzen gewaltigen Ernste Aug' ins Auge blickt. An der Bündtnerischen Hauptstadt vorüber eilt der rasche Strom durch einen Theil des Schweizerlandes, bis der Constanzer See ihn in sich aufnimmt. Aber dem Rhodan gleich, dessen Quellen den seinigen benachbart sind und der den Strand des Mittelmeers in reißendem Laufe sucht, wartet sein noch eine glänzendere Bahn: nachdem er das helvetische Heimathland verlassen, bildet er die Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiet, aber nicht zwischen deutscher und französischer Zunge, und fließt dann, immer mächtiger von Osten und Westen die Gewässer an sich ziehend, die im Schwarzwald und den Vogesen, in den Haardtbergen und dem Odenwald, in Franken, Schwaben und Lothringen ihre Quellen haben, durch den schönsten Theil von Deutschland. Bei Schaffhausen, wo seine schäumenden Wassermassen von den Felsen herabstürzen, ist sein Jugendleben zu Ende, gemäßigter geworden, strömt er in geregelterem Laufe dahin, wenn auch bisweilen die alten Launen nicht ganz vergessend. Dann aber zieht er weiter in seiner ruhigen Größe, ein König in seiner Majestät, Tribut empfangend von Land und Volk, die er beide in gleichem Maße beglückt.

So ist der Rhein, dem noch kein andrer Strom Europa's den Rang der Schönheit streitig gemacht hat. Und tausend Empfindungen weckt sein Name in der Brust jedes Deutschen. Er ist verschwistert mit den wichtigsten Ereignissen der Geschichte des Vaterlandes, für dessen südwestliche Marken er in ruhigen Zeiten die große Heerstraße bildet, wie er in stürmischen oft deren Schutzwehr gewesen ist. Blühende Staaten, reich durch weitverzweigte Thätigkeit, umgeben ihn, bewohnt von einem Volke, welches nie den deutschen Sinn verleugnet hat. Und der deutsche Gesang und die deutsche Sage sind heimisch auch den Ufern des Rheines.

Diese Ufer erzählen ihre Geschichte, lauter denn Urkunden und Jahrbücher des Chronikenschreibers. Da liegen die Städte, jugendmuthig in ihrem Alter; da erheben sich die Kirchen, nach so manchem Raube noch reich an den herrlichsten Schätzen der Künste; da stehn die Klöster, aus denen die Bewohner gewichen sind, deren einst wohlthätige Wirksamkeit aber in Stadt und Feld und Weinberg ihre Spuren hinterlassen hat; da schauen die Burgen herab von den Höhen, in ihrer Zertrümmerung einen Spiegel vergangner Tage vorhaltend. Das sind die Blätter der rheinischen Geschichte. Und hundert Dinge erzählt man von diesen Städten und Kirchen, diesen Klöstern und Burgen, und von ihren Erbauern und Bewohnern; zum Geschehenen ge-

ſellt ſich die Sage, und das Lied erklingt, bald ernſt bald heiter, und berichtet von den Tagen und Thaten der Väter, von altem Ruhm und alter Größe, von Glück wie von Leid. Das iſt die Stimme des rheiniſchen Volkes.

Von den Nibelungen herab, von der Zeit an, wo das Chriſtenthum Wurzel zu ſchlagen begann auf dem ſuddeutſchen Boden, war die Sage dieſen Ufern treu. Eine anmuthvolle, in ein fantaſtiſches Gewand gehüllte Begleiterin, folgt ſie den Zügen des großen K es Karl, ſie berichtet von den Ottonen und den Saliern, von den an Verwirrung wie an großen Thaten reichen Zeiten der Kreuzzüge, von den hohenſtaufiſchen Herrſchern und den Tagen der Habsburger. Aber nicht immer iſt ſie auf hiſtoriſchem Boden erwachſen: auch unabhängig ſteht ſie da und greift aus dem Leben des Ritters und des Landmanns immer wechſelnde Begebenheiten. Wer die Fahrt vom Rheingau bis zum Siebengebirge macht, erblickt mit ſtets erneutem Staunen die zahlloſe Menge der Burgen, die auf jeder Höhe thronen, bald wie eines Adlers Horſt auf einem überhangenden, in jedem Moment den Einſturz drohenden Vorſprung einer Klippe eingeniſtet; bald mit ausgedehnten Mauern und ſtattlichen Thürmen den Rücken eines breitern Hügels einnehmend und zum Schutze einer tiefer liegenden Stadt beſtimmt; bald als einſame Warte auf einem die

Gegend ringsumher überschauenden Gipfel landeinwärts sich erhebend. Und kaum möchte eine darunter sein, in deren verwitterndem Gemäuer nicht die Sage wohnte, neben dem grünen Teppich, der die Steinmassen schmückt, bis er sie formlos auseinandersprengt, die einzige Lebensspur in der Verödung. Sie öffnet vor dem forschendem Auge die Hallen der Vergangenheit, von deren Thore sie den schweren Riegel wegschiebt: mit festen Zinnen versehn ist die hohe Warte, vom Schutt befreit der Burghof, in welchem die Linde grünt und blüht, geschmückt und mit fröhlichen Gästen gefüllt die Kemnate; Kaiser und Könige halten Gericht, führen den Heerbann an, entscheiden über den Kampfpreis; in den Schluchten lauern Räuber und überfallen den wehrlosen Handelsmann; um Minnesold und Ehre dient der treue Ritter; Feen und Kobolde treiben ihr Spiel, bald boshaft, bald dem Menschen dienend, wenn er gutgeartet ist; heilige Männer durchziehn lehrend und betend das Land, und aus den Klöstern erschallt frommer Gesang; der Landsknecht, Heimath und Herrn wechselnd, je nachdem wo Kampf und Löhnung ihn hinrufen, zieht mit gewichtigen Waffen vorüber, ein ungern gesehener Gast; Kriegslärm umtobt Mauer und Graben, der Landmann wie der Städter sehnt sich nach friedlichen Zeiten, und benutzt jeden Moment der Ruhe zur Erbauung der Verschönerung der Kirche, die seinen Wohnort

ziert, und die ſich von ferne ſchon mit hohem Thurm und melodiſchem Glockenläuten als das Palladium, das Liebſte und ſorgſamſt Gehegte im Glück wie in der Noth, verkündet. Und es iſt nicht immer ein bloßer Traum von der Vergangenheit. Mit eignen Augen ſehn wir ſie. Feſt und innig iſt ſie mit der Gegenwart verwachſen. Ein Gang durch manche rheiniſche Stadt iſt belehrender denn eine Vorleſung über das Mittelalter. Ueberall ſtößt das Auge auf denkwürdige, durch eigenthümliche Schönheit ausgezeichnete, oder durch daran haftende Erinnerungen bemerkenswerthe Bauten. Sind auch des großen Karls Kaiſerpaläſte zu Ingelheim und Aachen faſt bis auf die letzte Spur verſchwunden, iſt der Königſtuhl zu Rhenſe durch frevelnde Hand zerſtört, ſandte das Nachbarland mordbrenneriſche Rotten, um die rheiniſchen Ufer in eine Einöde zu verwandeln: noch ſtehn Denkmale der herrlichſten Baukunſt, die Dome und Kirchen von Altenberg, Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Oberweſel, Mainz, Frankfurt, Oppenheim, Worms und Speyer; noch trotzt der Zerſtörung, auch in ſeiner Verwaiſung, das Heidelberger Schloß, der ſchönſte rheiniſche Fürſtenſitz, und, Hohenſchwangau im Baierland, wie dem nachbarlichen Stolzenfels ein Muſter, erhob ſich aus ſeinen Trümmern der Rheinſtein, wiedergeboren zu einem heitern Daſein, von ſorgſam treuer Hand gepflegt und geſchmückt, unter dem Schutz der mächtigen

Adlerſchwingen eine gaſtliche Burg für ein teutſches Geſchlecht, freudig begrüßt von zahlloſen Wandrern, welche jeder neue Frühling zu dieſen auch im Ernſt und in der Einſamkeit ſchönen Ufern lockt.

Wir ſtehn auf einem reichen Boden. Der Schacht iſt tief und ergiebig: wo der Bergmann anklopft, findet er Erz. Nichts iſt bedeutungslos. Während jenes auf einen Charakterzug irgend eines bedeutenden Mannes ſich gründet, den der Annaliſt überſehn, auf eine Begebenheit in ſeinem häuslichen Leben, die man nicht für wichtig genug gehalten, in lateiniſchen Chroniken neben der Erzählung großer Thaten zu ſtehn: bezieht dieſes ſich auf eine abgelegte Sitte des Volkes, auf ein einſt Geglaubtes, auf ein Erlebtes, Vorübergegangenes, Vergeſſenes. Was uns fabelhaft erſcheint, hatte ſeinen Grund; und betrachten wir es näher, ſtreifen wir ihm das fremde, ſeltſame, abenteuerliche Gewand ab, ſo erläutert es nicht ſelten das, was wir noch heut ſehn, und nach deſſen Urſprung und Herkunft wir vielleicht lange vergeblich geſucht haben.

Zieht der Landſchaftmaler am Strome dahin, ſo bieten ſeinem Auge ſo viele reizende Bilder ſich dar, daß er nicht weiß, welchen er den Vorzug ſchenken ſoll, wenn es drauf ankommt, ihre Umriſſe auf ſeinen Blättern feſtzuhalten. Sieht der Erzähler ſich um nach Gegenſtänden für ſeine Darſtellung, ſo findet er ſo viele,

daß sein Gedächtniß ihm untreu zu werden droht. Es kommt auf die Wahl an unter diesem Reichthum. Wo aber so viel ist, wird die Wahl schwer.

Fleißige und gewissenhafte Sammler und Forscher haben längst die Masse des Stoffes ans Licht gezogen, untersucht, gesichtet. Es wäre überflüssig, bei Erwähnung geschichtlicher Arbeiten auf Schöpflins, Kremers, Schannats, Widders, Bodmanns, Vogts, Dahls, u. v. A. Verdienste aufmerksam machen zu wollen: fast jede einzelne Stadt und viele einzelne Burgen haben ihren Geschichtschreiber gefunden. Hier, wo nur der romantische Theil der rheinländischen Historie in Betracht kommt, möge auch nur von den Vorgängern hiebei die Rede sein. Niclas Vogt verschmähte es nicht, in seinem großen Werke, das erst jetzt, nach des verdienstvollen Verfassers Tode, ganz bekannt gemacht werden wird, die Sagen und Legenden zu erzählen, welche im Munde des Volkes leben; Alois Schreiber veranstaltete die umfassendste Sammlung, mit besonderer Berücksichtigung der oberrheinischen Gegenden, und durch schlichte Darstellungsweise die zahlreichen Freunde verdienend, welche sie sich erworben hat. Wo der Poesie ein so ergiebiger Stoff geboten ist, konnte sie nicht feiern: wir begegnen den berühmtesten Namen deutscher Dichtung auf den Ufern des vaterländischen Stromes, und wie bedeutend die Ausbeute gewesen ist, hat erst neulich

die schöne und dankenswerthe Sammlung von Karl Simrock gezeigt, zu welcher dennoch eine nicht geringe Nachlese gehalten werden könnte.

Was nun das hiemit dargebotene und eingeführte Buch betrifft, so hat der Herausgeber, durch die freundliche Theilnahme geachteter Schriftsteller und Landsleute unterstützt, den Zweck gehabt, vorzugweise solche Sagen zu wählen, die eine weitere Ausführung in Erzählungsform zulassen: einestheils, weil er eine Einschränkung in Hinsicht des durch die Aufnahme der bisher zu wenig beachteten niederrheinischen Sagen sich mehrenden Stoffes für nöthig hielt, andrerseits weil es ihm ersprießlich schien, durch eingewobene Schilderungen der Oertlichkeit wie durch Benutzung historischer Data die Skizzen zu kleinen Gemälden abzurunden. Es konnte indeß dabei ebensowenig seine Absicht sein, sich streng an die Geschichte zu halten (was etwa nur in der Erzählung von der heil. Hildegardis und in der von der Seckenheimer Schlacht der Fall ist), als das Gebiet des historischen Romans zu betreten. Ob erreicht worden, was er und seine Mitarbeiter sich versetzten: einen Begleiter auf der Rheinreise, ein Erinnerungsbuch für den Heimgekehrten zu liefern, mögen Andere entscheiden. Eine zweite Beschrankung ist eine geografische. Der Leser wird hier nämlich vom Niederlande her stromaufwärts geführt, bis da wo der Neckar seinen Namen

verliert, und Heidelberg mit seinen Schloßthürmen, Speyer mit dem Dom, in welchem die Kaiser schlafen, sich in den Fluthen spiegeln. Die oberrheinischen Gegenden sind ausgeschlossen — aber man besucht die Orte, wo der große Kaiser sein ruhmvolles Leben geendet, die wilden Eifelstriche, den Taunus und Odenwald, und den Neckar bis Heilbronn, reich an Erinnerungen aus der Zeit des Ritterthums. — Der Herausgeber hatte sich ursprünglich vorgenommen, diesem Buche eine Reihe geschichtlicher und topographischer, wie auch literarischer Erläuterungen als Nachtrag beizugeben. Seine Entfernung von der Heimath wie von den zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen nöthigt ihn jetzt, wo die Nachricht, daß die Einsendung dieses Vorwortes verlangt werde, ihn überrascht, davon abzustehn. Er muß sich also begnügen, vorerst darauf aufmerksam zu machen, daß einige wenige Stücke der Sammlung (25, 27, 46, 49) den Werken von Vogt, Schreiber und Grimm (Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße u. s. w.) entlehnt sind; zwei andere, Bearbeitungen nach dem Französischen (in den Promenades d'un artiste) mögen hier als Probe stehn, wie ein talentvoller Ausländer den Geist deutscher Sage aufgefaßt hat. Aehnliche Versuche sind nicht immer geglückt, am wenigsten dem Irländer Colley Grattan, einem sonst gewandten Erzähler. Planché's Büchlein (Lays and Legends of

the Rhine) ist wenig beachtet worden; Bulwer, von dem eine Geschichte (die Brüder) in einigen Theilen benutzt worden, hat zu viel Fremdartiges hineingemischt. — Bei der Erzählung von der h. Ursula, muß auf Reverbergs Buch mit seinen Erläuterungen Hemlingscher Bilder verwiesen werden; bei der Geschichte vom Kölner Dombau, vom Herrmann Gryn, vom Magus Albertus und von der wiedererstandenen Richmodis, auf das Kölner altdeutsche Taschenbuch, Rousseau's Domlieder, Weydens Vorzeit Kölns. Die Sage von Fastradens Ring erzählt schon Petrarca in einem Briefe an seinen Freund Colonna; die von der Abtei Steinfeld gründet sich auf eine Chronik in Versen. Die übrigen bedürfen nur weniger Erläuterungen, die man in Dahl's Panorama und seiner Schrift über die h. Hildegard, in Rousseau's Purpurvielen der Heiligen, in dem Sagenkranz des Fräulein von Stolterfoth, in C. G. Brauns Schriften, in Gottschalks Ritterburgen, Schreibers Rheinreise und endlich in den größern Werken über deutsche Geschichte findet. Karl und Elegast ist eine freie Bearbeitung des alt-niederdeutschen, neuerlich von H. Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen Gedichtes. Ueber die Sagen des östlichen Ufers und des Neckars und deren Localität, geben die mit Dank benutzten Schriften von Gerning, Grimm, Kirchner, Jäger, v. Leonhard u. A.

reichliche Auskunft. — Die Nibelungensage, nach dem Volksbuche und dem Epos als umfassende Skizze, dem Zwecke gemäß bearbeitet, begrenzt, so weit sie dem Rheinlande angehört, die in diesen Darstellungen durchmessene Bahn so ziemlich an Anfang und Ende, und bildet hier, da das Burgundische Worms der Hauptschauplatz der Tragödie ist, den Schlußstein.

Der Herausgeber kann sich einer eigenthümlichen Empfindung nicht erwehren, indem er, umgeben von Szenen und Denkmälern einer andern Größe und eines andern Ruhmes, unter verschiedenartigen und dem gegenwärtigen Gegenstande ferneliegenden Studien und Beschäftigungen, diese Zeilen schreibt und im Begriffe steht, sie über die Alpen zu senden, um ein Buch einzuleiten, welches während eines einstweiligen Aufenthalts in Deutschland in den Jahren 1835 und 36 entstand. Wohin er auch den Pilgerstab gesetzt haben mag, nirgend und nie verließ ihn die Erinnerung an die Schönheit der Heimath.

Rom, am Neujahrstage, 1837.

Rheinlands Sagen,

Geſchichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

St. Gertradens Minne.

Was heißt Minne? — Eigentlich Gedenken; denn es war eine Zeit, wo *Lieben* — und die Liebe in treuem Herzen *bewahren* — als untrennbar von einander gedacht wurden, wo — wie Jeder, der *minnen* konnte, auch lieben mußte, — so Jeder, der geliebt hatte, auch minnen mußte. Die Zeit ist längst vorbei, und jetzt ist es freilich ein himmelweiter Unterschied, — zu *lieben* oder die Liebe im heiligen stillen Andenken aufzubewahren; aber das Wort „Minnen" für „Lieben" ist geblieben. — Nur bei den *Dänen* noch heißt *Minde*: Gedenken, und eine Menge Gärtchen, Gütchen, Denkmale werden Christians-, Frederik's-, Louisens-Minde genannt, welches so viel bedeutet als Souvenir de Chrétien ꝛc. (Wir Deutschen haben, nachdem das Wort seine ursprüngliche Bedeutung veränderte, kein entsprechendes mehr, sonst würde nicht auf tausend Nadelbüchschen und Brieftaschen Souvenir stehen, sondern *Minne*.)

Es gibt Menschen, die den Glauben heger, ein recht lebhaftes Gedenken eines Lieben übe eine Art von Zauber auf denselben, so daß seine Seele gezwungen sei, in diesem Augenblicke bei demjenigen zu sein, der mit seiner Minne beschäftigt ist. Daß ein solcher Glaube seinen guten Grund hat, wird die Geschichte von Gertrudens Minne alsbald offenbaren. — Auch gibt es andere Menschen, welche glauben, daß — da Jehovah dem Noah den Weinstock gezeigt habe, bald nachdem die Wasser der Sündfluth sich verlaufen hatten — so sei dieser gleich dem Regenbogen eine Art Bundeszeichen zwischen der Gottheit und dem Erdgebornen, und man müsse keine Gelegenheit versäumen, um seinen geheiligten Saft zu trinken. Eigends von Gott Begünstigte haben von jeher einen besondern Segen in der heiligen Traube gefunden, zumal wenn ihr Saft gepreßt war und gegohren hatte; und in vielen Weinländern geht die Sage, daß nicht nur alles Gift im Weine die verderbliche Kraft verliere, sondern daß auch der dem Andenken frommer Seelen geweihte Trank gegen Unheil aller Art den besten Schutz gewähre (besonders wenn der Wein unverfälscht und von edlem Gewächse ist). Ueberall ist man dieser Meinung befreundet und spendet gern dem Scheidenden, oder demjenigen, der etwas von Wichtigkeit unternimmt, einen Weihetrunk; aber nirgends ist dieser Glaube so eingewurzelt wie am Rhein, wo man nicht gern irgend eine Gelegenheit vorüber gehen läßt, dem Scheidenden, Kommenden oder Weilenden einen Becher Weins zu reichen und mit zu genießen. Mancher Unerfahrene nennt daher die Rheinländer arge Schlemmer

und Trinker; aber dem Geschichtskundigen und besonders dem, der gern in den alten Büchern und Pergamenten, die den Vater Rhein umgeben, blättert, muß es bald kund werden, daß die Rheinländer nicht trinken, sondern — St. Gertrudens Minne feiern, wie die Vorfahren schon Odins und Freia's Minne feierten. — Folgende Sage mag jeden Zweifler noch vollends bekehren.

Als die heilige Gertrud noch ein, obwohl sittsames, doch der Welt angehörendes Mägdlein war, führte sie ihren Namen Gertrud, die Vielgeliebte, mit vollem Rechte, denn Jeder, der die Jungfrau erblickte, fühlte den süßen Zauber ihres holdseligen Wesens. Besonders gab sich ihr ein Ritter, stolzen Namens und tapferer Thaten, dergestalt zu eigen, daß er seinen Sinn von allem andern Thun und Treiben ab- und einzig der holden Königin seines Herzens zuwandte, obgleich dieselbe noch durchaus jung an Jahren und er wohl dem Löwen zu vergleichen war, der sich von der Hand eines Kindes leiten läßt.

Gertrud war über alle Maßen mildthätig, eine Tugend, die sich bei ihr schon in den frühsten Jahren entwickelte, so daß sie zu wiederholten Malen im bloßen Hemdchen von ihren kleinen Streifereien heimkam, weil sie Alles, was sie auf sich trug, den Armen geschenkt hatte. Später zwar verbot ihr die Sittsamkeit eine solche Handlungsweise, indessen war sie durch ihre gränzenlose Freigebigkeit immer so arm an Baarschaft und Kleinodien, daß sie nicht selten einen Nothleidenden

unbeschenkt entlassen mußte, was ihr jedesmal so tiefen Kummer verursachte, daß sie den ganzen Tag in Thränen zubrachte.

An einem jener Tage, als sich eine arme Hausmutter, deren Mann erkrankt war, in ihrer höchsten Bedrängniß an sie gewendet hatte, wagte es der Ritter, ihr ein Geschmeide, das er bei sich trug, zur Hülfe für die Nothleidenden anzutragen; sie ergriff es mit dankbarer Begierde und eilte schnell damit in die Hütte der Armuth, wo sie den edlen Geber nannte, und den Haushalt in Freuden verließ. Der Ritter wollte anfangs Hoffnung für seine eigenen Werbungen aus der Hast entnehmen, mit der die Jungfrau die Gabe ergriff, aber wenige Tage belehrten ihn, daß durchaus nur Gertrudens Mildthätigkeit und keine irdische Liebe Theil hatte an ihrer Willfährigkeit, sich ihm zu verpflichten. Dennoch beglückte ihn die Freudigkeit, mit der die Vielgeliebte alle Gaben aus seiner Hand annahm, um sie augenblicklich wieder zu vertheilen, so sehr, daß er sein Vermögen nicht schonte, um ihr immer häufigere Spenden zukommen zu lassen. Es hatte sich durch dieses gemeinschaftliche Wirken für die Nothleidenden eine sehr innige Freundschaft für den Ritter in Gertrudens Herzen geregt, die indessen viel zu arglos war, um zu ahnen, daß ihre eigene schöne Gestalt den Ritter zur Liebe entflammt haben könne, — so daß sie seiner Handlungsweise keine anderen Beweggründe beilegte, als diejenigen, deren sie sich bei der ihrigen bewußt war.

Als Gertrud achtzehn Jahre zählte, theilte sie ihrem Freunde eines Tages mit, wie sie entschlossen sei, ihr

Leben ihrem lieben Herrn Jesu und seinem von ihr besonders verehrten Jünger Johannes zu widmen, und daher sich in ein Kloster von der Welt zurückziehen wolle. Die Weise der Jungfrau bei diesem Bekenntniß war so rein und überirdisch, daß der Ritter sich scheute, ihr seinen tiefen Kummer über den Vorsatz mitzutheilen, nur wagte er es sie zu fragen, ob sie denn nicht mit einigem Schmerz auf die Aussicht verzichte, einen Mann zu beglücken und Kinder an ihre Brust zu drücken; worauf die Jungfrau ohne zu erröthen in holder Unbefangenheit erwiederte: daß sie nie einem Irdischen so zugethan sein könne, wie ihrem lieben St. Johannes, und daß sie schon jetzt Kinder wie Sand am Meere habe, da jeder Nothleidende ihr Kind sei. — Der Ritter fühlte, daß er vor solchen Nebenbuhlern verstummen mußte, und beschwichtigte seinen Schmerz. Er sah Getruden von der Burg ihrer Väter Abschied nehmen und in das Kloster ziehen. Sein einziges Glück bestand von jetzt an darin, die Jungfrau seiner Liebe von Zeit zu Zeit zu sehen, was die milde Regel des Ordens nicht verwehrte, wo er dann jedesmal nicht ihr, — denn das war ihm nicht mehr gestattet, — sondern ihrem Kloster reiche Geschenke darbrachte. Gertrud freute sich eines jeden solchen Besuches herzlich, und schloß ihren Freund täglich in ihr Gebet dermaßen ein, daß das Gefühl der Empfängerin immer rein und Gott gefällig blieb, während der Geber wohl fühlte, daß ihm bei seinen Spenden weniger an den armen Nothleidenden lag, als an der holden Jungfrau, deren Dank ihn erfreute. Auch ruhte für ihn kein Segen auf seinem, seit geraumer Zeit mit

Nachlässigkeit verwalteten Vermögen, und da er für keinen Zufluß von anderer Seite Sorge trug, so ward der Strom seines Reichthums nach und nach immer seichter, und bald war der letzte Tropfen in Gertrudens Kloster geflossen. —

Eine düstre Verzweiflung bemächtigte sich bei dieser Entdeckung des Ritters, denn wie sollte er sich jetzt ihren Dank verdienen. Er sattelte sein Roß und machte einen wilden Ritt auf die Heide, immer bei sich erwägend, wie er es möglich machen möchte, durch seine gewohnte Freigebigkeit auch ferner Gertrudens holdes Lächeln zu gewinnen. — Da scheute auf einmal sein Roß vor einem Dornenbusche, und als es noch schnaufend davor stand, erhob sich ein grüner Jäger mit einem mißgestalteten Beine und einer Hahnenfeder auf der Mütze, der hinter dem Busche geruht zu haben schien. Der Grüne wußte bald ein Gespräch einzuleiten, und war in nicht zu langer Frist so weit mit dem Ritter gekommen, daß er der Vertraute aller seiner Sorgen war. — „Dafür, meinte der pferdefüßige Gast, gibt es Rath; alle Schätze der Erde stehen mir zu Gebote, und kein Bergmann versteht so tief zu graben, als ich. Seht dies Pergament, das mir nach 7 Jahren erst Eure Seele zu eigen gibt, wenn Ihr's mit Eurem Blute unterschreibt. Besinnt Euch nicht lange, und diese 7 Jahre hindurch sollt Ihr haben — was Euer Herz begehrt." —

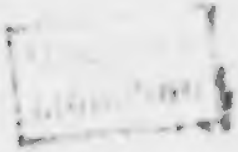
Der Ritter dachte nicht an seiner Seele Heil, sondern nur an Gertrudens Dank, wenn sie sich durch ihn in den Stand gesetzt sähe, allen Armen, von denen sie

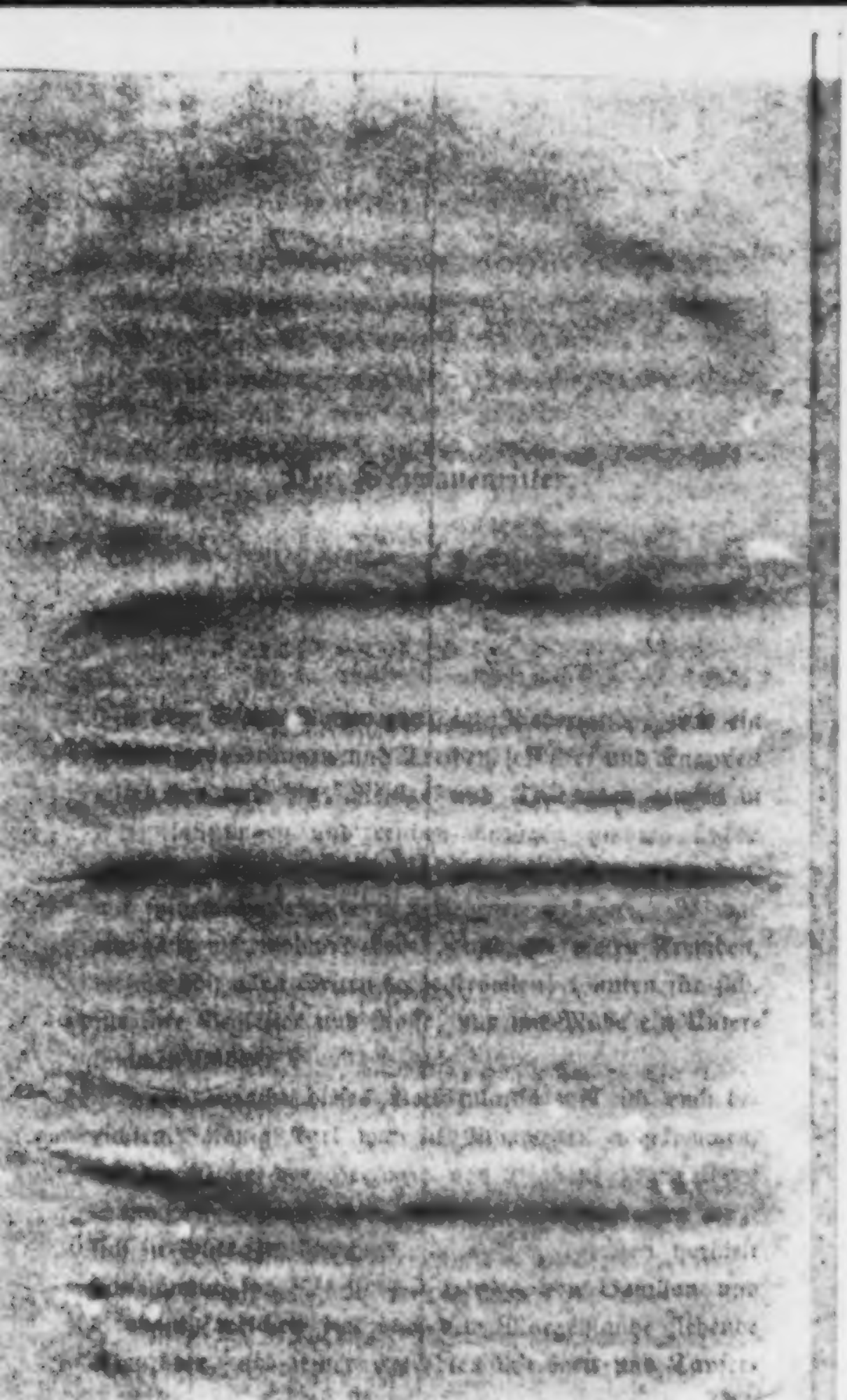
nur irgend hören könnte, zu helfen. Und schnell ritzte er sich eine Ader auf und ergab sich dem Teufel, indem er die Hahnenfeder des Grünen, die dieser zierlich zugespitzt von seiner Mütze nahm, in sein rothes Blut tauchte und seinen Namen an das Ende des Pergaments setzte.

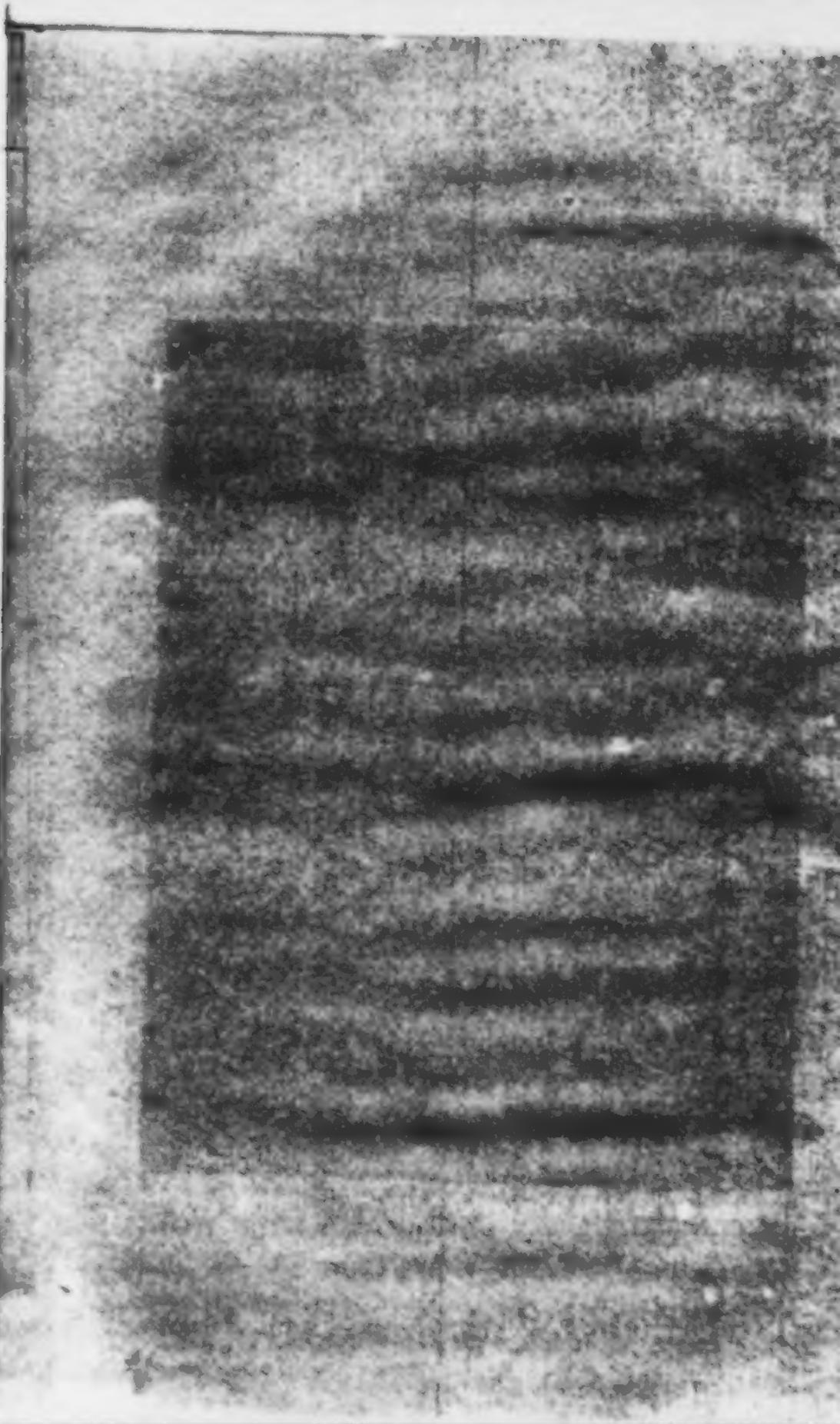
Jetzt eilte er heim und fand seine Geldkisten gefüllt — und jemehr er dem Kloster schenkte, desto reicher ward er. Aber nie berührte er zu seinem eigenen Bedarf einen Heller von dem gefährlichen Schatze, und lebte nach wie vor in Einfachheit und strenger Entsagung.

So vergingen 7 Jahre, und Gertrud war Aebtissin ihres Klosters geworden, ohne daß ihre geistliche Standes-Erhöhung den freundschaftlichen Verkehr mit ihrem Ritter im mindesten unterbrochen hatte. — Der Tag, wo alle Herrlichkeit des Armen ein Ende haben sollte, war heran genaht, und der Ritter beschloß den Morgen noch einmal zu Gertrud zu gehen, um dann den Nachmittag zur Hölle zu fahren. — Als er scheiden wollte, kündigte er an, daß er am Vorabend einer großen Reise sei, und seine Freundin wohl lange nicht wiedersehen werde. Gertrud sagte: „Des Herrn Wille geschehe! Aber eins müßt Ihr mir nicht abschlagen, vor dieser weiten Reise: nämlich noch einmal unter St. Johannes Weihe, auf meine Minne zu trinken, denn ich möchte wohl sicher sein, daß Ihr in der Ferne meiner nicht vergäßet, wie Euch denn auch andererseits der Weihetrank meines Heiligen vor allem Uebel bewahren wird." —

Mit zerknirſchtem Herzen trank der unglückliche Ritter Gertrudens Minne, ſchwang ſich auf's Roß und ſprengte mit verhängtem Zügel jener Heide zu, wo er ſein Verderben zu finden gewärtig war. Auch ſah er ſchon von Weitem den grünen Jäger, mit ſeiner Pergamentrolle in der Hand, am Dornbuſche ſtehen, und er zog den Zügel an und ritt langſamer, Gertrudens mit innerer Seelenangſt gedenkend, hinan. Da prallte plötzlich der Grüne einige Schritte zurück, und rief, indem er das Pergament von ſich warf: „Da habt Ihr Euren Kontrakt zurück; — ſie ſitzt ja hinter Euch mit ihrem Heiligenſchein und wehrt mich ab.“ — Und mit dieſen zornig geſprochenen Worten war der Jäger verſchwunden, und auf der kahlen Heide war nichts zu ſehen als das zerknitterte Pergament. — Der Ritter ritt nach Hauſe und fand in ſeinen Kiſten den ganzen Schatz unverſehrt liegen. — St. Gertrudens Minne hatte ihn geheiligt.







Der Schwanenritter.

(Hierzu das Bild 1, erfunden von H. Plüddemann, gestochen von Ch. L. Schuler.)

In der Stadt Nymwegen, im Niederlande, war ein gewaltiges Drängen und Treiben. Ritter und Knappen eilten her und hin, Reisige und Trabanten gingen in ihren Rüstungen und reichen Anzügen umher, schöne Frauen füllten von früh bis spät die Ecken der hohen, mit spitzen Giebeldächern versehenen Häuser. Es war ein ganz ungewohntes Leben, und die vielen Fremden, welche von allen Seiten herbeiströmten, konnten für sich, für ihre Begleiter und Rosse, nur mit Mühe ein Unterkommen finden.

Die Ursache dieses Volkszulaufs will ich euch berichten. König Karl war in Nymwegen angekommen, um die Klage der Herzogin von Brabant gegen ihren Schwager zu vernehmen, und ihre Streitsache wo möglich in Güte zu schlichten. Die Angelegenheit verhielt sich nämlich so: Gottfried, Herzog von Bouillon und Brabant, welchen das nach dem Morgenlande ziehende Kreuzheer, um seiner erprobten Weisheit und Tapfer-

keit willen, zu seinem Anführer erwählt, und welcher sich durch die Eroberung Jerusalems und Befreiung der heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen zum gefeiertsten Helden der Christenheit emporgeschwungen hatte, war in Palästina ohne Hinterlassung männlicher Erben gestorben. Er hatte jedoch in einer von seinen Vasallen genehmigten Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben solle. Hieran kehrte sich aber Gottfrieds Bruder, der mächtige Sachsenherzog, nicht: er berief sich auf das Salische Gesetz, welches die Weiber von der Nachfolge in der Regierung ausschließt, und bemächtigte sich des Landes, über welches sein Bruder geherrscht, nicht achtend auf die Vorstellungen und Klagen der Wittwe und Waise, welche endlich an den König selbst sich zu wenden beschlossen.

Auch der Herzog von Sachsen war nach Nymwegen gekommen, und stand der gegen ihn erhobenen Klage Antwort. Als nun eben das Gericht angehen sollte, wobei die meisten der Anwesenden wohl im Herzen zu Gunsten der verwittweten Herzogin und ihrer schönen Tochter Beatrix sich aussprachen, aus natürlichem Mitgefühl für die trauernden Frauen, — aber doch an einem guten Ausgange ihrer Angelegenheit verzweifelten, da erhob sich ein großes Getöse, ein Schreien und Rufen, das vom Ufer des Rheines herzukommen schien. Und als der König nebst vielen Andern an das Fenster trat, um die Ursache des Tumults zu erforschen, siehe, da erblickte er einen schneeweißen Schwan, der das Wasser heraufschwamm, und an einer silbernen Kette ein Schifflein nach sich zog. In dem Schifflein aber schlief ein Ritter, sein

Haupt ruhte auf dem Schilde, neben ihm lagen Helm, Halsberg und Panzerhosen. Der Schwan zog die schwere Last als ein guter Seemann durch die Fluth und gegen die Strömung an, denn das Schifflein hatte weder Segel noch Mastbaum. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich über die seltsame Erscheinung, und als das Schifflein sich dem Gestade näherte, vergaß Jedermann die Klage der Frauen und lief hinab an's Ufer, wo das Volk dichtgedrängt stand, und mit manchem Ausruf des Erstaunens dem Wunder zusah. Unterdessen war der Ritter erwacht, hatte seine Rüstung angelegt und war an's Land gestiegen. Der König empfing ihn freundlich, nahm ihn bei der Hand und geleitete ihn nach der Burg. Da wandte sich der Ritter um zu dem Vogel, der mit ihm gekommen war, und verabschiedete ihn mit den Worten: Fliege wieder heim, lieber Schwan; wenn ich dein künftig bedarf, kann ich dir wohl wieder rufen, und du kehrest getreulich zu mir zurück. Kaum hatte der Schwan die Anrede vernommen, so schlug er mit dem blendendweißen Flügelpaar, hob seinen Hals und war in wenig Augenblicken mit dem Schifflein Aller Augen entrückt. Jeder schaute den fremden Gast neugierig an, und manches Wort flüsterte ein Nachbar dem andern ins Ohr, denn das Abentheuer schien ihnen gar zu räthselhaft. Karl trat wieder in den hohen Saal und nahm seinen frühern Sitz ein, worauf er den Streitenden zuwinkte, mit der Darlegung ihrer Gründe zu beginnen; dem Fremdling aber, dessen Ankunft das Gericht unterbrochen hatte, wies er einen Platz unter den übrigen Fürsten und Großen an.

Die Herzogin von Brabant, ihre Tochter Beatrix an ihrer Seite, hub nun an ihre Klage ausführlich vorzutragen, indem sie sich auf den Erbvertrag ihres verstorbenen Gemahls berief, in welchen alle seine Lehnsleute eingewilligt. Hierauf vertheidigte sich der Herzog von Sachsen, indem er als Bestätigung seiner Ansprüche und Rechtfertigung seiner Besitznahme der brüderlichen Lande, auf das allgemeine beobachtete Herkommen und die bestehenden Rechtsverhältnisse sich bezog. Und als er sah, daß der König zauderte, und nicht wußte welchen Entschluß er zu fassen habe, da erbot er sich zum Kampfe für sein Recht, und forderte, die Herzogin solle ihm einen Ritter entgegenstellen, das ihrige zu beweisen.

Karl gab dem Vorschlag seine Zustimmung, denn, in Wahrheit, er sah sich dadurch aus einer peinlichen Verlegenheit gerissen, indem er die Entscheidung vom Waffenglück abhängig werden ließ. Die Herzogin hingegen erschrak heftig: der Herzog von Sachsen war ein streitbarer Held und von Wuchs schier ein Riese, so daß Niemand ihn zu bestehen wagte. Vergebens ließ sie die Augen im Kreise schweifen; sie begegneten wohl mitleidigen Blicken, fanden aber Niemand, der sich für sie zu kämpfen erboten hätte. Beatrix weinte und sprach: „So müssen wir denn verderben und unsern Gegner triumphiren sehen, weil kein Ritter das Schwert für uns erheben will!“ Da trat der Jüngling, welchen der Schwan an's Land gezogen hatte, vor den König und gelobte, der Frauen Kämpfer zu sein.

Ein schwerer Stein fiel von der Brust mancher, die es vernahmen, obgleich Viele fürchteten, der Fremde,

hochgewachsen, aber mehr schlank denn kräftig, werde dem Herzoge nicht gewachsen sein. Die beiden Frauen, welche schon am guten Ausgang ihrer Sache verzweifelten, hatten nur stummen Dank im Blicke. Auf dem freien Platze vor der Königspfalz wurden sogleich Schranken errichtet; der Sachsenfürst und der Schwanenritter gingen, sich vollständig zu rüsten, und erschienen bald darauf wieder mit heruntergelassenem Visir. Eine unzählige Menschenmenge umgab die herumstehenden Edeln und Trabanten, welche nur mit Mühe das Volk zurückhielten. Der Kampf war lang und hartnäckig, denn Beide führten ihre Waffen mit großer Kraft und Gewandtheit; endlich traf ein gewaltiger Hieb den Helm des Herzogs, er taumelte und sank nach ein Paar Augenblicken zu Boden. Als man sein Visier öffnete, war er verschieden.

Da begrüßte lauter Zuruf den Sieger; der König verließ seinen hohen Sitz und führte ihn in den Saal zu den Frauen, welche mit der größten Herzensangst dem Ausgange entgegen geharrt hatten. Mit welchen Dankesbezeugungen empfingen sie ihren Ritter! Karl sprach nun der Herzogin ihr Erbe zu, das kein Gegner oder Verwandter mehr in Anspruch nahm, und als Alle auseinander gingen, nachdem sie ihr Glück gewünscht zum guten Erfolge, folgte der Fremde gerne der Einladung der Frauen, ihnen auf der Rückkehr nach Cleve, wo sie zu wohnen pflegten, das Geleite zu geben.

In der Burg zu Cleve nun verlebte der Schwanenritter, den man unter keinem andern Namen kannte, glückliche Tage. Das Volk pries ihn, wo er sich sehen ließ, denn es liebte die Herzogin und sah in ihm ihren

Erlöser. Die Blicke der schönen Beatrix gestanden ihm bald, daß mehr noch als das Gefühl der Dankbarkeit sie an ihn fessele: mit Freuden sah die Mutter die Neigung, welche Beide verband, denn nun wußte sie, daß sie auch ihrem Lande und Volke einen Helden und Edelgesinnten schenken könne, zum Ersatz für den Verlust ihres tapfern und frommen Gemahls. Nicht lange Zeit verging, so war Beatrix die beglückte Braut des Ritters; aber er steckte ihr nicht eher den Ring an, bis sie ihm die heilige Versicherung gegeben hatte, daß sie nie und zu keiner Zeit fragen werde, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei. Wenn sie es thue, so werde sie ihn unwiederbringlich verlieren: sein Geschick sei an diese Frage geknüpft.

Jahre vergingen. Das Land war ruhig und glücklich, denn der Ritter regierte es mit Milde und Festigkeit, und der Ruf seiner Weisheit und Tapferkeit, welcher sich überall hin verbreitet hatte, hielt jeden Feind von seinen Grenzen ab. Beatrix war Mutter zweier Knaben geworden, die zu werden versprachen, wie ihr edler Vater. Oft hatte sie in stillen Stunden darüber nachgesonnen, was es wohl sein könne, das ihren Gatten abhalte, seine Herkunft wissen zu lassen. Mehr denn einmal schwebte die Frage ihr auf den Lippen, aber die Furcht sowohl als ihr gegebenes Versprechen hielten sie zurück. Nachdem aber viele Zeit verflossen war, und sie endlich nicht mehr ertragen konnte, daß sie nicht wissen sollte, wer ihrer Kinder Vater sei, that sie einst in der Nacht die verbotene Frage. Da erschrak der Ritter aufs äußerste. Beatrix, sprach er mit

wehmüthiger Stimme, Du ſelbſt haſt nun Dein und mein Glück vernichtet. Ich muß von hinnen, wie ich Dir einſt am Trauungstage ſagte — nichts vermag mich hier zu halten.

Kaum war der Morgen angebrochen, ſo war die ganze herzogliche Burg von Cleve in Bewegung. — Die Herzogin war ein Bild des größten Jammers; ihr Gemahl ging ſtumm und ernſt durch die Räume umher, um Abſchied zu nehmen von den Orten, die ſein Glück geſehen. Als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, da ſah man einen Schwan den Strom herauf ſchwimmen, ein Schifflein nach ſich ziehend. Der Ritter legte dieſelbe Rüſtung an, in welcher er an jenem verhängnißvollen Tage nach Nymwegen gekommen war, ließ ſich ſeine beiden Kinder bringen und küßte ſie, ſchloß die verzweifelnde Mutter noch einmal in ſeine Arme, und trat dann hinaus auf den Platz, der an den Rhein ſtieß. Der Schwan war bis an's Ufer geſchwommen und ſchien dort zu harren; alle Bewohner der Stadt hatten ſich verſammelt: ſie fielen ihrem Herrn zu Füßen, und baten ihn flehend, er möge bei ihnen bleiben und ſie nicht verlaſſen. Aber die Erfüllung deſſen, was ſie verlangten, hing nicht ab von ſeinem Willen. Der Ritter ſprach noch einige Worte des Abſchiedes, indem er ihnen dankte für ihre Anhänglichkeit und Treue, und ertheilte dann dem ganzen Volke ſeinen Segen. Hierauf trat er in's Schiff, warf noch einen letzten Blick auf die Burg und auf die ihm voll Bekümmerniß Nachſchauenden, fuhr den Rhein hinunter und kehrte nimmer wieder.

Beatrix kam Anfangs das ganze Ereigniß wie ein Traum vor. Ach, es war nur zu traurige Wahrheit. Nichts vermochte sie zu erheitern und zu trösten, und ihre Mutter, die alte Herzogin, mußte noch am Lebensabende den Schmerz haben, ihre einzige geliebte Tochter dahinwelken zu sehen, im Lenze ihrer Tage und der Blüthe ihrer Schönheit. Oft sah man sie von früh bis spät auf dem Söller der hohen Burg sitzen, den Busen voll Gram und Reue, das Haupt auf die Hand gestützt, den Blick sehnsüchtig nach der Gegend hingewandt, wo ihr edler Gatte verschwunden war. Bisweilen, wenn ein weißes Segel in der Ferne auftauchte, pochte lauter ihr Herz, denn da hoffte sie, er könne wiederkehren. Aber es war vergebens. So gingen nicht viele Monde vorüber, da hatte sie sich zu Tode gehärmt, und die Ihrigen beweinten den doppelten Verlust.

Die Herzogin, allein geblieben in der verwaisten Burg, zog ihre Enkel in Gottesfurcht und edlen Gesinnungen auf. Aus ihrem Saamen stammten mehrere Geschlechter, die von Geldern sowohl als von Cleve, die Grafen von Rheineck und manche andere am schönen Rhein; alle führen den Schwan im Wappen, zur Erinnerung an ihren Ursprung. Das Schloß zu Cleve hat zwar längst seine angestammten Beherrscher verloren, aber auf seinem hohen Thurme steht noch der Schwan, weit umherschauend über Strom und Land, und heute noch knüpft sich das Andenken des unbekannten Ritters und der schönen Beatrix an diesen Schwanenthurm.

Die Solinger Klingen.

Es war der Christfestmorgen des Jahres 1361, als, während noch der Morgenstern hell am unbewölkten Himmel glänzte, zu Solingen die Kirchglocken gar heiter läuteten, die Kerzen auf den Altären brannten und in der Kirche zu den feierlichen Tönen der Orgel der Gesang der Gemeinde erklang, in herzerhebender Andacht das Jahresfest der Geburt des Herrn und Heilandes zu begehen. Noch war der Gesang nicht verklungen, als ein Mägdlein hastig aus der Kirchenpforte trat, und ängstlich um sich schauend und lauschend die Stufen des Gotteshauses hinabstieg. Auf dem Kirchhofe blieb sie stehen, und ließ, während Gesang und Orgelspiel noch forttönten, das Haupt sinken. Bald aber erhob sie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenstern hell herunieder leuchtete, und sprach betend:

„Du weißt es, wie meine Mutter auf ihrem Todeslager Severins Hand in die meinige legte, und mit ſchon brechender Stimme ſprach: Haltet feſt an einander in Freud und Leid; denn ich fühle es in mir, ihr ſeid für einander beſtimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, ſo harret aus; der Gram der Liebe macht ſie ſelbſt uns noch lieber. — Du, mein Vater im Himmel! das Unheil und der Gram ſind gekommen, ſollte ich nun nicht thun, wie mir die Mutter geſagt hat?“

Martha, Martha! flüſterte es jetzt hinter dem Hollunderſtamme her, der ſeine kahlen, weißbeſchneiten Zweige geſpenſtig von der Kirchhofsmauer ausſtreckte. — Biſt Du es Severin? fragte das Mädchen. — Ja wohl, ich harrte Dein ſchon am Grabe der Mutter — war die Antwort. — Ich komme — erwiederte Martha. Der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die Kirche verließ, um von Dir zu vernehmen, was mein Vater Dir geſtern Abend geantwortet hat.

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuze im Winde rauſchten, und Severin begann: Holde Martha! mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du mich hier anhörſt; der Herr iſt überall, wo nichts Böſes geſchieht. Und wollte es ſich denn anders thun laſſen, daß ich Dich zum Letztenmal ſpreche? — Zum Letztenmal? fragte Martha mit bebender Stimme. Du willſt fort? — Sieh — fuhr er fort, da Martha ſchwieg, weil ſie ihr ſtilles Weinen nicht verrathen wollte — ich dachte es recht gut zu machen, daß ich geſtern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis aus allen Fenſtern die Chriſtbäume mit tauſend

Lichtern leuchteten, indem ich ihn bei Dir zu finden glaubte. Allein Hedwig sagte mir, er sei noch immer in seinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenschmiede beschäftigt. Da pflegt er gewöhnlich mürrisch zu sein, wenn man ihn stört; indeß ich hatte Dir versprochen, an dem Tage mit ihm zu reden; und so ging ich hinein. Mit düsterem Blick empfing er mich, und fragte, was ich wolle? Meister — begann ich — ich bin noch nicht so lange bei euch, als ich sein mögte; aber ich halt's nicht aus, wenn ihr nicht endlich mir euren Segen gebt, und sprecht: geht wieder zu meiner Martha; du sollst mein Sohn werden. Ich wollte noch mehr sagen; aber er schloß mir auf einmal den Mund mit dem schwersten Nein, das ich je in meinem Leben gehört habe. Da er mich nun so betroffen sah, fügte er allerlei hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenschmied und ihm ein werther Geselle sei, wenn er auch meinen Umgang mit seiner Tochter und den Calviniſten nicht leiden möge. — Hab' ich Dir's nicht gesagt? unterbrach ihn Martha. Aber Severin schüttelte den Kopf und erwiederte: Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenschmieden um, die aus ihrer Vaterstadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht schließe, so will ich dennoch als ein guter katholischer Christ leben und sterben. Das sagte ich Deinem Vater; und er schlug's nicht in den Wind, sah aber eine Zeitlang starr vor sich hin, wie einer, der mit sich selbst einen Kampf schlichtet. Endlich athmete er tief und sagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut ihr auch beim Amboß seid. Das befremdete mich, und machte mich warm, so

daß ich rief: Wenn mein Glück vom Amboß zu holen iſt, ſo gebt's nur immer in meine Hände, Meiſter; ich laſſe es euch wahrhaftig da nicht liegen. Er aber lachte faſt höhniſch auf und entgegnete: Nun, ſo wißt denn kurz und gut: ich bin ein verarmter Mann. Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei koſtſpielige Verſuche wollte ich das Geheimniß, Damascener-Klingen zu fertigen, gewinnen; es iſt aber mißglückt, und doch habe ich mich ſchon gerühmt, es zu können. Ich bedarf eines reichen Schwiegerſohns, um vielleicht auch deſſen Geld durch den Rauchfang zu jagen; denn nicht leben will ich, ſoll ich's mit Schande thun. Nach dieſen Worten wandte er das Auge wieder von mir, und ſtierte den Boden an. Ich ſtand da, unruhig und ſinnend; jetzt aber noch möchte ich Gott fragen, ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meiſter ſchaffen, daß er des Geheimniſſes kundig würde, wenn er mir ſeine Tochter verſpräche. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt ſind, ſtellte ich ihm vor: ich wolle gen Damaskus ziehen, und dort ſo lange den Klingendienſt treiben, bis ich den Türken die Kunſt abgelernt hätte, dann aber heimkehren und Dich als mein Weib umarmen. Da zuckte ihm wieder ein Lachen um den Mund, wozu ich die Worte vernahm: Nun ſo zieht nach Damaskus! Ein Jahr lang will ich euch meine Martha aufheben. Habt ihr dann euer Wort nicht gelöſt, ſo bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt ihr aber weiter keinen Verkehr; und nun ſchlaft euch Kräfte zur Reiſe. So mußte ich denn gehen, und ſtahl nur noch die Gelegenheit, der

Hedwig zu ſagen, daß ich euch hier zu ſprechen wünſchte. —

Tief betrübten Herzens hörte Martha Severins Worte, und ihm die Hand drückend, warf ſie ihm mit unterdrücktem Schluchzen vor: Mußteſt Du denn Alles gleich zum Aeußerſten treiben? Nun willſt Du fort! — Ja, und das gleich — redete Severin drein, ihre Hand feſthaltend — dort liegt mein Ränzel, und von hier aus wandere ich zur Straße, die gen Damaskus führt. Ein Jahr iſt raſch vorüber. Lebe wohl, gute Martha, gedenke mein, und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen laſſe. Sollte ich aber nicht zurückkehren —

Hier brach ihm die Rede, ſo daß eine Pauſe entſtand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig geſprochenen Worten: Gott ſegne euch, und laſſe euch bei einander. Und ſiehe — ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit ſchwarzem ritterlichen Kleide, legte ſeine Rechte auf die Hände des liebenden Paares. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angeſicht an Severins Schulter.

Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau! begann der Fremde. Worte und Blicke, die euch furchtbar ſein könnten, liegen längſt hinter mir. Für Euch aber, junger Geſelle, habe ich Hülfe. Am Sylveſtertage, wenn — dem Himmel ſei Dank! — wieder ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, dem Strom der Wupper entlang, in den Wald hinein, bis Ihr die Fackel auf einem Thurme brennen ſeht. Dort rufet den Namen Johannes; die Pforte wird ſich

aufthun, und ich werde Euch die Reiſe nach Damaskus unnöthig machen.

Severin ſah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geiſterhafter Anblick war, bedenklich an, bevor er fragte: Seid Ihr ein Waffenſchmied, Herr? — Ein Waffenſchmied? entgegnete Jener; wohl habe ich mein Lebelang Waffen geſchmiedet wider mich ſelbſt; ich fühle ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ruhigen Tag gewinne. Du kommſt? — Verzeiht, Herr! begann Severin verlegen. Der Fremde aber fuhr trotzig auf: Nun ſo laß es, Thor! Doch ſich vor die Stirne ſchlagend, ſetzte er begütigend hinzu: Nein, laß es nicht! Zieh' nicht von Deiner Liebe! Dein Ziel iſt weit, und der Menſchen Gunſt hat kurze Weile. Willſt Du Dein Glück ergreifen, haſt Du Muth, ſo komm zur rechten Stunde! — Der Fremde wandte ſich, und heftig rief Severin ihm nach: Ich komme. Was haſt Du gethan? fragte Martha entſetzt. Severin aber antwortete: Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen.

Eben zog die andächtige Menge wieder heim unter dem Geläute der Glocken aus dem Gotteshauſe, und Martha, ihrem Geliebten zuflüſternd: Noch einmal muß ich Dich ſprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführſt — ſchloß ſich an Hedwig, die gleichfalls aus der Kirche kam, und um ihre Unterredung mit Severin wußte. Severin aber nahm ſein Ränzel, und ſchritt gedankenvoll wieder in ſeine Herberge.

In den nächſten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt ſeine Ge-

wiſſiſchen Freunde, die Genfer Klingenſchmiedgeſellen, beſuchte die Kirche fleißig in den Feſttagen, ſich berathend im Gebete, und verſtohlen wechſelte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die ihn mit den inbrünſtigſten Bitten von dem gefährlichen Gange abzumahnen ſuchte. Er aber beharrte bei ſeinem Entſchluß, und es fügte ſich nicht, daß er nochmals der Geliebten ſein volles Herz ausſchütten konnte. Von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeſchlagenen Sinnes und ſcheu, wie eine Kranke, im Hauſe umherwandle. —

Der Sylveſtertag war da. Am Sylveſterabend, als die Glocke vom Kirchthurm die neunte Stunde verkündete, nahm er nichts mit ſich als ſein Crucifix, und ſtand lange vor Martha's Hauſe. Obwohl er nun zuweilen des Meiſters Stimme im Geſpräch mit ſeiner Geliebten zu hören glaubte, ward doch Niemand ſichtbar, ſo daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht. Die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, hatte das Anſehen, als habe ſie ſich feſtlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem ungetrübten Blau hernieder, die armen Wanderer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernſt ſeines Weges, Gott und ſeinen Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Bruſt enge, als er endlich den Thurm vor ſich ſah, den er am Tage zu finden ſich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen ſtand er da, hinaufſchauend nach der Fackel, die ihren düſtern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die

Stimme verſagte ihm mehrmals, als er: Johannes rufen wollte. Sich zuſammenraffend legte er endlich ſein Crucifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name; aber der vielfache Wiederhall machte ihn in dieſer nächtigen Oede abermals ſchaudern. Die Pforte that ſich auf, und ein Willkommen tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemache, zu dem eine Steige hinanführte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte, und ihn näher rief. Eben ſo gekleidet wie damals war nur das graue Haupt ganz entblößt, und ein großes Buch hielt er im Arm. Um ihn her ſtand allerlei Geräth; auch einen Amboß gewahrte Severin, ſo wie Alles, was zum Waffenſchmieden dienen konnte.

Tretet näher! begann der Alte düſter, und geht an's Werk; es ſoll raſch gethan ſein. Severin zögerte noch; endlich fuhr's ihm heraus: Herr, ich bin gekommen, damit ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beſchuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht mit Sünden erkaufen. Sprecht alſo: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder —? Er wagte nicht, weiter zu ſprechen; denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er wie in einem Anflug von Wahnſinn ſprach: Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wiſſen für die Feuertaufnamen des Satans? Auf unſerem dürftigen Planeten ſind ſie freilich jetzt noch wenig nütze; aber ſeine trügeriſch feſtgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber ſo tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er ſteigt und ſteigt, bis der rechte

Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, ruft bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, ist der tödtlichste Feind des Geistes, und alle Gedanken sind dann ein nichtiges Chaos, oder sie sind die Wucht aller Lasten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig lassen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? Greift zu, in wessen Namen Ihr wollt. Mir ist das und Alles gleich! — Doch wie könnt Ihr fassen, was mir selbst entging? Schmiedet also Eure Waffen im Namen Gottes! Dabei ergriff er einen Stab, und schlug in die Kohlenmasse auf dem Heerde, daß die Flamme hoch auffoderte, und genau zeigte er nun dem verstummten Lehrlinge, wie er durch Benutzung der Elemente seinen Zweck erreiche, so daß eine der schönsten Damascenerklingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

Wollt Ihr's nochmals üben? fragte der Alte. Doch Severin entgegnete: Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das habe ich sicher für alle Zeit. Doch wie soll ich nun danken, und wer ist es, den ich im Gedächtniß als meinen höchsten Wohlthäter bewahren muß?

Verleugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken schlauer Thoren und thörigter Kinder, verhaßt mir selbst, weil ich mich hoch über das Gefühl stellte,

und nun dennoch fühle. Ich heiße Johannes Faust. Zittert nicht! Die Menschen zählen mich schon zu den Todten, zu früh und dennoch zu spät. Geht mit Eurem Gott, und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürfet. So sprechend schlug er mit seinem Stabe in die Flamme. Rauch und Dampf ballten sich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er sich entsetzt schüttelte, wie aus einem schweren Traume erwachend, obwohl die Klinge in seiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte. —

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als er wieder in Solingen eintraf, und mit freudigem Schrecken seinen Meister und seine liebliche, jetzt aber todtbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt, und in ihrer steigenden Angst nicht eher geruht, bis jener ihr folgte, zu schauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete sein Abenteuer, und reichte dem Meister die Klinge hin, versichernd er wolle ihm nun Tausende gleich dieser fertigen. Der Meister nahm bebend die Klinge, und als er sie betrachtete, wechselte in seinem Angesicht die Flamme des Zorns mit der Blässe des Neides, und wüthend rief er aus: Habe ich meine besten Jahre vergeblich daran gesetzt, das Geheimniß zu suchen, damit ich nun sehe, wie ein tückischer Kobold dem, der sich noch gar nicht darum mühte, das übergibt, was mir mein Geld raubte, und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf scheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper steh' ich vor dem, der mein Meister ward durch ein zudringliches Ungefähr.

Mit den mildesten Worten strebten Severin und Martha ihn zu beschwichtigen; doch in dem Alten glühte es immer unbändiger auf, bis er sprach: Ihr wolltet gen Damaskus ziehen, und thatet es nicht; ich bin meines Wortes quitt. Aber halten werde ich's, wenn Ihr mir Eins schwört. Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte; nimmer aber ertrage ich's, in meiner Werkstatt solche Klingen fertigen zu sehen. Bevor ich nicht die Augen geschlossen, darf keiner in Solingen mit dieser Kunst prunken; ja — nur Eurem Sohne sollt Ihr sie dereinst lehren, und er mag den Ruhm dieser Wissenschaft haben. Schwöret Ihr das? Ich schwöre es! sagte Severin, und reichte seiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft wenn in drangvoller Zeit er sich durch sein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, stand er am Amboß, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha nach dem Tode ihres Vaters rieth, sich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu lassen, schüttelte er sein Haupt, und arbeitete nur rüstiger im Bewußtsein, jeder Verlockung widerstanden zu haben. Sein ältester Sohn, nach seinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihm der Vater die so redlich für ihn aufbewahrte Kunst; der Sohn ward die Stütze seiner Eltern, um die in ihren alten Tagen sich der Reichthum ausbreitete. Die Geschichte nennt den Peter Simmelpuß — dies war Severins Familienname — als den Ersten,

der in Deutſchland Damascener-Klingen fertigte. Von dem Thurme an der Wupper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer hat ihn entdeckt.

Die Gründung des Kloſters Altenberg.

Wer hätte nicht im Herzogthum Berg vor zwanzig Jahren die Klagen vernommen, die weit und breit und immer von Neuem ertönten, über das Unglück, daß die ſchönſte Kirche des Landes zum großen Theil ein Opfer verheerender Flammen werden mußte? —*) Wo einſt das Schloß Berg mit ſeinen Thürmen und Warten ſtand, eine Viertelſtunde oberhalb der Burg Strauweiler, auf ſteilem Hügel an der Dhün, da ragen noch jetzt zwiſchen Buchen und Eichen die verödeten Kloſtermauern, immer noch ſchön, empor, und preiſen laut die Namen Borſchbach und Fritzen, die damals, durch ſeltenen Muth die Macht des Feuers hemmend, die Kirche vor gänzlicher Zerſtörung bewahrten; — doch lauter noch den Namen Friedrich Wilhelm; denn der hochherzige Kronprinz von Preußen, der ſchon früher das alte Kloſter beſuchte, kam 1833 abermals dahin

*) Am 17. November 1816.

und — die gänzliche Wiederherstellung wurde beschlossen und bereits begonnen. — So wird denn künftig nicht mehr der Schnee den Hochaltar und die alten Fürstengräber decken, und die dankbare Gemeinde wird sich von Neuem in dem Gotteshause der Vorfahren zur Andacht versammeln.

Um das Jahr 1100 war große Freude auf der Burg des Grafen Adolph III., den man im Volke, nach seinem Schlosse, den Vogt vom Berge nannte. — Der schwermüthige, obgleich sanfte Graf saß lächelnd an dem Bette seiner Gemahlin, der Gräfin Margaretha von Keferuberg, die von Thüringen an die Dhün gezogen war, um ihrem Eheherrn zu folgen. Heute, nach achtjähriger, bis dahin unfruchtbarer Ehe, hatte sie zwei Knäblein zur Welt gebracht, die der hocherfreute Vater abwechselnd auf den Knieen schaukelte, und von diesem Tage an schien er seines frühern Grames vergessen zu wollen.

Mit diesem Gram aber hatte es folgende Bewandtniß. Auch sein Vater war einst von einer tugendsamen Hausfrau, Adela von Lothringen, durch die Geburt zweier Söhne erfreut worden, aber kaum war die Wöchnerin genesen, als ein heuchlischer Freund dem Grafen Argwohn gegen ihre Treue einflößte, und diesem Argwohn einen solchen Schein der Wahrheit zu geben wußte, daß der verblendete, sonst edle Mann, die unglückliche Adela enthaupten und ihre Kinder vor der Burg in einem leichten Körbchen allen Zufälligkeiten des Wetters und dem Grimme wilder Thiere aussetzen ließ. — Adela legte ihr sittsames Haupt ohne Murren

auf den Block und bat in den letzten Augenblicken Gott, ihre Unschuld um der Knäblein Willen, dereinst noch an den Tag kommen zu lassen. — Als das schreckliche Urtheil vollstreckt war, ließ der Graf die Leiche an einer öden Stelle im Walde begraben, und vermied dieselbe auf seinen Jagdzügen mit Fleiß. — Doch eines Tages, es war ein Jahr vergangen, brachte ihn dennoch ein ihm selbst unbekannter Pfad an die felsige unfruchtbare Stätte. Erstaunt stand er vor derselben still und betrachtete mit weitgeöffneten Augen das Wunder, das sich ihm darbot. Mitten aus dem felsigen Geröll erhob sich ein blumiges Beet, das genau die Formen der einst so holden Frau bezeichnete, und an der Stelle, wo das treue Herz der Märtyrin geschlagen hatte, stieg vor den Augen des Grafen eine Lilie in die Höhe und ein sanftes Klingen, wie das Zwitschern junger Nachtigallen, schien aus den Blumenkelchen hervorzudringen. Bei diesem Anblicke durchschauerte den Grafen die Ueberzeugung, daß seine Gemahlin unschuldiger Weise den Tod von Henkershand erlitten habe, und zerknirscht warf er sich an der Gruft nieder. Als er nach langer Frist wieder aufschaute, lag die Grabstätte kahl und steinig vor ihm, und er verließ den Unglücksort eiligst, um Befehl zu geben, den Leib der Gräfin in die Gruft seiner Ahnen zu legen. Seine nächste Sorge war, die beiden Knaben wieder zu finden, wenn sie nicht von den Thieren des Waldes verzehrt oder vor Hunger umgekommen wären. Aber alles Forschen blieb vergeblich, und es vergingen vier Jahre, die der Graf freuden- und kinderlos in strengen Bußübungen

verbrachte. Eines Tages begehrte ein Bauersmann den Herrn zu ſprechen; — als derſelbe eingetreten war und der Graf den Blick zu ihm erhob, fuhr er von freudigem Schreck bewegt von ſeinem Sitze empor, denn der Bauersmann hielt auf jedem Arm einen Knaben, wovon der eine ihn mit den Augen ſeiner verklärten Adela, der andere mit ſeinen eigenen anſah. Der Bauer erzählte, daß er auf einer Wanderung, die er wegen einer Erbſchaft nach Schwaben habe antreten müſſen, dieſe beiden Kinder bei Zigeunern gefunden, und durch ihre Schönheit aufmerkſam gemacht, bei näheren Nachforſchungen erfahren habe, daß die Zigeuner die Knäblein vor fünf Jahren in einem Korbe vor dem Schloſſe Berg aufgeleſen und mitgenommen hätten. Mehrere Zeichen überzeugten den Grafen völlig, daß die Kleinen ſeine eigenen Kinder ſeien, und er nahm dieſes Pfand der Vergebung mit Freudigkeit und Demuth an, erzog auch die Kinder auf das Sorglichſte, machte ſich's aber zur Pflicht, jedes Abends ihr gemeinſchaftliches Gebet mit den Worten zu ſchließen: „Verzeihe auch, Herr! unſerm grauſamen Vater, der unſere unſchuldige Mutter ungerechter Weiſe hat verſtümmeln und hinrichten laſſen.“ Anfangs ſagten die Kinder dieſe Worte, ohne ſich etwas dabei zu denken; ſpäter aber, als ihnen der Sinn dieſes ſchrecklichen Gebetes kund ward, fing ihr Herz an, ſich von dem Vater abzuwenden, während ſie einander gegenſeitig mit der zärtlichſten Liebe zugethan waren.

Auf beide nun herangewachſene Jünglinge goß die Geſchichte ihrer Kindheit eine ſo tiefe Melancholie aus,

daß nichts sie daraus emporzureißen vermochte, so daß Bruno sich in frühen Jahren schon dem geistlichen Stande widmete, und später Erzbischof von Köln ward; während Adolf, obzwar in ritterlichen Uebungen erfahren, doch auf keine Weise die Lust der Jugend genoß. Der reuige Vater starb, als seine Söhne eben das mündige Alter erreicht hatten und Adolf auf einem Kriegszuge in Thüringen war, wo er seine Gemahlin Margaretha kennen lernte und gewann. Aber auch die Liebe zu ihr war mehr ein wehmüthiges Hinneigen, als jenes jubelnde Zusammenschlagen zweier Flammen, wie es bei lebensfrischen fröhlichen Gemüthern vorkommt; — bis endlich, wie Anfangs erwähnt, nach acht Jahren die Geburt wunderschöner Zwillinge das Glück des Grafen zu krönen schien, aber es dennoch völlig zerstörte. Denn die Mutter schloß nach wenigen Tagen ihre Augen auf immer, und Adolf III. fühlte ihren Verlust so schwer, daß er, ehe die Knaben noch ein Jahr erreicht hatten, neben ihr im Grabe lag.

Adolf und Eberhard waren Kinder so holdseliger Art, wie nur Schmerz und Liebe im schönsten Verein sie erzeugen können. Auch schien die Zärtlichkeit, die ihr Vater und Oheim gegen einander gehegt hatten, vollkommen auf sie übergegangen zu sein; denn keiner kannte eine Freude, die der Andere nicht mitgenoß, und jeder Schmerz schien Beide zugleich zu treffen. — In ritterlichen Uebungen waren sie neidlose Nebenbuhler, ebenso in edlem Sinn und gottesfürchtigem Wandel; wie man denn überhaupt schwer begreift, daß ein so von Gott gesegnetes schönes Land, wie das Rheinland

dem Menschen zum Entzücken geschaffen, andere als edle Söhne erziehen kann.

Im Anfange nahmen sich Adolf und Eberhard vor, sich nie von einander zu trennen, bis ein Umstand nach ihrer eben eingetretenen Volljährigkeit diesen Entschluß umstieß: Der Graf von Cleve sandte ihnen um diese Zeit eine Einladung zu der Hochzeitfeier ihres Vetters, des Grafen Sieghardt von Kefernberg mit Gisela von Cleve, seiner ältesten Tochter, und die beiden Jünglinge machten sich alsbald auf den Weg, sich höchlich der Feste erfreuend, die eine solche Veranlassung ihrer lebensfrohen Jugend bot. — Gisela hatte ohne Weigern ihre Einwilligung zu dieser Vermählung gegeben, sobald die Eltern den Wunsch dazu ausgesprochen hatten. Als die Jünglinge nach ihrer Ankunft in die Gemächer der Gräfin von Cleve traten, standen ihnen zwei Jungfrauen, an der Seite einer Matrone, gegenüber, die Beide wie zwei Sterne, wenn auch mit verschiedenem Lichte leuchteten. „Gott gebe" — sagte Adolf zu Eberhardt, daß die zur Linken nicht die Braut;" — „Gott gebe" flüsterte Eberhardt, daß es nicht die zur Rechten sei." — Aber es war die zur Rechten, und Eberhardt lernte die Freuden der Liebe nur kennen, um ihnen für immer zu entsagen. — Auch von Gisela's rosigem Gesichte verschwand nach einigen Tagen das Lächeln, während ihre Schwester, Adelheid, mit jedem Tage muthwilliger und fröhlicher ward, jemehr sie sich überzeugte, daß Graf Adolf ihr allein mit aufrichtigem Herzen huldigte. — Ob jemals eine Stunde gekommen ist, in der Eberhardt und Gisela sich ver-

standen haben, ist erlaubt nach mehr als siebenhundert Jahren nicht zu wissen; aber so viel ist bekannt, daß nach drei Wochen das Beilager des Grafen Sieghardt gefeiert ward, und daß wenige Monate später Graf Adolf die holde Adelheid nach Schloß Neuenburg heimführte, Eberhardt dagegen sich nie mehr mit Liebe einem Weibe zuneigte, und desto inniger an seinem Bruder hing. Trotz dieser Zärtlichkeit, meinte Eberhardt doch, daß man sich nie in die Mitte eines neuvermählten Paares stellen müsse, und zog sich auf Schloß Berg an der Dhün zurück, das Adolf ihm geschenkt hatte, während er für sich selbst Neuenburg an der Wupper erbaute. Noch geht die liebliche Sage dieser beispiellosen Bruderzärtlichkeit durch das Land; sie hielten den Tag für verloren, an dem sie sich nicht sahen, mit der Erinnerung bei einander durchlebter Stunden legten sie sich zur Ruhe, zur frohen Erwartung des freudigen Wiedersehens weckte sie der Morgen. Da aber ihre Burgen zu weit von einander waren, als daß sie sich sogleich von Angesicht zu Angesicht den Morgengruß hätten bringen können, so stiegen sie beim ersten Frühroth in der heiligen Stille des erwachenden Tages auf die höchste Warte ihrer Schloßthürme, nahmen die weitschallenden Jagdhörner zur Hand, wetteiferten darin, wer dem Bruder den ersten Morgengruß über die thauglänzenden Hügel zujauchzen würde, und verständigten sich in verabredeten Tonzeichen, wo sie sich finden, und wie sie den Tag zubringen wollten.

Erzbischof Bruno von Köln hatte von früh an die Erziehung beider Brüder auf eine ausgezeichnete

Art geleitet. Jetzt in seiner Einsamkeit widmete sich Eberhardt, auf dieser Grundlage fortbauend, den Wissenschaften mit regem Eifer, ohne sich darum den ritterlichen Uebungen zu entziehen; nur das Getümmel der Welt mied er und liebte die Einsamkeit, die in dem stillen Dhünthale nur durch Besuche seines Bruders und durch das Geräusch der gemeinschaftlichen Jagdlust unterbrochen wurde.

Der Krieg störte dies stille Leben, als Walram von Limburg die Hülfe der Brüder gegen Gottfried von Brabant in Anspruch nahm. Vereint mit dem Freunde schlugen Adolf und Eberhardt eine blutige Schlacht bei Thalderf, in der sie den Sieg errangen. Nachdem der Kampf ausgetobt, kamen alle Ritter zusammen um sich zu begrüßen; nur Eberhardt fehlte. Adolf ließ ihn aufsuchen, fast bis in den Schooß der Erde und bis in das Gebiet der Wellen; aber er blieb verloren. Dennoch war er nicht todt: von einer feindlichen Streitart am Haupte verwundet, war er unbeachtet vom Pferde gefallen und besinnungslos hingesunken, bis das Gewühl der Schlacht zu Ende war, und er allein in tiefster Einsamkeit erwachte. Ringsum sah er die schrecklichen Folgen des Krieges, verstümmelte Leichname, zerstampfte Saaten, verbrannte Dörfer — und sich selbst als eine der leitenden Kräfte in dieser Zerstörung. — Auf ein lange schon zum Nachdenken geneigtes Gemüth war der Eindruck entscheidend, und sein Entschluß: nie mehr ein Schwerdt zu führen, unerschütterlich. — Er bemächtigte sich eines ledig gehenden Rosses und trabte hinweg von dem Schauplatz dieser Gräuel

nach dem ferneren Altena an der Lenne, wo er hoffen durfte, von seinem Bruder nicht sogleich gefunden zu werden. Er ließ seine Kopfwunde eiligst heilen und begab sich dann in die weite Welt, um unerkannt als frommer Pilger seine Vergehungen zu bereuen. Sein erster Weg ging nach Rom; die Kardinäle und der heilige Vater selbst ertheilten ihm Absolution und Segen, vermochten aber nicht, den Wurm in seinem Innern zu tödten. Er wallfahrtete, jenseits der Pyrenäen, nach St. Yago di Compostella; doch umsonst betete er auch hier an den Gebeinen des heiligen Apostels, die von Karls des Großen bis auf unsere Zeiten dort begraben liegen. Er setzte seinen Pilgerstab weiter und durchwanderte erst die berühmtesten Wallfahrtsörter Frankreichs, und endlich auch die seines eigenen Vaterlandes. Aber Gebet und heiliger Müßiggang vermochten ihn nicht zu trösten. — Da nahm er sich vor, durch Fleiß und unermüdeten Eifer im Dienste eines Herrn Gott und die Menschheit mit sich zu versöhnen. „Ich habe mein Angesicht in der Hitze und der sündlichen Anstrengung des Kampfes in Schweiß gebadet," — sagte er, — „und will's jetzt zum Wohl der Menschen in täglicher Arbeit benetzen, und das Feld bauen, das ich zertreten habe." — Er trat daher, seine vornehme Erziehung und Sitte bei Seite legend, in die Dienste eines Pächters, nahe bei demselben Thaldorf, wo er zuerst zur Einsicht seiner Verirrungen gelangte. Hier hatte er wohl fünf Jahre in Demuth und Gottesfurcht ausgeharret, als eines Tages zwei Bergische Edelleute, seines Bruders Vasallen, die ein Traum zu einer

Wallfahrt nach St. Aegidien in der Champagne veranlaßt hatte, in die Gegend kamen und ihn, der auf dem Felde arbeitete, nach dem Wege fragten. Doch kaum hatte der eine der Herren seine edle Haltung näher beobachtet, den Klang seiner hochgebildeten Sprache vernommen, als er erstaunt ausrief:

„Herr, Ihr seid wahrhaftig unser längst verloren geglaubter Herr Graf!"

Eberhardt konnte sich einer flüchtigen Ueberraschung nicht erwehren, sammelte sich aber alsobald und stellte sich ganz unwissend, was den Edelmann in Erstaunen setzte und beinahe irre führte. Der Pächter war auch hinzugetreten und versicherte lachend, daß sein Knecht ihm zwar seit Jahren treu und redlich gedient, von einer solchen Standeserhöhung aber nie geträumt habe.

Der Edelmann erwiderte nichts, ersah sich aber seinen Vortheil und schlug plötzlich, ehe der Graf sich dessen versehen konnte, sein in der Hitze gelockertes Untergewand auseinander, so daß ein rothes eingeätztes Kreuz, mit den Buchstaben J. N. R. J., auf der Brust des angeblichen Knechtes sichtbar ward. Dies Zeichen war untrüglich, denn es war den beiden Zwillingsbrüdern in früher Kindheit von ihrem Oheim Bruno eingeätzt worden; der Graf hatte auch nun, von Rührung übermannt, die Kraft zur Verstellung verloren, und gab sich den Freudenbezeugungen seiner beiden Vasallen ohne fernere Weigerung hin, indem er auch nicht verfehlte seinem guten, bisherigen Brodherrn (dem vor Erstaunen, einen so vornehmen Gast unter

seinen Dienstleuten gehabt zu haben, die Zunge gelähmt war) die Hand auf das Herzlichste zu drücken.

Sein Dasein hatte Eberhardt nun zwar eingeräumt, indessen war er zu einer Rückkehr nach seinen Besitzungen durchaus nicht willig, sondern beharrte vielmehr darauf, zu bleiben wo er war. Einer der beiden Edelleute machte sich alsbald auf den Weg zu Graf Adolf, um ihn von seines Bruders wunderbarer Auffindung zu benachrichtigen; dieser eilte augenblicklich herbei, um dem geliebten Eberhardt seine Liebe, wie sein Erbe, die er beide getreulich aufbewahrt hatte, wieder zu erstatten. Doch Graf Eberhardt wollte sich nur der Ersteren erfreuen, und wies das Erbe zurück.

Die ganze Gegend war von dem Gerüchte dieses Vorfalles erfüllt, den der bisherige Brodherr Eberhardts auch dem Abte des Klosters, dessen Pächter er war, mittheilte. Dieser Abt war ein sehr gelehrter und leutseliger Herr, aus dem Hause der Markgrafen von Oestreich, und da er die wunderbare Begebenheit vernahm, begab er sich sogleich zu Eberhardt. Auf das Anrathen dieses frommen und gelehrten Mannes, entschloß sich dieser mit ihm in sein Kloster zu Morimund*) zu ziehen, und da er in allen Wissenschaften, die der Mönchsstand erforderte, als vollkommen erfahren erkannt wurde, nahm er

*) Morimond, (Moriment, Morimundus), eine bedeutende Cisterzienser-Abtei in der Champagne, in einem Waldthale, unweit Langres, im Anfang des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1115, von einem Herren von Choiseul und seiner Gemahlin Adelina gestiftet, und später von den Herren von Bourbonne bedeutend erweitert.

ſogleich den Prieſterſegen und lebte einige Zeit als Ciſterzienſer-Mönch in dem Kloſter.

Die weite Trennung von ihm, und der Gedanke, daß Eberhardt ſelbſt ſo fern von ſeiner Heimath ſei, wurden indeſſen Adolf zu ſchmerzlich, und er beſchloß den Bruder mit dem Stammſchloſſe ſeiner Ahnen und dem Lieblingsaufenthalte ſeiner Jugend, dem Schloſſe Berg zu beſchenken, um dort das Kloſter Altenberg zu gründen, welches im Jahre 1133 am 3. Auguſt, als dem Tage einer totalen Sonnenfinſterniß, vom Erzbiſchofe Bruno von Köln feierlich eingeweiht wurde. Hier lebte Eberhardt nun als Mönch im weißen Ciſterzienſer-Kleide wie ein Engel des Friedens, nachdem er ſeinen Freund, den Abt von Morimund und zwölf Mönche bewogen hatte, mit ihm zu ziehen.

Als er eines Morgens in ſeiner Zelle ſaß und ſeinen heiligen Gedanken nachhing, ſah er von ferne einen Zug von Reiſigen und Frauen auf das Kloſter zureiten. An der Spitze des Zuges ritt auf weißem Zelter im tiefſter Trauer eine achtunggebietende Frau, die dem Pförtner ſelbſt bedeutete, den hochwürdigen Abt dieſes Kloſters in ihrem Namen um eine gaſtfreie Aufnahme für einige Stunden zu erſuchen. Während die Dienerſchaft reich bewirthet ward, begehrte die Dame den Grafen Eberhardt, ihren Herrn Vetter, zu ſprechen, und nachdem ihn der Abt davon benachrichtigt hatte, ſah er ſich urplötzlich der Geliebten ſeiner Jugend, der Gräfin Giſela von Kefernberg gegenüber. Obgleich nun die Zeit der weltlichen Gefühle für ihn vorüber ſein mußte, ſo flammte doch einen Augenblick ein irdiſches

Roth in ſeinen Wangen auf; aber die ernſte Würde der noch immer ſchönen Frau, der heilige Ausdruck ihrer reinen Stirne beſchwichtigte ſchnell jede Wallung, die aus der Erinnerung eines eben 37jährigen Mannes hervorgehen mochte. „Was iſt Euer Begehr? theuerſte Muhme," fragte Eberhardt. Euch einmal, liebwerther Vetter, in Eurer Heiligkeit zu ſehen, erwiederte die ſchöne Giſela, und Eures Segens theilhaftig zu werden.

„Wo iſt mein Vetter, Euer Gemahl? fragte der Mönch nach kurzer Pauſe weiter. „Im Herrn entſchlafen," war die Antwort. Nach einem mehrſtündigen Aufenthalte im Kloſter kniete Giſela vor Eberhardt nieder und empfing ſeinen Segen, den er ihr mit ſichtlicher Rührung gab. — Sie bat ihn auch, ihrer Söhne im Gebete zu gedenken, und ritt langſam von dannen, wie ſie gekommen war. Eberhardt blickte ihr nach, ſo lange er den weißen Zelter im Abendlichte leuchten ſah, und ließ ſich dann zu einem langen Gebete auf ſeinen Betſchemel nieder.

Ein Paar Jahre ſpäter ließ ſich Eberhardt bewegen das Kloſter Altenberg zu verlaſſen, um das ihm von Giſela eingeräumte Schloß Zorisburg zu einem Kloſter einzurichten, und demſelben mehrere Jahre als Abt vorzuſtehen; als aber Giſela ſtarb, zog es ihn wieder nach der Heimath, und er kehrte als Mönch nach Altenberg zurück. Als das Alter herannahte, ward ihm noch eine Freude ſchönſter Art beſchieden: Adolf legte, nachdem ſeine Gemahlin Adelheid von Cleve geſtorben war, zu Gunſten ſeiner Söhne die Regierung nieder, und die beiden innigſt verbundenen Brüder verlebten noch einige

ungetrübte Jahre zuſammen. — So hatte ſich dieſe ſchöne Bruderliebe wie der goldene Faden eines Gewebes durch ihr Leben gezogen, und wenn ihr Anblick rührend und lieblich unter den Roſen der Jugend war, ſo war er herzerhebend und erbaulich, als dieſe Roſen längſt verblüht waren. Am 21. Mai des Jahres 1152 ſtarb Eberhardt, ſeinem Bruder ein baldiges Ende verkündend; mit Freuden vernahm dieſer eine ſolche Botſchaft, berief ſeine Söhne zu einem herzlichen Abſchiede, und wurde am 12. Oktober deſſelben Jahres neben Eberhardt unter demſelben Grabſteine beigeſetzt.

St. Urſula

und die eilftauſend Jungfrauen.

Im Jahre des Heils 220 herrſchten Vionetus und Daria in Groß-Britannien. Nur Eines fehlte ihrem Glücke: ſie hatten keine Kinder. Daher baten ſie Gott täglich, ihnen einen Sohn zu ſchenken, damit das königliche Geſchlecht des Vionetus nicht ausſterbe, ſondern in zahlreicher Nachkommenſchaft fortlebe. Ihr Gebet wurde nur halb erhört, denn Daria gebar eine Tochter. Dieſe war von Jugend auf eine Heilige; ihr Herz hing nur an Gott, dem allein anzugehören ſie feierlichſt gelobte. Mit jedem Tage nahm ſie an Schönheit und Tugend zu, und ihr Ruf verbreitete ſich bis in die fernſter Länder. So geſchah es, daß ein deutſcher Fürſt, Agrippinus, ſie von Vionetus für ſeinen Sohn begehrte. Seine Geſandten brachten herrliche Geſchenke mit, beſtehend in leuchtenden Waffen, Gold und Silber und ſonſtigen köſtlichen Dingen.

Nur ungern hatte Dionetus den Entschluß seiner Tochter, sich der Welt zu entziehen, vernommen, und er seufzte heimlich bei dem Gedanken, daß eine so tugendbegabte Jungfrau für dieselbe verloren gehen sollte. Da er aber den geleisteten Schwur für heilig hielt, so antwortete er den Gesandten, daß es nicht mehr in seiner Gewalt stände, ihren Bitten zu willfahren, und daß sie die reichen Geschenke dem Agrippinus wiederbringen, und ihm sein herzliches Bedauern ausdrücken möchten. Die Gesandten aber gaben noch nicht jede Hoffnung auf, sie verweilten vielmehr einige Zeit in der Hauptstadt des Reiches. Da geschah es, daß in einer Nacht, wo der Kummer über den gefaßten Entschluß seiner Tochter, den König wachend erhielt, ihm ein gottgesandter Engel erschien, der ihm im Namen des Höchsten die Erlaubniß zu Ursula's ehelicher Verbindung brachte. Jetzt ergab sich die Jungfrau, und stellte selbst die Bedingungen fest, unter denen sie den Brautwerbern folgen wollte.

Dionetus wollte seine Tochter nicht abreisen lassen, ohne ihr ein ihres Ranges würdiges Gefolge mitzugeben. Eilftausend Jungfrauen, alle aus den besten Familien des Königreichs, wurden ausgewählt, sie auf ihrer Reise nach Deutschland zu begleiten. Am festgesetzten Tage versammelten sich die Auserwählten, sämmtlich weiß gekleidet und heilige Lieder singend, am Ufer. Als die Schiffe zur Abfahrt bereit waren, ermahnte Ursula ihre Gefährtinnen, bevor sie einstieg, sich nicht vor dem Meere, sondern vor Gott zu fürchten; und da ihr der Born des Wissens von höherer Hand erschlossen war,

lehrte ſie ihnen die Kunſt ein Schifflein zu lenken, und ſchickte alle Männer von den Schiffen hinweg. Nach dieſen Vorbereitungen ſtachen ſie in See. Es muß ein herrlicher Anblick geweſen ſein, dieſe eilftauſend Jungfrauen, gleich einem Schwarme weißer Tauben, auf den Schiffen zu ſehen, wie ſie die Segel hißten oder auf dem Vordertheil des Schiffes ſtanden, wie andere das Steuerruder führten, und Urſula, die ſchöne Braut, Allen die verſchiedenen Bewegungen vorſchrieb; oder wenn bei günſtigem Winde die Flotte mit vollen Segeln auf dem ruhigen Meere dahin fuhr, und dieſe eilftauſend Jungfrauen auf dem Verdeck ſaßen und die Luft mit harmoniſchen Geſängen erfüllten.

Nach einigen Tagen glücklicher Fahrt gelangte die wunderbare Flotte, von Gottes Hand geführt, an die Mündung des Rheines, den ſie stromaufwärts, bis nach Köln, befuhren. Aquilinus, der hier als Statthalter im Namen des Kaiſers regierte, erwies Urſula und ihren Begleiterinnen die größte Ehre, aber ſie ſetzten bald ihre Reiſe fort. Da ſie nach Rom pilgern wollten, fuhren ſie weiter bis gen Baſel hinauf, wo ſie von dem römiſchen Landpfleger Pantulus mit eben ſo vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Sie ließen nunmehr ihre Schiffe in Baſel und wanderten zu Fuß über die Alpen und durch die Schweiz. Pantulus, um die Jungfrauen beſorgt, entſchloß ſich, ſie mit einer ſtarken Bedeckung nach Rom zu begleiten. Und darum wird Pantulus als Heiliger verehrt; denn er hat Theil gehabt an ihrem gottſeligen Unternehmen, und dadurch die ewige Seligkeit erworben.

Sein Altar steht in der St. Ursula-Kirche zu Köln.

In Rom taufte sie der Papst Cyriacus. Sie besuchten die Gräber der heiligen Apostel und bereiteten sich dann zur Rückkehr nach dem Rhein. Der heilige Vater, sagt die Chronik, legte die päpstliche Würde und Regierung in andere Hände, um die frommen Jungfrauen, mit einem großen Theil der Geistlichkeit zu begleiten.

Nun finden wir die frommen Pilgerinnen wieder auf dem Rhein; in Mainz, wo sie landeten, erwartete sie des Agrippinus Sohn, der Bräutigam Ursula's. Coman war ein Heide, als er aber seine junge, schöne Verlobte mit ihren eilftausend Jungfrauen sah, als deren Königin sie erschien; als er den Papst im Silberhaar, mit der hohen Geistlichkeit erblickte, regte sich in seinem Herzen eine heftige Liebe zu Ursula und ein Zweifel an der Wahrheit des Glaubens seiner Väter. Es ist wahrscheinlich, daß der Engel, welcher Pienetus zur Verheirathung der Tochter bestimmte, auch auf die Seele des jungen Barbaren wirkte. Wie dem auch sei, Coman bekehrte sich, und ließ sich taufen. Nun fuhren die Verlobten mit ihrem ungeheuren Gefolge den Rhein hinunter nach Köln.

Kaum waren sie hier angelangt, als die Gothen, die einen feindlichen Einfall in das Land gemacht hatten, die Stadt berennten, und mit stürmender Hand einnahmen. Die eilftausend Jungfrauen wurden auf alle erdenkliche Weise gemartert, aus Verhöhnung des am Kreuze gestorbenen Gottes gekreuzigt; andere

mit Keulen erschlagen, oder enthauptet. Der Papst Cyriacus und die ganze Geistlichkeit kamen auf diese Weise um, und die Barbaren verschonten Coman und seine Braut nur, um durch ihre Marter diese Gräuelscenen zu krönen.

Eines der Bilder in der, der Heiligen geweihten Kirche zu Köln, stellt ihren Tod auf rührende Weise dar. Coman ist von mehren Stichen durchbohrt; mit brechenden Augen blickt er auf Ursula, und scheint so die Kraft zu suchen, als Christ zu sterben; doch drückt sein Auge mehr Liebe als Ergebung aus. Ursula, heiliger, und jeder irdischen Leidenschaft ledig, ist nur darauf bedacht, Coman durch Worte und Blicke zu trösten: Ihre durch Folterqualen besiegelte Verbindung würde im Himmel erst geschlossen werden.

In einer Kapelle, nahe beim Chor, befindet sich das Grab der heiligen Ursula. In Marmor gehauen, liegt sie, mit gefalteten Händen, auf ihrer Bahre; zu ihren Füßen sieht man eine weiße Taube. Diese Taube ist es, welche den Ort zeigte, wo die Gebeine der Heiligen ruhten. Als der heiligen Cunibert, so erzählt man, eines Tages die Messe las, flatterte eine Taube um sein Haupt, flog dann zur Erde und scharrte sie mit Fuß und Schnabel auf. Als man darauf an dieser Stelle grub, fand man die Gebeine der heiligen Ursula.

Der Dombau zu Köln.

Innige Wehmuth ergreift den Wanderer bei dem Anblick der mächtigen Ruine, die, vollendet, das schönste Monument gothischer Baukunst in den weiten Reichen, die Christus milde Lehre beherrscht, geworden wäre. In dem, was sich ihm darbietet, sieht der staunende Blick des Beschauers, was da hätte vollendet werden mögen, und ungern sich der Vorstellung fügend, daß die Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte die Schuld trage an der Nichtvollendung des herrlichen Werkes, gibt er sich gern dem Glauben an die Sage hin, welche sie der Bosheit und Rachsucht des Erbfeindes zuschreibt.

Als der Erzbischof Konrad von Hochsteden eine Kirche bauen lassen wollte, welche alle bisher in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden erstandenen an Schönheit und Pracht übertreffen sollte, verlangte er

einen Plan dazu von dem berühmtesten Baumeister in Köln. Der Name dieses Baumeisters ist unbekannt geblieben, nicht aus dem Grunde, weil so viele andere Erbauer herrlicher Denkmäler des Mittelalters dasselbe Loos theilen, — nein, die Ursache ist eine andere, wie man sogleich erfahren wird. Es war im Jahre 1248, als der Erzbischof Konrad diesen Beschluß faßte, und im Jahre 1499, — 250 Jahre später, arbeitete man noch an dem Dome.

Eines Tages also, als der Baumeister, dem der Erzbischof Konrad den Auftrag gegeben hatte, am Ufer des Rheines einherging und über den Plan nachsann, gelangte er zu der Stelle, welche man die Frankenpforte nennt, und die noch heutigen Tages durch ein Paar verstümmelter Steinfiguren bezeichnet ist. Hier setzte er sich gedankenvoll auf eine Bank nieder und zeichnete mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, im Sande die Umrisse zum Dom, verwischte sie bald wieder und zeichnete neue. Darüber ging die Sonne unter und ihre letzten Strahlen spiegelten sich in dem klaren Rheinstrome. Hingerissen von dem prächtigen Anblick rief der Künstler begeistert aus: „Ha, „ein Dom mit himmelanstrebenden Thürmen, die noch „im Lichte des Tages glänzten, wenn tief unten schon „Stadt und Fluß in Nacht begraben liegen, ha, das „wäre schön!“ — Und, eifrig sinnend, begann er wieder im Sande zu zeichnen. Endlich glaubte er, den ersehnten Plan gefunden zu haben, und rief, indem er die Zeichnung im Sande freudigen Antlitzes betrachtete, laut: „Ich habe ihn, da ist er vor mir!“

Da ertönte plötzlich, dicht neben ihm, eine heisere Stimme, die ihm äffend nachsprach: „Ja wohl, da ist „er, — der Münster von Straßburg!“ Der Meister fuhr auf und sah unfern von sich ein altes eisgraues Männlein sitzen, welches die Blicke mit einem Ausdruck von Spott auf ihn heftete. Er ließ indeß die beißende Bemerkung des unfreundlichen Tadlers unerwidert, weil er fühlte, daß sie richtig war: denn er hatte geglaubt, inspirirt zu sein — und hatte sich nur erinnert. So löschte er denn auch die Zeichnung aus und begann einen neuen Plan zu entwerfen.

Aber auch dieser erlag der einsylbigen Kritik des Alten, welcher nur das Wort „Mainz“ aussprach, und mit den Worten „Amiens“, „Worms“, zwei neue Pläne des unermüdlichen Meisters vernichtete. Darüber ward dieser endlich wild und fuhr den Alten zornig an: „Beim Teufel, Herr, da Ihr so trefflich zu tadeln ver„stehet, so werdet Ihr auch einen bessern Plan zeichnen „können; so zeiget mir denn, ob Ihr zur Kunst gehöret!“ Worauf das Männlein kein Wort erwiderte, sondern wiederum höhnisch lächelte. Darob ereiferte sich der Künstler noch mehr und drang nun in den Alten, indem er ihm seinen Stock reichte, daß er zu zeichnen beginnen möge.

Der Alte betrachtete den Baumeister mit seltsamen Blicken, nahm den Stock und begann mit solcher Kunstfertigkeit und tiefen Berechnung zu zeichnen, daß der Meister bewundernd ausrief: „Wahrlich, ich sehe, daß „Ihr Meister in der Kunst seid! Seid Ihr von Köln?“

„Nein!“ erwiderte der Alte trocken, und gab ihm den Stock zurück.

„So fahret denn fort mit Eurer Zeichnung, ich bitte Euch, vollendet ſie!“

„Mit Nichten, Herr, Ihr hättet dann meinen Plan und auch alle Ehre davon!“

„Höre, Alter,“ flüſterte der Baumeiſter, „wir ſind hier allein (und ſo war's in der That, denn das Geſtade war leer geworden und die Nacht brach mit ſchnellen Schritten herein), ich gebe Dir zehn Goldgülden, wenn Du dieſen Plan hier vor mir vollendeſt!“

Zehn Goldgülden! mir? — Und bei dieſen Worten zog der Alte einen gefüllten Beutel unter ſeinem Mantel hervor und ſchüttelte ihn. Und der Klang war eitel Goldes Klang. Der Baumeiſter trat verwundert einige Schritte zurück, und näherte ſich nach kurzem Beſinnen dem Alten mit finſtern und drohenden Mienen, packte ihn beim Arme und ſagte, indem er einen Dolch auf ihn zückte: „Vollende den Plan, oder ſtirb!“

„Was meint Ihr, Gewalt gegen mich?“ Und indem er dies ſagte, ſchleuderte er den Arm des Meiſters mit Rieſenkraft von dem ſeinen hinweg, und im nächſten Augenblicke lag Dieſer vor dem hohnlachenden Alten zu Boden und ſah ſeinen Dolch auf ſeine eigene Bruſt gezückt.

„Fürchte nicht für Dein Leben!“ nahm jetzt der Alte das Wort: „Siehe — jetzt, da Du weißt, daß nicht Gold, nicht Gewalt etwas über mich vermögen, ſage ich Dir, daß Du ihn erlangen kannſt, dieſen Plan, den ich hier vor Deinen Augen begonnen, daß Du ihn erhalten und den Ruhm davon einärndten kannſt!“

„So nenne mir den Preis!“

„Deine Seele!“

Der Baumeiſter ſtieß einen heftigen Schrei aus, und machte das Zeichen des Kreuzes.

Der Teufel verſchwand.

Als der Baumeiſter ſich geſammelt hatte, fand er ſich im Sande ausgeſtreckt liegen. Er raffte ſich auf und wankte in ſeine Wohnung, wo ihn Mechthilde, ſeine betagte Haushälterin, welche früher ſeine Amme geweſen war, beſorglich fragte, warum er ſo lange ausgeblieben ſei. Doch er hörte ſie nicht. Sie brachte ihm den Abend-Imbiß; er aß nicht. Er warf ſich auf's Lager; ſchreckliche Traumgebilde quälten ihn; in allen ſah er den entſetzlichen Greis und die wunderbaren Linien des Plan's, den er begonnen. Dieſer Dom, dem kein anderer ſich vergleichen konnte, dies Meiſterwerk, welches ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt hatte, es war da, der Plan dazu hatte vor ſeinen entzückten Augen geſchimmert!

Früh Morgens entriß er ſich dem Lager, das ihm zur Folterbank geworden war, und eilte an's Zeichenbrett. In ungeduldiger Haſt entwarf er neue Pläne, leidenſchaftlich beſchwor er die Erinnerung herauf an die Umriſſe des Plan's, den der teufliſche Greis begonnen hatte, zeichnete Thürme und Portale, zeichnete Säulen, Spitzbögen, Kreuzgänge, Chöre — nichts wollte ihm genügen, nichts erreichte das Bild, welches der arge Verſucher in den tiefen Abgrund ſeiner Seele geworfen hatte.

Faſt wahnſinnig aufgeregt, ſprang er endlich auf, warf ſich erſchöpft in einen Lehnſeſſel, und rath- und

hülflos beſchloß er endlich, beides im Hauſe des Herrn zu ſuchen. Er ging in die Kirche der heiligen Apoſtel und warf ſich nieder, um zu beten. Eitles Beſtreben! Seine Gedanken blieben fern von Gott und hafteten, wie bezaubert, an Stein und Mörtel. Wie winzig erſchien ihm der enge Bau dieſes Kirchleins, wie groß, wie gotteswürdig der wunderbare Dom des Alten! Im Geiſte durchbrach er das niedrige Gewölbe, weitete er den engen Raum, höher und höher ſtiegen hundert mächtige Pfeiler und ſchlanke Säulen, und auf den zierlichen Kapitälen erhob ſich in kühnem Streben himmelan die herrliche Wölbung. Da, wie er im wachen Traume den Schlußſtein daran zu legen vermeinte, grinſte ihm mit teufliſchem Hohne das Antlitz des Alten aus der Höhe entgegen, und der luftige Rieſenbau ſtürzte krachend zuſammen. Er erwachte und taumelte verzweifelnd nach Hauſe.

Der Abend fand den Meiſter am Ufer des Rheins. Es war ſo ſtill da, ſo einſam, wie am Abend zuvor. Bei der Frankenpforte ſtand der Alte und zeichnete mit einem Stabe an der Mauer. Jede Linie, welche er zog, war ein feuriger Strahl, und alle dieſe flammenden Linien durchkreuzten und verſchlangen ſich in den verſchiedenſten Formen und Geſtaltungen, und bildeten in anſcheinender Verwirrung die herrlichſten Glockenthürme und Spitzſäulen, Geſimſe, Portale und Fenſterbögen, welche aber nach einem Augenblick des Leuchtens wieder verſanken in dunkle Nacht. Zuweilen ſchienen dieſe feurigen Linien ſich zu einem regelmäßigen Ganzen verbinden zu wollen, und ſchon glaubte der Bau-

meiſter den ganzen Plan des Wunder-Doms vor ſeinen entzückten Augen zu ſehen, da plötzlich verwirrte ſich das Zauber-Gebild und entſchwand ſeinen Blicken.

„Wie iſt's, willſt Du meinen Plan?“ fragte der Alte den Baumeiſter. Dieſer ſtieß einen tiefen Seufzer aus. „Willſt Du ihn? ſprich!“ Und mit dieſen Worten entwarf er in flammenden Zügen die Zeichnung eines Portales, die er alſogleich wieder verlöſchte.

„Ich will thun, was Du verlangſt!“ rief der Baumeiſter, faſt von Sinnen gebracht.

„Zu Morgen denn, um Mitternacht!“

Am andern Morgen erwachte der Baumeiſter heiter und wohlgemuth, er hatte alles vergeſſen, bis auf die beglückende Gewißheit, daß er endlich den Plan des unſichtbaren Domes, den Gegenſtand ſeiner heißeſten Sehnſucht, bekommen werde. Er ſetzte ſich an's Fenſter und ſchaute hinaus auf den Rhein, der in Form eines Halbmondes, von dem heiterſten ſonnenglänzenden Himmel beſchienen, vor ihm ruhig und majeſtätiſch dahinfluthete; er überſchaute das mächtige Köln, welches, ſo weit das Auge reichte, das Ufer des Stromes mit ſeinen Häuſern und Palläſten bedeckte. „Wo werde ich meinen Dom hinbauen?“ fragte er ſich, und ſuchte mit den Augen einen geeigneten Platz. Seine Gedanken führten ſchon den Wunderbau auf und ſeine Bruſt ſchwell von Stolz und Freude. Da ſah er die alte Mechtildis aus dem Hauſe treten; ſie war ganz ſchwarz gekleidet. „Wo willſt Du hin, gute Mutter,“ rief er ihr zu, „wohin gehſt Du in dieſem feierlichen Anzuge?“

„Zu den heiligen Aposteln gehe ich," antwortete Mechtildis, „eine Messe lesen zu lassen, auf daß eine arme Seele, welche im Fegefeuer schmachtet, erlöset werden möge!"

„Eine Erlösungsmesse?" rief der Baumeister tief erschüttert aus, schloß das Fenster und warf sich auf sein Lager, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

„Eine Erlösungsmesse!" wiederholte er schluchzend, „o, mich werden nicht Messen noch brünstige Gebete erlösen! Verdammt, verdammt auf ewig! Verdammt, weil ich selber es gewollt habe! Und dennoch, — mußte ich es nicht? — o Gott hilf mir!" Und in diesem beklagenswerthen Zustande, der ihm die Qualen der Hölle schon hienieden vergegenwärtigte, fand den Armen die aus der Kirche zurückkehrende Amme. Sie fragte ihn besorglich, was ihm fehle; und als er ihr nicht sogleich Antwort gab, drang sie mit so zärtlichen und rührenden Bitten in ihn, daß er nicht länger zu widerstehen vermochte und erzählte, was ihm begegnet und was er versprochen habe. Die Alte erstarrte vor Schrecken. „Dem Bösen seine Seele verkaufen! Entsetzliches Gelöbniß!" So wenig erinnerte er sich also der Versprechen, die er geleistet am Altare, als er die heilige Weihe des Christen empfing, so wenig der frommen Lehren, die er von ihr erhalten hatte. Alsogleich zur Beichte zu gehen, war das, worauf sie ernstlich drang. Der Baumeister seufzte aus tiefstem Herzen. Das Bild des wunderbaren Doms schwebte vor seinen Augen und bestrickte seine Seele, dann aber drängte

ſich wieder der Gedanke an ſeine ewige Verdammung ſo lebhaft und qualvoll hervor, daß ihm ſein Lager zur Folterbank wurde.

Die Amme war ungewiß was ſie thun ſollte, und beſchloß endlich, ſich bei ihrem Beichtvater Raths zu erholen. Sie erzählte ihm den Vorgang. Der Prieſter hörte ſie aufmerkſam an und verſank in tiefes Nachdenken. „Ein Dom," ſagte er endlich, „welcher Köln zur erſten Stadt Deutſchlands, zur Bewunderung Frankreichs und der Niederlande machen würde!" —

„— Aber, hochwürdiger Vater" — — „Ein Dom, zu welchem Pilger aus allen Welttheilen zu wallfahrten kämen." —

Nach langem Sinnen und reiflichem Ueberlegen öffnete der Prieſter einen Schrein, nahm eine Reliquie heraus und reichte ſie der Alten, indem er ſagte: „Hier, gute Mutter, nimm hier dieſe Reliquie von den eilftauſend Jungfrauen. Gib ſie Deinem Herrn. Er ſtecke ſie zu ſich bei ſeinem heutigen Gange. Sage ihm, daß er verſuchen möge, den Plan der Wunderkirche in ſeine Hände zu bekommen, bevor er den Pakt unterſchreibt, und dann dem Teufel dieſe Reliquie vorzeige." —

Es war halb zwölf Uhr in der Nacht, als der Baumeiſter ſeine Wohnung verließ. Seine Amme entließ ihn unter Segnungen; er ſelbſt hatte den Abend in brünſtigem Gebete zugebracht. Unter dem Mantel trug er ſeinen Schutzgeiſt, die heilige Reliquie.

Er traf den Teufel am verabredeten Orte. Dieſen Abend war er unverhüllt. „Fürchte nichts!" rief er

dem bebenden Baumeiſter entgegen, „fürchte nichts und tritt näher.“ Der Baumeiſter näherte ſich ihm.

„Hier iſt der Plan zum Dome, und hier der Vertrag, den Du unterſchreiben ſollſt.“

Der Baumeiſter erkannte, daß der Augenblick gekommen war, von dem ſein Heil abhing. Er empfahl ſich dem Himmel in einem leiſen Gebete, und ergriff ſodann mit der einen Hand den Plan, während er die andere mit der heiligen Reliquie erhob und ausrief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und Kraft dieſer heiligen Reliquie, beſchwöre ich Dich, Satanas, weiche von hinnen!“

Der Teufel ſtand einen Augenblick unbeweglich da. — „Das hat Dich ein Pfaff gelehrt,“ hob er endlich zähneknirſchend an,“ ſolche Liſt konnte nur die Kirche erſinnen!“ Und er trachtete, dem Baumeiſter ſeinen Plan wieder zu entreißen und drohte, ihn zu tödten. Der aber war auf ſeiner Hut, drückte den Plan feſt an ſeine Bruſt und hielt dem Teufel die Reliquie als Schild entgegen.

„Ich bin beſiegt,“ ſchrie Satanas nach einigen Sekunden fruchtloſen Beſtrebens, „ich bin beſiegt, — doch ich werde mich zu rächen wiſſen, trotz Deiner Pfaffen und Reliquien. Dieſe Kirche, die Du mir geſtohlen haſt, ſoll nie vollendet werden, und Dein Name ſoll nie genannt werden von den kommenden Geſchlechtern. Verdammt wirſt Du nicht werden, Erbauer des Kölner Doms, aber vergeſſen ſollſt Du werden und unbekannt bleiben immerdar!“

Und mit dieſen Worten verſchwand der Teufel.

Seine letzten Worte hatten den Baumeiſter ſeltſam ergriffen. Vergeſſen und unbekannt! — Er ging nach Hauſe und war traurig, ob er gleich im Beſitze des erſehnten Planes war. Demungeachtet ließ er am andern Morgen eine Dankmeſſe leſen und unmittelbar darauf die Arbeiten am Dome beginnen. Der Baumeiſter ſah, wie ſie vorſchritten, wie die Mauern ſich nach und nach erhoben, und gab ſich der Hoffnung hin, daß die Weiſſagungen des Teufels nicht in Erfüllung gehen würden. Auch wollte er ſeinen Namen in eine eherne Platte über dem Portale eingraben laſſen, um dem Fluche der Vergeſſenheit zu entgehen. Eitle Hoffnung! Bald unterbrachen Fehden zwiſchen dem Biſchofe und den Bürgern von Köln die Arbeiten am Dombau. Der Baumeiſter ſelbſt ſtarb eines plötzlichen Todes, und unter Umſtänden, die da eine Einwirkung des Teufels vermuthen ließen.

Seit jener Zeit hat man zu verſchiedenen Malen erfolglos verſucht, den Bau zu Ende zu bringen, und vergeblich haben die Gelehrten Deutſchlands nach dem Namen des Baumeiſters geforſcht. Der Dom iſt noch heutigen Tages unvollendet, ſo wie des Meiſters Name unbekannt.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte faſt immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbiſchöfen zu beſtehen. Kunſtfleiß, Gewerbe und Handel hatten ſie auf eine der erſten Stufen unter den Städten Deutſchlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerſtande lebte innerhalb ihren ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter ſich ſelbſt, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen daſſelbe. Mit den geiſtlichen Herrſchern ſetzte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien Willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verſtand.

Faſt zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzſtift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochſteden, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf und ſuchte die widerſpenſtigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu ſchrecken; noch erinnert an den Beginn ſeiner Regierung der Bayenthurm, mit ſeinem ſtarken Mauerwerk, ſeinen Gitterfenſtern, ſeinen Wappenſchildern und Zinnen, als ein weither ſchon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer des Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangherrſchaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erſtürmt und die kölniſche Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbiſchofs von den Thoren verjagt. Der entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügſame Stadt, mußte ſich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verſtehen.

Neben Mathias Overſtolz, dem durch ſeine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbiſchof Konrad berühmten Voigte, dem Sprößling einer Familie, deren Urſprung in die Römerzeit zurückgeführt, und deren Namen hundertmal in der Geſchichte der bürgerlichen Unruhen jener aufſtrebenden, bewegten Zeit genannt wird, hatte ſich der Bürgermeiſter Hermann Gryn, einem der älteſten und edelſten Häuſer Kölns angehörend, vor Allen in der mannhaften Verfechtung der Intereſſen und Gerechtſame des Volkes hervorgethan. Ward er deshalb von dieſem geehrt und geliebt, ſo hatte ihm dagegen die erzbiſchöfliche Partei unverſöhnlichen Haß

und Rache geschworen. Wenn nun, nach eingegangenem Vergleich und wenigstens für den Augenblick wiederhergestellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden war, ihm öffentlich etwas anzuhaben, so sannen seine Feinde um so eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuschläfern, stellten sie sich freundlich und versöhnt: aber Honig hatten sie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: sie glaubten eine sichere Falle gestellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu verderben.

Unter den Domherren des Erzstifts gab es zweie, die, durch böse Einflüsterungen des den Kölnern vorzuglich feindlich gesinnten Raths des Erzbischofs, des Hermann von Wittinghof, so wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger selbst zu böser That ermuntert, längst schon gesucht hatten, sich mit dem Bürgermeister in ein genaueres Verhältniß zu setzen, und welche scheinbaren Antheil an den Interessen der Stadt geschickt als Vorwand zu gebrauchen wußten. Es gelang ihnen wie sie wünschten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und sah es als Gewinn an, auch die geistlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu können. So geschah es denn, daß, als die Beiden ihn eines Tages um seine Gegenwart bei einem Mahle baten, sich in geselligem Gespräche mit ihm zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach dem Domkloster, welches in diesen Zeiten der Zerwürf

niß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als ſie ſich erboten, ihm vorerſt die verſchiedenen Gemächer der ſchönen Wohnung zu zeigen, um ſo mehr, da die übrigen Gäſte, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des ſtattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit ſeinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis ſie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeſchoſſe, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren ſchloß auf, der Ritter trat in eine große, halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinſetzte, ſchlug krachend das ſchwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grauſenerregender Ton erſcholl. Kaum hatte Gryn Zeit ſich zu beſinnen, ſo ſah er vor ſich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeſchloſſen hielt, und deſſen Wuth tagelanges Hungern noch vermehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entſchloſſenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er raſch den einen Arm mit dem langen Tuchmantel, welchen er trug, riß ſein Schwerdt heraus, ſtieß, gegen die ſchützende Wand ſich drückend, die Linke in den weitgeöffneten Rachen des im Nu mit einem entſetzlichen Sprunge auf ihn einſtürzenden Thieres, während ſein Stahl ihm die Bruſt durchbohrte. Der Kampf war bald entſchieden: erſtickt und im Blute ſchwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf ſo wunderbare Weiſe Gerettete

Zeit hatte, ſich von dem Drange der ihn beſtürmenden Empfindungen zu erholen, ſchlugen verworrene Töne von auſſen her an ſein Ohr. Ein wilder Tumult erhob ſich auf der Straße. Die beiden Verräther, denen es nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderiſchen Planes zu zweifeln, waren ſogleich auf die Gaſſe gerannt, wo ſie laut um Hülfe ſchrien: der Bürgermeiſter ſei von dem Löwen des Erzbiſchofs angefallen worden. Das Volk ſtrömte herbei — eine ungeheure Menge hatte ſich bald zuſammengerottet, als man plötzlich wider das letzte Fenſter des Gebäudes wiederholt anſchlagen hörte. Die Domherren wurden todtenbleich; ein dichter Haufen ſtürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen, und im Jubel wurde der von Blut beſprützte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute ſeinen Augen, als er den Löwen todt hingeſtreckt, den Bürgermeiſter, den ſchon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Miſſethäter hatten ſich durch die Flucht zu retten geſucht. Bald aber wurden ſie von der tobenden Menge ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rückſicht auf die Prieſterwürde, die ſie geſchändet, unter dem, nahe am Domkloſter gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieſes ſoll von dieſer Zeit an das Pfaffenthor genannt worden ſein: höher hinauf gehende Alterthumsforſcher wollen indeß dieſe Benennung aus den Römerzeiten herleiten, indem ſie eine Porta Paphia daraus machen. Am Portal des alten Rathhauſes, einem der merkwürdigſten und am meiſten in die Augen

fallenden Bauwerke, welche das an Erinnerungen und Denkmalen aus den hier so rührigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, sieht man die That des Bürgermeisters Hermann Gryn auf einem Steine in halberhobener Arbeit dargestellt.

Albertus Magnus.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte und lehrte in Köln Albertus, Teutonikus und gewöhnlich Magnus zubenannt, denn der Ruf seiner Gelahrtheit hatte sich in allen Landen verbreitet und ihm Schüler aus den fernsten Gegenden zugeführt. Nicht nur in den philosophischen Wissenschaften berühmt, sondern auch in den mathematischen, legte er sich mit besonderem Eifer auf die Mechanik, und hatte allerlei Maschinen erfunden und gefertigt, so unter andern auch eine Bildsäule, die ihm auf seine Frage Rede und Antwort gab, welche aber von seinem Schüler, Thomas Aquin, aus Unwissenheit oder Aengstlichkeit zerstört wurde.

Auch verstand Albertus noch sonst viele geheimen Künste, die ihm unter seinen Zeitgenossen den Namen eines Negromanten zuzogen. Als im Jahre 1248, um das Fest der Geburt des Erlösers, der von Erzbischof

Konrad von Hochſtetten gegen den Hohenſtaufen Friedrich II. bei Worringen zum König gewählte Graf Wilhelm von Holland, von Aachen aus, das er belagert hielt, nach Köln gezogen kam, um hier die Weihnachten zu begehen, verlangte es ihn ſehr, auch den berühmten Gelehrten, Albertus, kennen zu lernen. Er entbot ihn daher zu einem Abendſchmauſe. Albertus kam und war bereit, auf des Königs Begehr, einige ſeiner Künſte zu zeigen. Zuerſt nahm er einen Humpen Rheinwein, murmelte einige Worte, und ſieh, aus dem Humpen ſprüheten bläuliche Flämmchen, worauf er den Wein gegen die Decke ausgoß, ſo daß die Ritter und Herren ihre Köpfe bargen, um ſich vor dem Feuer zu ſchützen, aber die herabfallenden Tropfen wurden zu buntgefiederten Vöglein, die im Zimmer umherflatterten und allerlei liebliche Weiſen flöteten. Dies gefiel nun dem jungen König und ſeinen Edlen gar wohl; doch ſchnitten dieſe gar ſaure Geſichter, als ihnen aus ihren Bechern, wenn ſie dieſelben zum Trinken anſetzten, auch die lohen Flammen entgegen ſchlugen, und ſie daher mit trockener Gurgel ſitzen mußten, worüber ſich König Wilhelm waidlich ergötzte.

Albertus ſchritt darauf einige Male um den Tiſch, der nur mit den ſpärlichen Gerichten beſtellt war, die der Winter bietet. Mit einem Male lachten den Gäſten die ſchmackhafteſten Früchte und Speiſen entgegen, welche nur die Gabe der heitern Sommermonde ſind. Auch das Koſtbarſte war hier zu finden, die Sinne der ganzen Geſellſchaft auf's erquickendſte belebend, und Alle griffen, bei dieſem lockenden Anblicke des erſten

Spuks vergessend, wacker zu. Doch Albertus war alsobald verschwunden, und mit ihm das anmuthige Gesicht. Gar possierlich und wunderlich sah es aber aus, wie die königlichen Edelherren und Ritter sich einander bei den Nasen hielten, die Finger in den Mund gesteckt hatten, oder an den Zipfeln ihrer Mäntel kauerten. — Am allerdrolligsten war aber des Königs Schalksnarr anzusehen, der unter dem Tische kauerte und eines Rindes Schweif in's Maul gesteckt hatte.

Wollten sich die Herren anfänglich auch ärgern, so mußten sie, staunend, zuletzt doch über den lustigen Streich lachen.

Der König machte am andern Tage, sammt seinem Gefolge, dem Albertus einen Besuch im Kloster, um hier seine Kunstwerke in Augenschein zu nehmen. Als sich die Herren nun allenthalben umgesehen, frug der Magus den König, ob er nicht wünsche, einmal seinen Blumengarten zu sehen. Laut fingen Alle an zu lachen, denn war es doch so kalt, daß der Rhein bis auf den Grund eingefroren, und nur an Blumen auf den Fenſterscheiben zu denken war.

Albertus führte sie aber durch ein Pförtlein, und mit einem Male befanden sie sich in dem herrlichsten Garten, den sie je gesehen. Sie wagten kaum den Fuß voran zu setzen und rieben die Augen, als ob ein Traumgesicht sie blende. Mailich blühten ringsher die lieblichsten Blumen in Gestalten und Farben, die ihnen alle fremd waren, und füllten die Luft mit den süßesten Düften. Die seltsamsten Vögel mit buntem Gefieder,

groß und klein, hell zwitſchernd und ſingend, flatterten ſich neckend durch die blühenden Bäume und Sträucher, wiegten ſich auf den mit Blüthen und Früchten prangenden Aeſten, zwiſchen welchen klare Springbrunnen ihre das Spiel der Regenbogenfarben wiederholenden Strahlen im blendenden Sonnenlichte emporſchoſſen.

Alle waren hoch erſtaunt ob dem freundlichen Maigarten und konnten ſich von ihrem Staunen nicht erholen, pflückten ſich auch wohl manche der ſchönen, ſeltſamen Blumen, welches ihnen Albertus auch nicht unterſagte. Des Königs Schalksnarr hatte vor willmuthiger Luſt ſeine Schellenkappe auf einen Baum geworfen, und war, um ſie zu holen, hinaufgerutſcht. Als ſich Alle nun ſo recht nach Herzensluſt wunderten ob der ſchimmernden milden Frühlingspracht, war auf einmal Alles verſchwunden; die ſich Blumen und Früchte gepflückt hatten, hielten verdorrte Reiſer, trockene Tannzapfen oder gelbe und weiße Rüben und dergleichen in den Händen. Hoch in einem Fenſter war des Königs Schalksnarr zwiſchen den Gitterſtäben eingeklemmt, und ſchrie gar erbärmlich, da er nicht vorwärts noch rückwärts konnte. Alle mußten darum über den ſeltſamen Trug lachen und verabſchiedeten ſich vergnügt von dem weiſen Albertus. Alſo geſchah um Weihnachten des Jahres unſeres Heils 1248 in der freien Reichsſtadt Köln, wo Albertus auch im Jahre 1280 ſtarb und ſeine irdiſchen Ueberreſte ruhen. Vor ſeinem Ende war er ganz dumm geworden, denn als er in ſeiner Jugend in den Prediger-Orden getreten, war er ſo tölpelhaft dumm, daß er auch das Geringſte nicht faſſen konnte.

Auf ſein inbrünſtiges Gebet erſchien ihm die Mutter des Herrn, und fragte, ob er in der Gottesgelahrtheit, oder in der Weltweisheit ausgezeichnet ſein wolle? Da er letzteres vorzog, ſo geſtand ihm die heilige Jungfrau dies zwar zu, jedoch ſollte er drei Jahre vor ſeinem Ende wieder ganz dumm werden, welches auch geſchah, ſo daß er auf einmal in ſeinem Vortrage ſtecken blieb. Man hat daher geſagt, Albertus ſei zweimal auf wunderbare Weiſe aus einem Eſel in einen Weltweiſen und aus einem Weltweiſen in einen Eſel verwandelt worden.

Hermann Joseph.

(Hierzu das Bild II., erfunden von H. Kretzschmer, gestochen von Eduard Schuler.)

In der Stadt Köln steht ein stattliches Gotteshaus, von Linden umschattet, zu St. Marien, im Capitol genannt, weil einst die Stelle desselben der Römer Capitol eingenommen haben soll. An der süd-östlichen Seite desselben befindet sich ein niedliches Thor im Spitzbogenstyle, mit vier Nischen überbaut, in welchen, in alten Steinbildern, die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt ist. Neben diesem Thore, vom Volke Dreikönigenthörchen genannt, wohnten vor langen Jahren arme, aber sehr brave und gottesfürchtige Leute. Der Mann, ein Schuster, suchte mit seiner Hände Arbeit seine kleine Familie, so gut er konnte, zu ernähren. Der Eltern höchste Freude war ihr einziges Söhnlein, Hermann Joseph; denn, fromm, gesittet und tugendhaft, suchte der Kleine durch Gehorsam und kindliche Anhänglichkeit das zu vergelten, was sie mit sorgender Liebe für ihn thaten.

Hermann Joseph wurde von seinen Eltern zur Schule geschickt, und nie ging er hin, ohne zuvor vor einem steinernen Mutter-Gottes-Bilde in der nahgelegenen Kirche sein kindliches Gebet zu verrichten. An Spieltagen, wenn die andern Knaben sich auf den Plätzen und Straßen herumtummelten, eilte er zu seinem lieben Plätzchen und erzählte dem freundlich blickenden Jesuskinde, das die heilige Mutter auf dem Arme trug, was er alles gelernt und was er noch lernen wollte. Holdselig horchte das kleine Jesuskind seinen Erzählungen, und lud ihn oft ein, zu ihm hinauf spielen zu kommen; aber es war dem Kleinen immer zu hoch, bis dahin, wo das Bild stand. Wenn er dann so traurigen Blickes hinaufschaute, tröstete ihn Maria, daß er einst größer werden und dann auch mit dem Jesuskinde spielen solle.

Als ihm nun eines Tages die Mutter einen wunderschönen Apfel geschenkt, eilte er, freudigen Muthes, zu seinem Mutter-Gottes-Bilde und bot ihn dem Kindlein mit den Worten dar: „Da hast Du meinen Apfel!" Der kleine Jesus reichte mit freundlichem Blicke zu ihm herab und nahm den Apfel. Unbeschreiblich war des Knaben Freude, und wenn er nur immer etwas zum Geschenke erhielt, Obst oder Kuchen, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als es dem Jesuskindlein zu bringen, welches die Gabe auch immer mit Dank hinnahm.

Hermann Joseph sollte, da er größer wurde, auch Schuster werden, denn seine Eltern konnten die Kosten nicht mehr bestreiten, und ihn daher nicht mehr zur Schule schicken. Betrübten Herzens, denn er hätte so gerne noch mehr gelernt, schlich er nun eines Nachmit-

tags nach der Kirche, um dem Jesuskindlein sein Leid zu klagen. Als er so mit Thränen im Auge zur Maria und ihrem Sohne hinaufschaute, frug ihn die Hochgebenedeite: „Was ist Dir, Hermann Joseph?“ und er erzählte seinen Kummer, wie er ja noch so gerne in die Schule ginge, dies aber seinen Eltern zu schwer fiele, und er nun Schuster werden müsse.

„Das sollst Du nicht, Hermann Joseph,“ sprach milde die Trösterin, „geh' in den Kreuzgang, dort findest Du links an der Thüre einen Stein, den hebe nur auf, und Du wirst finden, was Du bedarfst.“

Mit Thränen im Auge dankte Hermann Joseph seiner gütigen Beschützerin und eilte nach dem Steine, den er, wenn auch ziemlich gewichtig, ohne Mühe forthob, und unter demselben auch fand, was ihm nöthig war. Er konnte jetzt, auch ohne seinen Eltern im Geringsten zur Last zu fallen, ferner am Unterrichte Theil nehmen, denn was er nur immer bedurfte, fand er unter diesem Steine. Nie ließ er aber auch ab, seiner Beschützerin zu danken, immer blieb sein liebstes Plätzchen vor dem gnadenvollen Bilde in St. Marien im Capitol.

Hermann Joseph studirte jetzt aufs Fleißigste, und Alles, was er nur angriff, gelang ihm durch den Beistand der Muttergottes.

Als er nun das Alter erreicht hatte, wo man sich einen Stand zu wählen hat, beschloß er, sich dem geistlichen Stande zu widmen und in den Orden der Benediktiner zu treten. Er ersah sich dazu das Kloster zu Steinfeld in der Eifel, wo man den gottesfürchtigen

Jüngling auch gerne aufnahm. Mit allem Eifer legte er sich nun auf das Studium der Philosophie und Theologie, und ließ Tag und Nacht nicht ab von seinen Bemühungen, so, daß er seine Fürsprecherin Maria, beinahe darüber vergaß. Aber, siehe! alle seine Anstrengungen waren umsonst; er konnte keine Fortschritte in den Wissenschaften machen, so ernstlich er es sich auch angelegen sein ließ. Da nahm er seine Zuflucht wieder zum Gebete, und als er nun eines Nachts auf dem Chore voll inniger Andacht saß, von den Arbeiten des Tages ganz erschöpft, kam ein süßer Schlaf über seine Augen und er träumte einen schönen Traum. Er befand sich in einem wundervollen Garten, in dem die lieblichsten Kräuter dufteten, die herrlichsten, von ihm nie gesehenen, Früchte auf den Bäumen prangten, deren Aeste von tausend Vögeln belebt waren. Ein nie vernommenes Klingen durchbebte die Luft, süße Stimmen sangen dazwischen Lobgesänge dem Herrn, und anmuthige Brünnlein rieselten durch blumenreiche Matten. Endlich erschien die Mutter Gottes, so wie er sie in den Tagen seiner Kindheit unzählige Male zu St. Marien im Capitol geseh'n, das Jesuskindlein an der Hand führend, welches ihn mit freundlicher Geberde einlud, jetzt auch einmal mit ihm zu speisen, da er ihm so manchen schönen Apfel und andere schöne Sachen geschenkt habe. Hermann Joseph nahm die Einladung dankend an, und als er nun an der reichen Tafel, von wunderholden Englein bedient, sich des Himmels Kost recht schmecken ließ, erwachte er — und des Traumes Erscheinungen waren auch verschwunden. Er fühlte sich

aber auf eine eigene Weiſe geſtärkt und in ſeinem innerſten Weſen ganz verändert. Seine Studien hatten jetzt raſchen Fortgang.

Von Allen geehrt und geliebt und, beſonders ſeiner Gelehrſamkeit wegen berühmt, lebte Hermann Joſeph noch lange Zeit in der Abtei zu Steinfeld, wo er auch ſtarb, und wo jetzt noch ſein Grab gezeigt wird.

In der Kirche zu St. Marien im Capitol iſt zur rechten Hand am Ende der Nebenhalle Hermann Joſeph, der ſpäter heilig geſprochen wurde, in Stein abgebildet, wie er als Schüler dem Jeſuskinde einen Apfel darreicht, zum ewigen Gedächtniß dieſes frommen Mannes.

Richmodis von Aducht.

Oede des Grabes herrschte in den sonst so volkbelebten Straßen der Stadt Köln, denn zahllos waren die Opfer, welche die Pest hier im Jahre 1400 dahinraffte. Das Sterben war so groß und so allgemein, daß man den Leichen nicht einmal ein ehrlich, christliches Begräbniß geben konnte, sondern sie in großen Gruben verscharren mußte, um sie nur aus dem Wege zu räumen.

Zu der Zeit lebte auf dem Neumarkte, in dem Hause zu den Papagayen eine ehrbare Frau, Namens Richmodis, Gattin eines Herrn von Aducht. Sie wurde krank, und in wenigen Tagen ruhte sie schon im Sarge. Ihr Gemahl ließ sie auf dem Friedhofe zu St. Aposteln beisetzen. Die Todtengräber hatten aber wahrgenom-

men, daß die Leiche noch ihre goldenen Ringe an den Fingern trug, und beschlossen der Todten diese Kostbarkeiten zu nehmen. In der Nacht schlichen sie daher zu dem Grabe, scharrten die Erde weg, und öffneten den Sarg. Schon waren sie im Begriff der Leiche die Kostbarkeiten abzustreifen, als sich Frau Richmodis, aus tiefer Brust aufseufzend, im Sarge erhob. Die Todtengräber ergriff starrer Schrecken, aus dem sie erst aufwachten, als Frau Richmodis die Worte stöhnte: „Wo bin ich?“ Sie flohen, taub gegen das Hülferufen der kaltstarren Frau.

Frau Richmodis entstieg der Gruft, nahm die von den Entwichenen zurückgelassene Leuchte, und wankte schwach ihrer Wohnung zu. Sie pochte an. Die Diener kamen, eilten aber eben so schnell wieder zurück, als ihnen auf ihre Anfrage, wer so spät noch Einlaß begehre, die Antwort wurde: „die Hausfrau,“ und sie auch deren Stimme erkannten. Aengstlich verbargen sie sich in ihren Betten. Die Frau ließ aber nicht ab zu pochen, und pochte so lange bis ihr Eheherr erwachte und den Dienern befahl, nachzusehen, wer draußen vor dem Thore sei. Zitternd vor Angst berichteten sie, der Geist der Frau verlange Einlaß und sie seien zu furchtsam, um noch einmal zum Thore zu gehen. Der Herr schalt sie Narren, da sie ihm aber versicherten, der Hausfrau Stimme erkannt zu haben, ging er selbst zum Fenster und frug, wer draußen poche.

Er sah die noch in das Leichentuch Gehüllte, und schauderte unwillkührlich zusammen, als er seiner Ehefrau Stimme selbst erkannte, die ihn anflehte, sie doch

einzulaſſen. Er ermannte ſich und fragte, wer ſie denn ſey? „Wie, Du erkennſt Deine Gattin nicht mehr,“ antwortete Frau Richmodis ſchluchzend.

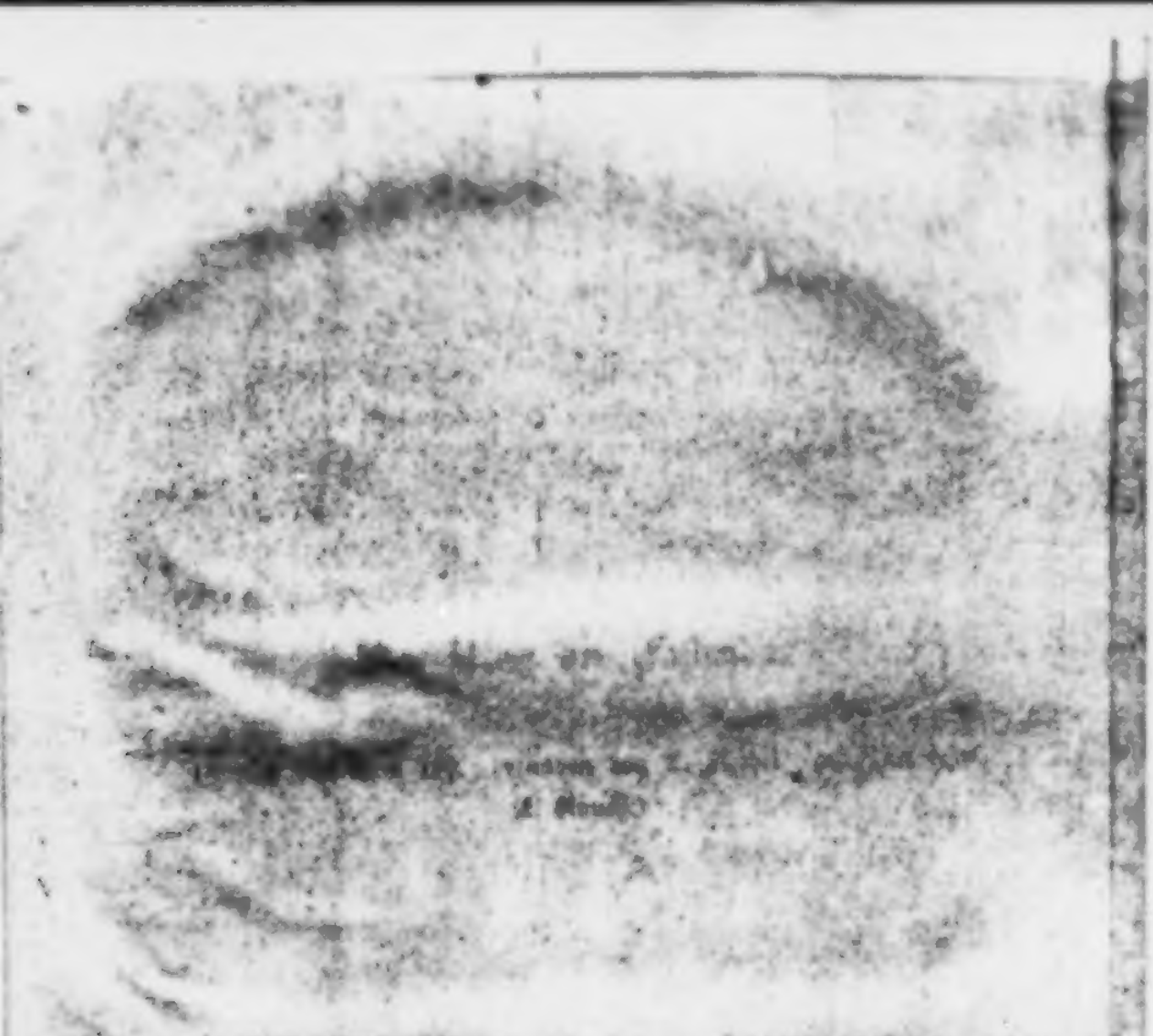
Es iſt ſo viel möglich, daß Du meine Gattin biſt, ſprach der Herr von Aducht, als daß ſich meine Pferde aus dem Stalle losreißen und auf den Speicher gehen. Kaum hatte er das Wort über ſeine Lippen gebracht, als er ſeine Hengſte auch ſchon laut polternd die Stiegen hinan ſtürmen hörte. Er flog mehr, als er die Treppe herunter ging, um der Wiedererſtandenen die Thüre zu öffnen. Mit ſorgender Liebe bot er nun Alles auf, um die Halberſtarrte zu erquicken und ſie wieder ganz in's Leben zurückzurufen.

Noch viele Jahre hindurch erfreute ſich Frau Richmodis der beſten Geſundheit, und beſchenkte ihren Gemahl noch mit drei geſunden Kindern. Kein Lächeln ſpielte aber mehr auf ihren Lippen, ſelbſt wenn ſtille Freude ihre Seele füllte. Emſig webte ſie ein Faſtentuch, welches ſie der Kirche zu den heiligen Apoſteln ſchenkte, und worauf ihre Wiedererweckung aus dem Grabe geſchildert wurde.

Als ſie endlich im hohen Alter verſchied, wurde ſie neben ihrem Gemahl am Eingange der Kirche, in einem erhöhten Grabe beigeſetzt, und liebliche Töne flüſterten dem aufmerkſam Horchenden aus dem Grabe zu. Der Hergang der Wiedererweckung wurde im Haupt-Eingange der Kirche zum ewigen Andenken gemalt, doch iſt dieſe Halle, wie Vieles des Alterthümlichen in Köln, zerſtört, und mit ihr die Schilderei. — Umſonſt ſucht der Wanderer auch jetzt noch die Pferde,

welche der Sage nach, zur Erinnerung an dieſe Begebenheit, auf dem Neumarkte im Söllerfenſter des Hauſes aufgeſtellt waren, welches die Familie von Aducht bewohnt haben ſoll.

Univ.-Bibl.
München



Der Ring der Kastrada.

(Hierzu das Bild III., erfunden von A. Rethel, gestochen von E. Rauch.)

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebsame Aachen mit seinem Ruhme alter Zeit und dem Wohlstande und der Blüthe jüngerer Tage sich zwischen sanftaufsteigenden Höhen birgt, hat manches stille freundliche Plätzchen, welches so recht dazu geschaffen scheint, der Poesie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden ist und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römischen Reiches. Da heften sich denn liebe Erinnerungen an graue bemooste Steine, mit dem falben Epheich ranket sich der Gedanke an Thurm und Mauer hinauf, jugend-

liche Tage scheinen dem Grabe zu entsteigen, und ungestört darf die Brust sich ihrer Sehnsucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verschönte, überlassen.

Wer, der die Poesie der Jugend durchlebt hat und geschwelgt hat vor alten Bildern und in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmern gestanden? Noch steht, ziemlich erhalten, der neuere, bewohnte Theil dieser Friedensburg, deren Thürme halb eingestürzt liegen, mit ihrem Geröll den Abhang des mit Gesträuchen und Bäumen bewachsenen Hügels deckend, um welchen sich der schilfbedeckte Teich, von den Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von üppigen, smaragdnen Wiesen, deren Grenze an mehren Orten die kühle Waldung bildet. An einem schönen Frühlingsmorgen muß man diese Gegend sehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche steigt, wenn das frische Grün der Bäume die alten Thürme der nahen Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiser, dem die ganze Welt offen stand mit ihren Lockungen und ihrer Majestät und Schönheit, sich dieses Thal auserkor, das ihm lieb war vor allen, und das er all seinen Pfalzen und Palläsien vorzog in seinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Gesängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geschichten

von dem groſſen Kaiſer der Deutſchen, ſind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an ſeine ſchöne Gemahlin Faſtrada feſſelte. Hatte ſie auch, ihrer Gewalt über Karl ſich bisweilen zu eigenen Zwecken bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manchen Unzufriedenen, Feinde ſogar gemacht: er hing ihr ſtets mit derſelben Zuneigung an. Da erkrankte ſie ſchwer, während ſie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die ſchöne Ebne flieſſenden Maines, verweilte. Des Kaiſers Betrübniß kannte keine Grenzen: ſie ſteigerte ſich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verſchied. Aus dem Gemache, wo ſie geſtorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, da ſchien es ihm, ſie ſchlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, ſei ein böſer Traum geweſen. Neben ihrem Lager kniete er, beſtrebte ſich ſie zu wecken, rief ihr mit den ſüßeſten Namen.

Des Kaiſers Räthe und Höflinge wußten nicht was zu beginnen: er wollte nicht davon hören, daß Faſtradas ſterbliche Reſte zur Erde beſtattet werden ſollten; gebieteriſch wies er die von ſich, welche davon redeten, und antwortete, ſie werde bald wiedererwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft, und ſogar für das Leben des Herrſchers, wenn dieſer Zuſtand noch länger währte. Während ſie nun in der quälendſten Ungewißheit ſchwebten, hatte der fromme Erzbiſchof Turpinus von Rheims, der Erſte in des Kaiſers Rath, ein Traumgeſicht, das ihm das Räthſel

erklärte. Er ſah nämlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiſerin geflochten war — dieſer war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeſchiedene feſſelte. Sein Entſchluß war bald gefaßt: am folgenden Morgen trat er in das Gemach, und ohne daß der Kaiſer es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu ſich.

Kaum hatte er dies gethan, ſo ſtand Karl auf und warf ſich weinend in ſeine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als bemerke er nun erſt den Zuſtand, in welchem der Körper ſich befand: er ſchauderte und wußte nicht wie ihm geſchehen war. Willig ließ er ſich von dem Erzbiſchofe aus dem Gemach führen, ſetzte ſich zu Pferde und ritt, von den beſorgten Bewohnern der Stadt bei ſeinem Wiedererſcheinen hoch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in ſeinem geliebten Ingelheim ankam, und mit erneutem Eifer ſich den Geſchäften des Reiches hingab. Wie ein Traum war ihm Alles, was ſeit Faſtradas Tode ſich ereignet hatte. Ihre ſterblichen Reſte aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde beſtattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und ſeine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiſer wollte von nun an immer den frommen Prälaten um ſich haben: nichts that er ohne ſeinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbiſchof benutzte zwar dieſe Zuneigung zum Beſten des Reiches und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiſer Mann; aber ſein frommer Sinn nahm doch

Anstoß an dem, was ihn ein gottloser Zauber dünkte, weßhalb er sich dessen zu entledigen beschloß. Mit diesem Gedanken ging er um, als er den Kaiser auf einer Reise nach Aachen begleitete, wo dieser bisweilen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entsprungen, welche Karl bewogen hatten, sich hier eine Pfalz zu bauen, kam Turpinus an einen kleinen stillen See, der rings von Waldung und Wiesenteppich eingeschlossen war. In diesen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieser Zeit an glaubte der Kaiser, dem seine oberrheinischen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an sein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlassen zu können. Nur dann, wenn die Reichsangelegenheiten, welche damals den Herrschern nicht gestatteten, an einem bestimmten Orte ruhig zu verweilen, sondern sie bald hie, bald dorthin riefen, es nöthig machten, trennte er sich von seinem Lieblingsort, zu dem er zurückkehrte, sobald er frei war. Nicht blos die Stadt selbst schmückte er mit Pallast und Kirche; auch bei dem nahgelegenen See ließ er eine stattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts gestörten Einsamkeit saß er oft Stunden lang, und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füßen, und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

Der Münsterbau zu Aachen

und der Loosberg.

Ein Jeder hat sicherlich von Kaiser Karl, und von seinem Münster in Aachen erzählen gehört. Die geschicktesten Meister und Werkleute wurden aus allen Gegenden des weiten Reichs herbeigeholt, um den Wunderbau aufzuführen, welchen der fromme Herrscher an dem Ort, den er vor allen liebte, der Mutter des Heilands zu widmen gedachte; die Palläste Welschlands mußten ihre Zierde hergeben, um das neue Gotteshaus, von waldbedeckten Hügeln umringt, würdig zu schmükken. Schon erhob sich die Kirche, weit über benachbarten Wohnungen, und schon berechnete man die Zeit, wo sie vollendet da stehen würde: da bemerkte man plötzlich mit großem Schrecken, daß das Geld auf die Neige ging. Langwierige Kriege hatten den Schatz erschöpft, niemand wußte Rath. Schon waren eine Menge Arbeiter entlassen worden, und trauernd sahen

die Burger, wie immer weniger Hände sich reg-ten, wie die Kalkgruben leer blieben, die großen Stamme und die schönen, mit so vielen Kosten herge-fuhrten antiken Saulen unbenutzt da lagen, wie Kelle und Winkelmaß mit Staub bedeckt waren. Da erschien eines Morgens ein unbekannter Mann, und verlangte zum Magistrat gelassen zu werden. Nachdem man sei-nem Begehren gewillfahrt, erbot er sich das zum Bau nothige Geld herbeizuschaffen. Die frommen Aachener hätten seine Fuße geküßt, wenn er es gestattet. Mit tausend Danksagungen nahmen sie sein Anerbieten an, und frugen, welche Sicherheit er verlange und welche Bedingungen er in Betreff der Rückzahlung mache.

Rückzahlung verlange ich gar nicht, war die Ant-wort, und die Rathsherren schlugen beinahe rücklings, denn eine solche Uneigennützigkeit war selbst in jenen, im Prozentrechnen weniger geübten Zeiten, etwas Un-erhörtes. Aber ihr Erstaunen ward ganz andrer Art, als der räthselhafte Gast fortfuhr: Zur einzigen Be-dingung mache ich, daß die erste Seele, welche in die fertig gewordene Kirche eingeht, mein wird. — Da merkten die Herren, mit wem sie zu thun hatten — sie waren im Begriff ein Kreuz zu schlagen und ein Apage Sat . . . schwebte dem Gelehrtesten auf der Zunge, als die vernünftige Betrachtung, daß eine so schöne Gele-genheit die Kirche ohne Schwierigkeit und ohne daß man auf das Geld zu sehen brauche, zu vollenden, sich nicht leicht zum zweiten Male darbieten würde, ihren frommen Abscheu noch zur rechten Zeit im Zaume hielt. Der Fremde ohne eine Miene zu verändern, sah sie

scharf an, und nachdem die Bestürzten die Antwort hervorgestottert, daß sie die Sache überlegen wollten, entfernte er sich mit der Bemerkung, er werde am folgenden Tage zurückkehren, um ihren Entschluß zu vernehmen. —

Die Baulust scheint vor zehn Jahrhunderten den Aachenern im hohen Grade eigen gewesen zu sein, denn sie trug es über alle Gewissensscrupel davon. Der Pakt mit dem Ungenannten, aber nicht mehr Unbekannten, ward also eingegangen, und noch an demselben Tage strotzten alle Kassen von Gold. Da es mit dem üblichen Reichsgepräge versehen war, so scheute sich Niemand davon anzunehmen; da es auf so leichte Weise erworben ward, so scheute sich auch Keiner es ungehindert auszugeben, indem weder Kaiser noch Volk darunter litten. Rasch wurde die Arbeit gefördert, und bald wölbte sich die hohe Kuppel, und das Münster war so weit fortgerückt, daß man an die Einweihung dachte. Nun war aber wiederum guter Rath theuer, denn Keiner hatte Lust der Erste zu sein, der die verhängnißvolle Schwelle betrat. Der Fremde hatte sich nicht wieder blicken lassen, aber man zweifelte nicht daran, daß er sich seinen Lohn zur rechten Zeit holen werde. Da wurde denn von den geistlichen und weltlichen Machthabern von neuem berathen, und endlich schien man ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, denn es ward angesagt, daß am Dreikönigefeste — man schrieb damals das Jahr des Herrn 804 — die große Ceremonie Statt finden sollte, zu welcher Papst Leo selbst von Rom nach Aachen gekommen war.

Am Morgen Epifaniä waren die Höfe und Säle der kaiserlichen Pfalz mit Tausenden gefüllt. Die hohe Geistlichkeit in prachtvollem Ornate, und die Reichsfürsten in glänzendem Anzuge begaben sich hin, auch Karl hatte seine gewöhnliche einfache Kleidung abgelegt, und erschien im Kaiser-Ornate. Auf dem Münsterplatze wogte das Gedränge des Volks, aber Jeder blieb dem großen Thore fern; nur ängstliche, scheue Blicke wurden dahingesandt, obgleich man nichts fremdartiges dort bemerkte. Da nahte mit raschen Schritten ein Hanse bewaffneter Trabanten der Kirche, und als sie nur noch in geringer Entfernung vom Thore sich befanden, jagten sie einen großen, kurz vorher gefangenen Wolf in die Kirche hinein. Ein schreckliches Getöse erhob sich — wüthend und flammenspeiend schoß eine Teufelsgestalt auf das Thier zu, und erwürgte es im Nu mit ihren scharfen Krallen. —

Da entstand ein gewaltiger Jubel der zahlreichversammelten Menge, und im Augenblick, wo der Erzfeind sich mit der Seele des unglücklichen Wolfs, den man ihm, statt der gehofften Menschenseele in den Rachen gejagt, unter fürchterlichem Geheul und Zähnefletschen empfahl, begannen die Glocken des Gotteshauses freudig zu läuten, und vom Papst und 365 Bischöfen und Prälaten begleitet, zog Kaiser Karl feierlich und unter Absingung der kirchlichen Hymnen in den prachtvollen Tempel ein.

In seinem furchtbaren Grimme aber war Herr Urian fortgeflogen auf des Sturmwinds Flügeln, und kam heran an's Meergestade, wo die Brandung tief

unter ihm wild emporbrauste. Nichts als Rachegedanken für den vom frommen Kaiser ihm gespielten Betrug, erfüllten seine schwarze Seele: er wollte Karl, mit ihm die neugegründete Kaiserstadt, nebst dem schönen Münster, das er in Hoffnung des reichen, bedungenen Lohns, selber mit hatte erbauen helfen, schmählich verderben. Ueber seinen Plänen brütend, erblickte er plötzlich die weiten Sanddünen des Meergestades, und der hämische Gedanke durchzuckte seine Seele, unter einem solchen Sandberge die Stadt sammt allen ihren Bewohnern zu begraben. Gedacht, gethan! Mit Wetterschnelle stürzte er von seiner luftigen Höhe auf das Ufer hinab, unsichtbare Hände halfen ihm, und so ward bald eine lange Düne losgerissen von dem Boden, wo die Fluth sie seit Jahrhunderten angeschwemmt; wie einen Mehlsack lud der Böse sie rasch auf seine Schulter und so ging's huckepack nach dem nichts ahnenden Aachen hin. —

Die Reise mochte dem schwarzen Verderber doch am Ende etwas unbequem vorkommen: die Länge des Sandhügels bewirkte, daß derselbe sich nach beiden Seiten sackförmig überbog, so daß der vorn herabhängende Theil dem Träger die Aussicht benahm, und er sich fast auf seinem Wege verirrt hatte. Doch fand er sich wieder zurecht, als er leichtfüßig über die Maas schritt und sich nun auf's Aachener Thal zutrollte. Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Wind, und streute ihm so viel Sand in die Augen, daß er kaum noch vor sich hin sehen konnte. Dadurch ward ihm das Sehen immer beschwerlicher, und nur mit

Mühe gelangte er an das Soersthal. Da begegnete ihm ein altes Weib, welches des Weges von Aachen herkam, und erschrocken über den wandelnden Sandberg und seinen schwarzen Träger stehen blieb. „Wie weit habe ich noch bis Aachen?“ frug Herr Urian die Alte, seine Stimme zu möglichster Lieblichkeit versüßend. Die Alte merkte das Plänchen: sie hatte bei dem Baue des Münster's den Bösen oft genug ins Auge gefaßt, und seine Gesichtszüge waren ihrem Andenken noch nicht entschwunden. „Ach“, erwiderte sie schlau, „da seyd Ihr ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schauet nur gefälligst auf mein Fußzeug: ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen, und jetzt sind von dem langen Gehen die Sohlen bereits ganz zerrissen.“

Da stieß der Schwarze einen Fluch aus, daß das ganze Thal davon erdröhnte, und die erschrockene Alte mehrere Schritte weit zurücksprang. „Ich bin der Schlepperei müde!“ rief er wüthend aus — „für jetzt mag das betrügerische Nest meinem Grimme entgehen, ich werde doch schon in Zukunft Zeit und Gelegenheit finden, mich zu rächen.“ Und mit diesen Worten schleuderte er seine sandige Last von den Schultern auf die Erde, und erhob sich flammensprühend in die Luft. Dies war das letzte Mal, daß man den Schwarzen in propria persona in Aachen und seiner Umgegend umherwandern sah — die Aufklärung hat ihn bald in seine schweseligen Schlupfwinkel hinabgejagt. Doch will man noch dann und wann seine geheime Anwesenheit verspürt haben, nur ist man noch nicht einig über das Kostüm, worin er in späterer Zeit erschienen. —

So war Aachen durch die Liſt des alten Weibes von dem Untergange gerettet. Der Berg iſt noch vor den Thoren der Stadt zu ſehen, und oft wandern die Aachener Bürger zu ſeiner freundlichen, ſonnigen Höhe hin, nicht daran denkend, wie unheilvoll er einſt für die liebe Vaterſtadt hätte werden können. Und die tiefe Gaſſe die noch jetzt den Loosberg von St. Salvator ſcheidet, iſt durch das heftige Niederwerfen durch Meiſter Urian entſtanden, indem dieſe von dem Stoß in der Mitte platzte und ſo die beiden Berge bildete.

Während nun an dem Hauptthor der Kirche, welches dem Baptiſterium zugewandt iſt, und den Namen der Wolfsthüre führt, das in Stein gehauene Bild des armen Opfers zu ſehen iſt, ruft noch heutigen Tages der Name Loosberg dem Wanderer ins Andenken zurück, daß ein Weib ſelbſt dem Teufel zu los*) war, und ihn durch ihre Kniffe anführte. Die Aachnerinnen haben ein Recht, noch jetzt darauf ſtolz zu ſein, wenn ſie an das dadurch abgewandte Unheil denken.

*) loos, lus, loſe — verſchlagen, verſchmitzt, pfiffig.

Die buckligen Muſikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlöſers Geburt 1549, kam ein armer buckliger Spielmann ſpät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woſelbſt er bei einer Hochzeit aufgeſpielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und ſo ging er denn wohlgemuthet am Münſter vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erſchrak er auch um ſo mehr, als er nun hörte wie ſpät es in der Nacht ſei, und dazu ſich in der Luft ein ſeltſames Geſchwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln, vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geiſterſtunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte ſchüchtern in die Schmiedſtraße ein, um durch ſie zu ſeiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobſtraße gelegen. Was begegnete ihm

aber, als er das Pervisch (den Fischmarkt) betrat! Alle Fischbänke schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die dunkle Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln auf-aufgetragen, und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um Alles herum aber saß eine Menge der reichgekleidetsten Damen und ließen es sich trefflich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er sich entsetzt der Quatember-Nacht und ihres Hexenspuks. — Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, und führte ihn zu Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knieen dastand: „Fürchte Dich nicht, und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden Dir dessen Dank wissen." Und indem sie so sprach, reichte sie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieser ermuthigte wundersam den Spielmann dergestalt, daß, sobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er seine Geige zur Hand nahm und lustig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem was darauf stand, bei Seite geschafft, und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allzumal bei dem Tone seiner Geige, und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer schneller und schneller, und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zer-

springen und ihm Hören und Sehen vergehen. — Indessen sauſ'ten die Paare noch immer durcheinander, während sein Arm kräftig den Bogen führte, und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging, und oft so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Conzert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmuhr drei Viertel auf Eins, und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne; Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse, oder scheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran, und sprach: „Braver Spielmann, Du hast uns wacker vergnügt, drum soll Dir auch nun des Lohnes werden! Und damit hatte sie ihm bereits sein Wams ausgezogen, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihn getreten, und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher als unser erleichterter Spielmann! Dankdurchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin, — da aber schlug es Eins, und Damen, Lichter und Schüsseln waren verschwunden, und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach seinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu Muthe, als sei sein ganzes Abenteuer ein wirrer Traum gewesen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank, und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wohl die Freude

seines Herzens zu beschreiben, in welcher er nun nach seinem Wams griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite sollte ihm beschieden sein, denn als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor; und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit forschte, fand er dessen beide Taschen mit Gold gefüllt und eilte als ein zwiefach glücklicher Mann nach seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr, und pries den Himmel, der das Alles noch so glücklich gefügt. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück ins Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrons aufgehängt, und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt. —

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alsobald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen sich vorzüglich ein anderer, ebenfalls bucklicher Musikant durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht, und richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich oder noch zuvor thun zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein, und begab sich nun auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Perviſch. Dort fand er auch richtig dasselbe Gelage, und ward bald darauf

zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterschied! — Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustig-künstlichen Melodien angehoben, und die Damen sich zum Tanze erhoben, als er auf einmal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel, und eine so traurige und herzbrechende Weise aufstedelte, daß höllisches Gepfeife und Gezische sich um ihn herum erhob, und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, musizirte stracks drauf los, und erwartete nun, da der Tanz geendet war, nichts weniger als einen noch reichern Lohn, denn sein Vorgänger, und trat daher, Rock und Weste ausziehend, keck zum Tische. „Ei, ei! beste Frau!“ rief er spöttisch, da er, in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau Bürgermeisterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem sonderbaren Mahle präsidirte — „was würde wohl der Herr Gemahl sagen, wenn er sie hier auf der Besenstielfestlichkeit anträfe? Aber lassen Euer Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn stehen, denn die Nacht ist kalt, und es schlottern mir alle Knochen in der Herbstluft. Ich denke, mein Spiel ist doch noch wohl eines bessern Preises werth, als das des Stümpers, der Euch beim letzten Feste die Ohren gellen machte?“ Doch wie sollte er sich täuschen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer silbernen Schüssel, und ehe er sich's versah, klebte der darin aufbewahrte Höcker seines Gesellen vor seiner Brust. So stand denn der Neidhart mit doppeltem Bollwerk umgeben, und traute seinen

Augen nicht, bis im selben Momente beim ersten Schlage der Morgenstunde der Spuk verschwand, und er sich unter zwiefacher Last nach Hause trollen konnte.

Noch lange Jahre hindurch mußte er das Warnungszeichen seiner Mißgunst mit herum schleppen, und die Eltern pflegten ihren Kindern bei seinem Anblicke die Geschichte zu erzählen.

Pfalzgraf und Kaiserstochter.

Zur Zeit als Otto, der Dritte dieses Namens, aus dem sächsischen Kaiserhause, in zarter Jugend den Thron seiner ruhmbekränzten Vorfahren bestiegen hatte und König von Deutschland geworden war, leitete die griechische Prinzessin Theofania, Otto's des Zweiten Wittwe und Mutter des jungen Königs, eine überaus gewandte und mit den herrlichsten Eigenschaften begabte Frau, das Staatsregiment. Nur durch ihre Klugheit war dem jungen Otto das Reich erhalten worden, indem er an dem römischen Konsul Crescentius Nomentanus, und vorzüglich an dem Baiernherzoge Heinrich, dem nachmaligen Könige Heinrich II., gefährliche Nebenbuhler hatte, von denen der letztere ihn einmal heimlich gefangen nehmen ließ, und nur auf die wiederholten Vorstellungen und Drohungen der sämmtlichen Reichsstände wieder herausgab. Theofania gab ihrem Sohne den

gelehrten Gerber, der nachmals den Stuhl Petri als Sylveſter II. beſtieg, zum Lehrer, und dieſer große Mann bildete ſeines Zöglings Herz und Geiſt, flößte ihm die Tugenden und erhabenen Geſinnungen ein, welche den Regenten zieren, und erregte durch ſeine weiſen Lehren und ſein Beiſpiel Otto's Milde und Freigebigkeit, welche des Königs kurzes Leben zierten, und ſeinen Tod allgemein betrauert machten.

Unter den Räthen der verwittweten Kaiſerin war Ezo, Pfalzgraf von Aachen, ein Mann, der, obſchon in der Blüthe ſeines Lebens, doch an Rath und That einer der erſten war, und keinem der ältern Rathgeber im Geringſten nachſtand. Er hatte durch ſeine weiſen Entſchließungen, kurz vor dem Beginne dieſer Geſchichte vermocht, daß der König Lothar von Frankreich, der in Lotharingen eingefallen war und die Stadt Verdun in Beſitz genommen hatte, dieſen Platz baldigſt verließ und ſich ohne Schwerdtſchlag in ſeine Erblande zurückzog. Er war bei Otto's Gefangennehmung und nachmaliger Befreiung einer der kühnſten Sprecher gegen Heinrich von Baiern geweſen, und beſorgte mit unermüdlichem Eifer die Geſchäfte des Reichs und des Königs. Deswegen hatte ihn Theofania beſonders liebgewonnen, und zu ihrem Vertrauten erhoben, deſſen ſie ſich bei den Sorgen und Geſchäften, mit denen ſie überhäuft war, mit Vorliebe bediente. Und Ezo rechtfertigte das Vertrauen der Kaiſerin, denn es war unter den Herren am Hofe keiner aufmerkſamer und fleißiger als der junge Pfalzgraf, der darum von Allen geachtet wurde, und ſich durch ſeine leutſelige Gemüths-

art die meisten Großen zu Freunden machte. Auch der König gewann Herrn Ezo lieb, der ihn in den Leibesübungen, die sich für einen ritterlichen Jüngling schickten, unterwies, und von dessen treuen und uneigennützigen Dienstleistungen seine Mutter ihm schon oft berichtet hatte. So war der Pfalzgraf bald der erste Rath der Kaiserin, welche sich seiner in den meisten Unternehmungen bediente, die Klugheit, Umsicht und Verschwiegenheit forderten, und der Liebling Otto's und der Gutgesinnten des Hofes.

In dem adelichen Klosterstifte zu Essen, jenseits des Rheins, saß in einem schöngewölbten und zierlich eingerichteten Kämmerlein, Frau Adelheid, die Schwester des verstorbenen Kaisers, und Aebtissin des Klosters, ihr zur Seite an dem geschweiften Fensterbogen ein junges blühendes Mädchen. Blonde Flechten fielen über den Schwanenhals hinunter, und die sanften blauen Augen schauten züchtig auf die Arbeit, welche ihre niedlichen Finger hielten, während die Strahlen der Morgensonne durch die buntgemalten Fensterscheiben fielen, und das Zimmerlein und die Anwesenden mit einem wunderbaren Farbenglanz übergossen. Ein künstlich geschnitztes Bild der Mutter Gottes prangte auf einem kleinen Altar, um den mehrere Heiligenbilder mit zierlich vergoldeten Rahmen und feinem Schnitzwerke herumhingen, welche lieblich aus der leuchtenden Einfassung hervorschauten. Vor dem Marienbilde standen zwei porzellanene Gefäße mit süßduftenden Blumen,

deren mannigfaltige Farben mit dem glühenden Feuer des Fensterglases zu wetteifern schienen. Das holde Mägdlein war Mathilde, die Schwester des jungen Königs Otto, welche der Aebtissin, ihrer Tante, zur Erziehung übergeben worden war, und von ihr zum Klosterleben bestimmt wurde. Denn die Aebtissin war eine Frau von grosser Frömmigkeit, und wünschte ihre Pflegebefohlene, welche sie herzlich liebte, fern von dem Gewühle der Welt, je eher je besser, in dem Schutze der klösterlichen Mauern mit dem Schleier bekleidet zu sehen, ohne erst Mathildens Neigung zu erfragen.

Das schüchterne Mädchen wagte nicht, sich der Tante, welche sie innigst verehrte, zu widersetzen, obschon sie keinen innern Beruf zum Klosterleben erkannte, denn ein Augenblick hatte über das Schicksal ihres Lebens entschieden: sie liebte, aber ohne Hoffnung. Bei ihrer letzten Anwesenheit zu Aachen hatte der junge Pfalzgraf, sowohl durch seine schöne Gestalt, als durch seine einnehmenden Reden, seine Tapferkeit und seinen Hochsinn, das Herz der zarten Jungfrau gefesselt: das Morgenroth der Jugendliebe war ihr aufgegangen. Und da sie von allen Anwesenden und selbst von ihrer Mutter Ezo's Lob vernahm, und sah, welche ehrenvolle Auszeichnung ihm zu Theil wurde, da war es in ihrem Herzen beschlossen: Diesen oder Keinen!

Aber auch dem Pfalzgrafen war es ergangen, wie Mathilden. Mehre Male verwirrte er sich augenscheinlich, wenn sie ihn im Gespräche anblickte, ein glühendes Roth überflog seine Wangen, und er sah still vor sich nieder. Doch, obschon aus altem adeligen Geschlechte,

wagte er es nicht, seine Augen und Wünsche bis zu einer Prinzessin und Kaiserstochter zu erheben, und selbst die Geschichte Eginhard's und Emma's, an welche er oft dachte, konnte ihm keinen größern Muth einflößen. Er beruhigte den gewaltsam pochenden Busen, der oft die Hülle zu sprengen drohte, wenn er in Gesellschaft der Geliebten war, und sie sich ihm mit Schüchternheit und Milde näherte. So kam es zwischen den Liebenden nie zu Worten, obschon ihre Blicke sich genug sagten, denn Ezo hielt sich immer in gemessener Entfernung von der Prinzessin, er zagte und fürchtete von der Entdeckung einen unglücklichen Ausgang für sich und Mathilden, deswegen hielt er's für besser, sich ganz zurück zu ziehen, und sich nur da, wo sein Amt und seine Pflicht es nothwendig machten, vor der Prinzessin zu zeigen. So kam es, daß, als Mathildens Aufenthalt am Hofe zu Ende ging, und sie nach Essen zu der Aebtissin zurückkehrte, diese eine große Veränderung an ihr merkte, sie war oft zerstreut und in sich gekehrt, so daß ihr Geist bisweilen abwesend und anderswo zu weilen schien. —

So war es auch wieder heute. Mathilde hatte schon lange durch das Fenster gestarrt, wo im schön eingerichteten Klostergarten tausend schöne Blümlein blühten und die zwitschernden Vögel sich des belebenden Strahles der Frühlingssonne erfreueten. — Des Mägdleins zarte Finger ruheten mit der unvollendeten Arbeit in dem Schooße. Verwundert schaute die Aebtissin sie eine Zeitlang an, dann brach sie aber das lange Stillschweigen:

„Was habt Ihr denn, Mathilde, daß Ihr da wieder ins Blaue hineinsehet, und der Arbeit nicht Acht habt, welche Euren Händen entfallen ist?"

„Ich dachte" — erwiderte jene schnell, stockte aber plötzlich, die Aebtissin anblickend, und schlug verwirrt die Augen nieder.

Kopfschüttelnd wendete die Aebtissin sich ab, und sprach für sich, indem sie zum Altar trat, und sich auf den Stufen desselben zum Beten niederließ:

„Die wird nimmerhin eine gute Klostergeistliche, trotz der Sorgfalt, womit ich sie zu diesem Stand erziehe. Des Himmels Wille geschehe!

Zu Aachen in der Kaiserpfalz befand sich an einem Nachmittage König Otto in Gesellschaft seiner beiden Schwestern, Sophia und Adelheid, und mehrer Großen seines Hofstaates; unter ihnen war auch Pfalzgraf Ezo. Da begab es sich, daß der junge König, der ein großer Freund des Schachspiels war, und darin einem Jeden stehen zu können glaubte, den Pfalzgrafen zu einem Gange auf dem Schachbrett entbot.

Herr Ezo war sogleich bereit, Otto's Gesuche Folge zu leisten, denn er hatte sich in diesem sinnreichen Spiele geübt und eine ziemliche Fertigkeit darin erworben. Nachdem nun ein Diener das Spiel hereingebracht, und die beiden Kämpfer sich am Tische niedergelassen hatten, ward als Bedingung festgesetzt, daß derjenige, welcher den Gegner in drei Gängen nacheinander be-

siegen würde, einen beliebigen Preis von dem Andern fordern könne, den dieser ihm, so es in seinem Vermögen stehe, geben müsse.

Aber Ezo hatte schon bei sich bestimmt, welchen Preis er von dem Könige fordern wollte, im Falle er das Glück haben würde, Sieger zu sein. Er sah diesen Zufall als die größte Gunst Fortunens an, denn er hatte sogleich bei sich beschlossen, keinen andern Siegespreis zu heischen, als Mathilden. Deswegen zitterte er sichtlich, als der König das Spiel begann und er dagegen setzen mußte, denn wie leicht konnte er verlieren, und dann stürzte das Kartengebäude seines geträumten Himmelreichs in ein Nichts zusammen! Doch verlor er seine Geistesgegenwart nicht. In jeder Figur, womit er auf den Gegner anrückte, sah er seine Mathilde, dies machte ihn sehr vorsichtig, so daß Otto, der sich alle ersinnliche Mühe gab, ihn in die Enge zu treiben, trotz seinem kunstreichen Spiel ihm nichts anhaben konnte.

Das erste Spiel war beendigt, der König matt.

Ezo, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, dankte dem Himmel, aber er hatte noch die größte Gefahr zu bestehen, denn der König konnte jetzt seine Anstrengungen verdoppeln, um einer nochmaligen Niederlage zu entgehen. Das zweite Spiel begann. Otto, ärgerlich über seinen Verlust, spielte hitziger, und gab sich dadurch mehre Blößen, welche der Pfalzgraf benutzte, so gut er es vermochte. So ging es in einem fort, und am Schlusse des dritten Spiels war Ezo Sieger.

Der König war dreimal matt geworden.

Wer vermag zu beschreiben, was in Ezo's Gemüthe vorging! Es war jetzt an ihm, den Preis zu fordern. Mathildens Name schwebte ihm auf der Zunge, aber immer schwieg er wieder.

Wie leicht, dachte er, kann der König dir trotz seines gegebenen Wortes die Schwester abschlagen, und sich entschuldigen, daß es so nicht gemeint gewesen sey. Wie unglücklich wärest du dann, da du so alle Hoffnung verloren hättest, und beschämt vor dem ganzen Hofe abziehen müßtest. Die Anderen aber schauten verwundert auf den Pfalzgrafen, und erwarteten, daß er sich ein großes Geschenk in Gold und Silber, eine Stadt oder gar ein Herzogthum von dem Könige ausbitten würde. Endlich siegte das Vertrauen auf sich und Otto in des Pfalzgrafen Brust, entschlossen trat er zum harrenden König, und ließ sich auf ein Knie vor ihm nieder, aber nur mit leiser zitternder Stimme vermochte er die Worte hervorzubringen:

„Hoher Herr, gebet mir Mathilden, Eure Schwester, ich liebe sie schon lange, und Ihr macht dadurch zwei Herzen glücklich!"

Staunend sahen die Hofleute den Pfalzgrafen an, der sein Schicksal erwartend noch immer vor dem Könige das Knie beugte. Da trat Theofania in den Saal, und als man ihr auf ihre Frage wegen des sonderbaren Auftritts den Vorfall erzählte, beschloß sie sogleich sich des Pfalzgrafen anzunehmen. Darum trat sie zum Könige — der noch immer unentschlossen dastand, und nicht wußte was er thun sollte — und sprach zu ihm:

„Mein Sohn, Ihr müsset Euer Versprechen halten. Gebet dem Pfalzgrafen Mathilden, er hat sie um Euch und mich verdient. Mein mütterlicher Segen wird den Bund der Liebe krönen.“ — Und Otto, der Theofania als seine Mutter, seine Beschützerin und Rathgeberin über Alles achtete und liebte, stand keinen Augenblick an, ihrer Bitte Gewährung zu leisten, so daß es schien als habe er nur ihre Dazwischenkunft erwartet, um den Pfalzgrafen, den er schon lange als seinen treuesten Diener erkannt hatte, zu beglücken. „Nehmt sie denn hin,“ sprach er — Ezo liebevoll aufhebend — „und seyd glücklich. Bleibt Eurem König und Bruder treu, und er wird immer für Euch in Liebe sorgen.“

Ezo wußte sich vor Wonne nicht zu fassen. Er glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen, als er des Königs liebevolle Antwort vernahm und dankte Otto und Theofania tausendmal im seligsten Entzücken. Glückwünschend umringten ihn seine Freunde, und Alle waren höchlich erfreut, daß die Sache einen so guten Ausgang genommen, denn sie liebten und achteten Alle den Pfalzgrafen.

Und dieser begab sich mit einem Schreiben des Königs sogleich auf den Weg nach Essen, um seine liebliche Braut nach Aachen abzuholen.

Der Frühgottesdienst war vorbei, die Nonnen waren wieder zu ihren Zellen zurückgekehrt, als zwei Reiter auf dampfenden Rossen vor der äußern Pforte des Klosters hielten, und Einlaß begehrten. Das Thor

wurde geöffnet. Der vordere Reiter sprang ab und gab dem Diener das Roß zu halten, worauf er eintrat, und die Prinzessin Mathilde zu sprechen wünschte. Man führte ihn sogleich in das Sprechzimmer, wo die Prinzessin gleich darauf eintrat. Sie erröthete sanft, als sie den Pfalzgrafen erkannte, der sich ihr mit achtungsvollem Gruße näherte, und aus seinem Lederkoller einen Brief hervorzog, den er ihr überreichte. Der Inhalt des Briefes aber, den Mathilde aufschlug und las, war folgender:

„Geliebte Schwester!"

Begrüßet in dem Ueberbringer dieses Schreibens Unsern lieben und getreuen Pfalzgrafen, Herrn Ezo, Euren bestimmten Bräutigam, und kommt in seiner Gesellschaft so bald es Euch beliebet zu Uns und Eurer Mutter nach Aachen. Herr Ezo wird Euch den Hergang der Sache mündlich erzählen, und Euch der Zuneigung versichern, womit ich bin Euer Bruder

Otto.

In unserm Pallast zu Aachen,
am 22. des Wonnemondes.

Mit einem ungewissen Blick sah Mathilde auf. Sie wußte nicht ob es Traum, ob es Wirklichkeit war, sie sah noch immer in die Schrift, um sich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sey, denn wer vermag sich im ersten Augenblicke eines niegeahnten Glücks von dem wirklichen Daseyn desselben überzeugen: dann aber schaute sie mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe auf den Pfalzgrafen.

„Mathilde, meine Mathilde!“ jubelte Ezo auf und die höchſte Seligkeit ſpiegelte ſich in ſeinem Auge, er eilte auf die Geliebte zu, und drückte ſie im Taumel des Entzückens an die klopfende Bruſt. Und der erſte Kuß beſiegelte den geſchloſſenen Bund.

Nun begaben ſich die Liebenden zur Aebtiſſin. Als die Prinzeſſin dieſer eröffnete, daß ſie nach Aachen ziehen und ſich mit dem Pfalzgrafen vermählen würde, äußerte ſich der Unwille der geiſtlichen Frau, und der Pfalzgraf mußte manch hartes Wort von ihr hören, da ſie durchaus nicht in Mathildens Entfernung willigen wollte, und doch noch immer den Glauben hegte, daß dieſe ſich zum geiſtlichen Stande bequemen werde. Die Prinzeſſin aber ſtand mit niedergeſchlagenen Augen, einem lieblichen Heiligenbildchen gleich, neben dem Geliebten, welcher die vielen Worte der Aebtiſſin ruhig und getroſt anhörte, und nachdem ſie geendet hatte, zu ſeiner einzigen Rechtfertigung den Brief des Königs aus Mathildens Händen nahm, und ihn der Aebtiſſin hinhielt. Nachdem dieſe nun Otto's Schreiben geleſen, vermochte ſie freilich nichts mehr gegen die Heirath einzuwenden, und mußte ſchon ihre Einwilligung geben, was ſie auch that.

Sie tröſtete ſich mit der Ausſicht, daß eine oder die andere der kaiſerlichen Prinzeſſinnen das, wie ſie meinte, von Mathilden verſcherzte Glück ergreifen würde, was auch wirklich geſchah, indem Adelheid Aebtiſſin zu Quedlinburg und Sophia Aebtiſſin zu Gandersheim wurde.

Ezo und Mathilde reisten ab, nachdem sie ihren Segen erhalten. Die Fahrt nach Aachen ging rasch vor sich, und der versammelte Hof empfing die Liebenden, welche bald darauf zu Brauweiler unter Theofanias mütterlichem Segen, durch die Hand des Priesters auf ewig verbunden wurden.

Das ist die wunderbare aber wahrhafte Historie von dem Pfalzgrafen und der kaiserlichen Prinzessin, wie sie in Chroniken und Geschichtsbüchern der verflossenen Zeiten erzählt wird. Ezo und Mathilde lebten lange glücklich beisammen in gottgefälligem Ehebunde, und dienten dem Herrn, der Alles so glücklich und wohl gefügt hatte.

Der Hinzenthurm.

Im alten Limburger Lande, dort, wo die Emmaburg sich auf steilen Felsenmassen erhebt, gab es in den Felsen viele, jetzt meist verschüttete unterirdische Gänge, in denen ein Koboldgeschlecht sein Wesen trieb, welches das Volk die Hinzenmännchen nannte. Bei Tage ließen sie sich zwar nicht sehen, in der Nacht aber ging es desto toller zu. Denn so bald die Mitternachtstunde geschlagen, schwärmten sie weithin in der Umgegend herum, und machten ein solch Getöse und Geklapper an den verschlossenen Hausthüren, daß die Einwohner nicht anders vermeinten, als ziehe der leibhaftige Satan mit seinem wilden Heere durch Straßen und Flur. — Das dauerte dann eine gute Weile, bis endlich mit dem Glockenschlag Eins der Lärm sich allmählig nach den Felsenklüften zurückzog, und man daraus wohl schließen konnte, daß nun die Hinzenmännchen wieder nach Hause gekehrt. Dort fing alsdann ein lustiges Schmausen und Jubiliren an. In ihren Felsengängen ward's plötzlich helle, und manch verirrter Hirt und

Wanderer hat, von dem wundersamen Lichterschein gelockt, es staunend mit angesehen, wie das klein Völkchen lustig und wohlgemuth um langgedeckt Tafeln gelagert, sich an den köstlichen Speisen und edelsten Weinen ergötzte. Ja einstens sogar erlauscht ein kecker Jägerbursche, der sich tiefer in die unwegsam Felsschlucht hineingewagt, folgenden Gesang, der leis und wunderbar durch die Gänge schallte:

In ödem Felsgestein
Um Mitternacht,
Beim hellen Ampelschein,
Wenn rings des Schlummers Macht
Die Menschen, die trägen, auf's Lager gestreckt,
Dann jubeln wir lustig, fröhlich und frei,
Und ehe der Hahn noch die Schläfer geweckt,
Ist schon unser ganzes Gelage vorbei.
Heisa, Juchhei!
Alles vorbei!

Dann aber sah der verwegene Geselle, wie drau die lustigen Zecher mit den kleinen goldenen Becher zusammenstießen, und fröhliches Rufen und Zureden i der Runde erging, bis endlich, als schon Morgenrot den Osten purpurn säumte, dies Zechlied den Schman beschloß:

Laßt die Becher kreisen,
Kling, Klang, Kling;
Laßt die Stund' uns preisen,
Jing, Jang, Jing;
Was des Tages Scheinen
Trennt, Klang, Kling,
Muß die Nacht vereinen,
Trinkt, Jang, Jing.

Und wie der letzte Klang verhallet, war auch Alles verschwunden. —

Doch theuer mußte der Lauscher seinen Verwitz büßen, denn von dem Augenblicke an, da er den staunenden Nachbaren das Gesicht dieser Nacht erzählt, versiechte er sichtbar an Leib und Gemüth. Der Geisterlieder Weise lag ihm immerdar im irren Sinne, und als das nächste Zwielicht über das Gebirge heraufzog, da summte er noch einmal hell dessen Schlußreim vor sich hin, und eilte in wildem Sprung dem Felsgeklüfte zu. Nie hat eines Menschen Blick ihn jemals wiedergesehen. —

Der unausgesetzten Beunruhigung müde, sannen indeß die Bewohner der Umgegend allesammt, wie sie sich wohl vor dem Spuke der kleinen Kobeldleutchen sichern und davon befreien könnten. Beschwerungen, die schon öfters aus Priestermunde über sie ergangen, richteten nicht viel aus, denn obschon die Hinzlein sich alsdann eine Zeitlang ruhig verhielten, so kehrten sie gleichsam dem heiligen Werke zum Trotze, bald wieder zurück, und trieben dann noch tolleren Unfug. Da vereinten sich endlich alle Bewohner des Gaues, auf gemeinsame Kosten eine Kapelle, und zwar dicht an dem Felsengrunde der Emmaburg, zu erbauen, und foderten rasch diesen Entschluß zur That. — Bald stand des heiligen Kreuzes Zierde auf dem neuen Gotteshause, und zur Stunde, als sein geweihetes Glöcklein die Gläubigen zur heiligen Messe gerufen, war auch der Hinzlein Spuk aus Felsen und Gegend fortgebannt.

Kaum aber hatten die erlöſten Landleute dem hochweiſen Magiſtrat der freien Reichs- und Krönungsſtadt Aachen die Anzeige von der Hinzen Verſchwinden aus der Felsgegend der Emmaburg gemacht, ſo ging in Aachen der Teufelsſpektakel los.

An dem äußern Stadtwalle zwiſchen dem Sandkaul- und Kölner-Thore, ſtand ehemals ein hoher Mauerthurm, deß unterirdiſche Gänge weit hinaus ins Land führten. Niemand hatte bisher ſeine unerforſchten Tiefen zu betreten gewagt, denn ſchaurige Sagen gingen von ihnen umher. Dort ſchlugen die Kobolde nunmehr ihren Wohnſitz auf, und trieben es eben ſo bunt, wie vormals in ihrem Felspallaſt. —

Vorzüglich wurden nun jedoch die Bewohner der Kölnerſtraße von ihnen geplagt. Zu gewiſſen Zeiten des Jahres, welche durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. ein leiſes Pochen an der Hausthür, ein Picken und Kniſtern auf dem Heerd, oder ein Geraſſel unter dem Küchengeſchirre angekündigt wurden, hielten die Hinzen großes Feſt, und die Einwohner waren alsdann genöthigt ein jeglicher Haushalt, ein kupfernes blankgeſcheuertes Geſchirr dazu herzugeben, wenn ſie ſich den nächtlichen Frieden erkaufen wollten.

Denn in dem Hauſe, vor deſſen Pforte um die zehnte Stunde ein ſolches Geſchirre nicht ſtand, oder in welchem gar einer der Inſaſſen ſich eine Aeußerung des Unglaubens erlaubte, da konnte man drauf rechnen, that auch kein Chriſtenmenſch ein Auge zu.

Gepolter, Trepp auf und ab, Gezisch und Geheul in Rauchfang und Gängen, kurz ein wahrer Höllen-

ſpektakel verſcheuchte den Schlummer aus ſeinen Wänden. Dem Spötter aber, o dem ergings erſt aber noch viel jämmerlicher, der wurde von unſichtbaren Händen dermaßen auf ſeinem Lager herumgezaust und tormentirt, daß man ihn des Morgens wie halbtodt in ſeinem Bette wiederfand. Ja einmal hat es ſich ſogar begeben, daß zwei kühne Kriegsgeſellen, die in dem Hauſe zum Wildenmann im Quartier gelegen, den Hausherrn weidlich ob dem vorerwähnten Keſſelausſetzen aufgezogen, und ſich vermeſſen, daß, ſtatt blanker Geſchirre, die Hinzlein ihre blanken Degen finden ſollten. Weshalb ſie denn auch nicht gezaudert, und ſich, als die zehnte Stunde verſchollen, mit gezogener Wehr vor die Hausthür geſetzt und wacker gezecht. Bald aber hat man nicht weiter ihr luſtiges Singen gehört, ſondern verwundernd wahrgenommen, wie ſie in Zwiſt gerathen, und endlich gar als ein paar blutdürſtige Raufbolde, einer dem andern unaufhörlich: Hinz! Hinz! zuſchreiend, ſelbander zu Leibe gegangen, unter welchem Geſchrei ſie ſich auch durch das Hinzengäßchen bis vor den alten Mauerthurm getrieben, an deſſen Fuß man ſie am folgenden Morgen, Einen von des Andern Schwerdte durchrannt, darnieder geſtreckt gefunden.

Solche ſchreckenvolle Beiſpiele mußten die Bürger wohl ſattſam vor ähnlichem Frevel warnen, deswegen blieb der Hinzlein Mahnung nie ohne Erfolg, und vor jeder Hausthür ſtand abendlich richtig ein kupfern oder irdenes Geſchirr zu ihrem Gebrauch bereit. Kam nun die Mitternacht heran, dann zog ein lärmendes Getümmel durch das, noch bis auf heutige Stunde nach ihnen

benannte Gäßchen, bis gegen den Wildenmann in der Kölner Straße heran, hier aber theilte es sich rechts und links, und nachdem es trapp, trapp, trapp, durch das Stadtviertel die Runde gehalten, packte jedes Hinzlein seinen Kessel auf, und nun dem Thurme zu. Da aber wurde gejubelt, bis zum Sonnenaufgange, des andern Morgens aber fand jeder Eigenthümer sein Kochgeschirr wieder blank und sauber vor seiner Thur, diejenigen ausgenommen, welche ihre Kessel nicht vollends reinlich ihnen dargeboten hatten, denn solche fanden nicht allein diese, sondern auch ihr ganzes Haus über und über mit Koth und Schmutz beschmiert.

So trieben es denn die muthwilligen Kobolde wohl manches Menschenalter hindurch, und waren bereits seit langen Jahren heimisch geworden, als plötzlich die Weihung des Regulirherrn-Klosters sie auch aus diesem Aufenthalt scheuchte.

Seitdem hat nimmermehr etwas Weiteres von ihrem Treiben verlautet, doch ob auch schon Jahrhunderte zwischen ihrem Scheiden und der Gegenwart liegen, und lange auch der alte Thurm, worinnen sie gehaust, in seinem Schutte darnieder liegt, so ruft der Name Hinzengäßchen doch noch immer das Gedächtniß ihres früheren Daseins ins Leben zurück.

Drachenfels und Rolandseck.

Wer aus dem Norden den Strom hinaufzieht um das wunderherrliche Rheinthal zu beſuchen, den begrüßen zuerſt als mächtige Stromwächter auf dem rechten Ufer die luftigen Höhen des Siebengebirges, wie auf dem linken ihnen gegenüber, ſich die Kuppel erhebt, die einſt die ſtattliche Rolandsveſte trug. Des Flachlandes Einerlei hört, wie durch Zauber, auf bei dieſem gewaltigen Bergthore. Jedem wird lebendig, warum der Rhein der Sage und des Sanges Vater genannt wird, denn dem Gemüthe und der Phantaſie erſchließt ſich eine neue, reiche Welt.

Schwimmt der Wanderer auf des Stromes grünen Wellen durch dies Paradies den nördlichen Rheinebenen entgegen, ſo winken ihm ſchon aus weiter Ferne die freundlichen Berge mit ihren Laubzimmern und

Burgtrümmern, ein wogendes Bergmeer, durch der Sonne Strahl in mannigfaltigem Farbenwechsel belebt und bewegt. Unwiderstehlich fühlt er sich nach den Sonnengipfeln hingezogen, und Jeder besucht wenigstens den **Drachenfels**, so heißt die ungeheure Felswand, welche auf dem rechten Ufer mit ihrem grausigen Geklüft steil aus dem Strome **anbaut**, und auf ihrer Krone noch die Trümmer einer alten Veste trägt. Gegen Norden lehnt sich an dieselbe das heitere Städtchen Königswinter, wie im Süden das freundliche Rhöndorf hinter der wilden Felswand Schutz sucht wider den Nordwind. Ueppiges Rebengelände und Baumgruppen schmücken des Berges Fuß und südlichen Saum.

In dem Felsengeklüft, das von des Berges südwestlichen Hange dem Wanderer entgegenstarrt, hauste in vorchristlicher Zeit, als das rechte Rheinufer noch im blinden Heidenthume seufzte, ein grimmiger Drache, dem die Bewohner des Berges göttliche Verehrung zollten, von dem auch der Berg den Namen **Drachenfels** führt.

Wild und grausam waren des Berges Anwohner, Krieg und Raub ihr Geschäft. So zogen sie auch einst aus auf Beute nach dem linken Ufer, wo schon des Christenthums Segen waltete, und Glück geleitete ihre Waffen, denn eine edle Christen-Jungfrau, hold und schön wie die Mainacht ihrer Gauen, ward ihre Beute.

Zwei der Heiden-Anführer, die Mächtigsten des Stammes, entbrannten in wilder Liebe für die züchtige Magd, aber weder der gewaltige Horsrik, noch der gelenke Rinbod, fand Erhörung. Beider Leidenschaft wuchs

aber deſto mehr, je ſtärker der Widerſtand, und mit ihr auch die gegenſeitige Eiferſucht. Was Flehen und Schwüre nicht vermochten, ſollte Gewalt vollbringen; aber Keiner wollte dem Andern den anmuthigen Preis zugeſtehen. Jeder nannte ſich Herr der Beute des Kampfes, und ſo entſpann ſich ein heftiger Streit zwiſchen Beiden, der ſelbſt den ganzen Stamm in zwei kampfgierige Partheien theilte. Da ſprachen die Aelteſten des Stammes: Es ſey eine Schmach für das Volk, daß ſich um eine Magd, die nicht einmal zu den Ihren gehöre, die Edelſten entzweiten, die Götter hätten daher die Jungfrau zu ihrer Beute erkoren, und mit nächſter Frühe ſolle ſie dem Drachen geopfert werden.

Die beiden Recken mußten ſich in den Willen der Götter fügen.

In aller Frühe des Tages, als kaum das erſte Roth erglomm, und die Nebelrieſen ihre mächtigen Leiber aus dem Strome erhoben, um den alten Kampf mit der Tages-Königin zu beginnen, wurde die Jungfrau herausgeführt auf den Felſen über der Höhle, in welcher der grimme Drache wohnte, und hier angekettet, eine ſichere Beute des Unthiers. Fromm ergeben in des Ewigen Willen, kam keine Klage über der Jungfrau Lippen, ihr Blick ſchaute auf zum Oſten, der ſich immer lieblicher röthete. Hoch auf der Platte des Berges harrte der ganze Stamm des Ausgangs. So wie die erſten Strahlen der Sonne über dem Berge leuchteten, wachte der Drache auf, und gierig nach Beute, wälzte er ſich aus ſeiner Höhle, der Jungfrau entgegen.

Der Augenblick ſicheren Verderbens rückte näher, je näher ihr das ungeſtaltete Ungethüm mit fürchterlich drohendem Rachen kam — ſchon wollte es losſtürzen auf ſeine Beute, — da zog die Jungfrau ein Kreuzlein aus dem Buſen und hielt es dem Lindwurm vor. Kaum anſichtig des Zeichens, vor dem ſelbſt der Hölle finſtre Schaaren erzittern, knäuelte ſich der Drache zuſammen, und ſtürzte, zerſchellt an den Felsriffen, hinab in die Stromfluth, die ihn auf immer verſchlang.

Staunen und Verwunderung erfaßte der Heiden Schaar ob dem Wunder, dem ſie kaum zu glauben ſich trauten. Aus der erſten Beſtürzung erwacht, ſtand die Jungfrau auch ſchon in ihrer Mitte, denn Rinbod hatte ſie der Feſſel entledigt, und ſie auf ſtarkem Arme zu der Höhe getragen.

Der Unſchuld Stimme fand bald Gehör in der Unbändigen Herzen, das Wort der Liebe ward vernommen und befolgt, der ganze Stamm bekannte ſich alſobald zu der Lehre Chriſti und war hocherfreut, als die Jungfrau dem eifrigen Werber Rinbod ihre Hand als Gattin reichte.

Auf des Drachenberges Gipfel führten ſie dem Paare eine Wohnung auf, die Drachenburg genannt. Die Trümmer, die jetzt des Berges Scheitel krönen, gehören zwar einer ſpätern Zeit an, doch beſucht ſie Jeder; denn nicht mit dem Worte zu ſchildern ſind die Fernſichten von dieſer Höhe, die herrlichſten des Rheins, ſo lohnend durch ihren Wechſel, wie erfreuend durch ihre Anmuth. Den ſüdlichen Vorgrund der Landſchaft bilden die aus dem hellen Wogenſpiegel emportauchenden lieb-

lichen Eilande Grafen- und Nonnenwerth, aus deſſen dichten Baumlauben und anmuthigen Blumengehegen die weißen Gebäulichkeiten eines ehemaligen Frauenkloſters heraufſchimmern. Dem Nonnenwerthe gegenüber erhebt ſich auf dem linken Ufer ſteil, die dunkle Kuppel mit den gar ſpärlichen Reſten der alten Rolandsburg.

Vor langen Jahren hauſte auf dieſer Veſte ein junger Ritter. Geachtet und geliebt war Herr Roland im ganzen Gau und freundlicher Empfang ward ihm, wo er nur immer einſprach. Oft beſuchte er den Ritter vom Drachenfels, und immer häufiger wurden ſeine Beſuche; ſeit er des Grafen einzig Töchterlein Hildegunde geſehen hatte, um ſie herzinnig zu minnen. Die Herzen verſtanden ſich bald, und mit Freude vernahm der alte Ritter vom Drachenfels von dem jungen Roland die Kunde, daß er Hildegunden liebe, und zum ehelichen Gemahl begehre.

Schon war der Tag des Beilagers feſtgeſetzt, da rief ein Freund den Ritter Roland um Beiſtand an in arger Fehde, mit der er bedroht war. Roland folgte dem Rufe, wie es Ritterpflicht und Ehre gebot.

Eine Thräne zitterte in Hildegundens hellem Auge, als Roland den Abſchiedkuß auf ihre Lippen drückte und baldige Heimkehr verſprach. Der innern Wehmuth, der Angſt, die ihre Seele füllte, konnte ſie keinen Ausdruck geben, nie war es ihr aber ſo ſchwer geworden, ſich von dem Geliebten zu trennen. Als Roland ſchon den Berg hinab ritt, rief Hildegunde ihn noch einmal zurück, und bat ihn ſehnlichſt, doch nicht zu ungeſtüm

des Kampfes Gefahr zu ſuchen, und ihrer zu gedenken, ſich ihretwegen zu ſchonen.

Roland verſprach, was die Geliebte von ihm heiſchte, und ſchied ſelbſt mit wehmuthsvollem Herzen. Die Fehde rief ihn aber fern vom heimiſchen Gau, und erfocht noch ſein Arm manch glänzenden Sieg, ſchützte ihn auch die Liebe im wildeſten Getümmel, ſo zog ſich der Kampf doch in die Länge, und drängte ihn ſeine Sehnſucht auch nach der Heimath, ſo wollte er doch dem Freunde das gegebene Wort treuritterlich halten.

Univ. Bibl. München

Kaum war der Fehde Ende aber da, ſo eilte auch Roland, ſelbſt des Freundes Dank nicht achtend, nach dem Rheine und ohne auch nur auf der eigenen Burg einzuſprechen, war der Drachenfels ſeines Sehnens Ziel.

Am ſpäten Abende kam er in die Nähe der Burg; dumpfes Waffengetön und Sturmruf ließ ihn das Roß noch immer mehr antreiben. Was er geahnet, war Wirklichkeit, die Burg war von einem Raubritter überfallen und erſtürmt worden. Im innern Burghofe wüthete der Kampf, nahe der Entſcheidung für des Feindes Waffen. Raſch wie der Blitz fuhr Roland unter die Streitenden, und ſeinem Schwerdt widerſtand Keiner. Schon hatte er des Feindes Schaar aus dem äußern Beenge getrieben, ſein Beiſpiel gab den Drachenfelſern von neuem Muth und Kraft. Rolands Schlachtruf hallte furchtbar durch das Gebirge, Keiner wagte es ſeinem Schwerdte zu ſtehen.

Da warf ſich ein Ritter dem blind Kämpfenden entgegen, furchtbar tosten und drohnten die Waffen

und Harnische, ein mächtiger Schwerdtstreich streckte den Gegner leblos zu Boden. Die Räuber flohen, der Sieg war den Drachenfelsern, ihr Siegesruf schallte durch die Nacht, und hallte jauchzend in den Bergen wieder. Roland folgte den Fliehenden, und als er zurückkehrte zur Burg, welch ein Anblick empfing ihn. Im stummen Schmerz standen des Drachenfels Mannen, in schmerzlichen, herzzerreißenden Jammertönen beklagte Hildegunde den Tod des Vaters, über dessen Leiche hingeworfen, sie Alles um sich her vergaß. Roland drängte sich hinzu, um der Geliebten beizustehen und sie zu trösten, aber Todesschauer durchrieselte sein Gebein, als er beim Fackelscheine erkannte, daß der Ritter, den er erschlagen, Hildegundens Vater war.

„Ich bin sein Mörder!" rief er, „o Himmel vergib mir, Hildegunde, kannst Du dem Frevler verzeihen?" und stürzte nieder bei der Leiche. „Roland, Du — sein Mörder!" rief mit heftigem Schrei die Jungfrau, des Geliebten Stimme erkennend, und tiefe Ohnmacht raubte ihr die Besinnung.

Die schöne Beute sollte dem Tode noch nicht werden, Hildegunde erwachte wieder zum Leben, jedoch auch ihr unsäglicher Schmerz. Sie hatte den Vater, ihr Theuerstes auf Erden, verloren, und zwar durch des Geliebten Hand, durch den, welchen der Verblichene stolz seinen Sohn nannte. Thränen brachen des Schmerzes ungestüme Heftigkeit, und wie der stille Gram sich ihrer Seele bemächtigt, hatte sie auch den Vorsatz gefaßt, der Welt und ihren Freuden, selbst dem Geliebten, zu entsagen.

Roland hörte den Entschluß aus ihrem Munde, und es war sein Todesspruch, aber weder Bitten noch Flehen, nichts konnte Hildegunde von dem Entschlusse abbringen, in der stillen Freistatt des Nonnenwerthes Friede für ihre Seele, Trost für ihren Schmerz zu suchen.

„Im Gebete werde ich Dein gedenken, und vergessen, was Du mir warst," sprach Hildegunde gefaßt, als Roland kam, um noch einmal zu versuchen sie zu andern Gedanken zu vermögen. „Dort in der einsamen Zelle finde ich, was mir die Welt doch nicht mehr bieten kann. Beten will ich, daß Gott Dir verzeihe, was unwissend Du thatest. Ich habe Dir verziehen."

Rolands Lebensblume war geknickt, seines Daseins höchste Wonne empfing des Klosters enge Zelle. Waffen und Waidgeräthe ruheten, Harm und Gram zogen nun in die sonst so fröhliche Rolandsburg. Von der rosigen Frühe bis zum goldenen Abende saß Roland an dem Erker der Burg, der hinausschaute nach der Wohnung des Friedens auf dem grünen Eilande; glücklich war er, wenn sein Auge nur die Geliebte erspähte, wenn er sie gewahrte, eine bleiche Lilie unter den Blumen des Klostergartens. So verstrichen Monde und wieder Monde — da ertönten eines Tages in der Frühe die Klosterglöcklein in feierlich abgemessenen Schlägen. Rolands Herz sagte ihm, wem der Trauerton galt, und die letzte Thräne trat in das schon trockne Auge, als er sah, wie die Hülle Hildegundens dem Mutter-Schooße übergeben wurde. Des stillen Grabes Hügel, den der Schwestern Liebe zu einem blühenden

Garten umschuf, denn er barg ja auch der Blumen holdeste, ließ er nicht aus dem Blicke, und so fand man ihn selig lächelnd, nach dem Eilande hinüberschauend, eines Morgens dem Herrn entschlafen.

Die Burgen Drachenfels und Rolandseck sind zwar längst gebrochen, nur ihre Trümmer sprechen von ihrem Dasein, und auf Rolandseck mahnt nur noch der von dunkelm Epheu wild üppig umrankte Fensterbogen, der auf das Eiland Nonnenwerth hinaussieht, wo Hildegunde schläft, Roland einst saß, aber immer und ewig sagen und singen die Sänger von Rolands treuer Liebe.

Die Stolzenburg.

Wenn der Waller das fruchtbare Urftthal von Call nach Dahbenden hinaufzieht, gewahrt er auf einer, aus ſchauerlichem, dichtem Gebüſche hervorragenden Felſen-Kuppe, halb verwittertes Mauerwerk und eingeſunkene Räume, welche die Ueberreſte einer Burg aus der Vorzeit ſind, in der einſt ein hartherziger Ritter zum Unheil der Umgegend und zum Schrecken der Reiſenden hauſte.

Sein Lebenszweck war Saufen, Rauben und Plündern, und ſeine größte Freude beſtand im Unterdrücken der hartbedrängten Anwohner; darum war er von jedermänniglich gehaßt und gefürchtet; ſeine Raubgenoſſen ſelbſt hegten einen geheimen Widerwillen gegen ihn und mochten es im Gemüthe nicht billigen, daß er den armen Leuten in verwerflichem Uebermuthe unnöthigen Druck aufbürdete, oder dem Armen, der um ein Stückchen Brod bat, um ſich und die Seinigen vor grauſem Hungertode zu retten, mit höhniſchem Gelächter von

seinem Hofraume peitschen, oder ihn gar von der Rotte klaffender Hunde hinaushetzen ließ.

Der Stolzenburger, so hieß der Wütherich (denn bis zum 10. oder 12. Jahrhundert hinauf, pflegten die Ritter ihre Familiennamen von ihren Vesten herzuleiten), führte ein so arges Leben, daß mancher fromme Mann blutige Thränen darüber hätte weinen mögen. Von Geiz besessen und der daraus entspringenden Habsucht getrieben, sammelte er sich durch die himmelschreiendsten Mittel Schätze, nicht beherzigend den frommen Spruch seines Hausgeistlichen: „Unrecht Gut hilft nicht, nur Gerechtigkeit hilft am Tage des ewigen Zornes," vielmehr täglich fortschreitend auf der breiten Bahn des Bösen. Der Kaufherr zog darum auch mit Furcht und Zittern den einsamen Thalweg hinan längs dem Raubnest des goldgierigen Mannes, und nicht selten war es, daß er aus seinem wohlversteckten Hinterhalt, worin er mit seinen Reisigen aufzulauern pflegte, wenn er Kunde von einer bevorstehenden Beute erhalten, verderbend hervorbrach, den vorüberziehenden Wanderer aufhob, ihm seine Habseligkeiten raubte und ihn elend und blos dahinziehen ließ, oder ihm gar das Leben nahm. Heimgekehrt von Raub und Mord ergötzte er sich am Peinigen seiner Unterthanen, denen das wahrlich traurige Loos zu Theil geworden war, daß sie auf Gottes schöner Erde nichts ihr eigen nennen konnten, und selbst ihr elendes Leben von einem Winke des Zwingherrn abhing. Die Unschuld, die eheliche Treue war in seinen Augen leerer Tand, und die Diener des göttlichen Wortes schützte nicht ihr frommes

Leben, nicht ihr heiliges Gewand gegen seine ewigen Verfolgungen. Seine Hunde schätzte der Stolzenburger weit höher als Menschen, die nicht seines Gleichen waren, wähnend, daß sie nur darum da seyen, daß er an ihren Qualen sich erfreuen möge.

Nur wenige von den vielen Schauderthaten dieses Wütherichs hat die Sage uns aufbewahrt, doch reichen auch diese hin, gerechten Abscheu gegen den Urheber derselben zu erwecken, und es wird genügen, nur diejenigen aufzuzeichnen, die sich im Munde des Volkes am häufigsten wiederholt.

Der Stolzenburg gegenüber wohnte ein Ritter, der sich der Bielsteiner nannte; mit diesem wetteiferte er im Hohnsprechen gegen die Gottheit und Menschheit. Er erbaute, wie man sich erzählt, eine Brücke über das Urftthal, um darüber mit Brod Kegel zu schieben, wenn der Arme in Hungerqualen um eine Gabe flehte; seine Kinder ermunterte er, mit Wagen, die, statt der Räder, vermittelst großer Brode fortrollten, über die Brücke zu fahren, indeß die Kinder der Armen heißhungrig, zerlumpt, ihre gierigen Blicke auf das im Uebermuthe zertretene Brod richtend, seufzend herumirrten, indeß die Mutter ihren Säugling dahinsterben sah, weil es ihr an Nahrung gebrach. Mit Herzensfreude weidete der Unmensch seine Augen an den abgehärmten Gestalten, und ließ sie auspeitschen bis aufs Blut, wenn sie je ein Bischen zertretenes Brod erhaschten und es mit krampfhafter Begier verschlangen.

So verlebte der Stolzenburger seine Tage, so hauste er auf seinem Felsen-Neste, von Niemand geliebt, von

Allen verwünscht; so stürmte der Frevler, Unthat auf Unthat häufend, täglich reifer zum Untergang, Gottes Strafe tobend entgegen. Und sie erreichte ihn, ehe sein kräftiges Alter sich zum Grabe neigte; ihm war nicht vergönnt, im sanften Schlummer des edlen Greises hinüber zu gehen. Auf der Mitte seiner Laufbahn wurde er von hinnen genommen, um Rechenschaft abzugeben von seiner Thaten Frucht.

Eines Abends, nachdem er sich den Tag hindurch in Erfindungen mancherlei Art erschöpft hatte, die Einwohner zu quälen, saß der Wütherich bei Sauf und Schmaus, hohnlachend über die Menschenhunde, spottend der göttlichen Allmacht: und siehe da, auf einmal schwirrte mit gräßlichem Geschrei eine Rotte Nacht-Raben nahe an seinem Fenster vorbei, der Blick des schönen Silbermondes erlosch, eine schauerliche, tiefschwarze Dunkelheit verbreitete sich über die Gegend, die Menschen waren betäubt, die Thieren stöhnten aus Angst ob dem Gebrülle, das von allen Seiten stärker und immer stärker hervorrollte.

Der Stolzenburger entfärbte sich, denn er mochte wohl ahnen, daß das schreckliche Getöse der Natur für ihn, den Unnatürlichen, den Grabgesang bedeute; und er erhob sich, wollte beten, zum ersten Male beten in seinem Leben, da ertönte ein Krachen, daß die nahen Berggipfel ihre kahlen Häupter neigten — und die Stolzenburg war nicht mehr!

Frühe Morgens, als die Bewohner der Gegend sich vom Schrecken des übernatürlichen nächtlichen Ereignisses erholt hatten, eilten sie auf die Stolzenburg

zu, und fanden dort nur noch die Zinnen aus einem ungeheuren Schlunde spärlich hervorragen. Die Burg war mit Allem, was darauf gewesen war, in den Abgrund gesunken. Den Ritter hat man späterhin in verschiedenen trugvollen Gestalten herumschweben gesehen; am öftern erscheint er als schwarzer Hund und muß in den tiefen Gängen der Burg seine Schätze bewahren, die zu erheben sogar noch in neuerer Zeit Menschen aus fremden Landen gekommen, welche auch wieder mit der Erkenntniß abgezogen sind, daß Albernheit sie bethört hatte.

Die Gründung der Abtei Steinfeld.

Unter der Regierung Kaiser Heinrichs des Voglers lebte im Kölner Erzstift ein vornehmer und reicher Graf, mit Namen Sibodo von Hochsteden, Herr von Altenahr. Sein Stamm ward von Keinem an edler Herkunft übertroffen; er selbst that sich schon in seiner Jugend hervor durch christliche und ritterliche Tugenden, und erwarb sich viele Kenntnisse in gelehrten Dingen.

Es traf sich einmal, daß Sibodo bei der Taufe eines Kindes zugegen war und dieses mit dem Zeichen des Kreuzes segnen sah. Das fiel ihm auf und er forschte nach der Ursache und frug seinen Hofmeister: „Bin ich gleichfalls mit dem heiligen Kreuze bezeichnet worden, als man mich taufte?“ — „Freilich,“ erwiederte ihm dieser, „bist Du ebenso gesegnet worden.“ —

„Wenn das ist," versetzte drauf der Jüngling, „so sehe ich gar nicht ein, weßhalb ich mich selber noch immerfort segnen soll." Und von dieser Stunde an unterließ er den christlichen Gebrauch. Das merkte alsobald der Teufel und dachte bei sich: Ei, ei, der ist mir der rechte Geselle; bei einem solchen Herrn mag ich gerne Diener sein." Nicht lange währte es, so trat er vor den jungen Grafen hin, in der Gestalt und Kleidung eines Dieners. „Wer bist Du?" frug dieser ihn. „Mein Name ist Bonschapiaut," erwiederte der Arge; ich habe viele Länder kennen gelernt und wünsche jetzt in Euren Dienst zu treten." Dem Grafen war das ganz recht, denn er suchte eben einen Knappen, und der Fremde dünkte ihn gewandt und thätig. Er nahm ihn also zu sich auf sein Schloß zu Ahr, und bereute es nicht, denn niemals hatte er einen unermüdlichern und raschern Knecht gehabt. Dieser sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab und opferte ihm Tag und Nacht, wenn es darauf ankam, wußte ihn auch durch allerhand Kurzweil und gottlose Streiche zu belustigen.

Des Grafen Ruhm nahm zu mit seinen Jahren. Keiner übertraf ihn in ritterlicher Gewandtheit und er blieb Sieger auf allen Turnieren. Einstmals unternahmen fromme Ritter und Pilger einen Zug gegen die Ungläubigen. Sibodo schloß sich ihnen an, und überall blieb den Christen das Schlachtfeld, wo er sich bei ihnen befand. Der Diener begleitete ihn überall, und wurde ihm so lieb, daß er sich nicht von ihm trennen konnte. So geschah es auch einmal, daß am Rheine

ein Krieg ausbrach, und die Feinde in das Eifelland einfielen. Der Graf griff alsbald zu den Waffen: die Gegner wurden mit blutigen Köpfen heimgesandt und der Sieger zog mit den Seinen auf das jenseitige Ufer des Rheinstromes. Gegen Abend entfernte er sich lustwandelnd von seiner Schaar und setzte sich, vom raschen Ritt ermüdet, unter einen Baum, wo er einschlief. Dies war aber von den Feinden erspäht worden, und sie beschlossen ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren sie dem Schlummernden ganz nahe, als Bonschariant, die Gefahr merkend, herbeieilte, den Grafen weckte und ihn im Nu auf den Rücken lud. Dies kam Herrn Sibodo ganz sonderbar vor, und er rief, halb verwundert, halb erschrocken: „Was willst Du Fant?“ Aber in demselben Augenblick traf der Waffenlärm der Herbeieilenden sein Ohr, und er fühlte wie Bonschariant sich in die Luft erhob, höher und immer höher, bis er endlich im Mondlichte den Rhein wie ein breites Band unter sich erglänzen sah. Gott sei mir gnädig! bebte auf Sibodo's Lippen, aber in demselben Moment vernahm er seines Dieners fast unkenntlich gewordene Stimme, welche ihn rauh anfuhr: „Schweige mit Deinem Geplärr und halte Dich ruhig, oder ich werde Dir eine Taufe geben, daß Du für Dein Leben lang davon genug haben sollst!“ Da wurde dem Grafen klar, mit wem er angebunden hatte; er sagte kein Wort mehr und vollendete, an die Schultern seines vermeintlichen Dieners geklammert, den luftigen Ritt, der ihn in Sicherheit zum andern Ufer brachte.

Auch nach dieser Begebenheit fuhr Bonschariant fort, im Schlosse zu Ahr zu verweilen. Sibodo hatte zwar nachgerade eine gewisse Scheu vor ihm bekommen, und die alte Herzlichkeit war verschwunden; aber da durch den langen Umgang mit dem Bösen seine Zweifelsucht und Ungläubigkeit immer zugenommen hatte und er an ihm stets einen treuen und gehorsamen Diener fand, so suchte er seine Gewissensbisse dadurch zu unterdrücken, daß er sich selber sagte: er habe doch mit dem Schwarzen nie einen Pakt abgeschlossen und dieser besitze keine Gewalt über ihn. Damit beruhigte er sich, und das Verhältniß blieb dasselbe. Auch that Bonschariant alles Mögliche, die Gunst seines Herrn zu bewahren. Es traf sich, daß Beide einmal nach Köln ritten und dort in eine Herberge einkehrten. Sibodo hatte sich schon längst zur Ruhe begeben, als sein Begleiter in seine Kammer stürzte und mit den Worten: „Steht auf, Herr, oder Ihr seid verloren!“ weckte. In großer Angst sprang der Graf vom Lager und hatte kaum Zeit seinen Mantel umzuwerfen und ins Freie zu laufen, als schon das ganze Haus zusammenstürzte und Alle, die es bewohnten, unter seinen Trümmern begrub.

Jahre waren unterdessen vergangen und Sibodo war in allen weltlichen Dingen glücklich gewesen, als seine Gattin schwer erkrankte. Die herbeigerufenen Aerzte machten ein düster Gesicht und sagten dem Grafen, er möge die Hoffnung aufgeben, sie genesen zu sehen. Da kam noch ein Anderer dazu und sprach: Eine Arznei weiß ich, welche die Kranke retten kann,

aber es wird unmöglich sein, sie zu erhalten. Es ist Milch von Löwinnen, mit Drachenblut vermischt. Als Sibodo das vernahm, ward er gar sehr betrübt, denn er hielt nun seine edle Hausfrau für verloren. Bonschariant aber tröstete den Grafen mit den Worten: „Wenn das die Gräfin retten kann, so verlasset Euch auf mich und sie soll genesen.“ Damit war er verschwunden: die andern Diener hatten ihn wegreiten gesehen. Nach zwei Stunden trat er wieder ins Zimmer mit der verlangten Arzenei, welche die Gräfin nahm, worauf sie sich bald, völlig hergestellt, vom Lager erhob. Wo Bonschariant gewesen war, erfuhr Niemand als sein Herr; unfehlbar war er nach der heißen Zone Aethiopiens geflogen, hatte dort eine säugende Löwin niedergeworfen und gemelkt, dann einen Drachen in seiner Höhle aufgespürt, mit seinem Schwerte verwundet und dessen Herzblut aufgefangen. So war das vom Arzte verordnete Tränklein herbeigeschafft worden.

Der edeln Gräfin war aber doch die Sache etwas verdächtig geworden, und sie lag ihrem Gemahl so lange an, bis er ihr entdeckte, was es mit dem angeblichen Diener für eine Bewandniß habe. Da erschrak die gottesfürchtige Frau sehr und drang in ihn, den gefährlichen Gast zu entfernen. Das aber wollte Sibodo durchaus nicht, und stellte ihr vor, wie pflichtvoll und dienstfertig Bonschariant sich immerfort gegen ihn benommen und wie er ihr und ihm das Leben gerettet habe. Alles was sie von ihm erlangen konnte, war, daß er versprach, dem Herrn eine Kirche und ein

Kloſter zu weihen. Der gröſste Theil des Landes war damals von dichter Waldung bedeckt, die eine Fortſetzung der Ardennen war und auch ſo benannt wurde. In dieſer Waldung lag eine öde Anhöhe, welche man das Steinfeld nannte, weil der Boden felſig war und nur weniges Gras und Geſtrüpp fortkam. Dieſen Ort wählte die Gräfin, um den Plan auszuführen, zu welchem ſie ihren Gemahl vermocht hatte, und wodurch ſie deſſen Seele zu retten hoffte.

Der Ardenner Wald war ganz mit Wild gefüllt, und Sibodo pflegte dort oft zu jagen, denn er war ein groſser Freund des edlen Waidwerks. Als er nun einmal auf einem ſolchen Streifzug ſich befand, von Bonſchariant begleitet, lenkte er ſein Roſs nach der Gegend des Steinfelds hin. Als ſie des Ortes anſichtig wurden, begann er folgendermaſsen: „Dieſer Wald iſt ſo weit entlegen von unſerm Schloſſe, daſs die Jagd in demſelben immer mit groſser Beſchwerde verbunden iſt, weil es an Wohnungen fehlt, wo wir einkehren könnten. Ich habe alſo beſchloſſen, auf dieſem Hügel, den wir vor uns ſehen, ein Haus zu erbauen, das uns als Jagdſchloſs dienen ſoll, und in welchem wir fröhliche Gelage halten mögen. So beweiſe mir denn auch wieder Deinen guten Willen und helfe mir bei dem Werke.“

Als der Teufel hörte, zu welchem Zwecke das Gebäude dienen ſollte, war er ſehr froh und allſogleich bereit, dabei thätig zu ſein. Kalk und Steine waren bald herbeigeſchafft und ein felſenfeſtes Fundament gelegt. Obgleich Bonſchariant der einzige Baumeiſter

war, erhob ſich die Mauer ſchnell zu einer groſſen Höhe. In kurzer Zeit ſtand ein ſtattliches Gebäude hoch, mit geräumigen Sälen und Gängen. Als nun nur wenig noch zur Vollendung fehlte, dachte der Graf: Nun kann ich meinen Vorſatz ausführen, und dem ohne Mühe und Koſten erbauten Hauſe ſeine wahre Beſtimmung geben. Hiemit ging er hinauf zur höchſten Spitze und pflanzte dort ein Kreuz auf, welches er zu dieſem Zwecke bereitet und verborgen gehalten hatte. Kaum war dies geſchehen, ſo erſchien der Teufel in der Luft, einen gewaltigen Stein tragend, den er in den Thurm einmauern wollte. Sogleich erblickte er das Kreuz, ſtieß eine laute Verwünſchung aus, und ſchleuderte den Felsblock mit aller Macht von ſich, damit er auf das Gebäude fiele. Aber dem war nicht ſo: der Stein nahm, von einer unſichtbaren Hand getragen, eine andre Richtung, rollte über den Boden weg, und blieb erſt bei dem jetzigen Oertchen Dieſſenbach liegen, wo man ihn noch unter dem Namen des Teufelsſteins dem Fremden zeigt. Auf der Burg zu Ahr ließ ſich von jenem Tage an der Diener nicht mehr blicken.

Das Kloſter zu Steinfeld wurde bald vollendet und Sibodo ſchenkte dem Kölner Erzſtift einen groſſen Theil ſeiner Güter, um die Nonnen des Benediktiner-Ordens, welche es bezogen, reich zu begaben. Im Schleidener Kreiſe des Eifellandes liegen auf einem Hügel die groſſartigen Gebäude, und überraſchen auch noch in unſern Tagen durch ihren Umfang und ihre ſchöne Anlage, nachdem ſo manche Veränderungen

daſelbſt Statt gefunden haben, ſeitdem die Abtei, berühmt durch viele ausgezeichnete und fromme Geiſtliche, welche in ihr gelebt, aufgehoben und Privat-Eigenthum geworden iſt.

Die Brüder.

Die längst in Trümmer gefallenen Burgen Sternfels und Liebenstein, auf schroffen Felsen liegend, die nur durch eine Kluft geschieden sind, gehörten vor Jahrhunderten dem edeln Geschlechte der Beyer von Boppart, dessen Namen man in der Geschichte des Rheinlandes so oft begegnet. Nicht immer indeß hatten die einander so nahe gelegenen Bergschlösser die nämlichen oder einander befreundete Besitzer.

Heinrich Beyer erzog neben seinen beiden Söhnen eine verwais'te junge Verwandte, Hildegard Brömser, aus der berühmten Familie von Rüdesheim. Selbst wenn sie weniger Liebreiz, weniger anmuthige Einfachheit zu eigen gehabt hätte, wenn sie weniger fromm und anspruchlos gewesen wäre, hätte doch das Zusammenleben mit ihr, auf der stillen Burg, die nur selten von Gästen besucht zu werden pflegte, allmählig ein

immer feſteres Band um die Herzen der Jünglinge ſchlingen müſſen. Wie viel mehr noch war dies jetzt der Fall, da beide ſich geſtehen mußten, daß Hildegard alle, die ſie auf benachbarten Schlöſſern der Edelleute, oder in den Städtchen im Rheinthal kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, an Schönheit wie an mildem Sinne übertraf.

Ein Fremder würde Heinrich und Conrad kaum für Brüder gehalten haben, ſo unähnlich waren ſie einander in Allem, ausgenommen in ihrer Vorliebe für ritterliche Uebungen und der Begierde nach Thätigkeit. Heinrich, der ältere, war ernſt und verſchloſſen; je weniger er im erſten Moment blendete, deſto feſter zog er die an ſich, welche ſein edles Herz und ſeine Charakterſtärke einmal erkannt hatten. Conrad war lebendiger, feuriger; er ließ ſich leicht vom erſten Eindruck hinreißen, wie er auch auf Andere durch ſein freundliches Entgegenkommen bald günſtigen Eindruck machte. Seine Geſinnungen waren redlich, aber ihnen fehlte Beſtändigkeit.

Die Jahre der Kindheit waren vorüber — Hildegard zur blühenden Jungfrau herangewachſen, die Brüder um einige Jahre älter als ſie. Das vertraute, geſchwiſterliche Verhältniß hatte unter ihnen fortgewährt, ohne daß einer andere Forderungen gemacht, oder auch nur die Natur der Empfindungen ihm klar geworden wäre. Aber ſo konnte es nicht bleiben. Heinrich fühlte immer mehr, wie der Eindruck, den die junge Verwandte in den Kinderſpielen auf ihn gemacht hatte, tiefer und tiefer in ſeinem Herzen wurzelte, und wie ihr Bild

unzertrennlich war von ſeinen Träumen der Zukunft. Ein ruhiger aber ſcharfer Beobachter, konnte er nicht umhin zu erkennen, daß Conrads Blicke jedem Schritt Hildegards folgten, daß er, der Jugendfrohe, alle Geſellſchaft mied, um in ihrer Geſellſchaft zu ſein; daß auch bei der Jungfrau manches Erröthen, mancher von ihr unbeachtet geglaubte Seufzer verkündete, ſie kämpfe mit bisher ungekannten Gefühlen. Heinrich täuſchte ſich nicht; wenn Hildegard mit ſchweſterlicher Zuneigung an ihm hing, wenn ſie in dem ernſten aber ſanften Jünglinge einen Freund ehrte, einen Berather ſuchte, ſo gehörten ſeinem Bruder wärmere Empfindungen, welche ſie ſich ſelber kaum zu geſtehen und deutlich zu machen wagte. Aber ſie konnten jenem nicht entgehn, und ein ſeiner würdiger Entſchluß ſtand in ihm feſt, ſobald er ſich Gewißheit verſchafft zu haben glaubte. Durch Verzichtung auf ſein eigen Glück wollte er das Glück derer begründen helfen, die ihm am nächſten ſtanden. Eine edle und großmüthige Entſagung übend, ehe ſie von ihm gefordert wurde, ſprach er erſt mit Conrad, vermochte dann Hildegard, ihre jungfräuliche Schüchternheit beſiegend, ſich dem Bruderherzen zu eröffnen. Nicht ſchwer war es ſodann, durch des Vaters Einwilligung die Seligkeit des liebenden Paares zu begründen. Familienverhältniſſe veranlaßten indeß, die Verbindung noch auf einige Zeit hinauszuſchieben.

Heinrich hatte nun einen ſchweren Sieg über ſich ſelbſt errungen: aber wenn er auch innerliche Befriedigung empfand, ſo konnte er doch keinen Troſt finden, und er mußte ſich ſelbſt geſtehn, daß für jetzt der fort-

geſetzte Aufenthalt auf der väterlichen Burg die Wunde ſeines Herzens immer tiefer machte, und daß die muhſam errungene Reſignation am Ende weichen mußte vor dem Drang ſeiner nicht beruhigten Gefühle. Daher hielt er es für das Beſte, ſich zu entfernen, und in der Ferne im thätigen Leben Linderung zu ſuchen; willkommen war ihm der Aufruf, der an die Ritter der chriſtlichen Welt erging, ſich unter das Banner des Kreuzes zu ſtellen, und bald ſah man ihn, nach wehmüthigem Abſchiede, den ſteilen Burgpfad hinabziehn und mit wenigen Begleitern ſich auf den Weg nach Frankfurt begeben, wohin die Gottesſtreiter beſchieden worden waren.

So vergingen mehre Monde — nur Tage ſchienen ſie dem glücklichen Paare. Die Zeit der Vermählung ſollte nun endlich beſtimmt werden, als aus dem fernen Morgenlande Kunde von Heinrich und ſeinen ritterlichen Thaten anlangte. Da blitzte in des leicht erregten Conrads Seele ein Gedanke auf: der Gedanke, daß es ihm nicht zieme, daheim zu bleiben und die Jahre ſeiner Jugend in ruhmloſer Unthätigkeit zuzubringen, während die edeln Söhne der nachbarlichen Burgen, während ſein eigener Bruder im frommen Kampfe Lorbeeren errangen. Der liebenden Hildegard konnte es nicht entgehen, daß ein Geheimniß auf ihm laſte; nachdem er endlich klar gemacht, was ihn drückte und bewegte, vermochten nicht die Thränen der Braut, nicht die ernſten Vorſtellungen des kopfſchüttelnden Vaters, der ihm vorhielt, wie verſchieden im gegenwärtigen Augenblick ſeine Pflichten von denen ſeines Bruders ſeien, ſeinen Entſchluß zu ändern. Nur noch wenige Male war die

Sonne aufgestiegen, und schon sah sie Conrad auf derselben Straße, welche vor ihm Heinrich gezogen war.

Nur seltene und unzuverlässige Nachrichten trafen von den Brüdern ein. Der alte Ritter starb, und doppelt einsam fühlte Hildegard sich auf Liebenstein. Sie blickte nicht freudig mehr in die Zukunft. War auch ihr Vertrauen zu der Liebe ihres Verlobten nicht wankend geworden, ließ sie auch seiner Begierde, nicht ruhmlos zu erscheinen unter Ruhmgekrönten, Gerechtigkeit widerfahren, so sah sie sich doch von ihm durch Berge und Meere getrennt, und nicht abzusehen war die Zeit ihrer Wiedervereinigung. So konnte sie sich trüber Gedanken und Ahnungen oft nicht erwehren. Eines Tages saß sie auch wieder, ihrer Gewohnheit nach, an einem Fenster der Burg, welches eine weite Aussicht über den tief unten strömenden Rhein und die felsigen Ufer gewährte, als sie sah, wie eine kleine Schaar von Bewaffneten den Weg zum Liebenstein heraufritt und ein ihr wohlbekanntes Banner, das der Beyer, wehen ließ. Es ist Conrad! war ihr erster Gedanke — nach wenigen Augenblicken trat ein Ritter in das Gemach, und Heinrich schloß sie, die unter Thränen lächelte beim unverhofften Wiedersehn, in seine Arme.

Ungenügend war die Kunde, die er ihr von ihrem Verlobten brachte, und hätte ein Verdacht in Hildegards argloser Seele aufsteigen können, sie hätte bemerken müssen, daß eine gewisse Verlegenheit ihn hinderte, sich frei über den Bruder auszusprechen. Nur so viel vernahm sie, daß Conrad nur kurze Zeit in Palästina geweilt und

bald zurückgekehrt ſei in die griechiſche Kaiſerſtadt. Weiter vermochte der Bruder nichts über ihn zu berichten.

Als Geſchwiſter, wie in vorigen Tagen, lebten Heinrich und Hildegard nun wieder auf dem einſamen Liebenſtein, welches erſterm als Erbe zugefallen war, während Sternfels dem Jüngern gehören ſollte. Nie ſtieg der Gedanke, die Jungfrau für ſich zu gewinnen, in der Bruſt des Ritters auf: er ſah in ihr nur die Braut des Bruders, er betrachtete ſich nur als ihren Beſchützer und Freund. Sein eigenes Glück hatte er längſt zu Grabe getragen: das Immergrün der Seelenruhe, welche die Reſignation edler Gemüther gewinnt, war daraus hervorgeblüht. Es waren nicht mehr die glücklichen frohen Tage der in Hoffnung und Träumen ſchwelgenden Jugend: es war die ſtille Heiterkeit, welche den Stürmen folgt. Tage folgten Tagen, und keine Kunde kam von Conrad. Aengſtliche Beſorgniß hatte ſchon lange Hildegards Frieden getrübt: tief empfundenes, aber ſtandhaft getragenes Leid ſchien auf ihr zu laſten. Ihr Zuſtand konnte der beſorgten Theilnahme des brüderlichen Freundes nicht entgehn, obſchon keine Klage über ihre Lippen kam.

Da traf endlich Nachricht vom fernweilenden Ritter ein — aber welche! Er ſei auf der Heimreiſe, hieß es, aber nicht allein: eine Gattin, griechiſchem Blute entſproſſen, begleite ihn nebſt prangendem Gefolge. Heinrich ſah ſchmerzvoll ſeine ſchlimmſten Ahnungen erfüllt, welche die bisweilen zu ihm gelangte geheime Kunde von Conrads leichtfertigem Treiben unter dem ſittenverderbten Volk der Griechen, mitten unter den berauſchen-

den Genüssen der noch immer mächtigen und reichen Kaiserstadt in ihm erweckt hatten. Hildegard war die letzte, zu deren Ohr das Gerücht gelangte; sie war die einzige, die sich noch bestrebte, nicht daran zu glauben. Aber ihre freiwillige Täuschung sollte nicht lange mehr währen. An einem milden Sommer-Abende lustwandelte sie einsam im Gärtchen, das mühsam auf dem nackten Felsen, durch Schutzmauern gestützt, gebildet war, als lauter Jubel erklang und ein fröhlicher Troß die Höhe von Sternfels hinanzog. Ihr Blut erstarrte; um nicht zu sinken, mußte sie sich niedersetzen auf ein nahes Mauerstück. Doch vermochte sie den Blick nicht abzuwenden von dem, was sie so mit banger Ahnung und Schrecken erfüllte. Die Entfernung des Pfades zur nahen Burg war so gering, daß sie die Personen deutlich unterscheiden konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Da sah sie Conrad, und neben ihm eine weibliche Gestalt, mit schwarzem Haar und brennendem Auge, das jenem freundlich entgegenlächelte. Einige Zeit darauf fand der Bruder, welcher vom Fenster seines Gemaches aus Zeuge der Heimkehr des Herrn von Sternfels gewesen war, und welcher Hildegard zu suchen gegangen, sie auf derselben Stelle. Ohne einen Laut folgte sie ihm in die Burg.

Als er am folgenden Morgen die Jungfrau wiedersah, war eine solche Veränderung mit ihr vorgegangen, daß er sie kaum erkannte. Auf sein eigenes Lebensglück hatte Heinrich großmüthig verzichtet, um das der Geliebten und des Bruders zu begründen, aber der lebhafteste Schmerz und gerechte Entrüstung ergriffen ihn,

als er die heiligſten Gefühle von ihm mit Füßen getreten ſah. Die Zeit war rauh und wild: eine Herausforderung zum Zweikampfe mit dem beleidigten Bruder flog nach Sternfels. Bei dieſer ernſten Mahnung mochte der Leichtſinnige wohl aufgeſchreckt werden aus dem Sinnentaumel und ſein Unrecht erkennen, aber Stolz und die Furcht, unmännlich zu erſcheinen vor ſeiner ſchönen Gemahlin, bewogen ihn ſich zu ſtellen. Am Fuße der Felſen, in der Nähe des Kloſters Bornhofen, trafen die Bruder auf einander mit wenigen vertrauten Begleitern. Finſterer Ernſt ſprach aus des Aeltern Zügen; Conrad wagte kaum ſeinem Blick zu begegnen und machte ſich mit den Seinigen zu ſchaffen, bis alles zum Kampfe geordnet war: ſein beſſeres Gefühl war noch nicht untergegangen, wenn auch unterdruckt durch raſche Leidenſchaftlichkeit. Endlich ſtanden die, welche bei ihrem letzten Zuſammenſein mit Thränen einer an des andern Bruſt lagen, einander gegenuber und gekreuzt waren ihre Schwerter, als eine weißverſchleierte Geſtalt ſich zwiſchen die Feindlichen warf. Heinrich, ſprach Hildegard, nachdem ſie ſich in etwa geſammelt und mühſam Herrin ihrer Empfindungen geworden, willſt du um meinetwegen zum Brudermörder werden? Conrad — und ihre Stimme zitterte — iſt das Dein Willkommen nach der langen Entfernung? Ihr Raſchen, bedenkt ihr die Folgen Eures Beginnens? Leget die Waffen nieder, ſchwöret mir, Ruhe zu halten und Frieden, jetzt wie kunftig, wenn ich Euch ferne ſein werde. Mein Entſchluß ſteht feſt: morgen nimmt mich das Kloſter auf. Bewahret das Andenken einer Jugendfreundin, die nun

nicht mehr der Welt angehört. Versöhnet euch — und dies sei das letzte Werk, was ich hier vollbracht.

Die Schwerter der Streitenden hatten sich bei ihrem ersten Worte gesenkt; Conrad, von tausend Erinnerungen ergriffen und bestürmt bei dem Anblick, bei der Stimme, die sein Ohr traf, wagte das Auge nicht emporzuschlagen. Stumm legte er seine Hand in die dargebotene Rechte seines Bruders, dem jede Bitte Hildegard's ein Befehl war, wie viel mehr ihre ernsten, feierlichen Worte. Aber kein freundliches Wort begleitete das Zeichen der Versöhnung der Brüder.

Am folgenden Tage schon setzte die Jungfrau ins Werk, was sie beschlossen. Ueber den Rhein geleitete sie der bruderliche, geprüfte Freund; unter Thränen nahm sie Abschied von ihm auf immer. Im Kloster Marienberg bei Boppard entsagte sie der Welt, die ihr kein Glück zu bieten vermochte.

Tiefe Stille herrschte auf Liebenstein; lautes Leben auf Sternfels, wo die schöne Griechin nach Lust und Willkür schaltete und die ganze frohe Ritterschaft der Umgebungen in Saus und Braus um sich versammelte. Aber aus Conrads Seele war die Ruhe gewichen, und je weniger er bei seiner Gattin Antheil und entgegenkommendes Vertrauen fand, um so mehr empfand er, wie sehr er sich durch seine Leidenschaft und Unbeständigkeit hatte verlocken lassen vom Pfade der Pflicht. Er versank allmählig in düstere Träumereien und so konnte es nicht fehlen, daß diejenige, an die er sein Geschick gekettet, leicht erregbar wie der südliche Karakter ist, in der Gesellschaft Anderer sich mehr gefiel

als in der seinigen. Wenn er auch nicht an ihre Schuld glaubte, mußte er doch die Veränderung bemerken. Mit dem Bruder war er in keinen Verkehr getreten; nie hatte sich dieser blicken lassen auf Sternfels, wo bei ausgelassenen Gelagen nicht selten gespottet wurde über den mönchischen Burgherrn.

So war etwa ein Jahr vorübergegangen, als eines Morgens Conrad unerwartet in das Gemach trat, wo Heinrich saß. Der einst so lebensfrohe und freudige war bleich und voll trüben Ernstes. Ohne ein Wort zu reden, ergriff er die Hand des Bruder's, dann, nachdem er sich niedergesetzt, berichtete er ihm das Vorgefallene. Die Griechin war in der Nacht mit einem jungen Ritter entflohn. Ihre Liebeshändel waren nur für den Gatten ein Geheimniß gewesen.

Heinrich hatte kein Wort des Vorwurfs für den schon hart Gestraften. Er drückte ihn an seine Brust, er ging willig auf seine Bitte ein, ihm auf Liebenstein eine Stätte zu gewähren. Sternfels war und blieb verödet; nimmermehr kehrte der Besitzer in die leeren Hallen zurück. Auf der nachbarlichen Burg lebten in Eintracht und stiller Zurückgezogenheit die Brüder.

Sanct Goar.

Auf den reichbesetzten Tafeln des berühmten Gastronomen Lucullus hat der Rheinlachs gewiß nicht gefehlt. Wenn, woran nicht zu zweifeln ist, Lucca damals schon so kostbares Oel lieferte wie heutzutage, und Modena so vortrefflichen Essig, so mußte dieser Fisch im heißen Clima der römischen Campagna ein unersetzbares Labsal sein, und da es damals ein Leichtes war, in einer Woche von Babylon nach Constantinopel mit Postpferden zu gelangen, so kannte jener fantasiereiche und elegante Prasser ohne Zweifel ein Mittel, den Salm lebend in seine Küche zu schaffen. Da machte er denn wohl ebenso großes Glück wie Aeneas von Butter auf der Torte der Königin Dido.

Es ist ein betriebsames, aber im Allgemeinen armes Völkchen, welches sich mit dem Salmfang beschäftigt, von den steilen Felsenwänden umringt, zwischen denen

der Strom hindurchschießt, tosend, und wie ungehalten über den engen Raum, der ihm vergönnt ist. Das Tagewerk, mit dem sie sich heute abgeben, verschaffte ihnen schon im sechsten Jahrhundert nach des Heilands Geburt den Lebensunterhalt, als der fromme Einsiedler Goar sich bei ihnen niederließ. In Aquitanien von vornehmen Eltern geboren, hatte er früh schon seinen Beruf erkannt, das Wort Gottes auf Erden zu verbreiten. Durch Gallien ziehend, gelangte er, nach manchen Mühsalen und Entbehrungen, zu den Ufern des Rheines, wo er ein armes, aber fleißiges und gutgesittetes Volk fand, das seiner Lehre ein williges Ohr lieh. Hier beschloß er zu verweilen: eine niedere Zelle bot ihm Obdach neben den Hütten der Fischer, für deren Wohnungen der Raum so beengt war, daß sie zum Theil dicht an die Felsenwand sich anlehnten. Nicht selten nahm er an den Arbeiten der Einwohner Theil, und wenn das Tagewerk vollbracht war, lagerten sie sich um ihn mit Weibern und Kindern, und er verkündigte ihnen die Worte und die Thaten des Erlösers. Eine Menge Leute aus der Umgebung wurde durch den Ruf des gottesfürchtigen Mannes herbeigezogen, und bald entstand eine kleine Ortschaft auf dem linken Flußufer, am Fuße der gewaltigen Felsenmasse, welche gegenwärtig die durch Brand und Menschenhand verwüsteten Mauern der einst starken Veste Rheinfels trägt. Doch auch der fromme Goar wurde vom bösen Leumund nicht verschont, und der Bischof von Trier, der ihm feindlich gesinnt war, betrübte ihn durch Verfolgungen aller Art, bis der fränkische König Siegbert

von der Sache vernahm, und den Siedler zu sich beschied. Seine Unschuld und sein tugendhaftes Leben wurden hier klar erwiesen, und der König wollte ihn, an seines Gegners Stelle, auf den bischöflichen Stuhl erheben. Aber Goar, in seiner Einfalt und Bescheidenheit, wünschte nichts sehnlicher als zu seinem frühern stillen Wohnort zurückkehren zu können. Dies gestattete ihm denn auch Siegbert, und von seinen alten Freunden und Schülern umgeben, entschlief er nach schweren Prüfungen im Juli des Jahres 575.

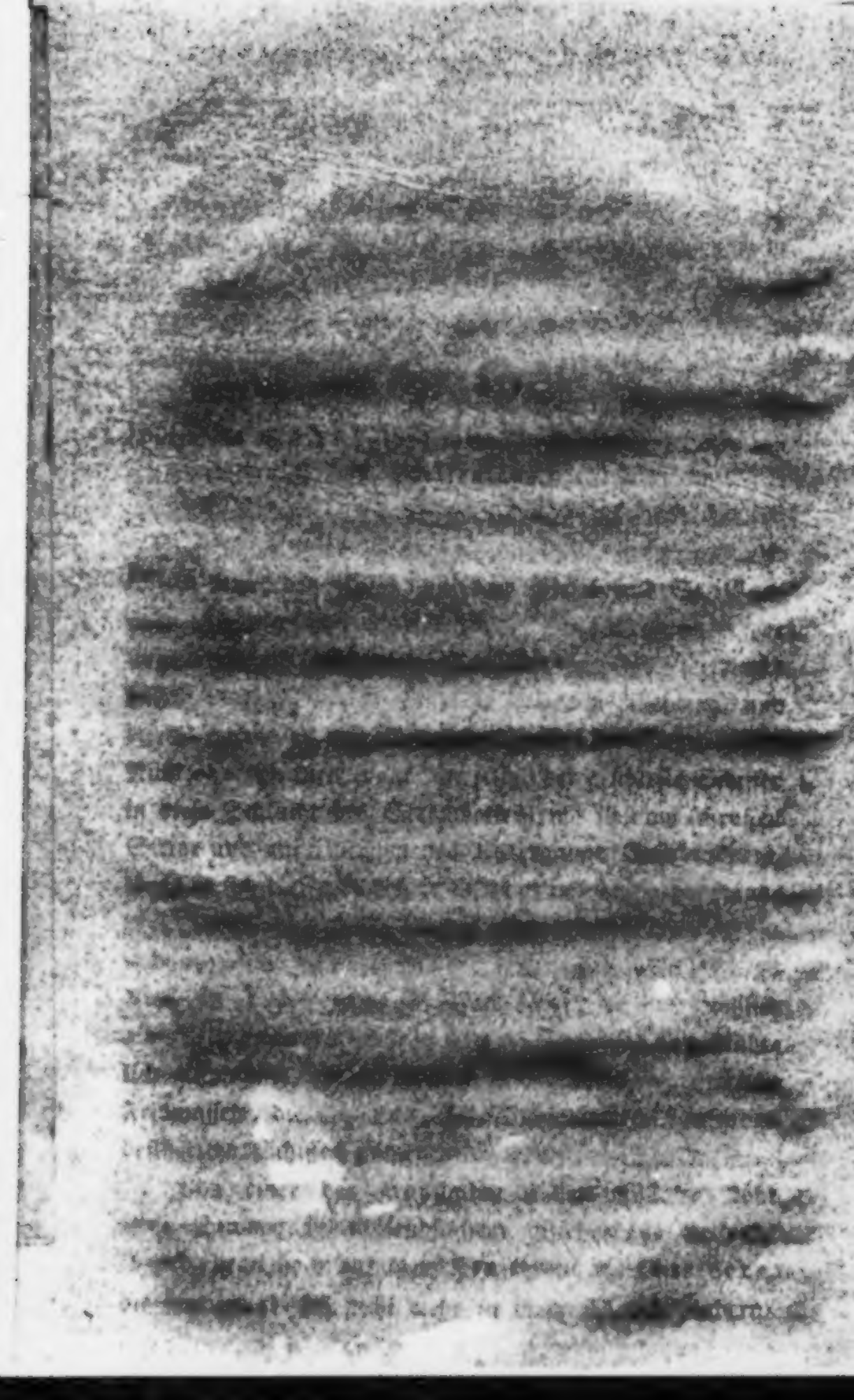
Wo Goars Zelle gestanden, errichtete die Frömmigkeit jener Zeiten ein Kirchlein, das viel besucht und reich beschenkt ward, und sich in späteren Jahrhunderten der besondern Gunst der fränkischen Könige zu erfreuen hatte. Das reiche Kloster, welches sich bei der Kirche erhob, und zu dem viele Pilger aus der Nähe und Ferne zogen, nachdem Goar in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden war, übte dagegen willige Gastfreundschaft, und von seiner Wein- und Wassertaufe und seinen gefüllten Fässern wird noch manche lustige Geschichte erzählt. Der Ort, welcher sich nach dem Siedler nennt, vergrößerte sich rasch, und wurde zu dem durch Mauern und Thürme beschützten Städtchen, das seine Einwohner gut nähret und von Fremden gerne besucht wird. Des Heiligen Name lebt auch fort in dem gegenüber liegenden St. Goarshausen, über welchem die Ruinen eines Schlosses thronen, das nach seinen Erbauern Neu-Katzenellenbogen, beim Volke indeß gewöhnlich die Katze heißt.

Lore-Ley.

(Hierzu das Bild IV., erfunden von L. Rethel, gestochen von L. Steifensand.)

Wild braust der Rhein zwischen Wesel und St. Goar über Klippen und Sandbänke, gleichsam zürnend der ungeheuern Felsen, die hier einander immer näher und näher rücken, seinen Lauf zu hemmen scheinen, und durch welche er mit stürmischer Hast seine Bahn bricht. Nicht ohne Grauen wagt sich selbst der geübteste Schiffer in diese Schlucht des Strombettes, wo ihm am schroffen Steine und auf Untiefen des Untergangs Gefahr droht. Naht er sich dieser Stelle, so faltet er inbrünstig die Hände zum Gebet, auf daß ihn der Herr der Stürme schütze und bewahre. Der Reisende, den des Dampfschiffs Kiel in dieses wüste Gewirre trägt, in dem plötzlich alle Vegetation aufzuhören scheint, schaudert unwillkührlich zusammen, beim Anblick der gewaltigen, nackten Felsmassen, die sich wild übereinander, dem Laufe des beflügelten Schiffes entgegenthürmen.

Von einer der grausigsten steilen Wände tönt seine Stimme in tausendfachem Wiederhalle neckend, zurück, denn hoch auf demselben thront die Nixe Lore, die jetzt zwar sich nicht mehr in ihrer Alles bezaubern-



Univ. Bibl.
München

den Schönheit zeigt, wenn auch der Ton ihrer süßlockenden Stimme im Lauf der Zeiten schon viele Opfer in die schwindelnde Tiefe des Stroms herabzog. Unter dem Schutze des steilangehenden Ley bergen sich jetzt einzelne Fischerkähne, die hier im Mondscheine des Salmenfangs warten und immer reicher Beute froh werden. Erzählen sie auch noch zuweilen von der wunderschönen Jungfrau Lore, wie sie sich hoch auf dem Ley im Mondscheine zeige, und durch ihren Wundersang schon manchem lüsternen Jünglinge den Untergang bereitet habe, so hat sie doch noch Niemand gesehen, denn schon seit langen Jahren ist sie in den Rhein gebannt, weil sie den Geliebten, den sie sich erkor, in den Fluten gefunden hat.

Der Pfalzgraf bei Rhein sah seiner Jugend schöne Zeit wieder neu aufblühen in seinem einzigen Sohne, einem der kräftigsten und stattlichsten unter den Jünglingen des Rheingau's. Ihn hatte die Nixe gesehen, als er an einem lauen Sommer-Abende, unter Anleitung seines Waffenmeisters, Walter, unterhalb des Felsens, der einen Vorsprung bildet, badete, und mit kräftigem Arm die im lichten Scheine des Mondes tausendfältig schillernden Fluten durchschnitt. Schon wollte sie ihren Zaubersang anstimmen, und sich dem in den Fluten spielenden Jünglinge in ihrer blendenden Schönheit zeigen; doch rührte Mitleid ihr Herz, wenn sie den liebreizenden Mann auch gern ganz ihr eigen genannt hätte.

Lange Zeit hörte man Nichts mehr von der Wasserjungfrau. Ohne Gefahr zeigten sich der Fischer

Kähne, selbst unter dem Felsen, wo ihre Netze immer den reichsten Fang thaten, und die Nixe mit allen Fahrnissen waren vergessen, des Pfalzgrafen Sohn aber schien in Allem, was er unternahm, das Glück zu verfolgen. Die unbändigsten Rosse, die Niemand zwingen konnte, folgten wie die Lämmer seiner Faust, und trugen ihn über Steinklüfte, wohin auch der kühnste Reiter sich nicht wagte. Seine Bolzen erreichten den Steinadler in den höchsten Lüften, die Falken die er abrichtete, waren die gewandtesten, raschesten und treuesten. Keines Wildes Fährte entging seinen Hunden, und wenn er in der Gegend des Felsens, auf dem die Nixe ihren Wohnsitz aufgeschlagen, jagte, lohnte ihm immer die reichste Beute die Mühen des Waidwerks. Wenn er oft stundenlang in den Felsenschlünden des Ley, wohin man über Dörrscheid gelangt, ohne Beute umhergestrichen, lockten ihn plötzlich gar wunderliebliche Töne, und diesen folgend, stieß er gewöhnlich auf irgend ein Wild, das nie seinem Wurfgeschoß oder seiner Armbrust entging.

War er ganz erschöpft von der Jagd, so sprudelte plötzlich zu seinen Füßen, wo er es gar nicht erwartete, ein heller Quell, dessen Wasser ihn gar wundersam stärkte, oder ein reiches Erdbeerenbeet duftete ihm lieblich entgegen, wo sonst nur dürres Haidekraut spärlich fortgewuchert. Nicht selten bot ihm auch, wenn er ganz erhitzt und ermattet, eine anmuthige Felsengrotte, wo er sie früher nie bemerkt, Kühlung und ein weiches Lager zum Ausruhen, und immer glaubte er dann ein gar süßes Singen und Klingen zu hören, welches ihn in den sanftesten Schlaf lullte.

Als der Junker eines Tages sehr emsig des Waidwerks gepflogen und sich erst am späten Abend zur Heimkehr anschickte, ging er auf der sonst ihm ganz vertrauten Bahn irre. Wie er auch auf dem Felsen umher kletterte, um zu des Stromes Ufern zu gelangen, er schien sich immer weiter davon zu entfernen. Bald glaubte er das Brausen und Sausen der Wogen zu hören, bald klang es wie fernes Saitenspiel in sein Ohr. Die Töne seines Hüfthorns, mit dem er seinen Jagd-Gesellen rief, hallten wie neckender Hohn von dem Felsen wieder. Mit Mühe kletterte er eine Wand empor, um sich eine Aussicht auf den Strom zu verschaffen; auf der Felsenkuppe angekommen, stand er auf einmal geblendet, denn wie glühender Frührothschein strahlte es in sein Auge, und was sah er, als sich der Blick einigermaßen an die Helle gewöhnt — eine Jungfrau so liebreizend und hold, wie sein Auge noch nie etwas Irdisches gesehen. Dem Mondhimmel gleich, an dem die Sterne milde funkeln, umwob ein lichter Schleier ihr Antlitz, aus dem ein Paradies voll Seligkeiten zu ihm hinüberlächelte. Schon wollte er auf die schöne Jungfrau zuschreiten, als der Gedanke an die Nixe Lore durch seine Seele fuhr und er, sich andächtig bekreuzend, zurückschreckte. Die Helle war plötzlich verschwunden, und wie aus einem verwirrenden Traume erwachend, fand er sich auf dem rechten Wege wieder, der hinab zur Straße führte.

Seit diesem Abentheuer konnte sich der Junker des Gedankens an die holde Jungfrau nicht mehr erwehren. Wachend und träumend lebte das zauberische

Bild in seiner Seele, und so oft er konnte, besuchte er die Stelle, um der schönen Gestalt nur noch einmal ansichtig zu werden. Aber umsonst. Der wonnige Anblick, das Ziel seiner Sehnsucht, wurde ihm nicht mehr zu Theil. Zwar klang noch zuweilen der oft vernommene Sang in sein Ohr, und wenn er ihm lauschend folgte, führte er ihn nur auf die Spur eines Wildes, dessen Fährte er aber nicht mehr verfolgte, denn er dachte nur der liebreizenden Jungfrau, die seine Seele gefesselt hielt.

Sein treuer Waffenmeister Walter ward auch der Vertraute seines Sehnens und kopfschüttelnd mahnte der Alte den Jüngling an die Gefahren, die ihm drohten, wenn er dem Trugbilde traute, und unerschöpflich war der Alte an Mähren von Jünglingen und Männern, welche der Nixe Lore liebreiz und Lied schon ins Verderben gelockt. Aus des Junkers Seele war aber das Zauber-Bild nicht zu bannen, und sein ganzes Sinnen ging nur dahin, sie noch einmal in ihrer Schönheit zu sehen.

Freudig vernahm es der alte Walter, daß sein Zögling bald an des Kaisers Hof ziehen sollte, um sich hier den goldenen Sporn zu verdienen. Wie froh der Junker auch sonst diesem Augenblick entgegengesehen, der alle seine Jugend-Wünsche krönen sollte, gern hätte er ihn jetzt noch fern gewünscht; der Tag des Scheidens war aber schon bestimmt, und voller Freude theilte ihm Walter die ihm so erwünschte Kunde mit, denn er sollte seinen Zögling an des Kaisers Hof begleiten, und war schon entzückt in dem Gedanken an das Lob und die Ehre,

die sein junger Herr vor den übrigen Hofjunkern einärndten würde. Je näher der Abschied kam, um so beklommener wurde des Jünglings Herz, denn er sollte scheiden, ohne die Holde noch einmal gesehen zu haben.

Fleißiger denn je übte er jetzt in den letzten Tagen das Waidwerk, aber auf seiner Wünsche, seiner Sehnsucht Ziel, harrte er vergebens. Walter sah mit innerm Schmerz des Jünglings Kummer, dessen Ursache ihm allein bekannt war, und den er trotz aller Bemühungen nicht zu verscheuchen im Stande war. Als der Junker ihn daher am Abende vor ihrer Abreise bat, noch einmal mit ihm hinaus zum Rheine zu ziehen, um ihr Glück im Fischfange zu versuchen, konnte er die Bitte nicht abschlagen, obwohl es ihm im Innersten grauste vor dem Gedanken an die Nixe.

Es war ein milder Mai-Abend, die Erde lag im frischen Brautschmuck, wie sehnsuchtsvoll den Bräutigam erwartend; wie Seufzer der Liebe strichen die Weste über des Rheines Spiegel. — Alles hauchte rings Anmuth und Wonne; des Himmels Pracht schien zu verschmelzen mit dem lebendigen Schmucke, den der Frühling über Berg und Thal gebreitet. Selbst die stummen Bewohner der Tiefe vergaßen im Wonnengefühl der Natur die Gefahren des ihrer harrenden Netzes, und die reichste Beute ward unsern Fischern. Der Junker lenkte den Kahn nahe am Ufer hin, doch immer näher dem gefährlichen Felsen zusteuernd, ohne daß Walter, des glücklichen Fangs sich freuend, es zu bemerken schien. Als endlich der Mond in seiner ganzen Pracht hinter dem Ley emportauchte und sein freundliches Licht

auf den Höhen und in den murmelnden Wellen zitterte, so daß die Fische in wohliger Lust aufsprangen, da gewahrte Walter, wo sie sich befanden und mit den Worten: „Junker, seht ihr dort den Ley" entsank das eben zum Wurfe ausgebreitete Netz seinen Händen. „O laßt uns ans Ufer hinsteuern, bat Walter; der Junker schien aber kein Ohr zu haben, sein Blick war fest auf die Felsenplatte gerichtet, über welche der Mond sein ganzes Lichtmeer ausgoß. Horch! es rauschten und murmelten die Wellen wie zum Gruße, und hoch auf der Platte erschien in vollem Zauberreize die Jungfrau, welche der Junker schon einmal gesehen. Die ganze Natur schien sich rings in himmlischen Wohllaut aufzulösen, als die Nixe ihren Gesang anstimmte und die Arme ausbreitete, als wolle sie den Gegenstand ihrer Liebe brünstig umfangen. Dem Jüngling entsank das Steuer, sein Auge sah nur sie, Walter's Odem stockte, kein Wort, keine Silbe kam über seine Lippen. Immer näher der Klippe glitt der Kahn, dem brausenden Gewirre der Wasser zu, die sich wildstürmend an dem Ley brachen und, auf einmal sich hoch aufthürmend, den Kahn und seine Führer verschlangen, welche von dem süßen Zauberton befangen, in den reizenden Anblick verloren, die Gefahr nicht ahnten.

Eine mächtige Woge trug Waltern an das jenseitige Ufer, und als das Bewußtsein ihm wiederkehrte, wähnte er aus einem Traume zu erwachen. Laut rief er des Junkers Namen, der von den Bergen wieder zu ihm herüberklang, aber vergebens harrte er einer Antwort. Was ihm schreckender Traum geschienen,

war also schmerzliche Gewißheit. Thränen traten in des Alten Augen, er mußte der Trauerbote seyn, welcher dem unglücklichen Vater den Tod des geliebten Sohnes verkünden sollte. Hätten ihn doch lieber die Wellen auch verschlungen, — dies war sein einziger Wunsch. Aber männlich gefaßt trat er vor den alten Pfalzgrafen, und brachte ihm die Kunde des Vorfalls. Des Vaters Schmerz hatte keine Worte, keine Thränen. Nach einigen Augenblicken fuhr er auf: „Wer mir die gottverfluchte Fee todt oder lebendig bringt, ihn will ich königlich belohnen."

„Laßt mir Herr, den Trost" sprach Walter „dieses Wagniß zu bestehen; mag mich denn auch der Tod in den Wellen finden."

Der Pfalzgraf winkte, ihn allein zu lassen.

Als am andern Abend der Mond aufstieg, zogen des Pfalzgrafen Reisige aus, Walter an ihrer Spitze, um die Nixe zu fahen. Das ganze Ley wurde umstellt, und Walter mit den Beherztesten hatten sich auf der Kuppe des Ley selbst gelagert. Als der Mond nun hoch über dem Felsen stand, erschien auch die Wasserjungfrau wieder, lieblich wie die Mainacht. —

Mir nach, rief Walter, in Gottes Namen, und die Zauberin kann Euch nichts anhaben. Die jüngern Kriegsknechte waren aber bei dem Anblicke der Jungfrau ganz verwirrt. „Wen suchet ihr?" fragte die Nixe.

„Dich, böse Hexe" fuhr sie Walter an, und sich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnend, schritt er mit den Worten: „Wo ist der Junker?" auf sie zu.

Die Nixe deutete auf den Strom, dessen Wasser, wie vom Sturme gepeitscht, am Felsen emporgischte.

Wetterwolken verhüllten Mond und Sterne, nur sie stand hellleuchtend in dunkler Nacht, wie ein erhabenes Sternbild. Ungestüm brauste der Wind über die Felsen, aus tiefstem Grunde die Wellen aufwühlend.

Auch Walter schreckte zurück.

Ihren schimmernden Halsschmuck warf die Nixe in die Flut, die sich alsobald besänftigte. Wie ein riesiger Perlenkranz schwammen die einzelnen Perlen auf dem ruhigen Spiegel. Die Jungfrau breitete ihren Schleier in die Luft aus, reich blitzend wie Sternenschein, und mit anmuthiger Stimme sang sie ihre Weise, in der sie die Gewässer beschwor.

Alsobald rauschten aus der Mitte des Perlenkranzes zwei ungeheuere Wogenberge empor, sie warf ihren Schleier von sich und trat singend auf die Fluthen, die sie sanft in die Tiefe hinabtrugen. — Langsam senkte sich der Schleier ihr nach und ergoß noch lange ein mildes Licht über den ganzen Strom, bis auch dies verschwunden.

Walter glaubte in den Wogen das Antlitz des Junkers gesehen zu haben, er glaubte bemerkt zu haben, wie er die hinabsinkende Nixe Lore umfing, und mit ihr in den Wellen des Stromes verschwand.

Kein sterblich Auge hat seit diesem Augenblicke die Nixe Lore mehr gesehen, aber noch naht kein Schiffer dem Felsen, den sie bewohnt, ohne Furcht und Graus.

Die sieben Jungfrauen.

Bei dem Städtchen Oberwesel liegen auf einem Hügel die Ruinen von Schönberg, auch Schomberg genannt. Das Schloß gehörte einst der berühmten Familie, deren Namen jetzt mit dem der Grafen von Degenfeld verbunden ist, während im Neckarlande, bei Eppingen, ein zweites Schomberg, in unsern Tagen entstanden, von einer Anhöhe auf das grüne Land herabschaut.

Es ging einmal lustig zu auf Schönberg. Sieben schöne adlige Fräulein, die Töchter des Grafen Ludwig von Arnstein, waren zum Besuche angelangt, wie sie denn oft auf den Rheinburgen in dieser Gegend zu verweilen pflegten. Bald schaarten sich vornehme Jünglinge in Menge um sie herum — denn die Schwestern waren schön, liebenswürdig und reich. Aber so freundlich sie auch gegen Alle thaten, so konnte doch keiner der anwesenden Ritter sich einer besondern Gunstbezeu-

gung rühmen; ja, jede ernstere Bewerbung und Aufmerksamkeit wurde mit einem gewissen Kaltsinn aufgenommen, welcher auch dem Kühnsten wenig Muth machte. Ob es den Schönen damit Ernst war, oder ob sie nur die Gesinnungen der Ritter ergründen wollten, wußte Niemand, gegen Adel und Familie der Freier konnten sie nichts einzuwenden haben, denn unter ihnen befanden sich Jünglinge aus den ersten Geschlechtern des Rheinlandes und des fernen Ungarns, und der Wettstreit, in dem sie hier gleichsam auftraten, spornte sie an, ihre Talente der Unterhaltung wie ihre ritterliche Gewandtheit in vollstem Glanze zu zeigen.

Es konnte also nicht fehlen, daß das Leben auf der Burg und im nahen Städtchen Wesel viele Annehmlichkeit und Vergnügen darbot. Da wurde geritten, da wurde gefochten, da vernahm man Lautenspiel und Gesang, und heitere Erzählungen. Jeder that sein Möglichstes, eine gute Meinung von sich zu erwecken. Mancher, der sonst eben nicht gesprächig gewesen, wurde in kurzer Zeit beredt, ohne die strenge Schule eines Demosthenes durchmachen zu müssen. Der Eine fühlte, daß sein Arm von Tage zu Tage erstarkte, der Andere, daß Auge und Hand ihm immer sicherer wurden. Es ließ sich nicht leugnen, die liebenswürdigen Gräfinnen waren gute Genien, so oft auch dieser oder jener, der sich in seiner Hoffnung, Eindruck auf das Herz einer derselben zu machen, getäuscht sah, das Gegentheil glauben und behaupten mochte.

Als an einem Abend eine Menge Geschichten vorgetragen worden, wie oft zu geschehn pflegte, und dabei

die Reihe auch an die theils heiteren, theils schreckhaften Sagen gekommen war, die sich an den Namen und die Entstehung fast jeden Schlosses, jeden Oertchens am Rheine knüpfen, frug auf einmal der Graf von Nassau, welcher in seinen Bemühungen zu gefallen gerade an diesem Tage sehr geringen Erfolg gehabt zu haben wähnte: Habt ihr denn schon die Geschichte von den sieben Jungfrauen gehört?

Freilich wohl, sagten die Einen; Nein, die Andern. Erzählt sie uns, wenn's Euch gefällig ist, fiel die Mehrzahl ein. Nun wohl, fuhr der Nassauer fort, ich bin gerne bereit dazu, wenn nicht irgend ein besserer Erzähler sich findet — wollt Ihr nicht, Graf Isenburg? — Nicht doch, wie sollte ich die Mähren aus Eurer Großmutter Tagen kennen! erwiederte der Gefragte, welcher den ganzen Tag nicht von der Seite der blonden Bertha gewichen war, und mehr Lust hatte, sich im Anschauen ihrer schelmischen Augen als im Berichten alter Kunden zu vertiefen. — So sei es denn, nahm der erstere wieder das Wort: im Voraus muß ich aber versichern, daß jedes Wörtchen Wahrheit ist, was ihr vernehmen werdet.

Auf der Burg, wo wir uns gegenwärtig befinden, lebten vor vielen Jahren sieben wunderschöne Schwestern. Eine Schilderung ihrer Reize und Vorzüge will ich nicht unternehmen, ob ich gleich nie treffendere Vorbilder dazu finden könnte, als in diesem Augenblick. Aber so schön sie waren, so Felsenhart waren ihre Herzen. Sie schienen nicht zu wissen, was Liebe heißt; Jagd und Spiele waren ihre Vergnügungen; erklangen

ihre Zithern, so war es nur von ritterlichen Thaten oder von den Geschichten alter Frauenkraft und Hoheit. Vergebens, daß die ganze junge Ritterschaft des Landes wetteiferte, sie zu gewinnen: Schönheit, Tapferkeit, Jugend, Kenntnisse — alles war für sie wie nicht vorhanden. Sie achteten auf nichts, oder sie ließen ihrer muthwilligen Laune auf Kosten der Freier ungestörten Lauf; sie schienen heute gerührt, um morgen mit doppelter Härte und Grausamkeit zurückzustoßen. So geschah es denn, daß gar mancher sich verletzt und zürnend wegwandte und die Schlimmen auf ewig zu fliehn beschloß — aber seine Stelle blieb nicht lange leer; bald war ein Andrer da, um dieselben Erfahrungen zu machen, und mit blutendem Herzen das böse Geschick zu verwünschen, das ihn, Ruf und Warnung zum Trotz, in den gefährlichen Kreis geführt hatte. Als nun aber endlich die Herren die Geduld verloren und die Schwestern anlagen, sie möchten sich erklären: so schienen diese sich zu besinnen, und bald wurde den Harrenden die Antwort ertheilt, sie würden eine bestimmte Auskunft erhalten, wenn sie sich am folgenden Morgen im großen Saale einfinden wollten. Die, welche sich für am meisten begünstigt hielten, konnten kaum die Nacht erwarten, und am andern Tage waren Alle im schönsten Putze, und goldene Ketten, glänzende Waffen, prächtige Reiherfedern, kurz alles was ins Auge fiel, wurde hervorgenommen und angelegt. Die Thüren des Saales wurden endlich geöffnet, die Ritter traten ein, und es war lustig anzusehn, wie sie sich Alle in die malerischsten Stellungen zu bringen suchten, um die Blicke auf

sich zu ziehn. Es währte so eine Weile — die Ersehnten erschienen immer noch nicht — und schon begannen der Eine und Andere unruhig zu werden, als auf einmal lautes Gelächter von den Fenstern des Saales erscholl. Alle stürzten hinzu — in demselben Augenblicke stieß ein Kahn vom Ufer, und in ihm saßen die sieben Schönen, welche sich spöttisch gegen die Freier verneigten und ihnen ein Lebewohl zuriefen.

Was für Gesichter die Gefoppten schnitten, und wie sie laut und heimlich die Spröden verwünschten, will ich gar nicht beschreiben. Aber dabei blieb es nicht — sie wurden gerächt, ehe sie es vermutheten. Während noch Alle hinausblickten, ereignete sich plötzlich eine schreckliche Szene: der Kahn stieß unversehens auf einen Felsen und sank. Wehegeschrei trat einen Augenblick lang an die Stelle der freudigen Töne — weiße Gewänder schwammen noch einige Sekunden auf der Oberfläche — dann war Alles verschwunden. Bleiches Entsetzen im Gesicht, blickten die Zurückgebliebenen einander an, und ein: Herr Jesus Christ! bebte auf mancher Lippe. Von dieser Zeit an bemerkten die Schiffer bei niedrigem Wasserstande auf dem Fleck, wo dieser Vorfall sich zutrug, sieben Felsenspitzen, an denen die Welle sich brach. Sorgfältig mieden sie die Klippen, welche sie die sieben Jungfrauen nannten, aber noch mancher Nachen soll dort den Untergang gefunden haben, wenn die Fluth hoch ging und der Schiffer des Weges nicht durchaus kundig war.

Hiermit endigte der Graf von Nassau seine Geschichte. Wir wissen nicht, welchen Eindruck sie auf

seine schönen Zuhörerinnen machte, aber wir haben in Chroniken gelesen, daß die reizenden Gräfinnen von Arnstein in der Blüthe ihrer Jahre glänzende Ehebündnisse eingingen. Pfalzgräfin von Tübingen wurde die Eine, Gräfin von Isenburg die Andere, nach Ungerland zogen zweie. Auch Burg Nassau, die von waldiger Höhe auf das freundliche Thal herabblickt, durch welches die Lahn sich windet, sah bald eine junge Gebieterin innerhalb ihrer stattlichen Mauern.

Der Pfalzgrafenſtein.

Ehe der Orleansſche Erbfolgekrieg das ganze Rheinland ſchonungslos verwüſtete, und die Uebel, welche der dreißigjährige Krieg herbeigeführt hatte, die unglücklichen Bewohner in verdoppeltem Maße empfinden ließ, war Stahleck eine anſehnliche Burg und Bacharach eine wohlbefeſtigte Stadt. Größtentheils in Trümmern liegen jetzt die 16 hohen Thürme, welche die Mauer beſchützten, die von der Stadt aus, welche ſie auf der Flußſeite umgab, ſich zum Schloſſe hinanzog; auf dem Abhange des Hügels ſieht man noch jetzt das halbzerſtörte Gemäuer der Wernerskirche, mit ſchönen gothiſchen Fenſterbogen, aber ohne Dach und dem unvermeidlichen Untergange raſch entgegengehend. Sie wurde zum Andenken an einen Knaben Werner, aus dem Oertchen Warmsrode gebürtig, erbaut, welcher zu Ende des achten Jahrhunderts von den in dem be-

nachbarten Oberwesel wohnenden Juden geraubt und gemartert, und dann an dieser Stelle begraben wurde.

Auf der Burg Stahleck, von wo man auf Stadt und Strom und auf die vielen Weinberge, welche Bacharachs Namen berühmt gemacht haben, hinabblickt, pflegten die rheinischen Pfalzgrafen öfters ihre Zeit zu verbringen. So that auch Conrad von Hohenstaufen, der Halbbruder Kaiser Friedrich des Rothbarts, welcher dem kinderlos gestorbenen Herrmann von Stahleck in der Pfalzgrafenwürde folgte und zu deren nachmaliger Bedeutung den eigentlichen Grund legte. Dem um diese Zeit mächtigsten und blühendsten deutschen Fürstenhause angehörend, reich und angesehn, schien er fast keinen Wunsch hegen zu können, dessen Erfüllung sich nicht hoffen ließe. Eines aber fehlte an seinem Glück: er sah keine Söhne um sich emporblühen; die beiden, welche seine Gemahlin Irmengard von Henneberg ihm geschenkt, waren in der Kindheit verstorben, und nur eine Tochter, Agnes mit Namen, ihm geblieben, die nun die Erbin seiner meisten Besitzungen werden sollte.

Als Agnes heranwuchs, war es natürlich, daß viele vornehme Herren und Fürsten sich um ihre Hand bewarben. Unter diesen war auch Heinrich von Braunschweig, Heinrich des Löwen Sohn, und zu einer Zeit, als der alten Feindschaft zwischen Hohenstaufen und Welfen durch Bündniß und Verschwägerung ein Ende gemacht schien, wurde die Verbindung des jungen Paares beschlossen. Aber ehe der Zeitpunkt herankam, den man bestimmt hatte, traten neue Umstände und Mißverhältnisse ein, welche den frühern Plan aufgeben

ließen, umſomehr, da andere Ausſichten ſich darboten, welche dem Ehrgeize des Pfalzgrafen mehr zuſagten und ſchmeichelten.

Der König von Frankreich, Philipp Auguſt, welcher den Kreuzzug nach dem gelobten Lande gemacht hatte, hielt um Agneſens Hand an. So willkommen nun dieſer Antrag dem Vater war, ſo wenig behagte er der Tochter: ſie hatte den Braunſchweiger liebgewonnen und wünſchte keinen andern zum Gatten zu haben, als ihn, der ihr durch der Eltern Willen beſtimmt geweſen war. Heinrich, der ſich im Lager des Kaiſers befand, wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote ſtanden, um von dem, was auf Stahleck vorging, Nachricht zu erhalten: eine Vertraute hatten die Liebenden an der Pfalzgräfin, welche der Heirath mit dem franzöſiſchen Könige nicht hold war, und die Wünſche des Welfenherzogs begünſtigte, wodurch ſie das Glück ihres einzigen Kindes zu begründen hoffte.

Um dieſe Zeit traf es ſich, daß der Pfalzgraf ſich veranlaßt ſah, die Burg auf einige Tage zu verlaſſen. Irmengard, nachdem ſie noch einmal die Geſinnung ihrer Tochter erhorſcht und dieſe feſt und entſchloſſen befunden, benutzte die Gelegenheit; nach Stahleck im Geheimen beſchieden, war der glückliche Heinrich bald in der Nähe ſeiner Geliebten. Der Burgpfaff, von der Pfalzgräfin aufgefordert, legte noch an demſelben Tage die Hände des jungen Paares ineinander. In größter Stille wurde die Hochzeitfeier begangen, aber deſto inniger war die Seligkeit der Stunden und Tage, die ſie nun mit einander verlebten.

Es währte nicht lange, ſo kehrte der Pfalzgraf zurück. Irmengard, auf einen ernſten Auftritt gefaßt, ging ihm entgegen. Herr, ſprach ſie, ein Falke kam hergeflogen, mit braunem Haupt und weißer Kehle. Gut gekrümmt zu mächtigem Fange ſind ihm Klauen und Schnabel, und die Schwungfedern reichen ſo weit, daß man wohl ſieht, ſein Vater habe ihn auf hohem Horſt erzogen. Dieſen Vogel, nie ſaht ihr einen ſchönern, habe ich gefangen und behalten. Und mit dieſen Worten führte ſie ihn in das Gemach, wo Heinrich und Agnes ſich befanden. Beide warfen ſich ihm zu Füßen. Conrads Zorn kannte Anfangs keine Grenzen, doch behauptete er dem Welfen gegenüber ſcheinbare Ruhe und Hoffnung. Mit wenigen Worten kündigte er ihm an, er möge ſofort die Burg verlaſſen: die Verbindung ſei ohne ſeine Einwilligung geſchehen, er möge nicht erwarten, eine abgenöthigte Zuſtimmung zu erlangen. Bitten und Thränen der Gattin und Tochter vermochten nichts über ihn, der junge Herzog war troſtlos, ſich von Agneſen trennen zu müſſen, und das unter ſolchen Verhältniſſen! Aber er beruhigte ſich allmählig mit dem Gedanken, daß die Erbitterung des Vaters nachlaſſen, und dieſer ihn doch als Eidam aufnehmen werde. Irmengard war nahe daran, ſich Vorwürfe zu machen, daß ſie ſelbſt die Sache auf dieſen Punkt gebracht, denn ſie beſorgte, der Pfalzgraf werde um Trennung der Ehe nachſuchen. Trübe Stille herrſchte auf Stahleck. Heinrich war weggezogen, die Frauen überließen ſich ihrem Gram, Conrad beobachtete ſtrenges Stillſchweigen und ließ ſich nur beim Mittagsmahl blicken.

Während den andern Stunden sah man ihn häufig ausreiten.

Eine kleine Strecke unterhalb Bacharach, der Stadt Caub gegenüber, ragt aus dem Strome eine Felsenplatte hervor, welche ein sonderbar gestaltetes Gebäude trägt, das dem Schiffenden auf den es umspülenden Fluten zu schwimmen scheint. — Breit ist die Basis, vielseitig der Bau, massiv das Mauerwerk, klein und niedrig die Thüre, zu welcher einige Stufen führen. Eine Menge viereckiger, spitzer Thürmchen, zum Theil auf Vorsprüngen ruhend und mit kleinen Fenstern versehen, umgeben den in der Mitte emporsteigenden Hauptthurm, dessen kuppelförmiges Dach eine Leuchte ziert. Von diesem Thurme herab erklang in früheren Tagen der Ton der Glocken, welche das Herannahen von Schiffen verkündeten, die hier den Rheinzoll zu erlegen hatten. Ein tiefer Brunnen gibt gutes Wasser; mehre kleine Gemächer und Gewölbe befinden sich im Innern dieses sonderbaren, auch jetzt noch gut erhaltenen Schlosses. Es ist der Pfalzgrafenstein, kurzweg auch die Pfalz genannt.

Vor diesem Gebäude lag eines Morgens das Schifflein Conrads von Hohenstaufen. Er hatte seine Tochter Agnes dahingeführt und ihr mit wenigen Worten angekündigt: die Stromveste werde ihr Wohnsitz sein, bis er weiteres über sie beschlossen. Mit Gelassenheit ergab sie sich in ihr Schicksal. An dem Fenster des niedrigen Kämmerleins sitzend, das für sie bestimmt war, blickte sie hinaus über den Wasserspiegel und auf die Hügelketten des Ufers, und dachte an ihren fernen

Gatten. Nur selten durfte Irmengard die Einsame besuchen. Einst kam sie wieder, aber nicht allein — als Pilger gekleidet trat Herzog Heinrich hinter ihr ein. Trauer und Entbehrung vergangener Tage waren in diesem einen Momente vergessen. Aber nur auf kurze Zeit konnten sie das Glück der Wiedervereinigung genießen.

Der Pfalzgraf war unterdessen auf andere Gesinnungen gekommen. Am Hofe des Kaisers durch diesen selbst gedrängt, Heinrichs Ehe mit Agnesen für nichtig erklären zu lassen, erwachte sein Vatergefühl und er konnte es nicht über sich gewinnen, sein einziges Kind unglücklich zu machen. Die Erwägung der Nachtheile, welche durch eine so heftige neue Verfeindung mit dem Hause der Welfen entstehen könnten, legte auch ein Gewicht in die Wagschale. Noch aber hatte er sich über nichts gegen Irmengard geäußert, als diese ihm die Nachricht brachte, Agnes hoffe Mutter zu werden. Damit war die Versöhnung besiegelt. Aber nur mit einem Erben auf dem Arme wollte er die Tochter wieder einziehn sehn auf Stahleck — diese blieb auf ihrer Felseninsel, aber nicht mehr einsam und traurig, denn nun brauchte der Welfenherzog nicht mehr in der Verkleidung zu ihr zu schleichen. Heinrich von Braunschweig, der Lange genannt, folgte Conrad von Hohenstaufen in der Pfalzgrafenwürde, die nach ihm auf seinen gleichnamigen Sohn überging. Von der Zeit der schönen Agnes her, soll sich die Sitte erhalten haben, daß die rheinischen Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett in dem kleinen Schlosse halten mußten. Manche bezweifeln jedoch, daß Letzteres geschehen sei: nur die Sage bewahrt die Erinnerung.

Die Teufelsleiter.

Unter den edeln Geschlechtern, deren Namen man in der mittelalterlichen Geschichte des Rheingaues findet, war das der Gilgen von Lorch eines der angesehensten. Einer aus dieser Familie hatte während der Zeit, wo der ganze deutsche Adel zu den Kreuzzügen entboten ward, ebenfalls Theilnahme angelobt; aber er that es nur nach langer Ueberredung und wider Willen, und mehr weil er die Unehre scheute, welche durch eine Weigerung sich an seinen ritterlichen Namen geheftet haben würde, als aus Frömmigkeit und Herzensdrang. Ja, sein Herz war es eben, was ihn zurückhielt. Seit kurzem mit einem schönen und edeln Fräulein verlobt, konnte er es nicht über sich gewinnen, sich von ihr loszureißen. Als er endlich dennoch das Kreuz nahm, zweifelte Mancher an der Aufrichtigkeit seines Entschlusses.

Und was man vorausgesehn hatte, geschah. Noch hatte das Heer der Gottesstreiter die Gauen Deutschlands nicht verlassen, als Gilgen unter dem Vorwande von Krankheit zurückblieb. Wenn auch sein Gewissen ihm Vorwürfe machte: Leidenschaft übertäubte sie. Der Drang, die Geliebte wiederzusehn, schien während der kurzen Abwesenheit so heftig geworden zu sein, daß Pflichtgefühl und Furcht vor Schande ihn nicht zu überwinden vermochten.

Aber schlimme Kunde harrte des ungeduldig Eilenden bei der Heimkehr. Diejenige, um derentwillen er den guten Ruf aufs Spiel gesetzt, die er freudig in die Arme zu schließen glaubte, war verschwunden. Nach der steilen Felswand des Kedrich, der sich über Lorch erhebt und auf dessen Spitze eine unzugängliche Burg stand, wiesen Alle, die er, athemlos und verzweifelnd, nach der Verlornen frug. Ein wüster Geselle, der in jenem Neste hauste, und dessen Bewerbungen um Gertruden zurückgewiesen worden war, hatte auf den Augenblick gewartet, wo der Schutz ihres Verlobten ihr fehlen würde: ein wohlberechneter und raschausgeführter Ueberfall brachte sie in seine Gewalt, und als Lärm entstand um die Geraubte, sahen die bestürzten Dorfbewohner schon oben auf den Felsen ihr flatterndes Kleid, während der Entführer und ein Paar seiner Gehülfen die machtlos Ringende mit sich fortführten zu dem sichern Schlupfwinkel.

Wie ein Wahnsinniger durchirrte Gilgen während den nächsten Tagen die Gegend. Viele sprach er um Beistand an gegen den Räuber, aber sie machten ihm

begreiflich, wie wenig Menschenkraft und Menschenwille hier vermöchten, und wie er nichts anders thun könne, als sich in Geduld fassen, um zu sehn, ob die Standhaftigkeit der Gefangenen den Räuber, der jeglicher Aufforderung spottete, endlich auf andere Gedanken bringen werde. Aber, Geduld und Ergebung, wo sollte Gilgen die hernehmen? Der Umstand, daß man ihm merken ließ, wie man den ganzen Vorfall als eine Strafe des Himmels für die Verletzung seines Gelübdes betrachte, so allgemein auch Gertrudens Geschick betrauert ward, trug nur dazu bei, seine Erbitterung und seinen Groll zu mehren, statt ihn zu ruhigem Zusichgehn zu vermögen.

In dieser Stimmung befand er sich, als er eines Abends von einem Ritt durch die sich kreuzenden und verschlingenden Thäler zurückkehrend, welche bei Lorch münden, nahe bei den Felsen des Rebrich hielt. Indem er mehre Minuten lang die steile Höhe hinaufblickte und mit jedem Augenblicke die Unmöglichkeit irgend eines Anschlags zur Befreiung der Geliebten klarer vor ihm stand, durchzuckten blitzähnlich seine Seele Empfindungen, welche den Christen des Namens, den er führt, unwürdig machen. Einen gräßlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, wandte er sein Roß, um den Heimweg anzutreten, als ein Unbekannter ihm auf dem schmalen Pfade entgegentrat. Gilgen schauderte zusammen, denn er hatte eine Ahnung, wem dies verzerrte Gesicht angehören könne. Von einer plötzlichen dumpfen Furcht ergriffen, wollte er vorbeireiten, aber der Andere ließ ihn nicht unangeredet vorüber, und wie gebannt blieb das Pferd auf der Stelle stehn.

Ritter, sprach eine tonlose Stimme, kann ich euch helfen? Keine Antwort erfolgte. Ich weiß, was ihr begehret, was ihr wünschet, fuhr jener fort; aber schaut auf! Versucht's, reitet die Klippen hinauf: einem tapfern Ritter wie ihr seid, kann ja nichts unerreichbar scheinen.

Kehre zur Hölle zurück, du Hund! schrie Gilgen ergrimmt über den Hohn, und ein gewaltiger Schwerthieb schien das Haupt des Unbekannten zu spalten — aber ein heiseres Lachen ließ sich vernehmen, und die dünne Gestalt stand auf dem vordersten Felsen. Nehmt Vernunft an, hieß es weiter; ich allein kann euch zu dem verhelfen, was ihr verlanget, vertrauet euch mir an, und heute noch ist die schöne Gefangene die eure.

Wie Espenlaub erbebte der Ritter bei dem Gedanken, daß er an der Schwelle des ewigen Unterganges stehe; er schwankte und wollte dem Rosse die Sporen geben, um dem Versucher zu entfliehn. Da krächzte die Stimme: Morgen ist die Braut für euch verloren! Jetzt noch könnt ihr sie gewinnen! Tobende Leidenschaft erfüllte Gilgens Gemüth: der Pakt mit dem Fremden war geschlossen. Der Mond trat hervor und goß sein Licht über die zackigen Felsenmassen aus. Frisch auf, du kühner Reiter! rief die Stimme — Gilgen sah sich allein, der Sturmwind heulte und peitschte zerrissene Wolken über den schwarzblauen Sternenhimmel. Laut auf wieherte das Roß, als es den Sporn fühlte und war mit einem Satze auf dem schwindelnden Pfade. Mit der einen Hand hielt der Ritter den Zügel straff gespannt, mit der andern hatte er das Schwert gezogen. Eine Windsbraut schien das Thier emporzutragen:

auf Stellen, nur für der Gemſe Tritt gemacht, haftete ſein Huf; unerſchrocken ſaß Gilgen im Sattel, wenn er auch rücklings hinabzuſtürzen drohte. Der Lärm hatte die Wenigen, die ſich auf der Burg befanden, auf die Mauer gerufen: ſtarr vor Schrecken blickten ſie hin und wagten ihren Augen nicht zu trauen, als der wilde Reiter, durch Ruf und Ferſe das Thier ermunternd, ſich geſpenſterhaft zu ihnen heranarbeitete. Der Augenblick war da: auf dem Thurme erblickte Gilgen die weiße Geſtalt Gertrudens — noch ein Sprung, die letzte, todtdrohende Klippe hinan, und die Spitze war erreicht — das Thor erſtürmt und der Räuber lag, eine blutende Leiche, vor des Rächers Füßen am Boden. Eine Minute ſpäter, und Gilgen hielt Gertruden in ſeinem Armen.

Aber ſein Glück, das frevelhaft erkaufte, ſollte nicht von Dauer ſein. Kaum war er wiedervereinigt mit ihr, um die er irdiſchen Ruhm darangeſetzt und ewige Seligkeit, ſo welkte ſie dahin, wie eine Blüte beim Wehen des Wüſtenwindes. Nach ihrem Tode machte Gilgen durch eigne Hand ſeinem Leben ein Ende. — Die Bewohner Lorchs zeigen noch mit Grauſen auf den faſt unerſteigbaren Pfad, der von jenem Ereigniſſe den Namen der Teufelsleiter führt, und bewahren auf ihrem Rathhauſe den Zaum des muthigen Roſſes.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehrern Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustreisten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuern Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren eben schmale, spitzzulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Doms.

Aus einem der Fenster schauten, neben und übereinander, drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes „Pst!“ zu, und diese sagten untereinander: „Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen.“ Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein, und kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wandrer an eine Thüre, und öffnete sie. Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen, und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. „Seyd uns willkommen, riefen die drei Jungfrauen und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen waren in großer Verlegenheit, denn statt der drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthür, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, in schwarzem Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und sagte: „Ihr seyd wohl gekommen, meine Töchter zu freyen? Ich will

nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben. — Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. „Nun so nehme sich ein jeder die Seinige!“ rief endlich der Alte mit donnernder Stimme.

Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an und sagte: „Ich will's Euch bequemer machen.“ Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. „Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen, sagte dieser.“ Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. „Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben,“ fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr möget sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, Ihr wackern Freyer, und holt die lieben Thierchen, die fromm sind, und sich gern fangen lassen.“

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ungefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel nebeneinander auf dem Ast einer abgestorbenen Eiche sitzen.

„Staarmatz, sag' uns dein Räthsel," rief einer der Gesellen. Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und sagte:

„Sprich', was sitzt Dir im Gesicht,
Und Du siehst's im Spiegel nicht?"

„Rabe, Rabe, sing dein Liedlein," rief der Zweite. Der Rabe sang, mit etwas heiserem Ton:

1.

„Einst in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein."

2.

„Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um in's Vaterland,
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sey doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer sein."

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte. — Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von Deiner Großmutter," rief jetzt der Dritte. Die Elster warf sich in die Brust

und erzählte: Meine Großmutter war eine Elster, und legte Eyer, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch. — Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu — welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten.

Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Nischen standen drei Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unsere lieben Freier," krähten sie, wie aus einem Munde und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen an, durcheinander zu schnattern und zu klappern, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. Kurz es war ein Gequiek und Gepiep, daß Niemand ein Wörtchen verstehen mochte.

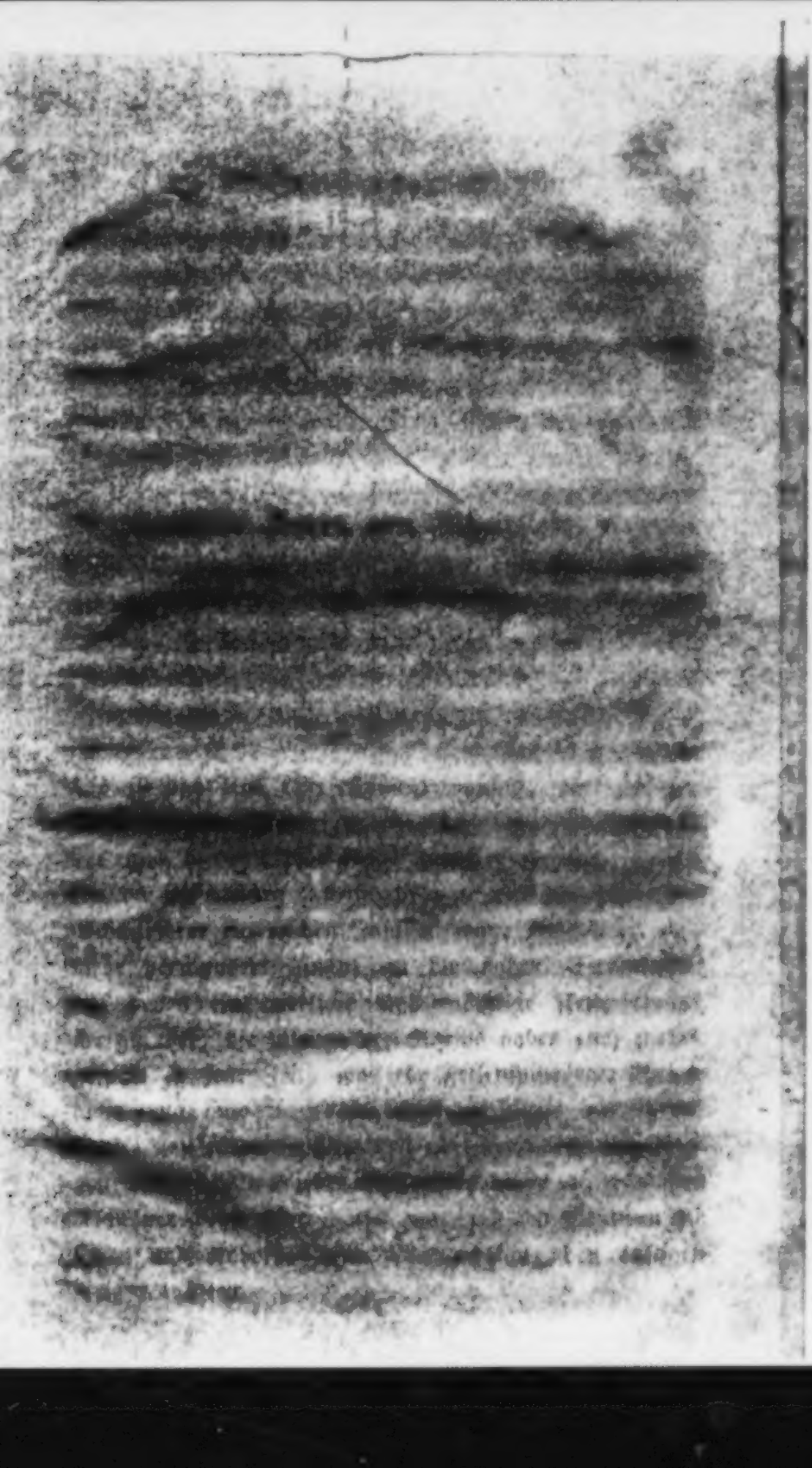
Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm, führte ihn an einen der drei Tische, und sprach mit ihm von den goldenen Tagen, die sie mit einander verleben wollten auf der Felsenburg.

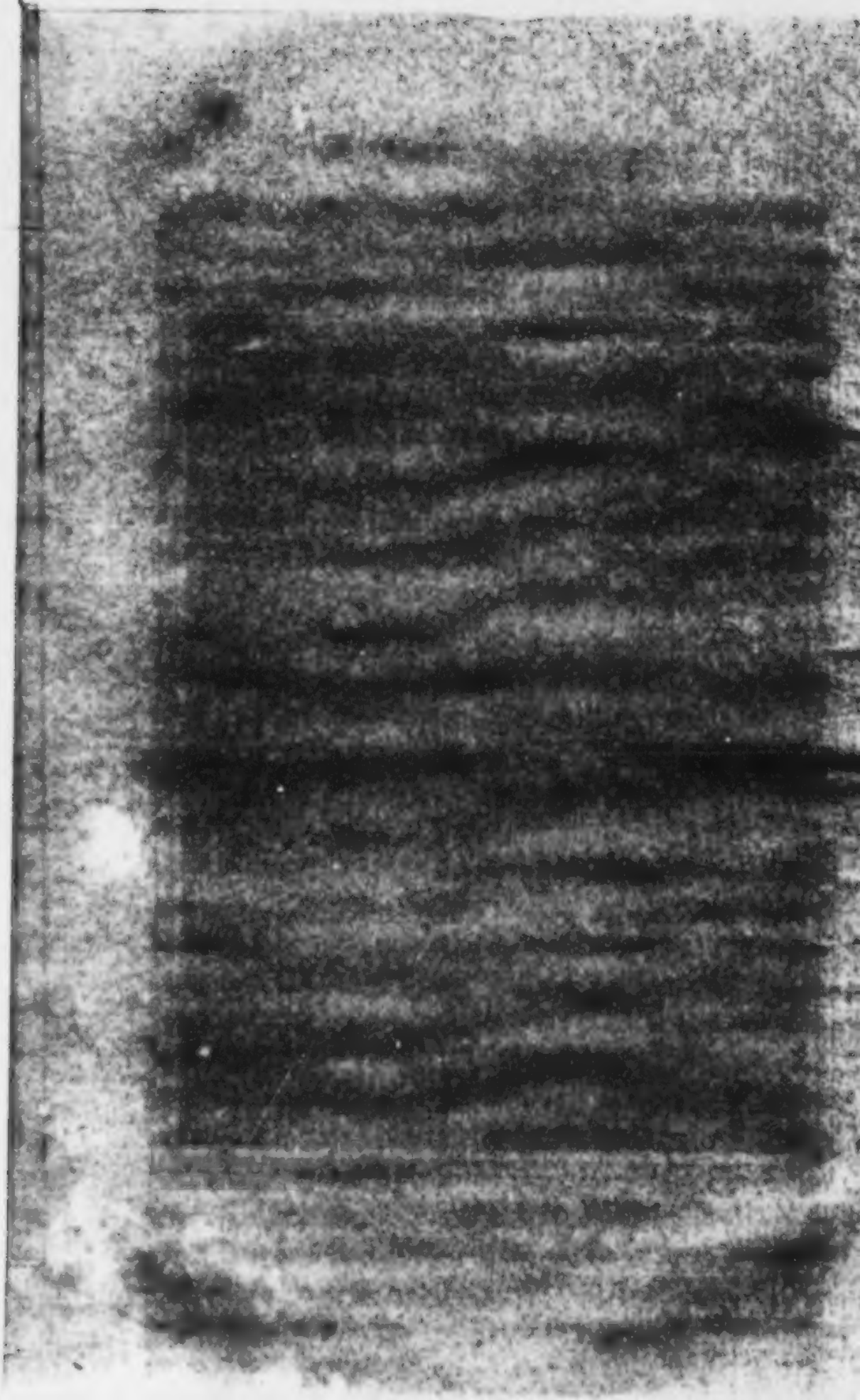
Auch die drei Vögel ſangen und ſchwatzten in einem fort. Die Geſellen fühlten weder Hunger noch Durſt, doch ließ ſich jeder einen Becher köſtlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten ſie den geleert, als ein tiefer Schlaf ſich ihrer bemächtigte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als ſie erwachten. Sie lagen im dichten Geſtrüpp, am Fuß einer wildzerriſſenen Felſenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen und ſich ins Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen ſie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünſchte Piſt, Piſt, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchen's ihnen zuwinke. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene ſaßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe ſang ſein Lied, und der Staar ſagte ſein Räthſel, und die Elſter erzählte ihre Geſchichte. Einer der Geſellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld vor ſich ſah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: „Guter Freund, kannſt Du uns wohl ſagen, was dieſe verwünſchten Vögel eigentlich meinen?“ — „Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt,“ antwortete der Bauer, „ſo deute ich Euch den Scherz. Das Räthſel des Staar's geht auf eine Naſe, wie ſie wohl Mancher ſchon bekommen hat, die aber, zum Glück, Niemand ſehen kann. Der Rabe mit ſeinem Lied will ſagen, man ſoll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elſter erzählte eine Geſchichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen

werden. — Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie auf ein Bit zu hören, und wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

Univ. Bibl.
München





Die Braut vom Rheinstein.

(Hierzu das Bild V, erfunden von Sonderland, gestochen von Ed. Schuler.)

Es ist nicht ein öder Trümmerhaufen, eine halbzerstörte, einsame Warte, ein Brandgeschwärzter Steinrest, der uns diesmal eine Sage zuruft aus jenen Tagen, wo die feste Burg stattlich prangte und der Stolz und Schutz ihrer ritterlichen Insassen war; ihr schauet vielmehr verwundert hinauf an die hohen Steinmassen, auf denen eine zierliche und mächtige Feste thront, ihr glaubet, die Wellen des Rheins haben euch zurückgespült in jene Zeit, wo jede Felsenspitze eine Ritterburg trug, wo in jedem schattigen Thale ein Kloster stand, von frommen Mönchen oder jungfräulichen Nonnen bewohnt, wo jede Bergeshöle einen ehrwürdigen Klausner beherbergte, und wo in stillen Gründen die Elfen und Kobolde beim Mondesglanz den lustigen Reigen tanzten.

Es iſt die alte Burg Rheinſtein, die ihr erblicket. Aus den Trümmern, in welche die Gewalt der Zeit und die Zerſtörungswuth der Menſchen ſie verwandelt, iſt ſie herrlich und mächtig wieder erſtanden. Von der hohen Warte weht ſtolz herab das Banner des königlichen Hauſes, aus welchem der edle, fürſtliche Beſitzer und Wiederherſteller der Burg entſproſſen. Und nicht Verderbendräuende Wurfgeſchoſſe, noch geſchwungene Flamberge, noch geſenkte Hellbarden wehren euch den Eingang, wenn ihr beſchauen wollet die Zellen und Gemächer der Burg; die Fallbrücke ſenkt ſich und die eichene Pforte öffnet ſich gaſtlich eurem Eintritt, der greiſe Pförtner hat Pickelhaube und Panzer abgelegt und geleitet euch gern durch die alterthümlichen Räume bis hinauf auf die Zinne, wo euren ſtaunenden Augen das herrliche Rheinthal mit ſeiner grünen Gegenwart und ſeiner in grauen Ruinen nachlebenden Vergangenheit ſich ausbreitet.

Die Sage erzählt uns, daß vor langen Zeiten, in den erſten Jahren des vierzehnten Säkulums, ein Ritter Sifrid von Rheinſtein auf der Burg hauſte, der in ſeiner Jugend ein gar wildes und wüſtes Leben geführt, auf einem ſeiner häufigen Raubzüge auch ein wunderſchönes Mägdlein aus dem Frankenlande ſeinen Eltern entführt und daſſelbe mit anderer reichen Beute auf ſeine ſtarke und wohlverwahrte Veſte gebracht habe. Nach dieſer Zeit aber habe der wilde Waffenlärm, welcher ſonſt ohne Aufhör in der Burg getobt, urplötzlich ein Ende genommen, viele Mannen und Knechte hätten die Dienſte des Ritters verlaſſen, weil dieſer

beschlossen habe, hinführo keine Raubzüge mehr zu thun, sondern in Frieden daheim zu bleiben und den Rest seiner Jahre zuzubringen in Ruhe und gemächlichem Leben. Dem war's auch so, und es hatte die Liebe zu der schönen Jungfrau dies alles in Sifriden bewirkt. Er ehelichte sie auch bald nach diesem und sie führten ein stilles und zufriedenes Leben.

Es dauerte aber nicht lang, daß Freude und Trauer zugleich auf die Burg hereinbrachen, denn die schöne Jutta schenkte ihrem Gemahle ein Mägdlein, gesegnete aber wenige Stunden darauf das Zeitliche. Der Ritter Sifrid war außer sich vor Betrübniß und Schmerz und ward von dieser Zeit an ganz finster und menschenscheu, so daß bald alle Gäste die Burg mieden und des Thurmwarts Horn einrostete. Sifrid aber lebte fortan nur dem Andenken an seine heimgegangene Gattin und der Erziehung seines einzigen Töchterleins, das er wie seinen Augapfel liebte und in Zucht und Frömmigkeit auferzog, auch in allen weiblichen Künsten unterweisen ließ.

Darüber verstrichen Jahre und Gerda war zur Freude ihres alternden Vaters herangewachsen, und einer zarten Blume zu vergleichen an Lieblichkeit und Tugend. Und Pilger, die auf ihren Zügen wohl hin und wieder in einer unfreundlichen Nacht, Herberge heischend und erhaltend, in die Burg einkehrten, verbreiteten in allen Gauen ringsumher die Kunde von der Anmuth und Holdseligkeit des Burgfräuleins auf dem Rheinstein, betheuernd, daß keine schönere Jungfrau zu finden sey im ganzen Rheingau. Solche Kunde

aber regte in manchem jungen Ritter und Edelknecht die Luſt auf, das holde Mägdlein zu ſchauen und zu minnen, und war ein luſtiges Rennen und Reiten nach dem Rheinſtein, und war ſchier, als ob dem alten Sifrid Fehde angeſagt worden wäre, ſo zogen die Ritter in Schaaren, mit glänzenden Rüſtungen und wehenden Helmbüſchen angethan, dem Rheinſteine zu. Aber dem alten Ritter ward bange ob des Heranſtürmens ſo vieler Freyer, und er runzelte die Stirn und ließ den ſtattlichen Herren ſammt und ſonders ſagen, ſie möchten nur wieder heimziehen und ſich einſtellen auf dem großen Turnier, welches der Biſchof von Mainz hatte anſagen laſſen, und er wolle auch daſelbſt ſein mit ſeiner Tochter und ſie werde dann wählen, wer ſich am tapferſten und männlichſten auswieſe.

Nicht gar lange Zeit nachher fand auch das beſagte Turnier ſtatt und waren dazu viele Ritter und ſchöne Frauen von nah und fern nach Mainz gekommen, und auch der Ritter Sifrid hatte ſich, ſeinem Verſprechen getreu, mit ſeiner Tochter Gerda daſelbſt eingefunden.

Und es erwies ſich, was die Pilger von ihr verkündigt hatten, daß ſie den Preis der Schönheit davon trug, über alle die Frauen und Jungfrauen, und Aller Augen hafteten auf ihrem Antlitz und alle Zungen prieſen ihre Anmuth.

Es waren aber vornemlich zwei Ritter, welche von des Mägdleins Liebreiz dermaßen entzückt waren, daß ſie ſich hoch und theuer vermaßen, es zu erkämpfen, und ſchwuren, Gut und Blut daran zu ſetzen. Es

waren dieſes der junge Kuno von Reichenſtein, hochgeſchätzt von Fürſten und Rittern wegen ſeiner Tapferkeit und adlichen Sitten, und Kurt von Ehrenfels, älter als Jener, ebenfalls ein tapferer Degen, aber mehr gefürchtet als geliebt wegen ſeiner rauhen und finſteren Gemüthsart, die ihm auch den Zunamen des Böſen erworben hatte. Beide waren übrigens dem Ritter vom Rheinſtein verwandt und hatten die ſchöne Baſe bei ihrer Ankunft in Mainz begrüßt und eifriges Bemühen gezeigt, ihre Gunſt zu erwerben. Doch haftete Gerda's Blick lieber auf dem offenen, heitern Antlitz Kuno's, als auf dem rauhen, ſonnverbrannten und bereits was weniges durchfurchten ſeines Nebenbuhlers. Ihr Vater mochte auch wohl ihre Herzensmeinung errathen, denn er ſagte ihr mit freundlichen Worten, daß er dem wackerſten von beiden Freyern geſtatten wolle, um ſie zu minnen.

Es geſchah aber ein großer Jammer, denn Gerda's brünſtige Gebete, auf daß Kuno obſiegen möchte, wurden nicht erhört, vielmehr mußte derſelbe, nachdem er ſich mit Ruhm und Tapferkeit auf dem Plan herumgetummelt und viele Gegner in den Sand geſtreckt hatte, der größeren Körperſtärke Kurt's des Böſen unterliegen. Dieſer ſtand nun nicht an, ſeine Bewerbung beim Ritter Sifrid zu machen, welcher ihn auch alſogleich der Tochter zuführte, erklärend, daß er ihm als Eidam genehm und willkommen ſey. Schön-Gerda war durchaus nicht dieſer Meinung, und obwohl ſie dem Willen ihres Vaters nicht zu widerſtreben wagte, ſo rief ſie doch im einſamen Kämmerlein unter heißen Thränen ihre

Schutzheilige um Befreiung von dem unerwünſchten Bräutigam an, gleichzeitig bittend, daß deſſen Stelle durch den geliebten Kuno beſetzt werden möchte.

Dieſes Mal ſchien das Gebet der frommen Jungfrau ein geneigteres Gehör zu finden, indem ſich folgende, wunderbare Geſchichte begab, welche die Wünſche der liebenden Gerda auf eine unerwartete Weiſe krönte.

Nachdem nämlich der Ritter Kurt von Ehrenfels nach kurzer Bewerbung das freiwillige Jawort Sifrids und das gezwungene ſeiner Tochter erhalten hatte, nachdem auch der arme Kuno, an ſeinem Glücke verzweifelnd, den Entſchluß gefaßt hatte, ſich einem von mehreren Fürſten und Herren beſchloſſenen Zuge nach dem heiligen Lande anzuſchließen, in der Hoffnung, im Sarazenenblute die qualvolle Erinnerung an ſein verlornes Lieb zu ertränken, war endlich der Tag herangekommen, der zu Gerda's Vermählung mit dem von Ehrenfels beſtimmt worden war. Schon ſtand das holde Mägdlein, bräutlich geſchmückt, doch nicht bräutlichen Antlitzes, in dem Ritterſaale des Rheinſteins; bleich war ihre Wange und thränenmüde ſenkten ſich ihre Augenlider zu Boden. Der Myrtheukranz in ihren braunen Locken ſchien dem Jammer der Trägerin Hohn zu ſprechen und das reichdurchwirkte ſeidene Gewand, wie die blitzenden Edelſteine an Hals und Armen, ſahen aus wie der Schmuck eines Opferlammes, das man zum Altare führen will.

Schon hörte man das Geräuſch von dem Anzuge des Bräutigams, der mit einem glänzenden Gefolge

von Rittern und Knappen am Fuße des Felsens angekommen war, da entfloh Gerda, unfähig dem übermächtigen Drang ihrer Gefühle zu widerstehen, dem Kreise ihrer Zofen und Gespielinnen und eilte hinaus auf den Söller, von welchem sie so oft die sehnsüchtigen Blicke nach dem Reichenstein ausgesendet hatte.

Hier sank sie halb bewußtlos, fast ohnmächtig nieder, heiße Thränen überströmten Wange und Busen, die flehend ausgestreckten Hände hoben sich bald zum Himmel, der in seiner ruhigen Heiterkeit ihrer nicht zu achten schien, bald gegen den Reichenstein hin, auf dessen Zinne ein Verzweifelnder stand, der nicht ihr, nicht sich zu helfen wußte. Da that sich die Thür des Söllers auf, und heraustrat der finstere Kurt, dessen Antlitz noch viel düsterer wurde, als er die Braut einem Andern zugewandt sah, als er drüben auf der nahen Burg die Gestalt des gehaßten Nebenbuhlers erblickte, und drohend streckte er die geballte Faust dem Reichensteiner entgegen, während er mit der andern das verzagende Mägdlein ergriff, es emporriß und, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, es eilig davonschleppte.

Wenig Minuten darauf mußte der von Schmerz und Wuth erfüllte Kuno sehen, wie die unglückliche Gerda auf ein Roß gehoben ward, und von ihrem Bräutigam und ihrem Vater geleitet, von einem Haufen von Reisigen umgeben, der Kapelle des heiligen Clemens zuritt, welche zwischen beiden Burgen am Ufer liegt und worin bereits der Priester harrte, um das Brautpaar einzusegnen und zu verbinden auf ewig.

Kuno, seiner nicht mehr mächtig, stürzt hinunter zum Burgthor, mit dem Schwert in der Faust will er sich die Geliebte erkämpfen, oder den Tod finden; schon öffnet sich ihm das Thor; den Blick zur Geliebten hingewendet, ist er im Begriff sein Pferd zu besteigen, — Da hemmt ein wunderbarer Anblick sein Beginnen, regungslos bleibt er stehen, den Ausgang der seltsamen Szene vor ihm in sprachlosem Staunen erwartend.

Denn sehet, — das Roß, welches die Braut trägt, wild und ungestüm erhebt es sich, Feuer sprüht aus den aufgesperrten Nüstern, und mit kräftigem Hufe zur Rechten und Linken ausschlagend und Ritter und Knappen niederwerfend, sprengt es in blitzschnellem Laufe voran, die erschrockenen Begleiter weit hinter sich lassend, der Kapelle vorbei, die von Furcht und Hoffnung bebende und sich um den Hals des errettenden Thieres festanschmiegende Gerda dem Geliebten entgegentragend.

Schneller als er den Fuß aus dem Steigbügel heben kann, ist sie bei ihm angelangt, in unbeschreiblichem Entzücken eilt er auf sie zu, hebt sie mit kräftigen Armen vom schäumenden Rosse, und trägt sie jubelnd in die Burg, eine heißersehnte, beglückende und beglückte Beute. —

Mit Mühe hatte sich der von so außerordentlichem Ereigniß überraschte Sifrid von dem Boden erhoben, auf den er so unsanft geworfen worden war; der vom heftigeren Sturze schwerverwundete Ritter von Ehrenfels wurde von seinen Knappen wehklagend zurückgetragen, und bald sah man einen Nachen langsam über den Rhein fahren, der einen Sterbenden trug.

Der alte Sifrid aber erkannte in dem wunderbaren Begebniß den Willen des Himmels, und er ſandte hinüber auf den Reichenſtein und ließ Kuno ſagen, daß er zu ihm kommen möge mit ſeiner Tochter, und daß er ihn annehmen wolle zum Eidam, dieweil es der Himmel alſo wolle.

Nicht gar lange Zeit nach dieſer Begebenheit ſah man wiederum zwei feſtliche Züge nach der Clemenskapelle wallen, und daſſelbe muthige Roß, das früher eine troſtloſe Braut trug, brachte diesmal, ſtill und fromm einhergehend, eine hochbeſeligte Jungfrau zu der Pforte des Kirchleins, aus welchem ſie, einen klaren Liebeshimmel auf dem Antlitz und im Herzen, an der Hand des glücklichen Kuno von Reichenſtein hervortrat, der die junge Gattinn mit klopfendem Herzen in die Hallen ſeiner Väter einführte.

Sanct Rupert.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, welcher das ganze Land zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrschte. Er hatte eine gar schöne und sittsame Tochter, Bertha mit Namen. Diese vermählte er an den zwar tapfern, aber noch wilden Fürsten Roland oder Robolaus, in der Hoffnung, ihn durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürstin Reize fesselten auch eine Zeitlang den unbändigen Krieger, allein bald trieb ihn die wilde Lust zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur möglichen Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Dem ohngeachtet zog sie sich duldend in stille Einsamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers.

rief ſie öfters aus: „Ach Gott! Wann werde ich einmal von der Tyrannei dieſes Unholds befreit werden?“ Da aber die Unarten des Gatten durch ihre Zurückhaltung eher zu- als abnahmen, gelobte ſie das Kind, das ſie von ihm unter dem gepreßten Herzen trug, dem himmliſchen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Namen Rupert oder Ruhwert.

Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und ſuchte ihn zu einem frommen chriſtlichen Helden zu erziehen. Da ſie die rohe Kriegsluſt ihres Gatten als die Haupturſache ihres erduldeten Unglücks anſah, ſo flößte ſie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der chriſtlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidniſchen Heldenthums ein. Dadurch machte ſie aber das Herz ihres Gatten ſich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche ſie ihrem Sohne gab, weil er ſie für weibiſch hielt, und warf ſich deſto frecher in den Armen ſeiner Buhldirnen und Kebsweiber herum. Er lag von nun an beſtändig zu Felde in heimiſchen und fremden Fehden, und blieb endlich in einer Schlacht, vom Feinde erſchlagen.

Nach ſeinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, wo ſie bisher ſo viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt, in der Einſamkeit zu leben. Kaum wurde dieſer Entſchluß in dem Lande bekannt, als ſogleich eine Menge von fürſtlichen und ritterlichen Freyern zu ihrem Schloſſe ritten, um das Herz und

die Hand einer eben so schönen als reichen Wittwe zu erhalten. Allein Bertha verwarf alle Anträge, so vortheilhaft und lockend sie auch für eine junge Frau gewesen sein mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes. Dieser wurde auch so mächtig von der mütterlichen Lehre ergriffen, daß er sogar die üblichen Ritterspiele seiner Zeit hintansetzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder seyn wollte. Wenn er einen Haufen solcher leidenden Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha und sagte: „Siehe, Mutter, Deine Kinder!" Diese antwortete hierauf, die Gesinnungen des jungen Heiligen billigend, „Mein lieber Sohn, es sind auch Deine Brüder!" Seine Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: „Brich erst den Hungrigen Dein Brod, bedecke erst die Nackenden mit Deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in Dein Haus, denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes!"

So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen: „daß es seinem hohen Stande angemessener wäre, sich mit ihnen in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit solchen Bettelbuben zu entehren." Allein

alle dieſe Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürſten nicht abhalten, ſeine bisherige Lebensart fortzuſetzen und den armen Kindern ſeine Wohlthaten angedeihen zu laſſen.

Nur von himmliſchen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er ſeine Blicke von dem irdiſchen Glanze ſeiner fürſtlichen Hoheit und richtete ſie nach dem Himmel.

Unter ſo frommen Gedanken ſchlief er eines Abends auf einem bemooſten Felſen am Ufer des Rheines ein, und ihm erſchien im Traume folgendes Geſicht: Er ſahe an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich-ſchönen Angeſicht ſtehen, und um ihn her ſprangen viele muntere Knaben ins helle Waſſer des Rheins. Der Alte wuſch einen jeden ganz rein, und ſo kam er in einer ſchönern Geſtalt aus den Fluten hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieſer Handlung zugeſehen hatte, erhob ſich aus dem Fluſſe eine gar reizende Aue. Sie war mit den ſchönſten Blumen und Kräutern beſetzt und aus ihnen duftete ein köſtlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüſchen umgeben und an denſelben prangten die köſtlichſten Früchte. Auf den Aeſten, mit weißer und röthlicher Blüthe geſchmückt, flatterten muntere Vögelein herum, in den ſchönſten Farben glänzend, und in dem Gebüſche ſangen andere, ſüßer als die Lerchen und Nachtigallen. Als nun der Alte die Knaben alle gewaſchen hatte, führte er ſie über den Rhein auf das

ſchöne Eiland, bekleidete ſie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genuſſe an. Rupert, von dem ſchönen Schauſpiele hingeriſſen, wandte ſich bittend zu dem Greiſe und ſagte: „O laß mich doch auch mit den Kindern auf dieſer ſchönen Aue weilen!“ Dieſer aber antwortete: „Hier iſt deine Bleibensſtatt nicht; Du haſt Dir durch Deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebaut, wo Du unter Engeln wohnen wirſt. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird Dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleider, womit Du ſie bedeckt haſt, ein Kleid der Unſchuld werden.“

Unter dieſen Worten des Alten ſah der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Inſel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern ſich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tauſend und tauſend ſchöne, liebliche Engelein mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben ſaß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Chriſtkindlein und vor ihm knieete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit ſie ſpielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen, und brachte dem kleinen Chriſt das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geſchenkt hatte. Er ließ ſich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, ſagte er: „Sehet, dies iſt das Kleid, welches mir der kleine Rupert geſchenkt hat; dafür will ich ihn auch dereinſt mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben.“ Im höchſten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige

Knabe seine Hände nach dem Christ-Kindlein ausstrecken; allein die Erscheinung verschwand, er erwachte, und vor ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken.

Als Rupert also erwacht war, nahm er den Knaben mit sich und erzählte seiner Mutter den Traum. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts, er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort sein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sey, sie zu verlassen, um in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise vorzunehmen, wurde sie sehr betrübt und sagte ihm mit vielen Thränen: „Bedenke doch, mein liebster Sohn, daß ich dich mit Schmerzen geboren habe, und auf dir die Erhaltung unseres edlen Fürstenstammes beruht. Wie will ich ohne Dich die Einsamkeit meines Wittwenstandes ertragen? Ich habe Dir für Arme und Nothleidende unsere Schätze willig hergegeben, wie kannst Du Gott besser und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und Almosen? Bleibe doch bei deiner Mutter, und erhalte mir meine Hoffnung und die Hoffnung unseres fürstlichen Geschlechtes!“ Durch diese mütterlichen Vorstellungen wurde Rupert gerührt, und er versprach der betrübten Bertha, sie nicht zu verlassen.

Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die ersten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha schmeichelte sich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen

Fürſtenhauſes und den chriſtlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürſtliche Geſinnungen zu gewöhnen. Dieſe ermahnten ihn auch: „daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer ſein Leben nicht durch niedere Beſchäftigung mit Bettlern und Landſtreichern verächtlich machen dürfe. Sie ſagten ihm: daß es nun Zeit ſey, durch Uebung in Waffen und edlen Sitten den Preis der Ehre und der Minne zu erkämpfen.“ So wollten die fürſtlichen Jünglinge ſeinen Ehrgeiz reizen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Anſprüche auf eine ſo hohe Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieſes alles aber, ohne den geiſtlichen Helden zu reizen, beſtimmte ihn viel feſter in dem Vorſatze, ſeine Wallfahrt nach Rom zu beſchleunigen, um dadurch, wie er glaubte, dieſen Fallſtricken des Teufels zu entgehen. Statt des ſtolzen Fürſtenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an und ſtatt der geprieſenen Waffen ergriff er einen Pilgerſtab und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apoſtelfürſten das Gelübde ablegte, ſein Herzogthum zu verlaſſen und ſeine Güter unter die Armen zu vertheilen.

Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apoſtelfürſten geküßt hatte, kam er, durch ſchlechte Speiſen und eine ermüdende Reiſe geſchwächt, in die Arme ſeiner traurigen Mutter zurück, ſtiftete neue Krankenhäuſer, die er ſelbſt bediente, und lebte mehr wie ein Einſiedler, als ein Fürſt. Dieſe anſtrengenden Beſchäfti-

gungen untergruben seine ohnedies schon geschwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft schon im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, seine Herrschaften und Güter kamen an Fremde oder seine Verwandte.

Die heilige Hildegard.

Auf dem linken Ufer der Nahe, zu welchem von dem Städtchen Bingen aus die Druſus-Brücke über den Strom führt, erhebt ſich der Rupertsberg. Hier ſoll, ſo berichtet die Legende, der h. Rupert, gottesfürchtig, ernſt und wohlthätig ſchon im jugendlichen Alter, mit ſeiner Mutter Bertha eine Kirche gebaut und in ihr die letzte Ruheſtätte gefunden haben, als er erſt zwanzig Jahre alt, von dieſer Welt abgerufen ward. Von ihm erhielt der Berg ſeinen Namen, und lag, nachdem das Land durch die Einfälle der räuberiſchen Normannen entvölkert worden, lange Zeit wüſt und öde.

Es war im Jahre 1089, als einem frommen, edeln Paar, Hildebert und Mathilde von Bökelheim, die auf der Burg Sponheim, nicht ferne von Kreuznach lebten, eine Tochter geboren wurde, welcher ſie den Namen

Hilbegard gaben. Der Graf Meinhard von Sponheim hatte ein Kind, Hiltrude, mit jener faſt von gleichem Alter; ſie wuchſen zuſammen auf, Geſpielinnen in den Kinderjahren, Novizen im Benedictiner-Kloſter Diſſibodenberg, deſſen Aebtiſſin Jutta, des Grafen Schweſter, war. Von der Welt hatten ſie nichts anders geſehn, als das Vaterhaus und die ſtillen Kloſtermauern: es koſtete ſie daher weder Kampf noch Entſagung, dem Beiſpiel der frommen Jutta zu folgen und im zarten Jugendalter den Schleier zu nehmen.

Hier lebte, abgeſchieden von allen äußern Einflüſſen, nur den gottesdienſtlichen Uebungen und wohlthätigen Werken hingegeben, Hildegard viele Jahre lang. Sie hatte wenig Unterricht genoſſen, wie die Mehrzahl ihres Geſchlechts, ſelbſt die Kunſt des Schreibens war ihr fremde und ſie wußte nichts von dem was vorging außer ihrer Zelle, der Kirche und dem Garten, von wo ſie vielleicht ohne Sehnſucht das maleriſche Thal und die waldigen Hügel anblickte. Aber frühe ſchon war ihr Geiſt thätig, und, ſei es daß eine von Natur lebendige Fantaſie in dem ruhigen, betrachtenden Leben Nahrung fand und, Wirklichkeit und Dichtung verbindend, Bau auf Bau emporthürmte, oder daß der Herr, zu warnen und zu lehren in unruhvollen, bedrängten Zeiten, in ihr die Sehkraft der Propheten des alten Bundes wieder aufleben ließ: in der ungeſtörten Einſamkeit offenbarten ſich ihr geiſtliche und weltliche Dinge, wie ſie waren und noch geſchehn ſollten, und ſie hatte nicht Raſt noch Ruhe vor den Bildern, die ihre Seele erfüllten.

Anfangs wagte sie nicht kundwerden zu lassen, was in ihr vorging. Wenn auch geängstigt durch die sich immer wiederholenden Gesichte, durch die Stimmen, welche mächtig in ihrem Innern wiederhallten, suchte sie doch mit jungfräulicher Scheu und Zaghaftigkeit ihre gewaltige Aufregung zurückzudrängen, sich einzulullen in eine künstliche Ruhe. Aber der Geist in ihr war stärker als sie. Der fieberhafte Zustand, in dem sie sich fortwährend befand, zehrte ihr Kräfte auf; ihre Empfänglichkeit für alle äußeren Eindrücke wurde krankhaft gesteigert, und endlich sank sie, schwerleidend, auf das Lager hin, das sie in angsterfüllten Nächten mit heißen Thränen benetzte. Da konnte sie dem Drange ihrer Seele nicht widerstehen und entdeckte ihrem Beichtvater den Zustand ihres Innern. Sie fühlte damit eine Centnerlast von sich abgewälzt: ihre Krankheit ließ nach; ihre Kräfte kehrten, wenn auch langsam, zurück. Noch während der Genesung theilte sie ihren Umgebungen einen Theil der Offenbarungen mit, die ihr gemacht worden waren und die wichtigsten Angelegenheiten in Gegenwart wie Zukunft von Kirche und Reich betrafen.

Der Ruf dieser Vorgänge verbreitete sich bald. Die Weissagungen der kranken Nonne, von der Niemand zuvor etwas wußte und die nicht über die Schwelle des abgeschieden liegenden Klosters hinausgekommen war, erregten überall das größte Erstaunen, um so mehr da man vernahm, wie fromm und heilig sie lebte. Aber auch damals schon fehlte es nicht an solchen, welche sie und ihre Aussprüche verlachten und Alles für die Ausgeburt einer überreizten Einbildungskraft und leere

Traumbilder ausgaben. Unterdessen war die Aebtissin Jutta gestorben, und Hildegard ward an deren Stelle gewählt. Die Menge der Novizen, welche auf dem Dissibodenberge in ihrer Nähe zu weilen verlangten, nahm so zu, daß bald kein Raum mehr vorhanden war, die Ankommenden aufzunehmen. Da faßte Hildegard den Entschluß, ein neues, großes Kloster zu bauen, und als sie darüber nachsann, welchen Ort sie zur Ausführung dieses Vorhabens wählen solle, gab ihr Gott den Gedanken ein, sich niederzulassen auf dem Rupertsberge bei Bingen. Sie gehorchte. Im Jahre des Heils 1148 stand ein stattliches Kloster auf der erkornen Stelle, durch die freundliche Theilnahme ihrer Verwandten und der ganzen Umgegend rasch gefördert. Dahin begab sie sich mit einem Theil der bei ihr lebenden gottgeweihten Jungfrauen.

Der Geist der sie erfüllte, fuhr fort zu ihr zu reden und ihr in einem mystischen Spiegel zu zeigen, was ihre leiblichen Augen nicht sehen konnten. Da wurde sie die Zerwürfnisse gewahr, welche, zwischen Papst und Kaiser entstanden, das römische Reich an den Rand des Abgrundes brachten. Sie verkündigte, wie Macht und Ehre sich mindern würden, Gehorsam und Unterthanentreue auflösen, Frömmigkeit und Zucht verschwinden. Die Kaiser würden mehr auf eigenen Vortheil bedacht sein als auf das Wohl des Ganzen, deßhalb würde das Volk sich abwenden und von ihnen trennen, Zwietracht würde entstehn und Frieden und Blüthe verderben, die guten Sitten würden untergehn in der allgemeinen Zerstörung, wobei auch die Kirche und der Glaube ver-

lieren müßten, und Alles leiden in einem unſeligen Chaos. Des hohenſtaufiſchen Hauſes ganze traurige Geſchichte ſtand vor Hildegard's prophetiſchem Geiſte in Flammenzügen geſchrieben.

Der unſelige Streit, welcher damals die durch Schismen getheilte Macht der Kirche ſchwächte, verhinderte nicht, daß in der Chriſtenheit Gedanke und Plan eines neuen Kreuzzugs ſich entwickelten, Hülfe zu leiſten den bedrängten Brüdern im gelobten Lande. Mancher mochte vielleicht in der Theilnahme an einem ſolchen Unternehmen Troſt ſuchen für die Wehen der Zeit. Papſt Eugen III., aus dem Orden der Ciſterzienſer, hielt 1148 eine Kirchen-Verſammlung in der alten Stadt Trier. Ihn begleitete ſein Lehrer, Bernhard, Abt von Clairvaux, damals ſchon im Rufe der Heiligkeit ſtehend, welche ſpäter allgemein anerkannt ward. Die Welt hatte keinen begeiſtertern Gottesſtreiter, keinen eifrigern Verfechter der Reinheit der Chriſtuslehre: die Reinheit ſeiner Grundſätze und ſeines Wandels war männiglich bekannt, drum entſchied ſein Wort in den wichtigſten Angelegenheiten, welche Kirche und Staat betrafen. So lenkte er, in das Rheinland gekommen, auch dieſe Verſammlung, an der eine Menge frommer und gelehrter Männer Theil nahmen.

Es war hier, wo die Weiſſagungen der Aebtiſſin vom Rupertsberg zur Sprache kamen. Ihre Schriften, welche ſie ihren Mitſchweſtern dictirt, wurden geprüft; Abgeordnete wurden nach dem Kloſter geſandt, um ſich von der Wahrheit an Ort und Stelle zu überzeugen. Das Lob der Seherin war das einſtimmige

Ergebniß und Urtheil. Der Papſt, Bernhards Ermunterung folgend, ſchrieb ihr einen liebevollen Brief, in welchem er ſeine höchſte Verwunderung über das Ereigniß ausdrückt, wie Gott in dieſen Tagen neue Wunder geſchehn laſſe und ſo ſeinen Geiſt über ſie ergoſſen habe, daß ſie Geheimnißvolles ſehe, begreife und verkünde, wie er von den glaubenswürdigſten Perſonen und aus ihren eignen Schriften vernommen. Er pries ſie glücklich und ermahnte ſie, die Gnade die in ihr ſei, durch Demuth zu bewahren, weil der Herr den Stolzen entgegen, den Demüthigen aber geneigt ſei, und fortzufahren, mit ihren Schweſtern fromm zu leben nach der Regel des h. Benedictus.

Der Abt von Clairvaux begab ſich nun ſelbſt nach dem Rupertsberge. Von ihm erhielt Hildegard ein Gebetbuch, ein Meſſer und einen Ring mit der Umſchrift: „Ich leide gern.“ Willig folgte ſie den Eingebungen des heiligen Mannes. Ihr ſtilles Kloſter verlaſſend, predigte ſie in den Städten des Rheinlandes, in den Kirchen wie auf den öffentlichen Plätzen vor dem Volke, es ermahnend und ermunternd zur Theilnahme am Zuge nach Jeruſalem. So gelangte ſie nach dem Elſaß, nach Frankreich, ſelbſt über die Alpen. Die, welche eben noch war wie das Kind, welches nie das Vaterhaus verlaſſen, fühlte nun den Muth in ſich, aufzutreten als Mahnerin zu Buße und zum frommen Werke fremden Völkern.

Braucht es wohl geſagt zu werden, wie ſehr mit jedem Tage Hildegards Ruhm wuchs, auch nachdem ſie zurückgekehrt war in ihre enge Zelle; wie tauſende von

Mächtigen wie Kinder ihren Rath und Beistand begehrten, wie man ihrem Wort und ihrer Lehre folgte in Dingen von der höchsten Wichtigkeit? Auf dem Rupertsberge fuhr sie fort, die ihr anvertraute Gemeinde zu leiten in gottseligem Wandel, während sie ihre Visionen und Offenbarungen, das Buch von der Erkenntniß des Weges zum Heil, vom Leben der Verdienste von den göttlichen Werken, ihre Gesänge und Homilien aufzeichnen und Sendschreiben an Friedrich Barbarossa und Papst Eugen, an Erzbischöfe, Prälaten und Gemeinden erließ. Und hier, ihre ächte, kindliche Gottesfurcht bewahrend, lebte und wirkte sie bis zu einem hohen Alter, als Mutter geliebt, als Lehrerin befolgt, als Heilige verehrt.

Der 17te September des Jahres 1179 war der Tag, an welchem die von Gott geliebte Frau diese Erde verließ. Tausende und wieder Tausende strömten herbei, die Leiche zu sehn. Sie ward in der Klosterkirche zur Ruhe bestattet. Nachdem im dreißigjährigen Kriege auch dies Gebäude wie so viele andere in Trümmer gesunken war (die Schweden verbrannten es im J. 1632) wurden Hildegards sterbliche Reste nach dem Kloster Eibingen gebracht, wo auf Veranstaltung des Kurfürsten von Mainz die Benedictinerinnen vom Rupertsberge eine Zuflucht fanden.

Der Mäuſethurm.

Da wo, aus dem Strome unterhalb Bingen eine Reihe weißer Klippen gefahrdrohend emporragt, nur einen ſchmalen Raum, das ſogenannte Binger-Loch, der Durchfahrt vorſichtiger Schiffer geſtattend, wo von dem einen Ufer die Ruine Ehrenfels herüberſchaut und unweit, auf dem andern, der ſchöne Rheinſtein den Schiffer grüßt, erhebt ſich inmitten der ſchäumenden Fluthen ein finſteres, halbzertrümmertes Gemäuer. Es iſt der Hatto's-Thurm. Wie das Haus eines Böſen, wie das Denkmal eines ungeheuern Frevels erſcheint er dem ergriffenen Beſchauer, und wie rächende Geiſter, entſendet von der ſtrengwaltenden Nemeſis, umflattern zahlloſe Schaaren von Eulen und Fledermäuſen die einſame Warte.

Mäuſethurm nennt die Sage jenes Gemäuer, von welchem der Schiffer mit Grauen das Geſicht abwendet und betend hinüberlenkt, wo aus der Felswand des Ufers ihm, im heiligen Bilde der Noth-Gottes, Rath und Tröſtung zuwinkt.

Einſt lebte zu Mainz ein Erzbiſchof, Namens Hatto, deſſen Herz rauh und hart war und unempfänglich gegen die Noth der Bedrängten. Um dieſe Zeit entſtand am Rhein und rings in der Gegend eine große Hungersnoth, dergeſtalt, daß viele Menſchen umkamen in ſolchem Jammer. Der Biſchof aber, deſſen Speicher gefüllt waren mit brodgebendem Korn, öffnete dieſelben dem Wucher, aber nicht dem Bedürfniß der Armen ſeines weiten Sprengels.

Als nun die Noth ſeiner Unterthanen größer und größer wurde, liefen ſie in Schaaren zuſammen und flehten den gefühlloſen Mann an um Erbarmen und Nahrung, und als dies umſonſt war, murrten ſie und ſtießen in ohnmächtiger Wuth Flüche aus über den Tyrannen. Und ob ſein Herz nicht rege wurde von Mitleid, wurde es doch rege von Zorn, und er ergrimmte und ſchickte ſeine Schergen aus, die Murrenden zu fangen und ſperrte ſie in eine große Scheuer und ließ Feuer daran legen. Und als das Feuer die Unglücklichen ergriff und ihr Todesgeſchrei herantönte an den Pallaſt, herauf an die Ohren des Unmenſchen und derer, die mit ihm ſaßen an der üppigen Tafel, rief er in teufliſchem Hohne: Hört ihr die Kornmäuslein pfeifen da unten?

Aber ſtille ward es unten und der Zorn Gottes glimmte auf aus der Aſche der rauchenden Gebeine ſeiner gemordeten Kinder. Und die Sonne verhüllte ihr Antlitz, dunkel ward es im Saale und die entzündeten Kerzen vermochten die Dämmerung nicht zu verſcheuchen, welche den finſtern Mann von nun an umlagerte. Und ſiehe, es fing an ſich zu regen im Saale, und aus allen Winkeln und aus den Ritzen des Fußbodens und zu den Fenſtern herein und von der Decke herab krochen und liefen zahlloſe Schaaren nagender Mäuſe und erfüllten alsbald alle Gemächer des Pallaſtes, und ohne Scheu ſprangen ſie auf die Tiſche und benagten die Speiſen vor den Augen der erſtaunten Verſammlung. Und immer neue kamen hinzu, und die ſchnell getödtete Anzahl verdoppelte ſich im Augenblick, und nicht die Broſamen blieben verſchont auf der Tafel und nicht der Biſſen, der zum Munde geführt wurde.

Da ergriff Furcht und Entſetzen Alle die dieſes ſahen, und alle Freunde und Anhänger, und ſeine Knechte und Mägde flohen die Nähe des Gottgeächteten.

Der Biſchof aber, dem Zorne des beleidigten Himmels zu entrinnen wähnend, beſtieg ein Schiff und fuhr den Rhein hinab bis zu jenem Thurme, welcher rings von den Wellen des Stroms beſpült wird, wo er ſich ſicher wähnte vor ſeinen unerſättlichen Peinigern. Aber Tauſende krochen aus allen Wänden mit Gepfeife hervor; vergebens erſtieg er, bebend vor Angſt, ſtumm vor Entſetzen, die höchſte Warte; — auch dahin folgten ſie ihm und heißhungrig fielen ſie den unmenſchlichen Spötter an.

Blutige Spuren waren bald Alles, was von ihm geblieben, den der göttliche Zorn gerichtet.

Dieſes iſt die Sage von jenem einſamen Thurme mitten im Rheine.

Die ſieben Wächter.

Kriegesſturm tobte um den Rhein. Die Windsbraut hatte die ſchwarze Wolke, welche ſich verderben-ſchwanger zuerſt über den Wyſchehrad gelagert, von Böhmens Fluren über Deutſchlands geſegnete Auen gepeitſcht; eingeäſcherte Städte, verlaſſene Burgen, Trümmerſtätten, wo Dörfer, Oeden wo blühende Felder geweſen, zeigten nach Oſten und Weſten, nach Norden und Süden den Pfad, den das Ungewitter, ſeiner Blitze ſich entladend, in allen Richtungen kreuzend, genommen. Da war nichts als Zerſtörung und Elend, als Brand und Verödung, als Todesfurcht und Glaubenshaß.

Wer hat nicht, aus dem milden, paradieſiſchen Rheingau kommend, an Bingen vorüberfahrend, deſſen Wohnungen und Thürme ſich in Rhein und Nahe ſpiegeln,

den Mäuſethurm bemerkt, von dem die Sage Erzbiſchof Hatto's grauſige Geſchichte berichtet? Einſam hebt ſich die verlaſſene, kleine Veſte aus der ſie umtoſenden Brandung, da wo der Strom von ſeinen grauen Felſenufern enger eingeſchloſſen wird, rechts, auf Klippen ſich niſtend, Burg Ehrenfels, links die Trümmer des Rautsbergs, den unſere Tage in mittelalterlichen Formen wiedererſtehn ſahen.

Ueber verderbendrohend Geſtein hinweg wälzt ſich die Fluth in ihrem geſchmälerten Bette; vorſichtig lenkt der Schiffer den Nachen, um dem Strudel zu entgehen; kreiſchend ſchwirret ein Heer von Vögeln um den alten, verwitternden Thurm, den jede Welle wegzuſpülen droht, der aber Jahrhunderte hindurch allen Trotz geboten hat.

Es war das Jahr 1639. Die Hälfte der Einwohner Bingens war geflohen oder vernichtet; von Klopp, der ſtarken Burg, vom Ehrenfels wehte das Banner mit den drei Kronen des Nordlands, welches die Schaaren Herzogs Bernhards von Weimar dort aufgepflanzt hatten. Nur auf der Spitze des Mäuſethurms flatterten noch die Kur-Mainziſchen Zeichen. Sieben Krieger waren als Beſatzung zurückgelaſſen worden: die Gefahr eines Angriffs, die iſolirte Lage des Thurmes, ſicherten ſie eine Zeitlang, während die Burgen umher und die Städtchen in des Feindes Gewalt geriethen. Aber der Schwede konnte es nicht ertragen, ſich von dem verächtlichen Rattenneſt, wie man's nannte, lange trotzen zu laſſen.

Auf der damals noch mit Zinnen umgebenen Warte saßen zwei der Wächter. Es waren alte, verwachte Krieger, rauh wie das Handwerk, in dem sie ergraut, gewöhnt an den Anblick des Blutes wie der Flamme: fest wie der Stein, welcher den Thurm trägt, und treu ergeben dem Herrn, der sie zu dessen Vertheidigung gesandt.

Vom Rheine war der eine, aus des Frankenlands grünen Ebenen der andere. Sonderbar hatte der Zufall auch die übrigen fünf zusammengewürfelt: jeder wußte eine andere Heimath zu nennen, aber eines großen Feldherrn Fahne hatte sie in wenigen Jahren vereinigt und durch des Krieges Wechselfälle waren sie endlich hiehergeführt worden. Als die Beiden da oben saßen und über die Wasserfläche hinwegschauten, und vom Tilly und Friedländer, von Magdeburgs Plünderung und der Lützener und Nördlinger Schlacht oft wiederholte Geschichten wieder erzählten, sahen sie's am Strande bei Bingen sich regen und bewegen.

Lanzen und Hellebarden schimmerten, Böte wurden gelöst, bewaffnet Volk stieg in sie hinein. Drei Fahrzeuge mit Kriegern gefüllt trieben den Rhein herab, indem sie das blau und gelbe Banner im Winde wehen ließen.

Der Führer der kleinen Schaar eilte, auf den Ruf der Beiden, die Wendeltreppe hinauf. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß es auf ihn abgesehen sei. Rasch ertheilte er seine Befehle. Die niedere, eisenbeschlagene Thür, welche in das Erdgeschoß führte, war immer verschlossen: sie wurde mit allem, was sich

auffinden ließ, von innen verrammelt. Drei der Wächter blieben unten, die vier übrigen besetzten die Plattform. Die Fahrzeuge kamen heran; aus dem vordersten erscholl die Aufforderung, sich zu ergeben: ein Hagel von Steinen und Kugeln war die Antwort. Schon hatte man zwei der Böte befestigt; schon war ein Theil der Mannschaft auf die kleine Felseninsel gesprungen, welche den Thurm trägt.

Die Feldschlangen, welche die Schiffe mit sich führten, unterhielten ein fortwährendes Feuer gegen die Mauern. Donnernd fuhren Kolben- und Balkenstöße wider die Pforte an, mancher von den Angreifenden wurde durch die sicher berechneten Schüsse niedergestreckt, welche aus den Mauerpforten hervor, von den Zinnen herabpfiffen; manchen trafen die Steine, welche das eigene Geschütz losriß. Aber die feindliche Macht war zu überlegen; ein Theil des obern Geschosses stürzte in Trümmern herab, während das Gebälk zu brennen anfing; die Thüre konnte nicht länger widerstehen — sie erbebte, sie krachte, sie stürzte, und in wenigen Augenblicken lagen die Braven, die unten gestanden, blutend am Boden.

Wilder und heftiger noch entbrannte nun der Kampf im Innern. Der Raum war eng, schmal und steil die Treppe: mehr als ein Schwede büßte den Angriff mit dem Leben. Aber ein zweiter und dritter trat an die Stelle des Fallenden — die vier Krieger im Thurm hatten keine Verstärkung zu erwarten. Ihre Kraft schwand, ihre Wunden bluteten. Einer sank nach dem Andern: nur der Letzte stand noch, ein grauer Wallen-

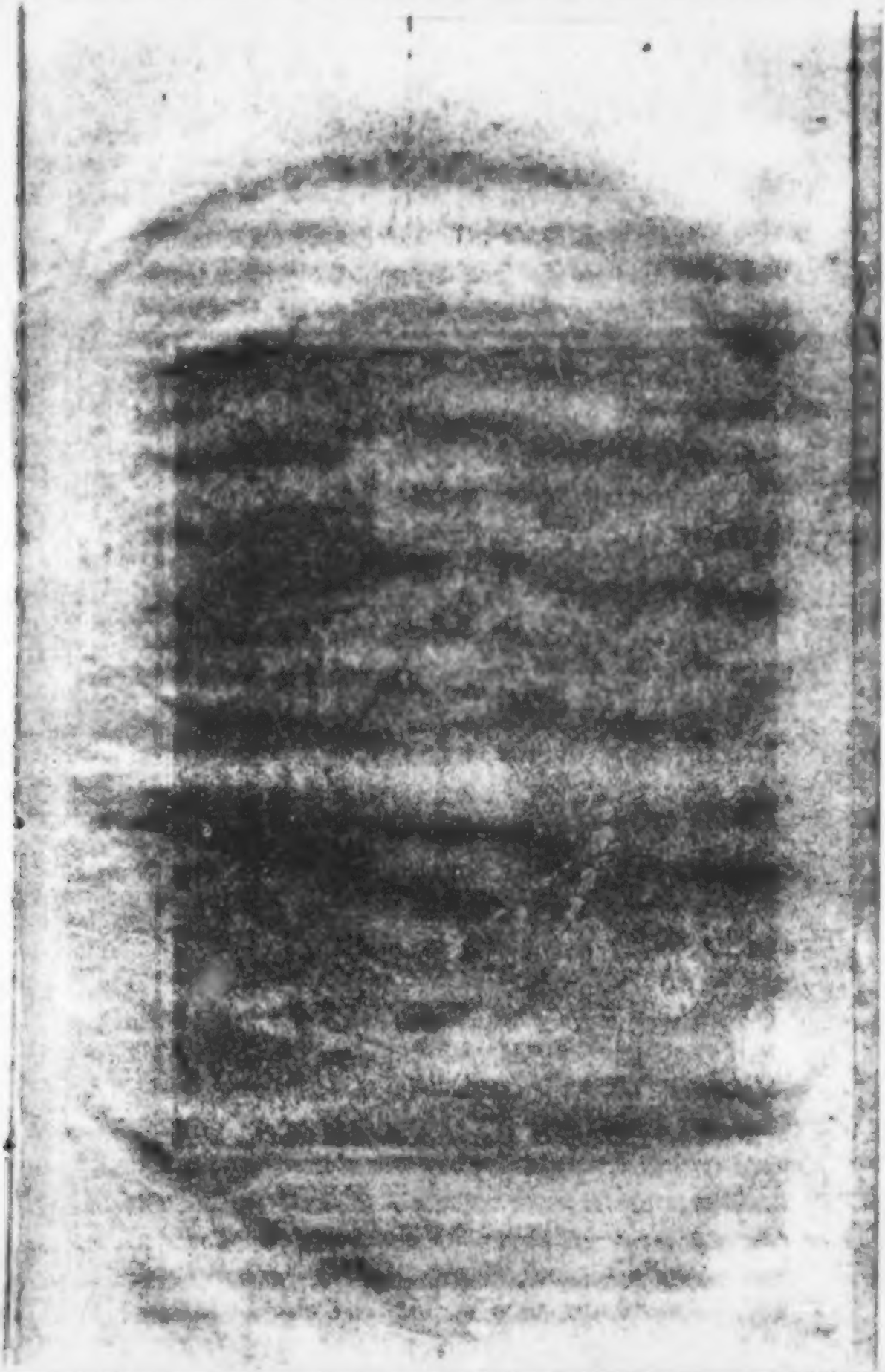
ſteiniſcher Fußknecht. Wie Wetterleuchten fuhr ſein Schwert im Kreiſe; über Feindes- und Freundesleichen hinweg gelang es ihm das Freie zu gewinnen.

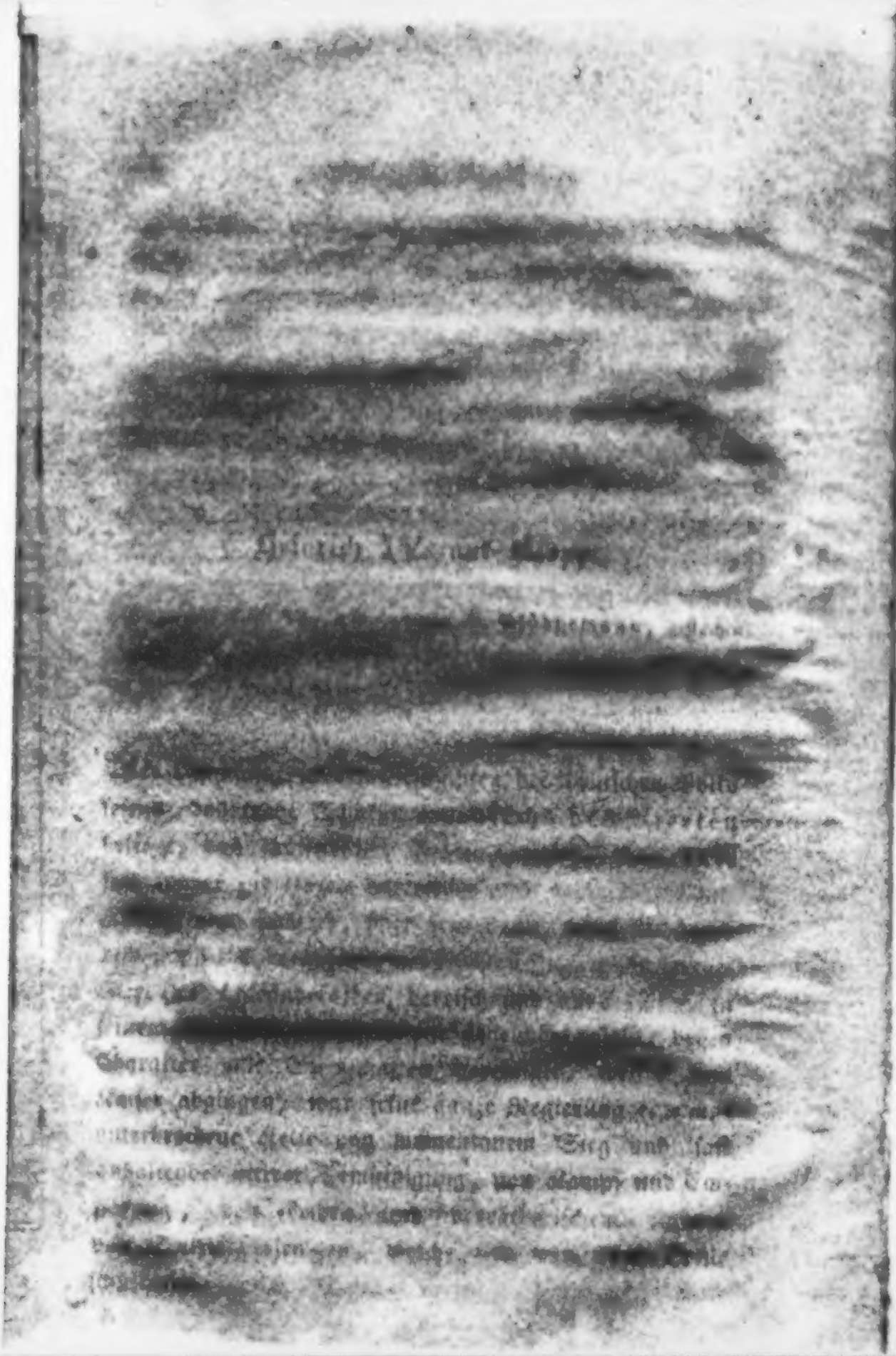
Nur eine Handbreit Felſenufer trennte ihn von der weißſchäumenden Fluth. Drohend war ſein Stahl noch den Feinden entgegengeſtreckt, welche einen Augenblick inne hielten, ſtaunend über ſeine Tapferkeit, nicht wiſſend, was er zu beginnen denke. „Dein Leben iſt geſichert!“ rief die Stimme des Führers. „Ergib dich.“ — Nichts von Ergebung! „war die Antwort.“ „Treu bleib' ich meinem Herrn und meinem Glauben.“ Und ehe ſie noch den Angriff auf den Einzelnen erneuern konnten, warf er ſich mit erhobenem Schwerte in die Fluth, und rauſchend ſchlugen die Wellen über den Unterſinkenden zuſammen.

Heinrich IV. auf Kloppy.

(Hierzu das Bild VI, erfunden von H. Plüddemann, gestochen von A. Zschokke.)

Wer hat nicht, in den Geschichten des deutschen Volks lesend, das trübe Schicksal Heinrichs des Vierten beklagt, das tausendfache Unheil beweint, welches er fast immer zur Unzeit hartnäckig oder nachgiebig, gutmüthig oder schwach, über sein Land, seine Anhänger und sich selbst heraufbeschwor? Von Jugend an irregeleitet und schlechtberathen, herrisch und unvorsichtig, zu seinem Unglücke einem Manne gegenübergestellt, dessen Charakter alle Eigenschaften vereinigte, welche dem Kaiser abgingen, war seine ganze Regierung eine ununterbrochene Kette von momentanem Sieg und fast anhaltender bittrer Demüthigung, von Kampf und Empörung, von Leiden und verrätherischem Undank von Seiten derjenigen, welche ihm vor allen Treue schuldeten.





Univ. Bibl.
München

Die unerhörte Schmach, welche der ſtolze Gregor ſeinem Gegner in der Burg zu Kanoſſa zugefügt hatte, wenn auch gerächt durch des Papſtes nachmalige Niederlage, war nicht abgewaſchen, nicht vergeſſen. Achtung und Vertrauen waren verloren, und ſchwer wiederzugewinnen. Am kaiſerlichen Hofe ſelbſt herrſchte böſer Unfriede, der älteſte Prinz war von des Vaters Feinden gewonnen worden, als Gegner ſtanden Beide ſich gegenüber, bis den gedemüthigten Sohn ein früher Tod in der Stadt Florenz abrief. Da reizten ſie auch Heinrich, den andern Prinzen, an dem der Kaiſer ſtets mit der zärtlichſten Liebe gehangen, und den er im Dome zu Aachen hatte krönen laſſen. Als er Alles verſucht, den Bethörten zu Reue und Pflicht zurückzuführen, bot er den Heerbann gegen den Empörer auf, mit dem die Mehrzahl der geiſtlichen Fürſten und ein ſtarker Anhang waren. Bei Regensburg, wo es zur Entſcheidung kommen ſollte, machte der Kaiſer eine neue Erfahrung vom Unbeſtand der Menſchen. Schnöde verließen ihn die Meiſten der Seinen, und er ſah nur in der Flucht ſein Heil. Da traten die Fürſten als Vermittler des Streites auf, und ſammelten ſich in Mainz zu einem Reichstag, die Mehrzahl heimlich entſchloſſen, den alten Kaiſer zur Abdankung zu nöthigen. Aber nun ſchien der junge Heinrich ſein unchriſtliches Betragen zu bereuen. Als er vernahm, daß der Vater mit den Seinen am Rheine harrte, ging er ihm entgegen. In Coblenz trafen beide zuſammen; ſie umarmten ſich und weinten, einander Vergeſſen und Gehorſam gelobend. Und ſo ritten ſie vereint auf Bingen zu, wo

der Kaiſer die Vorbereitungen zu ſeinem Einzuge in Mainz treffen ſollte.

Auf einem Hügel dicht hinter Bingen auf dem Dreieck, das Rhein und Nahe bilden, liegt die einſt ſehr ſtarke Burg Klopp, aus einem Römercaſtell entſtanden, welches Druſus Germanius zum Schutze des Grenzſtromes anlegte. Mauer und Thürme ſind nun in Trümmer geſunken, ein freundlicher Garten umgibt die einmal für unüberwindlich gehaltene Veſte, zu welcher der Wanderer hinanſteigt, ſich an der herrlichen Ausſicht über den anmuthigen Rheingau und das düſter pittoreske Rheinthal, über das alte Bingen und die fruchtbare Niederung zu ergötzen, durch welche die Nahe von Kreuznach herbeiſtrömt.

Das nämliche wundervolle Rundgemälde, ſtatt der moosbedeckten Ruinen unſrer Tage auf fernen und nahen Hügeln mit zinnenbewehrten Thürmen und hohen Mauren geſchmückt, lag am Weihnachtstage im Jahre des Herrn 1105 vor einem Manne ausgebreitet, der aus dem ſchmalen ſpitzbogigen Fenſter eines Gemaches auf Klopp über Stadt und Strom hinwegſchaute, unempfindlich für den Reichthum und die Schönheit der ihn umgebenden Natur, die jetzt, ernſt und düſter in ihrem Winterkleide mit der Farbe ſeines Gemüths übereinſtimmte. Leiden und Mühſeligkeiten ſchienen mehr denn das Alter ſein Haar gebleicht zu haben, gebeugt aber noch imponirend war ſeine Geſtalt; noch nicht erloſchen der Glanz des kühnen Auges. Aber dies Auge war

nun durch bittre Thränen verdunkelt. Es war Heinrich der Vierte. Statt in Mainz auf dem Reichstage zu ſein, ſaß er auf Klopp: die Stimme der Natur im rauhen Buſen unterdrückend, hatte ſein Sohn ihn dort verrätheriſch eingeſchloſſen, fürchtend, die Mainzer würden ſich zu Gunſten des alten Kaiſers erklären, welchem ſie immer mit Liebe angehangen hatten, und das Werk des Kronenraubs hindern, das er im Sinne trug. Durch Liſt hatte er, Reue heuchelnd, den Vater auf die Burg gelockt. Die kummervollen, ſtrafenden Worte, mit welchen dieſer ihn beim Scheiden angeredet, blieben ohne Eindruck; die wenigen treuen Gefährten, welche ihrem Herrn gefolgt waren und ſich der unnatürlichen That widerſetzen wollten, ließ er vor ſeinen Augen durch die Ueberzahl der Seinigen gewaltſam zu Boden werfen, feſſeln und mißhandeln, und in das Burgverließ bringen. —

Nicht lange hatte der Kaiſer ſo geſeſſen, ſeinen trüben Gedanken hingegeben, ſo vernahm er Trompetenklänge und Roßgewieher in den engen Gaſſen des zu ſeinen Füßen liegenden Städtchens, es regte und rührte ſich unten von Rittern und Reiſigen, und Alles ſchien auf die Ankunft hoher Gäſte zu deuten. In dieſem Augenblick ging die Pforte des Gemaches auf, und der an derſelben Wache haltende Krieger trat leiſe ein, ſcheu nach allen Seiten ſich umſehend. Was willſt Du? frug Heinrich; „Was ſoll das Getöſe bedeuten, das ich da unten im Orte vernehme? — Die geiſtlichen Fürſten ſind's, Herr Kaiſer, man ſagt, ſie ſeien gekommen, Euch zu nöthigen, die Krone niederzulegen,

auf daß Euer Sohn sie trage. Verrathet mich nicht, Herr, ich kann Euch einen Weg zur Flucht zeigen, der Euch sicher aus der Burg hinweg führen wird."

Das Gefühl seiner Würde erwachte von Neuem in dem mishandelten Herrscher. „Ich fliehe nicht," sagte er, entschlossen sich erhebend. Sie mögen kommen, sie werden's nicht wagen, die Räuberhände an ihren Kaiser und Herrn zu legen, — aber wer bist Du, welcher da, wo ich es am wenigsten erwartete, sich als Helfer und Retter dem anbietet, welchen alle Welt verläßt?

„Noch ein Jüngling, war ich zu Worms gegenwärtig, als man vor vielen Jahren Euch das Ritterschwert umhing, und damals gelobte ich mir, Euch zu folgen auf Euren Lebenspfaden, wie es mir auch immer ergehen möchte. Als gemeiner Fußknecht diente ich unter dem Zähringer, als ihr vor den empörten Sachsen aus der Harzburg flohet. Ich schlug mit Euch die Merseburger Schlacht gegen den Pfaffenkönig, da nahmen sie mich gefangen, und nach langen Drangsalen war ich genöthigt, mich vom Mainzer anwerben zu lassen. Aber ich halte doch fest an der dem rechtmäßigen Kaiser gelobten Treue."

Eine Thräne benetzte das Auge des Greises, an welchem diejenigen meineidig geworden, welche ihm zunächst standen, welche durch Bande des Blutes an ihn gefesselt waren. „Ich danke dir," sagte er nach einigem Besinnen, „bewahre mir deine Ergebenheit, vielleicht kommt sie mir noch zu gute in diesen Nöthen." Mit diesen Worten trat er in ein Nebengemach, dessen Thüre er verschloß. Bald darauf hatte der Burghof

ſich mit Volk angefüllt, ſchwere Schritte und Sporengeklirr erſchollen auf der ſteinernen Treppe. Von ihren Räthen und mehrern Rittern begleitet, traten die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln in den Saal, ſie hielten es nicht für nöthig Einlaß zu begehren bei dem, deſſen einſt heilig geachteter Würde Hohn zu ſprechen ſie gekommen waren. Sie ſahen ſich um. Heinrich war nicht zugegen. Da ging die Nebenthür auf und vor ihnen ſtand der, welchen ſie ſuchten. Der Kaiſermantel wallte von ſeinen Schultern herab, die Krone Carls des Großen ſchmückte ſein greiſes Haupt, ſeine Rechte hielt das goldene Zepter des Reichs, um ſeine Lenden war das ſchwere Kaiſerſchwert gegürtet, mit entſchloſſener Haltung und Miene trat er den Ankömmlingen entgegen, die im erſten Moment der Ueberraſchung ſcheu vor des Kaiſers Majeſtät zurückwichen.

„Was willſt Du hier, Ruthard von Mainz, — was kommſt Du zu ſuchen, Erzbiſchof von Köln? frug Heinrich die Eingetretenen. Betroffen ſchwiegen ſie einen Augenblick, aber der Mainzer, allen Groll zuſammenfaſſend, welchen er Jahrelang gegen den getragen, welchem er nun gegenüberſtand, und zu deſſen Verderben, wie des Sohnes Empörung er das Hauptwerkzeug geweſen, ſammelte ſich bald. Wir ſind gekommen, Euch abzufordern, was Euch nicht mehr gehört. Heinrich der Fünfte iſt unſer König durch Recht und Wahl, ihm legten wir den Eid der Pflicht ab. Erſtattet ihm, was ihr nicht ferner tragen dürft, ihr, den die Kirche aus ihrer Gemeinſchaft geſtoßen.“

Bei dieſen Worten ſtreckte er die freche Hand nach dem Mantel aus, der von des Kaiſers Schulter herabſank, während die am Eingang des Saales und auf der Treppe ſtehenden Ritter den Ruf: „Es lebe unſer König, Heinrich der Fünfte" erſchallen ließen, welches aus dem Burghofe hundertſtimmig wiederholt wurde. Da verließ den mißhandelten Greis die Entſchloſſenheit, die er eben noch mühſam gemuſtert; ſtumm und ohne Klage ließ er es geſchehen, daß man ihn der Inſignien der Reichswürde beraubte, daß die Diener der Kirche frevelnd die Hand an ihn legten." —

Bald nach dieſem unwürdigen Auftritt, welchen die Geſchichte gerne mit dem Schleier des Vergeſſens bedecken möchte, ward der willenloſe Monarch nach dem nahen Ingelheim abgeführt und die prächtige Pfalz Carls des Großen ſah das traurige Schauſpiel der Erniederung deſſen, welcher auf dem Throne jenes Starken und Mächtigen geſeſſen. Als Heinrich auf dem Wege dahin ſich einmal umſah nach denen, welche ihn begleiteten, bemerkte er unter ihnen auch den Reiſigen, der Wache gehalten an ſeiner Thür zu Klopp. Als er nicht lange darauf noch einmal Deutſchland aufrief zu ſeinem Beiſtand gegen den unnatürlichen Sohn, begleitete dieſer ihn auf der Flucht vom Orte ſeiner Gefangenſchaft.

Brömser und Giſela.

Kein Ort des Rheingau's vereint die Reize der maleriſchen Lage mit den redenden Zeugen einer thatenkräftigen Vorzeit, wie Rüdesheim. An den Berg gelehnt, welchen Carl der Große zu Ingelheim, ſein Frühlingslager haltend, mit Frankreichs Reben bepflanzte, und von deſſen Gipfeln der Blick ein Panorama umfaßt, das italiſch-germaniſchen Charakter an ſich trägt, prangt es noch mit ſeinen vier Burgen und ſeinem fränkiſchen Saalhof, und erinnert, nicht blos durch Sage und Namen, ſondern durch Denkmale vergangener Jahrhunderte, an jene Familie der Brömſer, die aus dem Lilienzweige der Herren von Rüdesheim entſprang. Geſchichte und Tradition ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, ſchweſterlich zum Ruhme dieſes Namens beizutragen.

Es war die Zeit, als zu Speyer Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte; viele Ritter und Volk gehorchten den Worten des frommen Mannes, und waren bereit, ihr Leben und Gut zur Befreiung der heiligen Erde aufzuopfern, wo der Erlöſer gewandelt und das herrliche Werk der Erlöſung vollbracht hatte. Hans Brömſer war einer der erſten unter denen, welche das rothe Kreuz auf ihren Mantel hefteten. Schmerzlich war ihm der Abſchied von ſeiner lieben Tochter, — ſein Weib hatte er ſchon verloren — aber ihn ermunterte der Gedanke, daß er für die Ehre des chriſtlichen Glaubens ſtreite. Manch Abentheuer wurde erlebt, ehe der Fuß der kriegeriſchen Pilger den heiligen Boden Paläſtina's berührte; bald mußten die Sarazenen die kräftigen Schläge der Deutſchen empfinden; aber vor Allen zeichnete ſich Brömſer durch Tapferkeit aus, und ſein Name ward unter den Franken geehrt, und gefürchtet von den Ungläubigen.

Nahe bei dem Lager der Chriſten lag eine Felſenhöhle. In ihr ſprudelte eine kühle Quelle, welche die Krieger mit friſchem Waſſer verſah. In dieſer Höhle hatte ſich aber ſeit einiger Zeit ein Lindwurm gelagert, Jedem Tod drohend, der dem Borne nahete, um ſich an ſeinem Strahl zu laben. Niemand wollte ferner zur Quelle hingehen, und ein drückender Waſſermangel trat im Lager ein. Der Herr von Rüdesheim ſah die Noth der Seinen und erbarmte ſich ihrer; in Stahl gehüllt ſchritt er in Chriſti Namen zur gefürchteten Höhle. Kaum ward der Wurm einen Menſchen gewahr, ſo erhob er ſich mit Ziſchen und fuhr mit weit geöffnetem

Rachen auf den Ritter zu, um ihn zu packen. Doch Brömſer war des Angriffs gewärtig: im Augenblick ſaß die Klinge dem Unthier im Nacken, und als es heulend zurücktaumelte, da ſtieß er ihm ſein Schwert in die Weichen; zwei Streiche, und das Lager war von ſeinem Schrecken befreit: zuckend lag der Drache in ſeinem Blute. Kaum aber hatte der Tapfere ſein Schwert gereinigt, da überfiel ihn, aus einem Hinterhalte hervordringend, ein Haufen Ungläubiger. Der vorderſte, der auf Brömſer eindrang, ſtürzte ſogleich, von ſeinem Stahl getroffen, zu Boden, und ſchon war das Schwert gegen einen andern gehoben, als er von hinten mit einer Schlinge niedergeriſſen, geknebelt und im Triumphe einem nahen Schloſſe zugeführt ward, auf deſſen Zinnen der Halbmond den Kreuzherren Trotz bot.

Da ſaß nun der Held in Ketten, in ſeinem traurigen Kerker, mußte den aus der Ferne zu ihm dringenden muthigen Schlachtruf ſeiner Freunde hören, und hier in unthätiger Ruhe durch das Gitterfenſter den Tapferen zuſehen, an deren Spitze er zu ſtreiten gewohnt war. Unmuthig und ſeufzend wandte er ſich ab und empfand um ſo lebhafter alles Elend der Gefangenſchaft, je glühender in ihm der Durſt nach Thätigkeit war. Er ſtreckte ſich auf ſein hartes Lager hin, um im Schlafe Ruhe für ſein unruhig pochendes Herz zu finden: es ward ihm gewährt, aber nur noch mehr regten ihn Traumbilder auf. Giſela, ſeine heimgelaſſene Tochter, ſtand vor ihm, hob die frommen, blauen Augen bittend zum Himmel, und ſtreckte ſehnſüchtig die Arme nach dem geliebten Vater aus. Brömſer erwachte, aber mit

ihm auch die Sehnſucht nach dem theuren Heimathſtrande, und in heißer Aufwallung that er das Gelübde, dem Himmel ſeine einzige Tochter zu weihen, wofern ihn Gott aus dieſer Noth befreite und ihn an den ſchönen Rhein zurückführte. Und Gott erhörte ihn. Mit dem Dämmern des jungen Tages erſtürmte das Chriſtenheer das ſtolze Schloß und Brömſer war gerettet.

Wer iſt der Pilger, mit Stab und Muſchelhut, der betend und ſingend, rüſtigen Schrittes vorwärts ſchreitet, der die lombardiſche Ebene ſchon hinter ſich gelaſſen hat, und von ewigem Eiſe umringt den Saumpfad herabſteigt, welcher über des Gotthard's Höhen ins Schweizerland führt? Geſenkt iſt ſein Haupt, aber nicht vom Alter, — lebendig iſt das Auge, dunkelgefärbt Antlitz und Hände, wie bei Einem, der lange unter des Südens Sonnenſtrahlen gewandelt. Hans Brömſer iſt's. Sehnſucht hat ihn nicht länger im Morgenlande gelaſſen — an der Alpen Schnee erkannte er die Heimath wieder, und bald begrüßte er an des Breisgau's Grenze den Rhein, an den die Erinnerungen eines ganzen Lebens ihn feſſelten. Und als er am ſtolzfluthenden Strome die Burg ſeiner Väter erblickte, da wallte ſein Herz über, er ſank an's Ufer hin und benetzte es mit heißen Thränen, und dankte Gott mit vollem Herzen, daß er ihn wieder zur Heimath geführt. Der Drang der Gefühle ließ ihn nicht raſten: er ſtand auf und näherte ſich ſeiner Burg, und gewahrte auf dem Söller eine Jungfrau, welche über den Strom und die im duftigen Gold der Abendſonne ſchimmernde Land-

ſchaft hinblickte; ihr weiches, blondes Haar ward vom koſenden Weſt gewiegt, der mit ihrem weißen Schleier ſpielte. Es war Giſela: die Knospe hatte ſich zur blühenden Roſe entfaltet. Der Pilger trat in den Burghof: man erkannte ihn nicht, denn ſein tief auf die Brauen gedrückter, breitgeränderter Hut und ſein langer Bart veränderten ihn, und mancher Frühling war ſeit ſeinem Scheiden verfloſſen; er verlangte zum Schloßherrn geführt zu werden — man erwiderte ihm, der ſei zum heiligen Grabe gewallt und Niemand daheim, als deſſen einzige Tochter. Vom Hausmeiſter geleitet, ſtieg er die hohe ſteinerne Treppe hinan, ſchritt durch den Saal, den die Rüſtungen und Kampfpreiſe ſeiner Väter füllten und ſah bald ſein Kind vor ſich. Im Augenblicke, wo ſie ſich nach dem Kommenden umwandte, riß er ſeinen Hut ab — „Giſela!“ — ein Schrei — und ſie lagen ſich in den Armen.

Der erſte Rauſch, die erſte Wonne des Wiederſehns war vorüber. Der Ritter eilte durch alle Gemächer ſeiner Burg, freute ſich beim Wiederbegrüßen der treuen Diener, die er in ihr zurückgelaſſen, beim Wiederſehen der Gegenden und Orte, deren Bild unvergänglich ſeiner Erinnerung eingeprägt blieb. Erſt jetzt konnte er die nöthige Ruhe gewinnen, die ſtürmiſchen Gefühle meiſtern, um ſich mit ſeinem Kinde zu beſprechen, von Allem, was ſich während der langen Trennung mit ihr, mit ihm ereignet hatte. Aber auf beiden Seiten ſchien ein gewiſſer Zwang die willige Hingebung, das rückhaltloſe Vertrauen zwiſchen Vater und Tochter zu hindern. War es das Fremdwerden

das jahrelange Abweſenheit ſelbſt befreundete, liebende Herzen im Augenblick des Wiederſehens empfinden läßt — entſprang es aus andern Gründen — ein Etwas ſchien bei Beiden den vollen Erguß ihrer Empfindungen ſtörend zu hemmen.

Als ſie ſo da ſaßen, auf das Treiben der Bewohner des noch ärmlichen Städchens, auf die Nachen und Frachtſchiffe blickend, welche an Hatto's Thurme den Zoll für die Rheinfahrt entrichteten, welchen zu jenen Zeiten jeder Herr einer Handbreit Landes verlangte, bog plötzlich in ſcharfem Trabe ein Roß um die Ecke der Burgmauer; im innern Hofe angelangt, ſchwang ſich ein junger Ritter aus dem Sattel und war bald auf dem Erker, wo die Beiden ſich befanden. Er wollte auf Giſela zueilen — ihre zaghafte Verwirrung, der drohende Blick des Mannes, der neben ihr ſaß und in demſelben Moment aufſtand, feſſelten ſeinen Fuß an den Eingang. Giſela faßte ſich. „Es iſt der Ritter von Falkenſtein, mein Vater“ ſagte ſie, während der betroffene Jüngling näher trat. Brömſer empfing ihn kalt — er ahnte, was ihn herführe, er ſah Giſela's Erröthen, und die Erinnerung an das, was er in der Stunde der Trübſal dem Himmel gelobt hatte, ſtand lebhaft vor ſeiner Seele. Nicht minder überraſcht und geängſtigt war der Falkenſteiner, der nichts von des Alten Rückkehr wußte; — nur kurze Zeit währte die Unterhaltung, das Mädchen getraute ſich keine Silbe an ihn, er keine an ſie zu richten — und wortkarg und unfreundlich entließ Brömſer den unwillkommenen Beſucher.

„Giſela,“ begann ernſt der Vater, nachdem der letzte Hufſchlag des ſich entfernenden Roſſes verklungen war, „was wollte der Ritter hier?“ Sie antwortete nicht. „War er häufig auf der Burg? — Giſela, mein Kind,“ ſagte er milder, ihre Hand nehmend, „faſſe Vertrauen zu deinem Vater und gib Antwort auf ſeine Fragen. Wie konnteſt Du, wie konnte die Pflegerin deiner Jugend, der ich dich bei der Abreiſe anvertraut, dies geſtatten?“ Da ermannte ſie ſich und beſchloß die Wahrheit zu geſtehen. „Zürnet mir nicht, Vater,“ ſprach ſie. „Alles will ich euch bekennen. Oft ſah ich Otto, als ich noch halb Kind war — er iſt edel und ritterlich. Alle wollen ihm wohl: ſollte ich's nicht —“ fügte ſie erröthend hinzu, „wenn ich aus eines Jeden Munde ſein Lob vernehme?“

Brömſer war aufgeſtanden; eine heftige Bewegung kämpfte in ſeinen Zügen, in denen ſich der Streit zwiſchen Rührung und der ſtarren Härte ſpiegelte, welche durch ein langes Leben im wüſten Waffenhandwerke ſeinem Gemüthe eigen geworden.

„Giſela,“ ſprach er ſtrenge, „du darfſt den Falkenſteiner nie wiederſehen: von einem Verhältniſſe zwiſchen dir und ihm kann nicht die Rede ſeyn.“ — „Vater, Vater! ſprich das harte Gebot nicht aus,“ lallte die Erſchrockene; „Otto iſt mein Verlobter!“

Ein „Ha!“ und eine krampfhaft geballte Fauſt waren die ganze Antwort. Aber bald meiſterte er, obgleich mühſam, ſeine Leidenſchaft und zwang ſich, im Innern kochend, zu ſcheinbarer Gelaſſenheit und Ruhe. „So viel wagteſt du ohne mich, ohne mein Beiſein!“

fuhr er mit angenommener Kälte fort. „Es thut mir leid um dich, aber du selbst hast dir die Folgen zuzuschreiben. Du bist nicht mehr frei: eine höhere Fügung hat dein Schicksal bestimmt. Von Kerkernacht umfangen, von der Rache der Ungläubigen bedroht, gelobte ich, dich dem Himmel zu weihen, wenn ich meine Freiheit wieder erlangte. Gott erhörte mich — dein Schicksal ist unwiderruflich bestimmt.“ Da warf Gisela sich zu des Ritters Füßen, und umklammerte seine Kniee. „Vater,“ schluchzte sie, „willst du nicht, daß ich Otto's Gattin werde, so gönne mir nur ein Kämmerlein in deiner Burg. Hier, wo du mich auf deinen Armen trugst, hier will ich dich in deinem Alter pflegen; nur stoße mich nicht von dir: in den öden Klostermauern muß ich vergehen!“

Da hielt Brömser sich nicht mehr — die flehenden Worte waren für ihn verloren, der Widerspruch reizte den Heftigen. „Wähle das Kloster, in welchem du den Schleier nehmen willst; des Vaters Fluch würde die Ungehorsame treffen.“ Mit diesen Worten verließ er den Erker; betäubt sank die Unglückliche auf den Boden nieder. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Geist verwirrt — wie ein drohendes Gespenst stand das Bild des Klosters vor ihr, sie konnte nicht ertragen, dem geträumten süßen Lebensglück auf immer entsagen zu müssen. Wie Wahnsinn ergriff sie der Gedanke. — Dunkel umgab sie, Nacht erfüllte ihr Gemüth, erschreckend schwebte der Fluch ihr vor. Unten hörte sie das dumpfe Brausen des Flusses, mit dem der Donner zusammenstimmte, der schon lange leise um das Gebirge rollte; es erfaßte sie

ein kalter Todesſchauer, ſie wollte ihrer Qual entfliehen, und ſtürzte ſich von der Höhe in die Fluth des Rheines, die ſchäumend über ihr zuſammenſchlug. Brömſer ſieht in der Dämmerung ein weißes Gewand flattern und hört einen ſchweren Fall im Waſſer; eine furchtbare Ahnung ergreift ihn; den Namen ſeiner Tochter rufend, eilt er auf den Erker, und gewahrt beim Wetterleuchten eine weiße Geſtalt, welche von der Strömung getrieben wird. „Giſela! Giſela!“ Wind und Brandung überſtimmten ſeinen Angſtruf, dem nur der Donner Antwort gab.

Gram und Gewiſſensbiſſe ließen dem einſt ſo kräftigen Manne keine Ruhe mehr und nagten an ſeinem Leben: überall ſchien ihn der Geiſt ſeiner unglücklichen Tochter zu verfolgen, und ihn des Mordes anzuklagen. Zur Sühne gelobte er ein Gotteshaus zu bauen; aber mehrere Fehden, in die er ſich abſichtlich verwickelte, um im wilden Schlachtengedräng Linderung für ſein gequältes Gewiſſen zu ſuchen, ließen ihn ſeinen Vorſatz auf lange verſchieben. Einſt lag er in tiefem Schlummer in ſeinem Bette, da erſchien ihm im Traume der Lindwurm, den er in Paläſtina erlegt; drohend, wie vor Jahren, war des Unthiers Rachen gegen ihn geöffnet, aus dem die geſpaltene Zunge gierig hervorſchoß; aber in verklärtem Scheine ſchwebte Giſela's Geſtalt in das Gemach, hob die Linke drohend gegen den Drachen, daß er alſobald entwich. Wehmüthig blickte ſie den ſchlafenden Vater an, und wie ein Frühlingnebel war die Erſcheinung in Nichts zerfloſſen. In demſelben Augenblick fielen mit dumpfen Geklirr die Sklavenketten, welche

Brömſer einſt in Paläſtina getragen und von dort mitgebracht hatte, von der Wand. Zitternd vor Schrecken fuhr Brömſer aus dem Traume empor. Das Morgenlicht ſah durch das kleine Fenſter herein: kaum hatte er über den wunderbaren Traum nachgedacht, ſo wurde gepocht, und einer ſeiner Knechte brachte ihm ein kleines unſcheinbares Bild des Gekreuzigten. Als dieſer nämlich auf dem Felde gepflügt hatte, ſcharrte der Ochſe etwas aus dem Grund: es war ein Chriſtusbild, und der Mann betheuerte hoch und theuer, es habe nach Hülfe gerufen. Brömſer erinnerte ſich nun wieder ſeines Gelübdes, und ſah das Wunder als eine Ermahnung an, es zu vollführen. Auf derſelben Stelle im Walde, wo der Auerochſe das Cruzifix gegraben, ließ er eine Kirche nebſt einem Kloſter bauen, und nannte es Noth Gottes, und von ferne und nah wallten Pilger zu dem wunderthätigen Gnadenbilde.

Kapuzinermönche bewohnten Jahrhunderte lang das nun entweihte einſame Kloſter, das nicht ferne von dem weinreichen Aßmannshauſen am Walde liegt. Frommen und Neugierigen zeigten ſie dann die verknöcherte Zunge des Ungeheuers, das der heldenmüthige Stifter im gelobten Lande erlegt und die Ketten, welche er während ſeiner Gefangenſchaft getragen hatte.

Karl und Elbegast.

Ingelheim d. i. Engelheim, woselbst Karl d. Gr. eine Pfalz hatte, deren Glanz und Pracht die Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen, verdankt seinen Namen nachstehender wunderbaren, und wie der Dichter der Historie van Koninkende van Elegast *) versichert, ganz wahren Begebenheit, zu deren historischem Verständniß hier nur vorausgeschickt werden möge, daß sich, wie Alberich in seinem Chronikon zum J. 783 erzählt, unter Anführung Harderichs (in der vorliegenden Sage Eggerich genannt) gegen König Karl eine mächtige Verschwörung der Austrasier bildete, nach deren Entdeckung (durch die Erscheinung eines Engels herbeigeführt) viele verstümmelt oder verbannt wurden. —

*) Die vorliegende Sage ist eine freie, jedoch möglichst getreue Bearbeitung dieses altniederländischen Gedichtes, nach der Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben im 4ten Theile der Horae Belgicae.

Es war an einem Abend, als König Karl zu Ingelheim am Rhein, woselbst er Hof hielt, sich niedergelegt und eben einzuschlafen begann. — Da erschien ihm ein heiliger Engel, weckte ihn mit süßen Worten und sprach: „Steht auf edeler König, legt eiligst euere Kleider an, waffnet euch und geht stehlen; also befiehlt euch Gott, der im Himmelreich Herr ist; noch in dieser Nacht müßt ihr stehlen, wofern ihr nicht Thron und Leben verlieren wollet; darum nehmet euern Speer sammt euerm Schilde, besteigt eiligst euer Roß und säumet nicht.“ Diese Rede befremdete den König gar sehr; weil er aber Niemanden sah, so wähnte er geträumt zu haben und kehrte sich nicht weiter daran. Da sprach der Engel abermals: „Steht auf, Karl, und geht stehlen, also befiehlt euch Gott durch mich; anders verliert ihr euern Leib.“ Mit diesen Worten schwieg er. Der König aber war noch mehr bestürzt als das erste Mal und dachte bei sich: Was ist's wohl, das dies Wunder meint? Ist es das Drücken des Alps, das mich quält und solches Phantom erzeugt? — Du himmlischer Herr, was sollte mir noth thun zu stehlen? Ich bin so reich, kein Mann auf dem Erdboden, weder König noch Graf, ist so reich an Gut und Hab, alle müssen mir unterthan sein und zu meinen Diensten stehen. Mein Land ist so groß, man findet nirgends seines Gleichen, und rings ist es mein eigen, bis hin nach Köln an dem Rhein und fort bis Rom hin gehört alles dem Kaiser; ich bin Herr, mein Weib ist Herrin, im Ost bis zur wilden Donau, im West bis zur wilden See, dazu habe ich Gallizien und das

Land Hispanien, das ich selber mir gewann mit meiner Hand und die Heiden daraus vertrieb; was sollte mir noth thun zu stehlen! Warum entbietet Gott mir solches? Ungern breche ich sein Gebot; aber ich vermag es kaum zu glauben, daß Gott mir die Schande zugedacht, daß ich anfangen solle zu stehlen. — Während er noch so lag und hin und her, fort und zurück dachte, befiel ihn wieder der Schlaf, so daß er ein Weniges die Augen schloß. — Da begann der Engel wieder: „Wollt ihr Gottes Gebot überhören, Herr König, so ist es um euch geschehen; es wird euch an euer Leben gehen; thut also befohlener Maßen und geht stehlen und werdet ein Dieb. — Habt ihr auch jetzt darob großes Ungemach, so wird es doch nachmals euch lieb seyn." Mit diesen Worten fuhr der Engel von dannen, und Karl sprach bei sich: Gottes Gebot, sein Wort, will ich nicht außer Acht lassen; ich will Dieb werden und bringt es auch Schande und sollt' ich auch hangen bei der Kehle. Gleichwohl hätte ich viel lieber, daß mir Gott nähme, was ich von ihm zu Lehen habe, beides Burg und Land, und ich müßte mich nähren mit Schild und Speer, wie einer, der nichts hat und auf Abenteuer lebt; das wäre mein Wunsch eher, dann daß ich nun muß stehlen gehen sonder einiges Zögern, so ich nicht Gottes Huld verwirken soll. Nun, ich muß mir ein Herz fassen. Ich wollte, ich wäre unbemerkt aus dem Pallaste und kostete es mir sieben der schönsten Burgen auf dem Rheine. Was soll ich nur den Rittern und Herren sagen, die hier liegen in den Gemächern, daß ich in dieser düstern Nacht, allein, ohne

Jemandes Beistand, in ein Land ziehe, das mir fremd ist und unbekannt? — Mit diesen Worten machte König Karl sich bereit, und kleidete sich in seine kostbaren Gewande und legte die Waffen an; denn es war also seine Sitte, daß er die Waffen, — die besten so man je sah, — mit sich zu Bette nahm, darinnen er lag. Als er also gewaffnet war, durchschritt er den Pallast; da war kein Schloß, noch Thüre, noch Pforte, die sich ihm nicht öffnete; wohin er wollte, mochte er gehen; Niemand war da, der ihn sah, denn die Dienerschaft lag rings in festem Schlafe, nach Gottes Willen, der solches also eingerichtet wegen des Königs Ergebenheit. Nachdem der König die Schloßbrücke hinter sich hatte, ging er vorsichtig zum Stalle, darinnen er sein edeles Roß wußte und sein prächtiges Reitzeug. Ohne längeres Zögern sattelte er und saß auf. Wie er zur Pforte geritten kam, sah er da den Wächter und die Pförtner, die wenig ahnten, daß ihr Herr ihnen so nahe war, und fest schliefen nach Gottes Willen. Der König stieg ab und öffnete die Pforte, die verschlossen war, und führte sein Roß geräuschlos und unbemerkt heraus. Als er nun wieder in Sattel und Zeug saß, betete er für sich hin: „O Gott, der du auf Erden gekommen, um uns allesammt zu erlösen, o mögest du in meinem Geleite sein in dieser finstern Nacht, und an mir deine Macht offenbaren. Demüthig wende ich mich zu dir.“ Während der edele Mann also betete, versank er in Gedanken, wo er am besten hinreiten möchte, um zu stehlen. Da kam er in einen Wald, der nicht gar weit entfernt war; der Mond schien sehr kalt, die Sterne

glänzten am Himmel, es war eine ſchöne Nacht. „Sonſt war ich gewohnt,“ ſo dachte der König bei ſich, „vor allen Dingen die Diebe zu faſſen, die den Leuten mit Liſt ihr Gut ſtehlen und rauben; jetzt fühle ich, wie denen zu Muthe ſein mag, die von Abenteuern leben; ſie wiſſen wohl, daß ſie Leib und Gut verwirken; kann man ſie fangen, ſo hängt man ſie und ſchlägt ihnen das Haupt ab, oder ſie ſterben noch ärgern Tod. Wie groß muß ihre Angſt oft ſein! Nimmermehr in meinem ganzen Leben werde ich Menſchen wegen kleinen Schadens ſterben laſſen. — Ich habe Elegaſt um kleiner Sachen willen aus meinem Lande vertrieben,*) der nun oft ſeinen Leib zu Pfand ſetzt, um zu gewinnen, wovon er lebe; er mag wohl manche Sorge haben, denn er hat nicht Land noch Lehen, noch irgend eine andere Zuflucht und muß mit Stehlen ſeinen Unterhalt ſuchen, nachdem ich ihm Land und Gut, deſſen er Herr war, genommen und ihn hinausgeſtoßen habe mit ſeinen Rittern und Knappen. — Dieſe folgen ihm jetzt alle aus Armuth; ich aber dulde ſie nirgends und wer ſie herbergte, würde Burg und Lehen verwirken. — Er hat keine andere Zufluchtsſtätte als Wildniſſe und Wälder. — Das iſt aber wahr: er beraubt keinen armen Mann, der von harter Arbeit lebt, dem Pilgrim und dem

*) Elegaſt, d. Frauenlob Alegaſt, im Titurel Elbegaſt genannt, erſcheint in den altdeutſchen Dichtungen als äuſſerſt ſchlauer, doch gutmüthiger Dieb, der den Vögeln die Eier aus der Brut ſtahl und nicht leiden mochte, wenn er einen alten Knaben bei einer jungen Maid oder ein altes Weib bei einem jungen Burſchen ertappte. —

Kaufmann läßt er das Seinige; allein Niemand anders iſt ſicher vor ihm. Biſchöfe, Kanoniche, Aebte, Mönche und was nur Pfaffe heißt, kömmt, wo er dergleichen ertappen kann, übel weg. — Er hebt ſie aus dem Sattel, daß ſie auf die Heide fallen und nimmt ſich alsdann Maulthier und Pferde, Gold, Silber, Kleider und Alles, was ſie mit ſich führen. So hält er ringsum Jagd auf die reiche Beute. Seine Liſt iſt mannigfaltig. Niemand kann ihn fahen, obgleich Mancher deshalb Alles aufgeboten hat. — Ich möchte in dieſer Nacht wohl ſein Geſelle ſeyn. „O Herr Gott, hilf mir dazu!“ Mit dieſen Worten ritt der König weiter und hörte nicht, wie ein Ritter angeſprengt kam, der ihn einholen zu wollen ſchien. Schwarz waren deſſen Waffen wie Kohlen, ſchwarz war Helm und Schild, ſchwarz der Panzerrock, ſchwarz war das Roß, darauf er ſaß; auch kam er einen ſonderlichen Pfad quer durch den Wald geritten. — Als der König ihn auf ſich zukommen ſah, ſegnete er ſich und war in Furcht, denn er wähnte, es wäre der Teufel, weil er ſo ſchwarz war, und befahl ſich dem allmächtigen Gott. Gehe es mir ſchlimm oder gut, ich muß das Abenteuer beſtehen; jedoch weiß ich im Voraus, es iſt der Teufel und Niemand anders, denn wäre es von Gott, ſo wäre es nicht ſo ſchwarz; Alles iſt ja ſchwarz, Pferd und Mann. Ich fürchte, es nahet mir Unheil und bitte Gott, daß er wache, damit dieſer mir nicht ſchade.“ Der ſchwarze Ritter aber, als er den König näher kommen ſah, dachte in ſeinem Sinne: „Der iſt verirret hier und hat ſeinen Weg verloren; ich will das von

ihm hören; er soll aber seine Waffen lassen, die dem Anschein nach die besten sind, so ich in sieben Jahren gesehen; sie leuchten wie der Tag von Steinen und Gold. Von wannen kam er in den Wald? Der ist kein armer Mann, der solche Waffen trägt und solches Roß reitet, so stark und schön von Gliedern." Als sie nun zusammen trafen, ritten sie ohne Gruß einander vorbei, der eine besah den andern wohl, allein sie sagten kein Wort. Der mit dem schwarzen Roß hielt, sobald er beim König vorbei war, stille und dachte bei sich: „Wer mag der wohl sein, daß er mich nicht grüßt, da er mir begegnet und um kein Ding nicht fraget. Ich glaube, daß er auf bösen Wegen ist. Wäre ich dessen sicher, daß er käme um zu spioniren, daß er mich oder die Meinen in Leid bringen wollte beim König, dessen Gunst ich verloren: er möchte die Nacht ohne Schaden mir nicht entkommen. Was hätte er nöthig hinter Busch und Strauch zu jagen, wenn er mich nicht suchte? Bei dem Herrn, der mich erschaffen! er entreitet die Nacht mir nicht; ich werde seine Stärke prüfen; ich will ihn sprechen und kennen lernen, und mag er sein wer er will, ich will sein Roß gewinnen und was er an hat und ihn mit Schimpf und Schande nach Hause schicken, den Dummbart! Hiermit warf er sein Roß herum, und folgte dem König nach. Sobald er ihn eingeholt, rief er laut: „Halt, Ritter! wohin reitet ihr? ich will wissen, was ihr hier sucht und jagt und zu schaffen habt? Eher entreitet ihr mir nicht von hier und wärt ihr noch so kühn und noch so versteckt eurer Sprache; berichtet es mir, ihr thut wohl daran.

Ich will wissen, wer ihr seid und wohin ihr reitet um diese Zeit, und wie euer Vater heißt; ich kann es euch nicht erlassen." Da antwortete der König: „Ihr fraget mich so manches Ding, daß ich nicht weiß, wie euch berichten. Lieber will ich, daß wir fechten, dann ich es euch gezwungen sagte. Wahrlich, ich hätte viel zu lange gelebt, wenn mich ein Mensch zwingen sollte, von Dingen, die ich nicht wollte, zu berichten, um meinen Leib zu wahren. — Geh es mir gut oder übel, wir wollen diesen Streit zwischen uns beiden kürzen und mit den Waffen entscheiden." — Des Königs Schild war verdeckt, denn er wollte ihn nicht offen führen wegen des Zeichens, so darauf stand, damit man nicht merke, daß er der König wäre. Sie warfen nun ihre Rosse stark und schnell herum; beide waren wohl gewaffnet und ihre Speere stark. Es war ein umzäunter Ort; sie trafen sich beide mit solchem Haß aufeinander, daß die Rosse sich bäumten. Männlich griffen sie hierauf zum Schwerte, kampfbegierig, und fochten eine lange Zeit, daß man darüber eine Meile hätte gehen können. Das Schwert des Schwarzen war stark und schnell und seine Streiche gewaltig, so daß der König schon besorgt ward und wieder wähnte, es wäre der Teufel selbst. Da schlug er dem Schwarzen auf den vorgehaltenen Schild, daß dieser in zwei Stücke flog, als wenn es Laub von einem Baume wäre. — Der Schwarze aber schlug auf den König, die Schwerter gingen auf und nieder auf die Helme, auf die Panzer, und glitt auch mancher Hieb ab, so war doch kein Harnisch so gut, daß nicht das rothe Blut durch die eisernen Panzerhemde

vordrang. — Das war ein Dröhnen von Streichen! Die Späne flogen von den Schilden, die Helme auf ihren Häuptern bogen sich voll von Scharten und Spalten, so scharf waren die Schneiden der Schwerter. Der König dachte in seinem Herzen: „Der ist der Waffen gut kundig! soll ich aber meinen Namen sagen? ich müßte mich des ewig schämen, nimmermehr erwürbe ich Ehre.“ — Hiermit führte er nach dem Schwarzen einen so gewaltigen Streich, daß dieser vom Roß taumelte. Es war damit aber noch kein Friede zwischen beiden. Der Andere schlug auch nach dem König und that einen so gewaltigen Schlag auf dessen Helm, daß das Schwert in zwei Stücke flog. Wie der Schwarze nun sah, daß er sein Schwert verloren hatte, rief er: „Pfui, daß ich je ward geboren! Wozu mag ich wohl leben? Niemals habe ich ein gutes Glück gehabt, und soll es nimmermehr haben. Womit soll ich mich jetzt wehren? Ich gebe nicht zwei Birnen für mein Leben, nun ich mit leeren Händen dastehe.“ Da däuchte es dem Könige Schande, zuzuschlagen, indem er das Schwert, in zwei Stücke gebrochen, auf dem Felde liegen sah, und er dachte bei sich: „es ist keine edele Rache, einem zu schaden, der sich nicht wehren kann.“ Während sie nun stille hielten, war ihr Sinnen mannichfaltig; der eine dachte, wer der andere wohl sein möchte. „Bei dem Herrn, der mich erschaffen!“ sprach endlich Karl, der König, „ihr berichtet mir ein Ding, Herr Ritter, um das ich euch frage; wie heißt ihr und wer seid ihr? Nun ich mit Ehren weiter ziehen kann, werde ich euch von hinnen reiten lassen, sobald ich euern

Namen weiß." Der Schwarze entgegnete: „Ich bin dazu bereit, ſo ihr mir kund gebt, was euch Noth thut, bei Nachtzeit hieher zu kommen, und zu weſſen Verderben ihr wachet." Da ſagte Karl, der edele Mann: Antwortet mir zuerſt, ich ſage euch ſodann, was ich hier ſuche und warum ich nicht bei Tage reiten darf; denn es iſt nicht ohne Noth, daß ihr mich alſo gewaffnet ſehet, und ich werde euch ſagen, wie es kömmt, ſo ihr mir eueren Namen nennt, des ſeid verſichert."— „Herr," antwortete Ritter Elegaſt, — denn kein anderer war der Schwarze, — „es iſt mir nicht zum Beſten ergangen; ich habe Gut und Land verloren, das ich vor dem hier hatte, durch Unglück, wie es Manchem thut. Sollte ich euch ganz kund machen, wie meine Sachen gekommen ſind, es ſollte euch viel zu lange dünken, eh' ich euch das Ende geſagt!" Als dies der König hörte, ward er frohen Muthes und ſagte: „Ritter, iſt's euch bequem, ſo nennt mir nun eueren Namen und wie ihr euch ernährt. Bei Allem, was Gott lieb hat, und bei ihm ſelber zuvor, von mir habt ihr nichts zu befahren!" — So wißt denn, Herr, ich heiße Elegaſt, und das, wovon ich lebe, muß ich ſtehlen. Seit ich Hab und Gut verloren und König Karl mich aus meinem Lande vertrieben, habe ich mich in Wildniſſen und Wäldern aufgehalten; den Lebensunterhalt mußen reiche Leute hergeben: Biſchöfe und Kanoniche, Aebte und Mönche und was nur Pfaffen heißt. Meine zwölf Geſellen ſind im Walde; ich ritt auf Abenteuer aus und habe ein bitteres gefunden, wannen ich mein Schwert verloren und auch meinen Theil Schläge

habe, mehr denn ich je in einer Nacht von einem Manne gewann. Nun sagt mir, Ritter, wie ihr heißt und wer euer Feind ist. Ist er von solcher Macht, daß ihr bei Nacht reiten müßt? Könnt ihr euere Widersacher nicht bezwingen? Ihr seid doch der Waffen gut kundig!" Der König dachte in seinem Herzen: „Gott hat mein Beten erhört, nun muß er mich ferner berathen, dies ist der Mann, den ich gerade wünschte, daß er mitreite in dieser Nacht. Gott hat ihn mir zu rechter Zeit gesandt. Nun muß' ich lügen aus Noth. — Bei Gott, der mich berufen, sprach er dann zu Elegast, an mir habt ihr ein sicheres Geleite, einen stätigen Freund und Frieden. Ich will euch meine Lebensweise sagen; was hilfts, Freunden verhehlen? Ich habe so viel Gut gestohlen, daß, wäre ich gefangen, man wahrlich mich nicht entgehen ließe." — „Nun sagt mir, Ritter, wer ihr seid?" — „Ich will euch meinen Namen sagen," sprach der König, so es euch genehm ist, ich bin geheißen Adelbrecht. Ich pflege zu stehlen in Kirchen und Klöstern und in allen Gotteshäusern; ich stehle, was mir vorkömmt und lasse Niemand ungeschoren, Reich noch Arm; ich achte auf kein Jammern und nehme lieber dem Armen sein Gut, denn ich ihm das Meine gäbe. So habe ich mich ernähret und habe nun einen neuen Hinterhalt gelegt, um einen Schatz zu heben, den ich weiß. Ich versehe mich euerer Hülfe dazu. Der Schatz ist übel gewonnen, Gott wird es uns nicht verargen, wenn wir ein fünfhundert Pfund davon nehmen. Er liegt in einem Kastell, dahin mir die Wege kund sind. Nun sagt mir, Ritter, ob ihr die Nacht

mein Geselle sein wollt auf dieser Jagd. Was wir zusammen erbeuten, wollen wir bergen, bis es tagt, dann werde ich theilen und ihr sollt wählen dürfen. „Elegast entgegnete: Sagt an, lieber Geselle, wo liegt der Schatz? Des muß ich kundig sein, oder ich folge euch keinen Fußbreit.“ — „So will ich es euch denn berichten,“ antwortete Karl, „der König hat solchen großen Schatz“ — Wie der König sagte, daß er sich selber bestehlen wolle, ward Elegast unwillig und sagte: „Das möge Gott verhüten, daß ich in meinem Leben dem König Schaden zufuge, sollte! Hat er mir auch durch bösen Rath mein Gut genommen und mich vertrieben, so werde ich ihm doch mein ganzes Leben gut Freund sein nach meinen Kräften und in seinen Schaden nicht willigen, dieweil er nach Recht Herr ist; ich müßte mich ja schämen vor Gott.“ Als dies der König hörte, ward er froh in seinem Herzen, daß ihm Elegast, der Dieb, wohl wollte und ihn lieb hatte und dachte: Möchte er mit Ehren zurückkehren, er sollte so viel haben, daß er sein Lebtage ehrlich davon leben könnte, ohne Stehlen und Rauben. — Nach diesen Gedanken, worin er war, frug er Elegast, ob er nicht leiden wollte, daß sie unter sich beide auf Raub ausgingen in dieser Nacht; er thäte gern sein Bestes dazu, so er ihn mitreiten lasse. Elegast sagte: „Ja, sehr gern, wofern ihr nicht euern Scherz habt. Bei Eggerich von Eggerwonde, der des Königs Schwester hat, da mögen wir ohne Sünde stehlen; es ist eine Schande, daß er lebt. Er hat Menschen verrathen und in großen Schaden gebracht und auch seinem Herrn, dem König,

ſollte er Leib und Ehre nehmen, möchte es nach ſeinem Willen gehen, das weiß ich. Und doch hat er vom Könige Land und Sand, Burg und Lehen und mancherlei Ding; es möchte ihm wenig ſchaden, wenn wir von dem Seinigen zehrten. Dahin wollen wir reiten, ſo es euer Wille iſt.“ Der König war bereit dazu. Sie kamen nun auf ein Feld, da fanden ſie einen Pflug ſtehen. Der König ſtieg ab und nahm ſich die Pflugſchaar. Er dachte in ſeinem Sinn: „die iſt gut zum Handwerk! Wer in Burgen einbrechen will, muß ſich ſolche Dinge beſorgen, die er dazu bedarf.“ Dann ſaß er unverweilt auf und folgte Elegaſt, der ein Weniges vor war, indem er ſein Roß ſpornte. Als ſie vor die Veſte kamen, die die ſchönſte und beſte war, ſo irgend je an dem Rheine ſtand, ſprach Elegaſt: „Hier laßt uns halten. Nun ſehet, Adelbrecht, was dünkt euch, wie wir es am beſten machen? Ich will nach euerem Rathe handeln; mir wäre es leid, geſchäh euch Schaden, daß man hernach ſagen möchte, es kam Alles von dieſem Manne.“ Der König antwortete auf dieſe Rede: „Ich kam niemals, daß ich wüßte, in den Hof noch in den Saal, und würde es mir ungelegen ſein, ſollte ich nun hineingehen; es ſteht daher an euch.“ Elegaſt ſagte: „Es iſt mir recht; ich will ſehen bald ſehen: ob ihr ein geſchickter Dieb ſeid. Laßt uns ein Loch in die Mauer machen, da wir hindurch kriechen mögen.“ Das gefiel ihnen beiden wohl. Sie banden ihre Roſſe an und gingen ohne einigen Laut zur Mauer. Elegaſt zog ein Eiſen hervor, um damit die Mauer aufzubrechen. Nun langte auch der König die Pflugſchaar vor. Da

lachte Elegast und sagte: „Dergleichen sah ich noch nirgends zu solcherlei Arbeit gebrauchen!“ — „Mag wohl sein!“ versetzte der König; ich kam auf dem Rheine gefahren, — es ist nun schon der dritte Tag, — um auf Erwerb auszugehen; da mußte ich mein Eisen lassen; es entfiel mir auf der Straße, als man mich verfolgte, und weil ich Schande halber nicht umkehren durfte, so war ich meines Eisens quitt, und nahm dieses, das ich im Mondschein an einem Pfluge fand. Elegast sagte: „Es ist fürderhand gut genug; hernach laßt ein anderes machen.“ Sie ließen nun das Reden und machten das Loch. Elegast verstund sich besser darauf als der König, so groß und stark dieser auch war. Als sie nun das Loch gebrochen hatten und hineingehen sollten, sprach Elegast: „Ihr könnt hier draußen Alles in Empfang nehmen, was ich euch bringen werde.“ Denn er wollte es nicht zugeben, daß der König hineingehe, so sehr besorgte er Schaden für ihn, weil dieser ihm kein gewandter Dieb däuchte. Gleichwohl wollte er Lieb und Leid und seinen Gewinn mit ihm theilen. — Der König blieb also draußen und Elegast ging hinein. Dieser zog nun ein Kraut aus und that es in den Mund; wer solches hatte, verstund, was Hähne krähen und Hunde bellen. Da hörte er, wie ein Hahn und ein Hund in ihrem Latein sagten, der König stehe draußen vor dem Hofe. Elegast stutzte und dachte bei sich: „Wer mag das sein? Sollte der König hier draußen halten, so meine ich, daß mir Unglück nahet. Ich bin verrathen, oder mich drückt der Alp!“ Er ging nun zurück, wo er den König gelassen, und erzählte ihm,

was er vernommen. Da ſagte Karl: „Was ſollte wohl der König hier thun? Wollt ihr Hühnern glauben oder was ein Hund bäffzt, ſo iſt euer Glaube nicht feſt. Mich dünkt, daß ihr mir Fabeln erzählt. Wozu beunruhigt ihr mich?“ „Hört ſelber,“ ſprach Elegaſt und ſteckte dem König ein Kraut in den Mund, das vor ihm ſtand. Da krähte der Hahn wieder und ſagte wie zuvor, daß der König da wäre, allein er wiſſe nicht wie nahe. „Wie nun, Geſelle, ſprach Elegaſt, ich will bei der Kehle baumeln, ſo der König nicht in der Nähe iſt.“ Da ſagte Karl: „Pfui, Geſelle, fällt euch das Herz? Ich wähnte, daß ihr kühner wäret.“ — Wohlan, ſprach Elegaſt, ich will an's Werk; gebt das Kraut her, was ſollte es euch fruchten?“ — Der König ſuchte hin und her in ſeinem Munde; als er es aber nicht finden konnte, ſprach er: „Was iſt mir geſchehen? Mich dünkt, ich habe mein Kraut verloren, das ich doch feſt zwiſchen meinen Zähnen hielt. Bei meiner Treue, das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Da lachte Elegaſt wieder und ſagte: „Seid ihr ein ſo arger Dieb? Wie kömmt's nur, daß man euch nicht fängt, ſo oft als ihr ſtehlen geht? Daß ihr lebt, iſt wahrlich ein großes Wunder, ihr wäret ſonſt lange todt. Geſelle, ich habe euer Kraut geſtohlen! Ihr wißt kein Haar von Stehlen!“ Der König dachte: er ſpricht wahr! — Indeſſen ließen ſie das Reden. Elegaſt befahl ſich Gott und ſchloß dann alle Schlöſſer auf, kleine und große, und ging, wo der Schatz lag, ehe es jemand hörte oder ſah, und holte ſo viel, als ihm gut däuchte. — Da wollte nun Karl von dannen reiten, Elegaſt aber hieß

ihn warten. Er wollte nach einem Sattel gehen, der in der Kammer ſtand, darin Eggerich und ſein Weib lag, das ſchönſte Geſchirr, das man je ſah, daran hundert große Schellen hingen, die alle von rothem Golde waren und klingelten, wenn Eggerich ritt. „Geſelle, ſeid klug und wartet! Ich will ihm noch ſeinen Sattel ſtehlen und ſollte es mir meinen Hals koſten!“ Das war dem König ungelegen; er hätte lieber den Gewinn vom Sattel entbehrt, denn daß Elegaſt wieder zurückkehrte. Als Elegaſt nun zu dem Geſchirr kam, gaben die Schellen einen ſolchen Klang, daß Eggerich dabei aus dem Schlafe aufſprang und rief: „Wer iſt da an meinem Geſchirr?“ Er wollte ſein Schwert ziehen, hätte die Frau es nicht gewehrt, die ihn frug: „Was haſt du vor? Quält dich der Alp? Hier iſt Niemand hereingekommen, denn wir beide. Es iſt etwas Anderes, das dich beunruhigt.“ — Sie ermahnte und beſchwor ihn nun, daß er ihr ſein Vorhaben entdecke, und frug ihn, warum er ſeit drei Nächten nicht ſchlafen und ſeit drei Tagen nicht eſſen könne.

Frauenliſt iſt mannichfalt,
Eriet jung ſie oder alt.

Sie lag ihm ſo lange an, daß er ihr geſtand, er habe des Königs Tod geſchworen, und diejenigen, ſo dies auszuführen beſtimmt ſeien, würden in Kurzem kommen; zugleich nannte er ſie ihr bei Namen. Dies hörte Elegaſt Alles und hielt es im Herzen feſt. Die Frau aber ſagte: „Mir wäre viel lieber, daß man euch bei der Kehle aufhängte, dann ich das erleben ſollte.“ Da ſchlug Eggerich ihr ſo plötzlich vor Naſe und

Mund, daß ihr ſogleich das Blut hervorſtrömte. Sie richtete ſich nun auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne. Elegaſt nahm dies wahr, kroch leiſe hinzu und empfing in ſeinem Handſchuh das Blut der Frau, um es vor den König zu bringen, damit er ihn warne vor dem Unglück. Darauf ſagte er ein Gebet, womit er alle ſchlafen machte, die irgend da waren, und als er ſein Wort ohne Furcht geſprochen, ſo daß ſie beide feſt ſchliefen, ſtahl er Eggerichs Sattel und ſein Schwert, das dieſer lieb und werth hatte und machte ſich ſeiner Wege aus dem Hofe zu ſeinem Pferde und zum König. Dieſer war ſehr erzürnt und fragte, wo er ſo lange verweilt hätte. „Es iſt meine Schuld nicht," ſagte Elegaſt; „bei Allem, was Gott leben läßt, es iſt ein Wunder, daß mir das Herz nicht bricht. Geſelle, dies iſt das Geſchirr, wovon ich euch ſprach; haltet es, ich will gehen und Eggerich das Haupt abſchlagen oder mit einem Meſſer tödten, da er bei ſeinem Weibe liegt. Das leide ich nicht um alles Gut der Welt; ich werde ſchnell wiederkehren." — Da beſchwor der König ihn, daß er ihm ſage, warum er ſo ſehr betrübt und aufgebracht ſei. „Was fehlt euch? Habt ihr nicht bei zehnhundert Pfund und auch das Geſchirr, darum ihr ginget?" — „Ei, Herr, es iſt ein ganz ander Ding, das mein Herz beunruhigt und verzehrt. Ich habe meinen Herrn, den König, verloren und mit ihm den Troſt, noch dereinſt zu meinem Gute zu kommen. Mein Herr ſoll morgen früh ſterben, Eggerich hat ſeinen Tod geſchworen." Da erkannte Karl, daß Gott ihm zu ſtehlen geboten, um ihn vom Tode zu retten, und dankte ihm demüthig. Doch

ſprach er zu Elegaſt: „Wie wähnt ihr wohl zu entgehen, ſo ihr ihn erſtecht mit eurem Meſſer, während er bei ſeinem Weibe liegt; die ganze Burg würde in Allarm kommen, und ihr müßtet mehr denn Glück haben, ſo ihr nicht ſogleich euer Leben verlöret. — Stirbt der König, ſo iſt er todt, was ſoll's weiter, laßt euch das nicht anfechten.“ Dies ſagte er aus Liſt, um Elegaſt zu prüfen; doch hatte er noch einen andern Grund: er wäre gern von dannen geweſen, denn das lange Warten war ihm leid. Elegaſt aber antwortete: „Bei Allem, was Gott leben läßt! wärt ihr nicht mein Geſelle, es bliebe die Nacht nicht ungerochen, was ihr da dem König Karl, meinem Herrn, zu nahe ſprecht, der aller Ehren werth iſt. Bei dem Herrn, der mich erſchaffen! ich werde mein Vorhaben ausführen und mein Unglück rächen an dem, der des Königs Tod geſchworen, ehe ich von der Burg ſcheide, gehe es mir gut oder übel.“ Der König dachte: „Dies iſt mein Freund. Hab' ich es auch ſchlecht um ihn verdient, ich will es gut machen, ſo ich das Leben behalte; er ſoll all' ſein Elend vergeſſen. „Geſelle,“ ſprach er dann zu Elegaſt, „ich will euch beſſer weiſen, wie ihr ihn in's Netz bringet. Reitet zur Morgenſtunde zum König, wo ihr ihn findet, erzählt und offenbart ihm die Unthat und den Mordplan; der König wird, ſo er euer Wort hört, euch zu Gnaden aufnehmen und euer Lohn wird nicht geringe ſein; ihr werdet zu ſeiner Seite reiten all euer Leben, ſo lange euch Gott bewahrt, als ob ihr ſein Bruder wärt.“ Elegaſt antwortete: „Mag mir geſchehen, was da wolle, ich komme nicht vor den König; er iſt mir allzu gram, weil ich ihm einſt

von ſeinem Schatz ſo ein Scherflein genommen, das kaum zwei Pferde an Werth betrug; es iſt traurig und hart!" — „Ich will euch ſagen, was ihr thut," ſprach Karl, „reitet weg in den Tann, wo ihr eure Geſellen gelaſſen und führt eure Beute fort; morgen am Tage wollen wir ſie theilen. Ich will unterdeſſen dieſer Sache ein Bote ſein beim König, denn es wäre mir leid, ſchlüge man ihn todt." — Mit dieſen Worten ſchieden ſie. Elegaſt ritt zu ſeinen Leuten im Tann und Karl gen Ingelheim zů ſeinem Palaſte. Sein Herz war betrübt, weil diejenigen, ſo ihm nach Recht ſollten zur Seite ſtehen, ihn verrathen wollten. — Noch ſtand die Pforte offen, und alle ſeine Leute ſchliefen. Er band das Roß auf dem Stall und ging zu ſeinem Schlafgemach, ehe es Jemand ſah oder hörte. Eben hatte er ſeine Waffen abgelegt, als der Wächter von den hohen Zinnen den Tag olies, der ſich ſchon zu zeigen begann, und männiglich erwachte. Da ſandte Karl nach einem ſeiner Kämmerlinge und nach ſeinem geheimen Rathe und erzählte, wie es um ihn ſtehe; er wiſſe, daß ſein Tod geſchworen ſei von Eggerich von Eggermonde, der zu dem Ende in Kurzem kommen werde mit aller Macht des Landes; ſie ſollten ihm guten Rath geben, wie er Thron und Leben wahre. — Hierauf ſprach der Herzog von Baiern: „Laßt ſie kommen, ſie finden uns hier, es ſoll Manchem das Leben koſten. Hier iſt mancher tapfere Mann aus Frankreich und Brabant, mancher Ritter und Reiſige, die mit euch in's Land gekommen ſind; ſie ſollen ſich allzumal waffnen, und ihr ſelbſt, Herr König, ſollt gewaffnet in unſerm Kreiſe ſtehen. Wer euch dann

ſchlagen will oder ſchaden, dem wollen wir es ſchon wehren; er ſoll Blut laſſen und Eggerich voran.“ — Dieſer Rath däuchte ihnen gut. Sie waffneten ſich ſchleunig, Alles was Waffen tragen konnte, Klein und Groß, denn ſie beſorgten ſchweren Widerſtand, weil Eggerich von großer Macht war und alle Gewaltigen nieder und ob dem Rhein zu ſeiner Hülfe waren. Man ſtellte ſechszig Mann, gewaffnet und in Panzern, bei der Pforte. Als nun Eggerichs Leute in Schaaren zu des Königs Hof heranzogen, ſchloß man die Pforte weit offen und ließ ſie alle hindurch. Wie ſie aber in den Hof kamen, riß man ihnen die Kleider auf. Da fand man auf ihrem Leibe blanke Panzer und ſcharfe Meſſer; die Unthat war offenbar. Man hielt ſie gefangen zurück, ſo wie ſie allgemach kamen, bis man ſie zuſammen hatte. Eggerich kam mit der letzten Schaar geritten; man ſchloß hinter ihm die Pforte und fing ihn, wie man den Andern gethan; ſeine Leute waren beſſer gewaffnet, als irgend Jemand. Hierauf führte man ihn in den Palaſt vor den König, ſeinen Herrn. Dieſer hielt ihm Alles vor; er aber wollte von nichts wiſſen und läugnete die Unthat und ſagte: „Herr König, nehmt beſſern Rath; thut ihr mir unverdient Schaden an, ſo habt ihr manchen Freund verloren. Wäre da einer von euern Baronen, der zu behaupten wagte, daß ich euch verrathen hätte, ich thät ihn Lügen ſtrafen mit dem Schwerte oder mit der Spitze meines Speeres. Nun trete vor wer es begehrt!“ — Wie der König dies hörte, ward er froh in ſeinem Herzen und ſandte Boten auf Boten nach Elegaſt in den Wald,

daß er auf das schleunigste komme; alle Missethat sei ihm vergeben, und bestände er den Kampf gegen Eggerich, so werde er ihn reich und mächtig machen. — Als die Boten Elegast gefunden und ihm Alles gesagt, was der König ihnen geheißen, ward er sehr erfreut ob der neuen Mähre. Er ließ sein Reitzeug, das er Eggerich gestohlen, liegen, sonder einiges längeres Zögern, und schwur, so wahr er Christ sei, daß wenn Gott ihm einst schuldig wäre, er kein ander Gut begehren würde, denn den Kampf auszufechten für seinen gerechten Herrn. Sie ritten nun eiligst weg. Als Elegast, der gute Ritter, in des Königs Saal trat, sagte er: „Gott behüte dieses Haus, den König und was ich hier finde; aber Eggerich grüße ich nicht. — Gott, der sich kreuzigen ließ um unsertwillen und allmächtig ist, und Maria die süße Magd, mögen mich an diesem Tage sehen lassen, daß man ihn in den Wind hänge, den Eggerich von Eggermonde. Könnte Gott Sünde thun, so hätte er Sünde gethan, daß dieser dem Galgen entgangen ist, um daß er meines Herrn Tod geschworen sonder einige Noth und Zwang." — Diese Worte hätte Eggerich gern gerochen, allein er hatte dessen nicht Macht und männiglich verachtete ihn. Der König aber antwortete: „Seid willkommen an meinem Hofe! Ich vermahne euch jetzt, offen und frei, sonder Jemandes Gunst, die Wahrheit und nichts anders zu sagen und den Mordplan Eggerichs, den ihr hier sehet, zu offenbaren." — Sehr gerne, sprach Elegast; „ich bin dessen gewiß, daß Eggerich euern Tod geschworen; ich hörte es ihn sagen als er zu Bette lag, und weil sein Weib ihn mit Wor-

ten zu strafen wagte, gab er ihr einen Schlag, daß ihr das Blut aus Zähnen, Nase und Mund floß. Sie richtete sich auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne; ich nahm es wahr und kroch leise hinzu; in meinen rechten Handschuh fing ich das Blut der Frau auf." Nun ließ er es den König schauen und Alle, die es sehen wollten. „Dürfte Eggerich es läugnen, ich wollte ihm durch Kampf die Unthat beweisen, noch ehe die Sonne untergeht." Der König antwortete hierauf: „Bei meiner Treue, ihr redet wahr! Sollte ich nach Recht verfahren, ich ließ ihn durch einen Schergen hinwegschleppen und bei der Kehle aufhängen." Als Eggerich sah, daß das Spiel aus war und kein Mensch am ganzen Hofe zu seinem Frommen zu sprechen wagte, dachte er bei sich: „Besser ist Kampf, denn den Hals verloren!" und nahm den Zweikampf an. Der König entbot seine Barone, kurz nach der Mittagsstunde gewaffnet auf dem Platz zu erscheinen. Unterdessen ließ er die Vorbereitungen zum Kampfe treffen und bat Gott, denselben nach Recht zu entscheiden. Dann tröstete er Elegast und sprach: „Hat euer Fechten einen guten Ausgang und behaltet ihr euer Leben, so werde ich euch meine Schwester geben, die Eggerich zur Frau hatte." Man steckte nun den Kampfplatz ab und zog Stricke herum, wo die Menge gewaffnet hielt. Ein Weniges vor Vesperzeit kam Elegast zuerst in den Kreis, weil er Ankläger war. Er stieg ab, warf sich auf die Knie und betete: Gott, durch deine Barmherzigkeit komme ich heute zu Gnaden nach allen meinen Missethaten, die ich wohl erkenne; rächte an diesem

Tage meine Sünden an mir; bei deinen heil. fünf Wunden, die du um unserer Rettung willen empfangen, stehe mir heute bei, daß ich nicht sterbe, noch im Kampf unterliege. Und du, Maria, süße Jungfrau, ich will dir dienen mit rechter Treue und nimmermehr fortan werde ich als Räuber oder Schächer in Wildnissen und Wäldern mich aufhalten, so ich hier mein Leben behalte." Als er sein Gebet geendiget, segnete er gar schön mit seiner Rechten alle seine Glieder und sein Ritterskgewand und auch das Roß, das vor ihm hielt, indem er Gott in Demuth bat, daß es ihn mit Ehren tragen und aus dem Kampfe zurückbringen möge. Hiermit saß er auf in Sattel und Zeug und hing den Schild an seine linke Seite und nahm den Speer in die Hand. Jetzt kam auch Eggerich, mit großer Kampfgier und wohl zum Streite gewaffnet. Sein Herz war hart; er richtete kein Gebet an Gott, sondern setzte die Sporen fest ein und sprengte auf Elegast los. Dieser aber stach ihn durch das Leder seines Küraſſes mit solcher Gewalt, daß er vom Rosse zur Erde fiel. Eggerich griff nun zum Schwerte und rief: „Jetzt will ich euch beide tödten, dich und dein Pferd, es sei dann, daß du sofort absteigest; dann mag dein Roß das Leben behalten; es ist so stattlich und stark, es wäre Schade, schlüg' ich es todt; Jedermann sollte es beklagen. Kannst du mit dem Leben davon kommen, so behältst du dein Pferd." Elegast versetzte alsbald: „Obzwar ich, da du zu Fuße bist, diesen Streit kürzen könnte, so will ich dich gleichwohl nicht zu Fuße schlagen; ich will rühmlich an dir handeln und sollte es mir auch zum Uebel

gereichen. Sitze wieder auf dein Roß und laß uns fechten nach Ritter-Art. Ich will lieber, daß man mich preiſe, dann daß ich dich ſchlüge, da du im Nachtheil biſt, und ſollte ich auch im Kampfe verbleiben." — Dem König Karl war es leid, daß Elegaſt lange zögerte und Eggerich ſchonte. Dieſer aber ergriff, während Elegaſt alſo ſprach, ſogleich ſein Roß und ſaß auf in Sattel und Zeug. Nun hob ein gegenſeitiger Kampf an bis lange nach Vesperzeit, ſo ſcharf als Niemand irgend je an einem Tage zwiſchen zweien geſehen. Elegaſt hatte ein Schwert von lauterm Gold, das ihm der König gegeben; mit dieſem und mit Gottes Hülfe führte er endlich einen ſo gewaltigen Streich, daß er Eggerich das Haupt ſpaltete und derſelbe todt aus dem Sattel fiel. Als dies der König ſah, dankte er Gott. Man ſchleppte nun Eggerich fort und hing ihn auf und mit ihm, da half nicht Sagen noch Bitten, alle anderen Verräther. Elegaſt aber blieb in Ehren und der König gab ihm Eggerichs Weib, mit der er ſein ganzes Leben glücklich war. —

Die Königin Hildegardis.

Der Kaiser Karl war ausgezogen mit seinen Rittern und einem ansehnlichen Heergefolge, um die feindseligen Sachsenvölker zu bekriegen, und hatte seinen Hofhalt zu Ingelheim, wie seine junge und schöne Gemahlin Hildegardis der Obhut seines unächten Bruders Taland befohlen. Taland hatte lange Zeit am Hofe des griechischen Kaisers gelebt und sein ursprünglich edelmüthiges und männliches Herz war dort arg von dem Rost lockerer Sitten angefressen worden; dergestalt, daß er an keine Weibes-Tugend mehr glaubte, vielmehr wähnte, daß der süßen Schmeichelrede der standhaften Gunstbewerbung keiner Jungfrau Unschuld, keiner Gattin Treue zu widerstehen vermöchte. Hoch über allen Frauen und Jungfrauen an des Kaisers Hofe strahlte nun die edle Frau Hildegardis im Glanze der Schönheit und tugendlicher Sitten. Eines geringen Ritters Tochter,

hatte ſie Karl, den Edelſtein in der ſchlichten Faſſung wohl erkennend, aus der Einſamkeit ihrer väterlichen Stammburg ſich geholt und ſie zur Genoſſin ſeines Kaiſerthrones erhoben.

Wie aber das glänzendſte Kleinod die Habgier des Diebes am ſtärkſten reizt, alſo auch hatte Taland in luſternem Muthe ſeine Augen auf die edle Königin geworfen, und ſie, die in ihrer argloſen Unſchuld nichts Schlimmes ahnete, zum Ziele ſeiner frevelnden Bewerbungen gemacht. Was konnte nun dem ehrvergeſſenen Ritter erwünſchter kommen, als dieſer Heereszug ſeines kaiſerlichen Bruders und deſſen Befehl, in ſeiner Abweſenheit der Obwächter und Beſchützer ſeines Hofhalts zu ſein. Der ſinnenbeſtrickte Thor benutzte denn auch die ſeinen verrätheriſchen Abſichten ſo günſtige Gelegenheit, um die hohe Frau erſt mit ſanften Liebesworten, dann, da ſie ſeine Wünſche gar nicht zu verſtehen ſchien, mit leidenſchaftlichen Erklärungen zu beſtürmen. Die Königin hoffte nun, den Verirrten durch Milde und Freundlichkeit von ſeiner Krankheit (als ſolche betrachtete ſie des Ritters Leidenſchaft) heilen zu können; allein ſie täuſchte ſich, denn was bei Taland früher nur Eitelkeit und Hofirerei war, wurde jetzt, durch den täglichen Anblick der holdſeligen Königin, wie durch ihre milde Begegnung zur heftigen und brennenden Begierde, dergeſtalt, daß er eines Tages, als er die Frauen der Königin geſchickt zu entfernen gewußt hatte, in ihr Gemach eindrang, Hildegardis einen heftigen und unziemlichen Liebesantrag machte, und mit der Erklärung ſchloß, daß er ſich tödten werde, falls ſie ihn nicht

erhöre. Die tugendhafte Königin war darüber erſt ſo erſtaunt, daß ſie kaum eines Wortes mächtig wurde, endlich aber des Ritters frevelhaftes Anſinnen mit dem größten Unwillen abwies und ihm mit der ſchweren Ahndung drohte, die ihn bei der Rückkunft ihres Gemahls für ſeine Verwegenheit ohnfehlbar treffen werde. Da aber weder Bitten noch Drohungen bei dem von Leidenſchaft ganz verblendeten Ritter etwas fruchteten, ſo trachtete Hildegardis, ihre bedrohte Ehre durch eine Liſt zu erretten, und den ſchlimmen Feind derſelben für die Zukunft unſchädlich zu machen. Sie ſtellte ſich daher, als wenn ſie den Wünſchen des Ritters allmälig nachgäbe, und ſagte ihm endlich eine Zuſammenkunft zu, welche aber, da ſie in größter Heimlichkeit geſchehen müſſe, in einem entfernten und verborgenen Zimmer des Pallaſtes Statt finden ſollte.

An dem feſtgeſetzten Tage, zu der beſtimmten Stunde, fand ſich Taland, von brennendem Verlangen erfüllt, bei der Königin ein. Dieſe führte ihn alsbald durch einen dunkeln Gang einer Thüre entgegen, welche ſie aufſchloß und den Ritter voraus gehen hieß. Aber ſobald als dieſer die Schwelle des Gemaches überſchritten hatte, warf ſie die Thüre hinter ihm zu und verſchloß ſelbe in Eile, indem ſie dem Ritter, der vor Schreck und Beſtürzung faſt zu Stein geworden war, die Worte zurief: „Nun mögt Ihr ehrvergeßner Thor Eure Liebesglut zwiſchen vier feuchten Mauern abkühlen und die Strafe Eurer Vermeſſenheit bis zur Rückkunft meines Gemahls, Eures Kaiſers und Herrn, erwarten!“ Und damit ging ſie weg und überließ den

Ritter seinem ohnmächtigen Grimm und den schwarzen Racheplänen, welche die Wuth betrogener Leidenschaft in ihm ausbrütete.

Ein Hoffräulein, welches die Königin zur Vertrauten in dieser Sache gemacht hatte, reichte dem Gefangenen täglich durch ein Fensterchen die nöthigen Speisen zu. Diese hinterbrachte eines Tages ihrer Gebieterin, daß der Ritter sie dringend bitten lasse, ihm ein kurzes Gehör zu bewilligen, um der hohen Frau die Erkenntniß seines Fehls und seine tiefe Reue darüber darzulegen. Hildegardis war erfreut dies zu vernehmen und erfüllte die Bitte des Gefangenen. Taland ergoß sich nun in den lautesten Betheurungen, wie er sein strafwürdiges Beginnen von Herzen bereue, gelobte der Königin mit den theuersten Eidschwüren, daß er hinführo keine unlautere Regung in sich aufkommen lassen werde, und schloß, indem er mit flehenden Geberden auf die Knie sank, mit der Bitte, daß die Königin ihn doch nicht der harten Strafe, die sein Bruder und König Zweifelsohne über ihn verhängen würde, aussetzen wolle. Die mildherzige Hildegardis ward von des Ritters anscheinend so tiefer Reue gerührt, und entließ ihn, seinen Gelöbnissen vertrauend, seiner Haft.

So erschien denn Taland unter dem Vorgeben, daß er auf einer nothwendigen geheimen Reise begriffen gewesen, wieder bei Hofe und keiner von den Hofleuten ahnete etwas von dem wahren Grunde seiner Abwesenheit.

Kurze Zeit nachher trafen Abgesandte des Königs Karl ein, die dessen baldige Rückkunft verkündeten.

Alles bei Hofe wurde nun zu ſeinem Empfange eingerichtet und Taland ritt dem Könige, von einigen Dienern begleitet, entgegen. Nach der erſten Begrüßung fragte der König nach ſeinem Weibe. Anſtatt dieſe Frage zu beantworten, erbat ſich Taland ein geheimes Gehör und beſtrickte nun den König, als er mit ihm allein war, mit einem hölliſchen Lügengewebe, worin er die Königin der Untreue an ihrem Gemahle bezüchtigte und die ſchamloſeſten Geſchichten als Beweiſe vorbrachte; dergeſtalt, daß der König, welcher heftigen und aufbrauſenden Gemüthes war, in den höchſten Zorn gerieth und ſeinem Bruder den Auftrag gab, die treuloſe Gattin auf der Stelle einem ſchmählichen Tode zu überantworten.

Ohne abzuwarten, daß der König zur ruhigen Beſinnung kommen und vielleicht den raſchen Befehl widerrufen möchte, ritt der Verräther dem Könige voraus nach Hofe zurück und ließ ſogleich die Königin gefangen nehmen. Das Hoffräulein indeſſen, welches der Königin Vertraute bei der Gefangenhaltung Talands geweſen war, entging dem auch ihr beſtimmten Schickſale durch eine ſchnelle Flucht und verbarg ſich im Walde, der das Schloß umgab.

Nachdem Taland das Vergehen der Königin und den Willen des Herrſchers am Hofe kundgemacht hatte, übergab er die arme Hildegardis zweien ihm ergebenen Knappen, mit dem Befehle, daß ſie dieſelbe tödten ſollten. Die unſchuldige Königin ward demnach von ihren Henkern beim Abenddunkel in den Wald geführt. Als ſie an eine tiefverborgene Stelle neben einem

weitschattenden Eichenbaum gelangt waren, hießen die Knechte, den rührenden Bitten der edlen Frau nur Hohn und schimpfliche Reden entgegensetzend, sie niederknieen, um ihre Seele dem Himmel zu empfehlen, und sich bereit halten, von ihren Schwertern den Todesstreich zu empfahen. Da erschollen plötzlich aus dem Gezweige des Baumes, wie von einer Engelsstimme, die Worte: „Lasset ab, ihr Frevler, von Eurem schlimmen Werke, sonst trifft Euch des Himmels Strafe!“ Schrecken ergriff da die abergläubischen Knechte, als sie dies hörten; ihre zum grausen Morde geschwungenen Arme erstarrten, wie durch Zauberei versteint, und ihre Blicke richteten sich scheu und furchtsam nach dem Baume, von dem herab die wunderbare Stimme erschollen war. Als sie nun daselbst kein menschliches Wesen erblickten, wurden sie in ihrem Glauben, daß sie einen Befehl höherer Mächte vernommen hätten, noch mehr bestärkt, bekreuzten sich und flohen, so schnell sie konnten, von dannen. Hildegard wagte in frommer Scheu nicht, ihre Augen zu dem Eichenbaume zu erheben, von dem ihr die wunderbare Rettung gekommen war und richtete ein brünstiges Dankgebet an die heilige Jungfrau. Da hörte sie ein Rauschen in den Zweigen und auf dem Boden und ehe sie noch umschauen konnte, fühlte sie ihren Arm und ihr Gewand ergriffen und mit Küssen und freudigen Thränen bedeckt. Es war die treue Zofe, welche Talands Rachsucht entgangen war. Im tiefen Walde nach menschlichen Wohnungen bange umherirrend, hatte sie vor den nahenden rauhen Männerstimmen in dem dichten Laube des Eichenbaums

Schutz gesucht, und war so durch gnädige Fügung des Himmels der Rettungs-Engel ihrer schuldlosen Gebieterin geworden.

Nachdem Beide in wiederholtem heißen Gebete Ruhe und Vertrauen gefunden hatten, bereiteten sie sich unter der Eiche ein Lager von Blättern und schliefen in süßen Träumen, bis der Morgen von unzähligen Vogelstimmen schmetternd verkündet wurde. Waldbeeren und Kräuter, welche sie in Menge fanden, dienten den beiden Frauen zum Frühmahl, und Gottes Hülfe vertrauend, drangen sie hierauf muthigen Herzens in den dichten Wald hinein.

Unterdessen waren die von Taland zum Morde ausgesandten Knappen nach Hofe zurückgekehrt und hatten, in der Furcht, von dem strengen Herrn übel behandelt zu werden, demselben angesagt, daß sie sein Gebot vollzogen hätten, ihm auch zum Beweise ihre noch vom Blute triefenden Schwerter, mit welchen sie vorher eine Hirschkuh getödtet hatten, vorgezeigt.

Taland lobte und belohnte die Knappen und berichtete dem Könige, welcher kurz darauf seinen Einzug hielt, daß sein Befehl vollzogen und die schnöde Verrätherin an der Ehre seines Ehebetts nach Würden bestraft sei. Worauf der König in finsterem Trübsinn durch stummes Kopfnicken seine Zufriedenheit ausdrückte, hinführo aber alle Heiterkeit verlor und an keinerlei Ding mehr Freude hatte.

Als Hildegardis mit ihrer treuen Zofe mehrere Tage lang im Walde herumgeirrt war, fanden sie eine Klausnerhütte, deren Bewohner, ein ehrwürdiger Greis

mit langem Silberbarte, ihnen bereitwillig ein obwohl kümmerliches Obdach bot. Hier, von der ganzen übrigen Welt abgeschieden, lebten die Frauen eine geraume Zeit und füllten die Stunden des Tages größtentheils mit Gebet und frommen Uebungen aus. Hildegardis benutzte ihre Muße noch besonders, indem sie die Heilkräfte der Pflanzen und Kräuter erforschte, eine Beschäftigung, der sie in früher Jugend schon mit Vorliebe obgelegen hatte, und worin sie der alte Klausner mit seinen weisen Belehrungen unterstützte. Auf den Rath des Greises, dem Hildegardis ihren Stand und auch ihr Geschick entdeckt hatte, verließen sie endlich die Klause, um nach Rom zu pilgern; dort, sagte er, würde die unschuldig Verfolgte beim heiligen Vater Schutz, und, setzte er in feierlich-prophetischem Tone hinzu, Gerechtigkeit finden.

In der nächsten Stadt vertauschten die Frauen ihre Kleidung gegen Pilgeranzüge und wanderten muthigen Herzens nach Rom. Andächtig betraten sie die heilige Stadt, besuchten alle Kirchen und wurden des Segens des heiligen Vaters der Christenheit theilhaftig. Um ihr Leben zu fristen, wie ihren frommen Neigungen Genüge zu thun, fing hier Hildegard an, die Kunst auszuüben, welche sie in fröhlicher Jugendzeit in der Stille ihrer Heimathwälder erlernt hatte, und worin ihr tiefere Kenntniß durch den weisen Waldbruder verschafft worden war. Die Kranken und Gebrechlichen suchte die hohe Frau auf und brachte ihnen Hülfe und Heilung; Denen, die kein Kraut und keine Salbe mehr retten mochte, erleichterte sie den Heimgang

durch frommen, erbaulichen Zuspruch; dergestalt, daß die ganze Stadt Rom die Tugend und göttliche Kunst der Frau Dolorosa (so hatte sie sich genannt) pries, und Alle die da Gebresten hatten, zu der hohen Dulderin kamen, sich heilen zu lassen, und den Trost ihrer frommen Rede zu empfahen. Und wie nun nach und nach der Ruf der heiligen Aerztin sich weiter und weiter ausbreitete, hörte auch der Papst Hadrian von ihrem wohlthätigen Wirken und als er einstens in Prozession nach der Kirche zog und die fromme Frau am Eingange niederkniete, den Saum seines Gewandes zu küssen, ertheilte er ihr vor allem Volke seinen Segen

So geschah es denn auch, daß Pilger, die von Rom nach Deutschland kamen, an dem Hofe Kaiser Karls von der Frau Dolorosa und ihren wunderbaren Heilungen erzählten.

Mit Begierde hörte solche Mähr der Bruder des Königs, Taland, welcher in einer bösen Krankheit das Augenlicht verloren hatte. Gottes Strafgericht in diesem Verhängniß wohl erkennend, hatte der übelberathene Ritter seine Missethat an der unschuldigen Königin innig bereut, aber in Furcht vor Karls vernichtendem Zorne hatte er diesem nichts zu entdecken gewagt und die Vergebung seiner schweren Sünde von der Barmherzigkeit Gottes und der Fürsprache des heiligen Geistes der unschuldig Gemordeten erfleht. Als nun der König Karl beschloß, einen Zug nach Rom zu thun, bat ihn Taland, daß er ihn mitnehmen möchte, um von der weitgepriesenen Heilkundigen Genesung zu gewinnen, welches ihm der König auch gern bewilligte.

Das Gerücht von des Königs Anzuge verbreitete sich bald in der heiligen Stadt und ward der frommen Dulderin Hildegardis von ihrer getreuen Zofe alsbald hinterbracht. Mit Herzpochen vernahm sie den Bericht und eine Ahnung sagte ihr, daß sich jetzt des Klausners prophetisches Wort an ihr erfüllen und sie das Ende ihres unverdienten Leidens sehen werde. Mit Inbrunst warf sie sich vor dem Altare der Mutter Gottes nieder, und erleichterte, unfähig des Wortes, in heißen Zähren ihre beklommene Brust.

Der König Karl zog in Rom ein, sein Bruder mit ihm. Am selbigen Tage noch beschickte Letzterer die fromme Heilkundige und ließ ihr ansagen, daß er am anderen Morgen zu ihr kommen würde. Hildegardis erwartete ihn beruhigt und gestärkt; und als nun ihr bitterster Feind, mit Blindheit geschlagen, Hülfe suchend, vor ihr stand, sprach sie zu ihm: „Bevor ich Euch, Herr, im Namen Gottes, seines Sohnes und der heiligen Jungfrau von Euren Gebrechen zu heilen unternehme, ist es nöthig, daß Ihr Euch durch freiwillige Bekenntniß Eurer Sünden und Vergehen entledigt, damit Ihr der Gnade Gottes durch meine Hand theilhaftig werden möget. Kniet also nieder, bekennet Eure Sünden und thut mir Eure Reue kund!"

Taland versetzte hierauf: „Wohl habe ich, heilige Frau, der Sünden mancherlei begangen, als ein schwacher, gebrechlicher Mensch; aber keine drückt mich schwerer als die, so ich an einer reinen und tugendhaften Frau vollführet, welche ich, götttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider, verläumdet und elendiglich

verderbt habe. So die göttliche Gnade mir diese schwere Sünde verziehe, dürfte ich die Vergebung aller andern in Gewißheit erhoffen.

„Und habet Ihr," fuhr die Beichtigerin fort, Euer Verbrechen auch Dem bekannt, den Ihr nach Gott dadurch am meisten gekränkt und beleidigt habet?"

Zögernd antwortete Taland: „Ich habe es nicht gewagt, aus Furcht vor harter Strafe; denn der, den ich gekränkt, ist mein Herr." Darauf Hildegard: „Des Himmels Zorn ruht schwerer auf dem Sünder, denn irdische Züchtigung; auch kann ich Euch nicht heilen, bevor ihr Jenem nicht bekannt habet. Wofern Ihr dieses aber thun wollet, öffentlich und unverholen, so will ich für Euch bitten, daß Euch vergeben werde.

Nach kurzem Bedenken erwiderte darauf Taland entschlossen: „Euer Rath, heilige Frau, ist gut, denn es ist besser, daß ich durch irdischen Tod büße, als daß meine ewige Seligkeit verloren gehe. Kommet, ich bitte Euch, mit mir und seid Zeuge meiner Bekenntniß, und wendet, wenn Ihr könnt, meines Herrn Zorn von mir!"

Er ließ sich darauf von seinen Dienern vor den König führen, der eben mit dem heiligen Vater einen Zwiesprach hatte, und Hildegardis mit ihrer Zofe begleiteten ihn. Taland warf sich dem Bruder zu Füßen, während Jene mit der Zofe an der Thüre stehen blieben, und bekannte, indem er eine herzliche Bitte um Vergebung vorausschickte, in demüthigen und reuigen Worten seine Missethat.

Sprachlos vor Staunen und Entrüstung hörte Karl den Bericht von dem schnöden Verrathe an, seine

Hand, die ſchnelle Dienerin ſeines Zorns, ergriff das Schwert, um den Böſewicht zu ſtrafen; — da trat Hildegardis hervor, knieete, den Bedrohten ſchützend, vor dem Könige nieder und rief aus: „Haltet ein, hoher Herr, der Himmel hat ſchon gerichtet; an Euch iſt es, zu vergeben!“ Der König trat, von neuem Staunen ergriffen, und ſeinen Augen, welche ihn das Bild der todtgeglaubten Gemahlin erblicken, ſeinen Ohren, welche ihn die Stimme derſelben vernehmen ließen, mißtrauend, zurück; Hildegardis aber ging zu dem Blinden, geleitete ihn zu ſeinem Sitze, und da, nachdem ſie ihn bedeutet hatte, ſich ſtill zu verhalten und ſeine Seele Gott zuzuwenden, unternahm ſie die unſchwere Heilung und gab dem Ritter das Licht der Augen wieder. Das Erſte, was er erblickte, war ſeine Retterin; — und, wie der König erſtaunt, ja entſetzt, da er ein Geſpenſt zu ſehen vermeinte, ſtürzte er zu ihren Füßen nieder, laut ausrufend: „Wofern nicht ein trügeriſcher Schein an die Stelle meiner Blindheit getreten iſt, ſo ſehen meine Augen den Geiſt Derer, die ich tödten ließ!“

„Nicht ihren Geiſt ſehet Ihr — ſie ſelbſt, die Gott von dem Tode gerettet, Euch vor der Sünde bewahret, und — hier wandte ſie ſich zu dem in ihre Arme ſtürzenden Könige — meinem gnädigen Herrn und Gemahl ſeine treue Gattin erhalten hat!“

Der Papſt ſegnete das wiedervereinigte hohe Paar und der König Karl vergab in der Freude ſeines Herzens ſeinem reuevollen Bruder; worauf Alle heimzogen nach Deutſchland, wohin die Kunde von dem glück-

lichen und wunderbaren Ereigniß ihnen bereits vorangegangen war und allgemeine Freude bei Hohen und Niedern verbreitet hatte.

Noch lange Jahre erfreute sich der König Karl des Besitzes seiner vielgeliebten Hildegardis, und konnte nicht satt werden, von Neuem und immer wieder die Geschichte von ihrer Rettung und ihren Wanderungen zu vernehmen, seine Leichtgläubigkeit zu beklagen und Gott zu danken, der Alles so wohl und zum Heile gelenkt hatte. Auch des Hoffräuleins wurde nicht vergessen, welche das Werkzeug der Rettung ihrer Gebieterin und deren treue Begleiterin in allen ihren Fähren und Nöthen gewesen war. Sie wurde zur beständigen Hofdame der Königin ernannt und einem hohen Herrn des Reiches vermählt.

Adolf von Naſſau und Imagina.

Ein grauſer Krieg durchtobte das ſchöne Thüringer Land. Die wohlthätige Ruhe, welcher Deutſchland ſich unter Rudolfs von Habsburg kräftiger Regierung leider nur auf zu kurze Zeit erfreut hatte, war mit ihm verſchwunden; der Graf von Naſſau, welchen die Wähler des Reiches ihm zum Nachfolger gegeben, hielt, ſeines entſchloſſenen Karakters und perſönlichen Muthes ungeachtet, die Zügel nur mit unſicherer Hand, und ſein zu ſichtbares Beſtreben, die geringe Macht ſeines Stammhauſes zu vermehren, ſchadete ſeinem Anſehn mehr, als die zahlreichen Feinde, die er ſich ſchon gemacht und die ſich um Albrecht von Oeſtreich, Kaiſer Rudolfs Sohn, ſchaarten, der im Naſſauer nur den Räuber der Reichskrone ſah, von welcher er geglaubt hatte, ſie könne ihm ſelbſt nicht entgehn.

Eine willkommene Veranlassung hatte sich dem Könige dargeboten, seine eignen Besitzungen zu vergrößern. In Meißen und Thüringen herrschte Landgraf Albrecht, den man den Ausgearteten nannte, seines unnatürlichen Betragens gegen seine Gemahlin, die hohenstaufische Margarethe und gegen seine Kinder, Friedrich und Dietzmann wegen, deren traurige Schicksale so oft wiedererzählt worden sind. Dieser, um seine eignen Söhne, mit denen er immer im Unfrieden lebte, gewissermaßen zu enterben, verkaufte auf dem Nürnberger Reichstage sein Land dem Könige für die Summe von 12000 Mark Silbers. Inwieferne das Recht auf Adolfs Seite war, dies zu erörtern ist hier der Ort nicht: daß er weder klug noch edel handelte, bewies der Eindruck, den die Verhandlung hervorbrachte, und der Ausgang. Die jungen Landgrafen setzten seinem Vorrücken Widerstand entgegen, aber vergebens. Eisenach, die in einer romantischen Gegend zwischen Waldungen von Eichen und Tannen gelegene Stadt, auf welche der alte Fürstensitz, die Wartburg, von grüner Höhe herabschaut, wurde erobert; viele Grausamkeiten wurden begangen, die Einwohner geplündert, die Dorfschaften verwüstet.

Es traf sich nun, daß, als das königliche Heer vor Freiburg im Osterland lagerte, Adolf einen Streifzug begleiten wollte, den er zur Erforschung der Gegend aussandte. Schaaren landgräflichen Kriegsvolks, durch bewaffnete Bauern verstärkt, ließen sich hie und da blicken; auf eine solche stieß der König mit den Seinigen. Das Gefecht währte nicht lange, und die Thüringer wichen, aber Adolf wurde bedeutend am Arme verwundet

Zum Lager zurückzukehren, hätte zu großen Verzug herbeigeführt: man mußte ſich alſo nach einer einſtweiligen Ruheſtätte umſehn. Ausgeſandte Reiter kehrten mit der Nachricht zurück, daß nicht weit von da, am Eingange der Waldung, ein Kloſter liege. Dahin beſchloß man zu ziehn. Bald gelangte man ans äußere Thor: es war ein Nonnenſtift, und den Ankommenden wurde der Eintritt verſagt. Nur nach langen Vorſtellungen ließ man den Verwundeten mit einem ſeiner Begleiter ein; ein Theil der Reiſigen lagerte in der Nähe, während die Andern ins Lager zurückritten, um Kunde vom Geſchehenen zu geben.

Mehre Wochen waren vorübergegangen, während deren Adolf die freundlichſte Pflege im Kloſter fand. Die Wunde war ernſthafter als es Anfangs ſchien; die Ungeduld des Königs, zu den Seinen zurückzukehren, und die angeborne Heftigkeit ſeines Karakters vermehrten das Fieber, in welchem er die erſten Tage über lag. In den halbwachen Träumen, welche ihn quälten, war es ihm oft, als ſtehe ihm, während das Geräuſch des Kampfes ihn zu umtoben oder abwechſelnd die Stille eines Grabes zu umgeben ſchien, ein ſchützender Engel zur Seite, ſeine Leiden lindernd, die Schweißtropfen der Angſt und der zweckloſen fieberhaften Anſtrengung abtrocknend auf ſeiner Stirne. Als er wieder zum Bewußtſein kam und die Augen aufgehn ließ, da ſah er ein junges Mädchen neben ſeinem Lager: die Kleidung kündigte ſie als eine Novize an. Sie war ſein Engel geweſen: ſie hatte bei ihm gewacht und gebetet und ſeine brennenden Lippen gekühlt mit wohlthätigem Tranke.

Nun genas der König schnell. Seine kräftige Natur trug bald den Sieg über die nach der Krankheit zurückgebliebene Mattigkeit davon und nach einigen Tagen fühlte er sich wieder im Stande zu dem Heere zurückzukehren. Aber wenn die im Kampf erhaltene Wunde ihn nicht mehr schmerzte, so that es eine Wunde im Herzen. Und er litt nicht allein. Die, welche ihn so treu gepflegt, die junge Imagina schauderte bei dem Gedanken, daß irdische Liebe ihre Brust erfülle, die sich nur der himmlischen weihen sollte — und besaß doch nicht Kraft genug, ihre Leidenschaft zu besiegen.

In diesem heftigen Kampfe der Empfindungen wünschte sie den Augenblick herbei, wo Adolf scheiden mußte, und doch zitterte sie, wenn sie an diesen Augenblick dachte. Dem Könige konnte nicht entgehn, was vorging im Herzen der Jungfrau. Endlich machte er sie mit dem Zustand seines eignen Innern bekannt; er bat sie ihn nicht zu verlassen, da es ihm unmöglich sein würde ohne sie zu leben; er schlug ihr vor mit ihm zu fliehen. Anfangs sträubte ihr Pflichtgefühl sich heftig, aber ihre Schwäche gab endlich der Stimme der Verlockung Gehör. Während der Nacht, die dem zu Adolfs Abreise bestimmten Tage voranging, lag sie auf den Knieen vor dem Altar der Klosterkirche, weinend und betend; die stille Hoffnung welche sie nährte, der Schutzengel dessen werden zu können, den sie liebte, Gutes zu wirken durch seinen Einfluß, beschwichtigte einigermaßen die anklagende Stimme ihres Gewissens.

Am folgenden Tage zog der König ab. Bis gegen Abend harrte er, hinter seinen Begleitern zurückbleibend,

in der Nähe des Kloſters. Als es dunkel geworden war, zeigte Imagina ſich an der Pforte: ein Mantel verhüllte ſie. Adolf hob ſie auf einen bereitgehaltenen Zelter und raſch gings nach dem Lager hin. Ohne bemerkt zu werden, blieb Imagina, nachdem ſie ihre Kleidung gegen Männertracht vertauſcht, in einem Zelte: nur ein Vertrauter des Königs wußte um das Geheimniß. Nicht lange darauf glaubte Adolf das Land verlaſſen zu können, welches nun größtentheils in ſeine Gewalt gegeben war, ſo wenig auch die Herzen der Bewohner ihm gehörten, und zog dem heimiſchen Rheine zu.

Nicht weit von dem heilſpendenden Schwalbach liegt am Ufer der Aar, welche ſich durch eine felſige Gegend ihren Weg bahnt, ein nur von wenigen Familien, nur Landleuten, bewohntes Dörfchen, bei welchem die Trümmer einer alten Burg ſich trauernd erheben. Noch in unſern Tagen hat Adolfseck den Namen ſeines Erbauers bewahrt. Hier, in dieſem abgelegenen, ſtillen Winkel, wohin nur ſelten das Geräuſch der Welt drang, barg der Naſſauer die Entführte; hier genoß er in den Stunden, welche ſein unruhiges, bewegtes Leben, ſeine faſt anhaltenden Kriege ihm frei ließen, an ihrer Seite des Glückes der Liebe. Aber bei Imagina drängte ſich ſtets wie ein finſtrer Schatten zwiſchen den ruhigen Genuß der Gegenwart und die Ausſicht in die Zukunft die bange Ahnung, daß noch hier die Schuld, die ſie auf ſich geladen, ihre Strafe finden werde. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß Adolf immer ernſter und düſtrer wurde, daß die Zuverſicht mit welcher er ſonſt dem

Kommenden entgegensah, sich allmälig verlor. Seine Abwesenheit von der Burg fand immer häufiger und länger statt; seine Zuneigung blieb warm und herzlich wie ehemals, aber es hatte sich etwas Wehmüthiges darin gemischt, das seinem feurigen Karakter und seinem ganzen Wesen fremde war.

Als er eines Tages wieder zu dem Schlosse zurückkehrte, konnte er der harrenden Geliebten die Wahrheit nicht mehr verbergen. Ein unheildrohendes Gewitter hatte sich über seinem Haupte zusammengezogen. In einer bis dahin unerhörten Verhandlung hatten die Kurfürsten, dazu vermocht durch mancherlei Ränke und Versprechungen, überdies sich getäuscht sehend in der Hoffnung, die sie gehegt hatten, im Grafen von Nassau ein willenloses Werkzeug zur Ausführung ihrer eignen Pläne zu erhalten, auf dem Fürstentag zu Mainz den König Adolf abgesetzt und seinem ärgsten Gegner, dem Herzog von Oesterreich, die ihm entrissene Krone aufgesetzt. Nichtig und ungerecht war die Mehrzahl der gegen den Nassauer erhobenen Anklagen. Aber er war nicht der Mann, sich ruhig zu fügen in die ihm angethane Schmach, wobei seine Ehre nicht nur, sondern auch sein Dasein auf dem Spiele stand. Sein Anhang in Deutschland war immer noch zahlreich genug, um seinen Feinden die Spitze bieten zu können. Bald begann der Krieg mit kleinen Gefechten, bald dem Einen, bald dem Andern Gewinn oder Verlust bringend. Die feindlichen Heeresmassen hatten sich dem Rheine genähert, und eine entscheidende Schlacht stand bevor.

Die Besorgniß um Adolf, welche den Busen Imagina's erfüllte, litt sie nicht mehr auf ihrer stillen Burg. Sie wollte sich in den Stunden der Gefahr nicht von dem trennen, welcher ihr Alles war auf der Erde. Weinend schied sie, männliche Kleidung tragend, von Adolfseck: es schien ihr, als lasse sie ihr ganzes Glück in seinen verödeten Gemächern. Fünf Stunden vom alten Worms erstreckt sich die Ebene von Gelnheim, wo der Blick eine große Strecke Landes umfaßt, durch welche der Rhein strömt und welche zur Rechten von der Kette des Hardtgebirges begrenzt wird. Hier stießen die Heere aufeinander. In dem bei Gelnheim gelegenen Kloster Rosenthal harrte Imagina des Ausganges. Die bängsten Besorgnisse erfullten ihre Brust; sie hatte nicht Rast nicht Ruhe, kaum behielt sie Fassung genug, um im Gebete die Sache und das Leben ihres Geliebten dem Herrn anzuempfehlen. So ging der Tag vorüber, als gegen Abend das Gerücht von der Niederlage des Königs sich verbreitete. In grenzenloser Verzweiflung stürzte Imagina hinaus; das Gewühl nicht achtend, durchirrte sie das mit Leichen besäete Schlachtfeld, Adolfs Namen rufend. Ueberall war Entsetzen, Flucht, Plünderung. Ein Häuflein Krieger hatte sich gesammelt, wo neben einem Eichbaum mehre Gefallene nahe bei einander am Boden lagen — mit einem Schrei des Entsetzens warf die Ungluckliche sich über einen der Todten hin.

Es waren die blutigen, verstümmelten Reste Adolfs von Nassau, die sie, selbst eine Leiche, mit ihren Armen umschlang.

Der Kurfürſt von Mainz, welcher das Hauptwerkzeug zum Verderben des Königes geweſen war, dem aber ſein eigenes widriges Schickſal ſich vorzuſpiegeln ſchien im Augenblick, wo er Jenen durch Albrechts Hand fallen ſah, ließ den Leichnam im Kloſter Roſenthal beerdigen, da man ihm die Aufnahme in die Kaiſergruft zu Speyer verſagte. Auf der Stelle, wo er gefallen, erinnern ein Kreuz und eine Inſchrift an ſeinen blutigen Ausgang. Von ihm reden auch die Trümmer Adolfseckś, welche der unverſöhnliche Albrecht bald nach der Gelnheimer Schlacht ſchonungslos durch ſeine Rotten zerſtören ließ.

Eppstein.

Heilquellende Brunnen entsprudeln den anmuthigen Thälern des Taunus, an Erinnerungen reiche Burgen blicken von seinen bewaldeten Höhen, die wie eine Kette das schöne, fruchtbare Land umschließen, welches auf dem rechten Ufer des Mains sich dahin zieht. Mächtige und angesehene Geschlechter wohnten hier nebeneinander, wo Falkenstein, Königstein, Eppstein, Sonnenberg, Hohenstein liegen, wo der Altking und der Feldberg, an die Begebnisse altfränkischer Geschichte mahnend, ihre stolzen Häupter über die nachbarlichen Berge hervorstrecken.

Wo jetzt, von Thal und Hügel eingeschlossen, in der sogenannten Nassauischen Schweiz, das Dorf Eppstein mit dem hohen Thurme und den starken Mauern liegt, welches der Stammsitz weitgebietender und vielverschwägerter Herren war, deren Geschlecht dem

Mainzer Erzstift manchen Hirten gab: in diesen nun stillen Gegenden wohnte einst ein ungeschlachter Riese. Auf seine Körperstärke trotzend, wollte er Keinem gestatten, sich im Thale anzusiedeln: mehr aber noch, als des Ackerbauers niedere Hütte, war ihm die Burg des Edeln zuwider, und hätte es an ihm gelegen, so würde kein Mauerring sich auf den Höhen des Taunus erhoben haben. Da geschah es einmal, daß er das Land verlassen mußte, um einigen Ländern im Elsaß zu helfen, welche Mühe hatten, sich der Angriffe der schwachen, aber durch ihre Zahl und Gewandtheit überwiegenden gewöhnlichen Menschenkinder zu erwehren. Kaum war der grenze Hüter von Aue und Wald fort, so steckte in der Umgebung Alles die Köpfe zu den Fenstern hinaus und lugte rechts und links, und nachdem die Leute sich überzeugt hatten, daß das Ungethüm wirklich verschwunden war, bekamen sie Alle viel Muth, und nachdem sie tief Athem geschöpft, beschlossen sie sich den Umstand zunutze zu machen und ohne langen Prozeß sich in die liegende Erbschaft zu theilen. Als sie damit im Gange waren und es schon manchen Zank und Hader abgesetzt hatte, indem keiner des Andern Ansprüche gelten lassen wollte, traf es sich, daß ein junger Rittersmann in das Thal kam. Diesen wählte die uneinige Gemeinde zum Schiedsrichter, und er verwaltete sein Amt, trotz seines nur unscheinbaren Bartes, so gut, daß nach zwei Tagen alle Zwistigkeiten beigelegt waren, und er selbst, zu seiner eignen Verwunderung, sich im Besitze des mit frischem Grün bedeckten Hügels fand, der sich sanft aufsteigend aus der Niederung erhebt.

Eppo, so hieß der Jüngling, begriff sehr wohl seine Stellung und seine Pflichten. Sein Säckel war ziemlich leer, aber durch Feinheit und Ueberredungskunst wußte er zu ersetzen, was ihm hier abging. Das Landvolk lernte bald einsehn, daß es nichts besseres thun könne, als dem Ankömmling beim Bau einer Burg helfen, die mit denen der Nachbarn wetteifern würde. Wie schön mußte sie sich mit ihren Zinnen zwischen den dichten Waldungen ausnehmen! Welchen Schutz konnte sie dem ganzen Lande bieten, wenn es dem Riesen einmal wieder einfiel, seine verlassenen Besitzungen zu besuchen! Die Wahrheit aber war, daß der Ritter, welcher gerade diesen letztern Grund am meisten hervorzuheben sich bemühte, so wenig im Ernste des Riesen gedächte, als die Bewohner des Thales es thaten. Es war nun eine rechte Lust, das rege Treiben und die freudige Bewegung unter dem Völklein zu sehn. Wäre Herr Eppo ein mächtiger Fürst gewesen, und hätte er über den Frohndienst Tausender und den Arm geschickter Werkleute verfügen können: der Burgbau hätte doch kaum geschwinder vorschreiten können. Die Mauern schienen aus dem Boden zu wachsen — die guten Landleute vergaßen ihre eigenen Wohnungen drüber, und wenn ja einmal ein Vorüberziehender nach dem Grund dieser außerordentlichen Thätigkeit sich erkundigte, so erhielt er die Antwort: zu ihrer Aller und des Landes Wohl werde das Schloß gebaut.

Eppo lachte ins Fäustchen. Schon war das untere Geschoß fertig, und während einer schönen Sommernacht hatte er sogar beschlossen, die wenigen Stunden

der Dunkelheit eben zuzubringen. Zwar war noch kein ritterlich Gemach eingerichtet — aber was that's, der Gedanke, daß er auf seinem Eigenthum ruhe, ließ ihn selbst die harte Bank weich finden. So lag er beim Frühlicht noch im tiefsten Schlafe in einem Winkel, als er plötzlich durch ein tolles Getöse geweckt ward, das sich über seinem Kopf und auf allen Seiten vernehmen ließ. Erschrocken erhob er sich vom Lager und traute noch seinen Sinnen nicht. Balken und Pfosten schienen mit Gewalt niederzufallen, die Erde erbebte unter den schweren Stößen. Und dabei ließ sich ein Gebrülle vernehmen, das dem eines Jochs wüthender Stiere glich. Eppo'n fehlte zwar auch eben der Muth nicht, aber er hielt es doch für besser, sich für's erste in Sicherheit zu bringen, da er jeden Augenblick fürchten mußte, die Wölbung werde über ihn zusammenfallen. Und er hatte auch keine Zeit zu verlieren — kaum war er durch eine Fensteröffnung ins Freie gesprungen, so stürzte ein Theil des Baues mit donnerähnlichem Gekrach zusammen, und mitten in den Trümmern stand der aus der Fremde heimgekehrte alte Riese, mit wilder Geberde seine Keule schwingend, und des erschreckenen Volkes spottend, das sich in tödtlicher Angst in der Ferne hielt und dem Werke der Zerstörung zusah, ohne helfen zu können.

Kein Tag war vergangen, und statt des schönen Baues war nur ein wüster Steinhaufen auf dem Hügel zu sehn. In diesem schlug der Riese sein Hauptquartier auf und belästigte und ängstigte auf alle Weise die Umgegend. Wie sehnten sich da die Bewohner nach den

vergangenen Tagen zurück! Eppo schien eine Zeitlang in Sinnen verloren, dann verließ er das Thal, aber nicht ohne das Versprechen zu geben, er werde bald zurückkehren. Die Landleute schienen seiner Rede wenig Glauben beizumessen, und als mehre Wochen vergingen, ohne daß sie die geringste Kunde vernahmen, begannen sie sich in ihr Schicksal zu fügen, und nahmen sich vor, den Gast zu vergessen. Doch siehe, eines Morgens erschien er wieder in den Hütten, wo er mit Jubel empfangen ward; mit ihm kamen ein halb Dutzend Gesellen, welche schwere Säcke auf Maulthieren mitschleppten. Was in diesen enthalten sei, wollte der Ritter nicht sagen, und empfahl seinen Freunden die strengste Verschwiegenheit über sein Kommen an. Zugleich erkundigte er sich, wann und auf wie lange der Riese sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte, und nachdem er vernommen, daß gerade jetzt die Zeit desselben da sei und bei der heißen Jahreszeit nicht allzukurz wäre, begab er sich, von seinen Gefährten begleitet, in größter Stille nach der zerstörten Burg.

Eppo wußte nicht, sollte er weinen, sollte er sich freuen, als er die Stätte wiedersah. In einiger Entfernung schon vernahm er das laute Schnarchen des Usurpators, wofür er den Riesen zu erklären keinen Anstand nahm, und mit Mühe gelang es ihm, seine Begleiter bei dieser Musik, welche den langgezogenen Tönen eines enormen Dudelsacks glich, vor dem Reißausnehmen zu bewahren. Der Schläfer lag in der Vertiefung, welche sich zwischen den noch übriggebliebenen Mauerresten gebildet hatte; einige Ellen groben

Segeltuchs dienten seinem Gesichte zum Schutz vor der sengenden Hitze einer Juli-Sonne. Durch Zeichen ertheilte Eppo seine Befehle: in einem Nu wurden die Säcke geöffnet, eine Menge von Eisenringen herausgenommen und in größter Geschwindigkeit zusammengefügt. Alles ging glücklich von Statten: im Augenblick, wo der Riese zusammenzuckend die Augen aufschlug, lag auch schon das schwere Netz über ihm und war auf allen Seiten wohlbefestigt. Eppo aber stand auf der Mauer, und lachte noch toller über den Gefesselten, als dieser sich einst über ihn, den Fliehenden, lustig gemacht hatte. Das Hüfthorn des Ritters rief bald alle umwohnenden Landleute herbei, und mit Verwunderung und Freude erblickten diese ihren schlimmen Feind, der ohnmächtig unter den ihn enge umschließenden eisernen Banden tobte, und einen Strom der grauenvollsten Verwünschungen ausstieß. Aber Niemand kehrte sich daran und nachdem die nöthigen Vorsichtmaßregeln getroffen waren, gingen die Meisten nach Hause. Am andern Morgen schon brachten die Wächter die Nachricht, der Gefangene habe sich im Grimme den Schädel an der Steinwand zerstoßen.

Der Bau des Schlosses wurde nun wieder begonnen, und bald stand es da, fest und stattlich wie irgend eines. Von seinem ersten Besitzer erhielt es den Namen Eppstein, und um kommenden Geschlechtern zu zeigen, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, wurden des Riesen Gebeine über dem großen Thore angeschmiedet. Dort dienen sie noch als Wahrzeichen. — Ob nun die Hoffnungen des Landvolks in Erfüllung gingen, und

Eppo ein dankbarer und gütiger Herr und Beſchützer war, davon ſchweigt die Geſchichte. Aber ihre Jahrbücher erzählen, daß die Herren von Eppſtein reich und mächtig wurden, und eine wichtige Rolle ſpielten bei den wechſelvollen Ereigniſſen des deutſchen Kaiſerreiches, bis ſie im ſechszehnten Jahrhundert ausſtarben. Die Burg iſt verödet, aber in der Kirche des Oertchens finden ſich noch manche Grabſteine der alten Beſitzer.

Eginhard und Emma.

Das war eine gute, groſse und in ihren Folgen beglückende Zeit, da der groſse Karl Hof hielt zu Ingelheim auf der hohen Kaiſerburg. — Vierzehn Kinder ſtanden ihm zur Seite, die köſtlichſte Zierde der kaiſerlichen Habe. Des Vaters Auge aber ruhte mit beſonderm Wohlgefallen auf der jüngſten Tochter, Emma (ſo nennt ſie die Sage), die nicht nur in allen häuslichen Tugenden von beſondrer Tüchtigkeit war, ſondern auch mit ſeltenem Eifer jede Gelegenheit benutzte, um ihren Geiſt durch die damals noch ſo wenig gepflegten Wiſſenſchaften zu bereichern. Dabei war ſie ſo tadelloſen Leibes, daß — wenn das Chriſtenthum nicht ſchon in voller Blüthe geſtanden — man wohl geglaubt haben würde, es wäre die Göttin Venus noch einmal vom Olymp herabgeſtiegen, um die Sterblichen zu unbedingter Anbetung zu zwingen. Den Kaiſer aber erfreute

beides gar sehr: ihr verständiges Gespräch im Kreise der Hausgenossen und ihr anmuthiges Wesen in Webekammer und Küche, wo sie sorgsam Alles ordnete und auch mit Hand anlegte, besonders wenn es galt den Gaumen ihres Herrn und Vaters zu befriedigen, dem sie namentlich ein Gericht von Rehfleisch schmackhaft zu bereiten und zu würzen verstand, daß keine Andre es ihm zu Dank machen konnte. — Wenn der Kaiser sie so in Küche und Keller schalten und schaffen sah, pflegte er sie wohl mit dem väterlichen Liebesnamen „meine Imme" zu nennen.

Aber Emma war noch weit geschäftiger, als der gute, obwohl gestrenge Vater es ahnen mochte. Nicht nur am Tage war ihr Fleiß unermüdlich, auch zur Nachtzeit pflegte sie nicht des Schlafes, sondern viel süßerer Freuden. — Unter des Kaisers Räthen befand sich Einer, der viel schöner und anmuthiger, auch viel jünger war als alle Uebrigen, und dennoch der Gelehrteste und Verständigste des ganzen Rathes — bis auf einen einzigen Punkt, an welchem denn freilich seine ganze Weisheit scheiterte; — und dieser Punkt war — die zärtlichste Liebe für Emma, die von der schönen Jungfrau in nicht geringerem Grade erwidert ward.

Nun war aber, trotz der großen Leutseligkeit des Kaisers, doch ein allzustarker Abstand zwischen der jüngsten seiner Töchter und dem jüngsten seiner Räthe, so daß es zur Tageszeit dem liebenden Paare unmöglich war, sich anders als vom Zwange der Verhältnisse umgeben zu sehen, während es doch auch in keiner Weise

räthlich schien, auch nur den Versuch zu machen, den Kaiser für die Wünsche der jugendlichen Herzen zu stimmen.

Dieser Umstand ward aber den Liebenden bald so lästig, daß sie sich entschlossen, die stille Nacht zum Arzt des Tages zu machen und es ihr zu überlassen, ihren duftigen Thau dahin zu gießen, wo die Sonne allzu stark gesengt hatte, oder Gedanken an das sanfte Mondlicht zu locken, die des Tages zu heller Schein zurückschreckte. Und siehe da — in Emma's Kämmerlein, zu dem sie ihrem Eginhard heimlich den Eingang gestattete, da schwand im matten Silberlicht der Sterne der Unterschied zwischen des Kaisers Tochter und seinem Diener.

Doch auch in der Stille der Nacht und von allen Zeugen entfernt, blieb ihre Liebe rein und keusch, und sie sündigten nicht gegen Gott — nur gegen die Sitte der Menschen.

Manche Sommernacht wurde in dieser süßen Stille am offenen Fenster verplaudert, und meist erzählten sich die Liebenden Dinge, die der ganze versammelte Hof des Kaisers ohne Anstoß hätte anhören können; sogar die Gegenstände, in denen Eginhard Emma unterrichtete, wurden hier verhandelt; es war ihnen nur darum zu thun, sich ohne Zwang an einander erquicken zu dürfen; oft auch trat eine heilige Stille ein, Emma sah in das schweigende Dunkel voll leuchtender Sterne, und hing an der Erde nur durch die Hand, die Eginhard hielt, die wiederum mit dem Himmel durch den Blick zusammenhing, den er auf ihr Auge heftete. — Als die Herbstnebel

mit der höher schwellenden Fluth des Rheinstroms herangezogen und das Fenster zugemacht werden mußte, da gedachten sie wohl öfter der düstern Weltverhältnisse, die ihre reine Liebe verdunkeln wollten — und sie schlossen sich noch enger, wärmer und fester aneinander.

Endlich fingen die Novemberstürme an zu toben; Emma hüllte sich in schützende Gewänder, während Eginhard vor der Wärme seines glühenden Herzens keine Kälte verspürte; wieder hatten sie die lange Nacht, versenkt in Liebesträumen, im Kämmerlein gesessen, da verkündete die Sanduhr, daß es für Eginhard an der Zeit sei, in sein Gemach zurückzukehren, das jenseits des Schloßhofes lag.

Emma geleitete ihn bis an die äußere Pforte und — als sie diese leise geöffnet, da fuhren beide erschrocken zurück, — der ganze weite Raum, den Eginhard durchschreiten mußte, war mit frisch gefallenem Schnee bedeckt. —

Ach! wie war nun guter Rath theuer! Denn daß Mannestritte, von der Schwelle des jungfräulichen Gemaches über den Hof führend, gesehen würden, das konnte Emma nimmermehr gestatten, und weder vor dem Gerede der Menschen, noch vor dem Zorne des Kaisers verantworten.

Nach kurzem Sinnen geschah eine That, die seitdem von tausend Liedern besungen und zum schönsten Liebesdenkmal erhoben wurde: Das starke rüstige Mädchen nahm den Geliebten auf den schlanken Rücken und schritt mit leisem Zeh über die weiße Fläche hin, die jetzt nur die Spuren kleiner Frauenfüße zeigte.

Aber — auch der Kaiser hatte die Nacht durchwacht; nicht in zartem Liebesgekose, sondern in ernster Sorge um sein Reich, und als er sich endlich zur Ruhe legen wollte, öffnete er noch einmal sein Fenster und sah hinaus auf den beschneiten Hof und freute sich im Voraus der schönen Wildspur — da sieht er plötzlich sein geliebtes Kind, die Last eines Mannes auf dem Rücken, durch den Hof eilen, und dann schnellen Schrittes zu ihrem Gemache zurückspringen. O Kaiser! wie mag Dir der Morgenschlaf nach dieser durchwachten Nacht bekommen sein? —

Des andern Tages saß Kaiser Karl zu Rathe auf seinem hohen Stuhle, und die den Kreis um ihn schlossen, erschraken ob des Ernstes und der Trauer, die Karls hohe Stirn bedeckten. — Nach fast langem Schweigen warf er zu allgemeinem Erstaunen die Frage auf: was eine Königstochter, die bei nächtlicher Weile einen Buhlen in ihr Zimmer aufgenommen, verdiene?

Die Räthe sannen und sprachen hin und her; aber sie kannten ja die milde Sinnesart ihres Herrn, und gaben endlich ihre Stimme dahin ab: in Liebessachen sei das Räthlichste — Verzeihung.

Der Kaiser entgegnete nichts, fuhr aber fort zu fragen: was ein niederer Edelmann, der sich nächtlicher Weile in die Kammer einer Königstochter eingeschlichen, verdiene?

Und die Räthe, die wohl ahneten, wer gemeint sein möge und den jungen Eginhard liebten, gaben abermals ihre Stimme ab: in Liebessachen sei das Räth-

lichste — Verzeihung! Nur Eginhard selbst, der zu unterst im Kreise saß, und der fühlte, wie die Reue sein Herz und die Scham seine Wangen bestürmte, zwang die zitternde Stimme zur Festigkeit und sprach bescheiden: „er verdient den Tod!“

Der Kaiser sah ihn lange an und erwiederte: „nicht den Tod! — Doch mögen die hinausgehen in die Welt und vergessen sein von Allen, die sie geliebet haben.“

Als Emma die Kunde erhielt, weinte sie, daß ihr das Herz brechen wollte, doch fühlte sie, daß sie keinen milderen Spruch habe erwarten dürfen. — Still legte sie ihr fürstliches Gewand ab und wand das Geschmeide aus den langen goldenen Haaren los; dann gürtete sie ein grobes Kleid um ihren Leib und nahm zärtlich Abschied von den Orten, die sie geliebt und den Thieren, die sie gepflegt hatte. — Ihr Täubchen setzte sich auf ihre Schulter und begehrte die gewohnte Nahrung; doch sie küßte es mit Thränen — und ließ es fliegen. — Sie wendete der hohen Kaiserburg den Rücken und ging mit beklemmter Brust den Fußsteig zur Rechten der Heerstraße entlang. Sie war noch nicht weit gegangen, als sie mit dem goldenen Haar die Thränen aus den Augen wischte um sich umzusehen; — da ging auf dem Fußwege zur Linken der Heerstraße ein Anderer, in tiefem Schmerz versunken, und ließ das Haupt auf seine Brust sinken, als sie ihn ansah; — und von Neuem flossen ihre Thränen, und stärker noch als zuvor. So ging sie noch eine gute Strecke, bis der Fußsteig zu Ende war und sie auf die Straße hinabstieg und ihm die Hand hinreichte; — die ergriff er

und drückte ſie an ſein Herz, dann gingen ſie neben einander hin, ſtill und traurig, aber ſie weinten nicht mehr.

Als es Abend war, hatte ſich der Wald um ſie gedichtet und ſie ſahen ein fernes Feuer. Erſchöpft und hungrig gelangten ſie dahin und fanden zwei Köhler, die ihr Nachtmahl verzehrten, und deren Herzen ein Blick auf Emma dergeſtalt erweichte, daß ſie nicht nur die Hungrigen ſättigten, ſondern auch den Müden ein Lager von trockenem Laub bereiteten. Aber Eginhard, nachdem er die Geliebte gebettet hatte, ſetzte ſich ans Feuer, und ſchürte es an, um das Zweighäuslein zu erwärmen, bis ihm die Augen zufielen und auch er in feſten Schlaf fiel. Als der ſpäte Morgen dämmerte, ſchlummerten Beide noch; ſie waren nach ſolcher Wanderung und ſo mancher ſchlafloſen Nacht vorher der Ruhe wohl bedürftig, und in dieſer Einſamkeit des Waldes, fern von den Menſchen und ihrem Zwange, war es zum erſten Mal, daß ſie, wie durch Kloſtermauern getrennt, ſich keine Liebkoſung und nicht einmal ein Wort der Liebe erlaubten. — Als ſie endlich erwachten, waren ſie allein: die Köhler hatten ſie verlaſſen, doch mancherlei Werkzeuge und ſelbſt Nahrungsmittel für mehrere Tage hatten ſie zurückgelaſſen. Emma trat aus ihrer Hütte hinaus in den Wald und ſah Eginhard ſtumm in der Ferne ſtehen; aber ſie rief ihn zu ſich und ſagte: „Wen hab' ich denn, als dich, wen haſt du denn — als mich?“ — und weinend ſanken ſie ſich in die Arme.

Bald war es anders. Rüſtig ging das junge

Paar an den Bau einer Hütte, die bequem für Zwei war. In den Morgenstunden schoß Eginhard Wild, und mit den Fellen bekleideten sie die Wände, deren Fugen sie vorher mit Moos verstopft hatten. Und nachdem das Häuschen vollendet war, trat Eginhard eines Morgens zagend vor Emma und sprach: „Wer wird uns den Segen des Herrn geben?" Emma aber führte ihn zu einem schlanken Baumstamme, den sie zu einem Kreuze gestaltet hatten, und Beide knieten davor nieder und baten Gott um seinen Segen zu ihrem Ehebunde, der nun nicht länger verschoben werden sollte; da rauschte ein heller Flügelschlag über ihren Häuptern, und als sie aufblickten, saß Emma's Taube über ihnen im Baum. Nun waren sie Mann und Weib, und weilten dort noch lange in seliger Umarmung.

In Ingelheim aber grämte sich Kaiser Karl um seine Imme, denn er hatte nichts in der Welt so sehr geliebt wie sie, und mit ihr schien die Freude aus seinem Schlosse gezogen zu sein. Zwar ging er noch fast täglich auf die Jagd und erlegte Wild die Fülle, doch es war Niemand da, der ihn so liebevoll empfing, wenn er heim kam, wie einst seine Emma. Auch bleichte sein Haar und seine Wange fiel ein, und wer ihn nur vor ihrem Ausscheiden gesehen, der hätte ihn jetzt nicht wieder gekannt. Und die Räthe seufzten stumm nach der Rückkehr des geliebten Paares, und schickten heimlich Boten in die Runde; aber sie waren verschwunden, und keine Spur ließ ahnen, wohin.

Zum fünften Male war der Herbst angebrochen, seit jenem, der Emma aus des Vaters Schloß vertrieb;

doch es lag noch kein Schnee auf der Heide, vielmehr lächelte die Sonne, als ob sie noch die sommerliche Flur beleuchtete. — Da machte der Kaiser einen weiten Jagdzug in den Odenwald; eines Tages, da er einen Hirsch verfolgte, sah er sich ganz allein unter den rauschenden Wipfeln des dichtesten Waldes. Sein Jagdruf auf dem gewaltigen Bügelhorn, das seinen Besitzer bis auf den heutigen Tag überlebt hat, blieb unbeantwortet, und er sah sich endlich genöthigt, solchem Abentheuer nicht abhold, die müden Glieder auf das weiche Moos zu strecken und für diesmal auf sein Abendbrod zu verzichten. Plötzlich theilten sich neben ihm die Büsche, ein kekes Reh sprang hervor und hinterdrein ein Knabe, der es zu haschen strebte. Als der den großen Mann im Moose liegen sah, stand er still, ging dann auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der Kaiser fühlte sich beim Anblick des schönen Kindes bewegt, das alsbald ein gar ergötzliches Spiel mit seinen Waffen begann und endlich mit dem mächtigen Schwert in's Dickicht lief. Der Kaiser rief: „Still hier, du kleiner Faut!" Aber das Kind hörte nicht, und so mußte er sich schon entschließen, ihm zu folgen, was das Reh schon längst gethan hatte. — Nach kurzem Gange stand er auf einem freien Platz im Walde, wo eine zierliche Hütte stand, vor der Hütte saß eine engelschöne königliche Frau, die ein Kind säugte und hinter welcher der Knabe mit dem Schwerte sich verbarg. Sobald die Frau den hohen Fremden sah, stand sie auf, bewillkommte ihn und fragte nach seinem Verlangen. Doch kaum hatte er einige Worte gesprochen, als sie plötzlich mit ihrem Säugling

in die Hütte lief. Der Kaiser sah ihr verwundert nach, aber er kannte sie nicht; fünf Jahre und Kleidung und zwiefaches Mutterglück hatten sie mehr noch verschönt als verändert, beides aber in so hohem Grade, daß sie dem Auge des eigenen Vaters nicht kenntlich war. — Bald kam sie mit Früchten und kaltem Imbiß, doch ohne den Säugling zurück, und unterhielt sich freundlich mit dem Gaste, der seiner Verwunderung nicht Herr werden konnte, solchen Vogel in solchem Neste zu treffen. Als es schon stark zu dunkeln begann, kam ein rüstiger Jäger mit einer erlegten Rike aus dem Walde, dem das lange braune Haupt- und Barthaar keineswegs ein verwildertes, vielmehr ein gar stattliches Ansehen gab. Auch er reichte dem Fremden treuherzig die Hand und unterhielt ihn verständig, während die schöne Frau in der Hütte das Reh zerlegte, um die Abendmahlzeit zu bereiten, und der Kleine um die beiden Männer herumspielte, daß der Kaiser seine herzinnige Freude an dem Frohsinn des Kindes hatte. Schon war es dunkel, als die Frau sie Alle in die Hütte rief zum Abendessen. Wie staunte der Kaiser über die Zierlichkeit des Gemaches, das mit Fellen behangen und mit Federn und Steinen geschmückt, ein wirklich einladender Aufenthalt war; aber welch' ein seltsames Beben ergriff ihn, als sein Blick auf der runden, von einer großen Lampe erhellten Tafel ruhte, und er nun gewahrte, daß Alles genau so angeordnet war, wie er es daheim gewohnt war und liebte; und als endlich gar der Duft der Speise zu ihm heraufstieg und ihn an längstentflohene Tage mahnte, da hob er den Blick auf Emma und Eginhard. — Sie aber hatte ihre

Kraft verlaſſen, weinend ſank ſie dem Vater zu Füßen — und Eginhard ſchlich ſich mit dem Knaben hinaus, um ein ſolches Wiederfinden nicht zu ſtören. — Doch er hatte nicht lange draußen geſtanden, als der Kaiſer ihn rief und an ſein Herz drückte.

Indem erſchallte draußen Hörnerklang und Rüdengebell; — bei hellem Mondlicht zog das Jagdgefolge des Kaiſers heran; — er aber ſagte nach kurzem Gruß: „Ich habe ein köſtlicher Wild gefunden, denn je" — und zeigte ihnen ſeine herrliche, königliche Tochter und den vielgeliebten Schwiegerſohn ſammt den holden Kindern! —

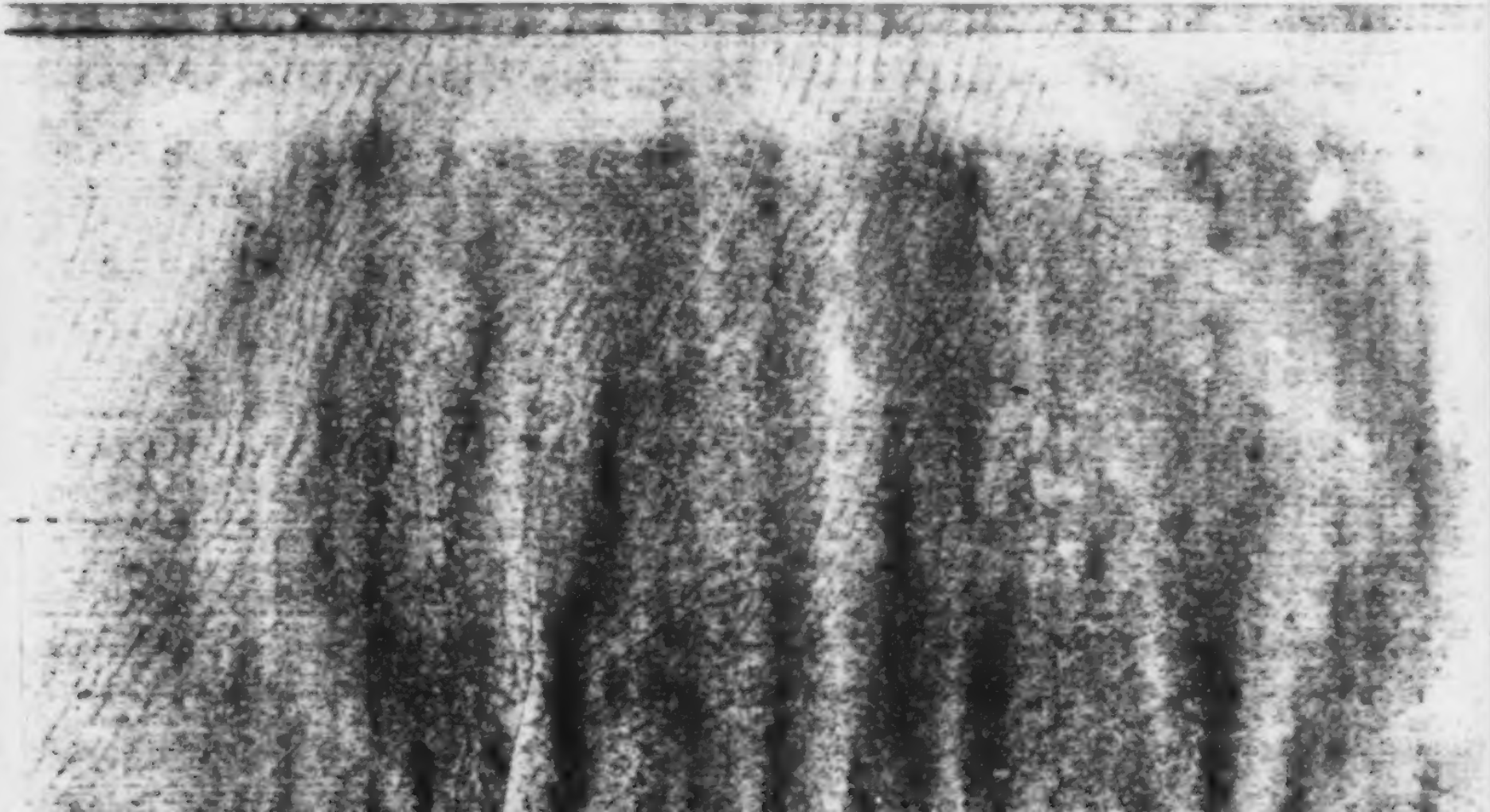
So verließ Emma aufs Neue ihren Wohnort, ihre Lauben und Fruchtgärten, und zog ſammt Vater und Gemahl nach Ingelheim und dann nach Aachen, wo der Letztere die Thaten des Erſteren aufſchrieb und verewigte. — An der „ſeligen Statt" aber, wo Emma fünf Jahre mit ihrem Gemahl verlebte, ward das Kloſter Seligenſtatt gegründet, wo ſpäter ihr ſchöner Leib der Erde wiedergegeben ward. —

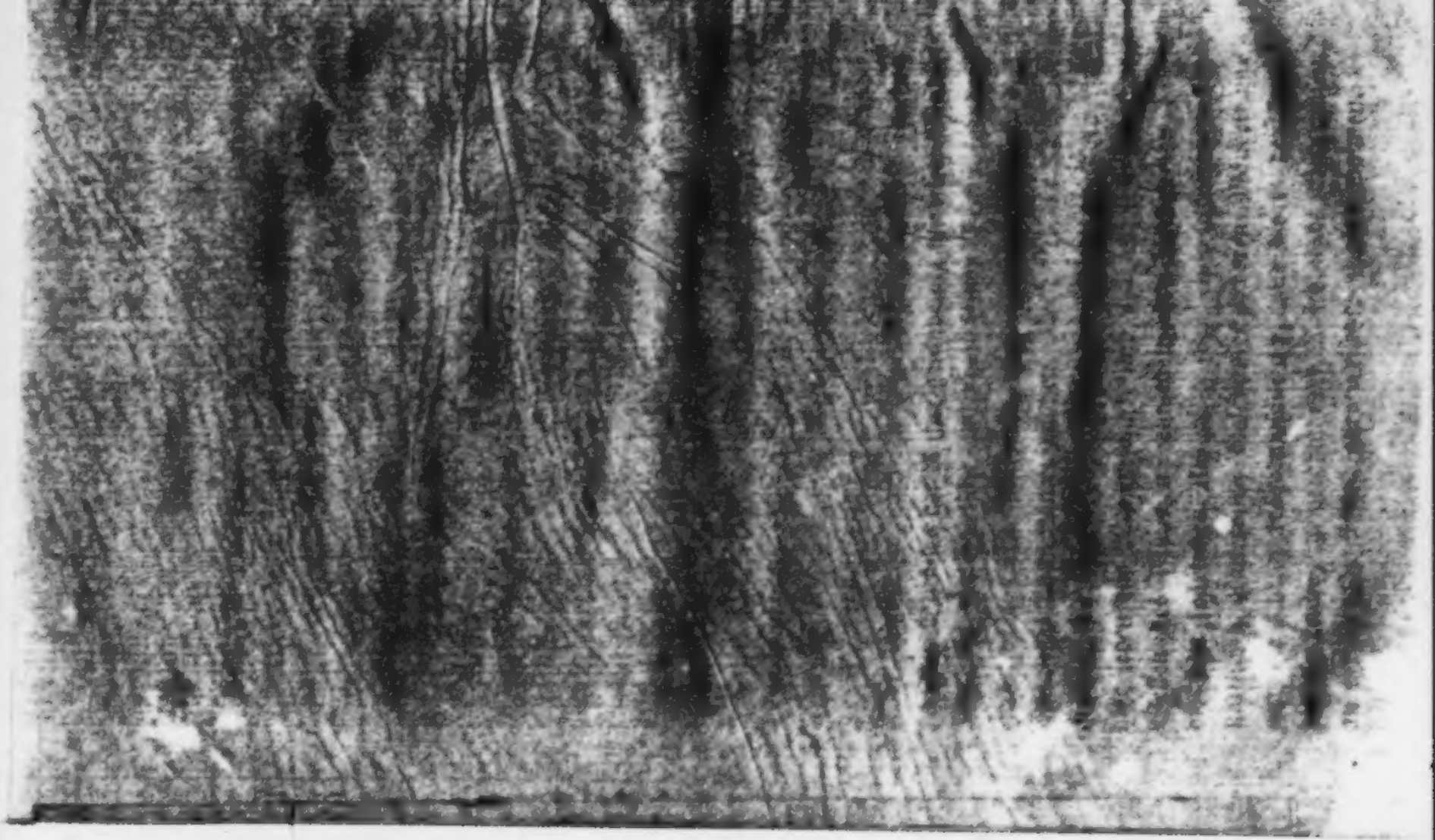
Friedrich und Gela,

oder:

Gelahausens Gründung.

Der Wanderer, der in dem Rheinparadiese in den höchsten Genüssen der Natur geschwelgt, wird von Mainz aus, wo der herrliche Rheingau seinen Segen spendet, auch wohl einen Abstecher über Frankfurt durch das Mainthal nach Hanau machen. Das liebliche Thal der Kinzig, die freundlichen Höhen der Wetterau laden von hier jeden zur Wanderschaft, und wie der Wandrer den Wellen des Flüßchens entgegenzieht, werden ihn bald die jetzt spärlichen Ueberreste der einst so prachtvollen stattlichen Kaiserburg Gelahausen, deren Mauertrümmer die Kinzig träge umschleicht, und die in der Vorzeit so reiche, gewerbblühende Reichsstadt Gelnhausen an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe mahnen.





Univ. Bibl.
München

Hier, wo ein freundlicher Gebirgszug die Höhen des Rhöngebirges mit dem Vogelgebirge der Wetterau eint, und die anmuthigste, üppige Natur das Herz des deutschen Vaterlandes aufs reichste gesegnet, verlebte Friedrich, des Schwaben-Herzogs Friedrich des Einäugigen Sohn, der Jugend schönste Blütentage. In allen ritterlichen Tugenden gewandt, machte der edle Jüngling ihre Uebung auch zur ersten Aufgabe seines Lebens. Seinem Speer und Bolzen entgingen selten die grimmen Bewohner der dichten Forsten, die rings die Höhen bekränzten. Das gefahrvollste Jagd-Abenteuer war ihm immer das Liebste, denn so konnte er ja seinen Muth und seine Kühnheit immer am besten erproben. Selten besuchte er irgend ein Ritterspiel, von dem er nicht als Sieger schied, und allenthalben war der schmucke Jüngling ein willkommener Gast.

Bannten des Winters Wetter ihn an den Heerd, so erfreuten ihn die Zeitbücher und Sagen vergangener Tage, und fromm und treu übte er dann auch, wie es dem Ritter ziemte, des Sanges schöne Kunst. Kehrte dann der Frühling mit seinen Sängern, seinen Blüthen und dem ganzen Gefolge der Freude in die heimischen Gauen, und lockten tausend Stimmen, der Blumen Duft, des Forstes früher Laubschmuck, die muntern Bächlein und all das Regen und Leben rings in der unerschöpflichen Werkstätte der Natur mit unwiderstehlichen Reizen hinaus in das Freie, dann schwärmte auch Friedrich, die treue Zither an der Seite, den Bogen auf dem Rücken, durch Wiese und Forst, über Hügel und Berg. Alles gab ihm neue Lieder und neue Freuden

denn was er so oft genossen, war und blieb dem jugendlichen frommen Gemüthe doch immer neu. Rings auf den Burgen, wo seines Vaters Vasallen hausten, war er ein freudiger Gast, und Trauer brachte immer sein Scheiden, wenn es ihn wieder hinaus zu der Frühlingsfahrt trieb.

So führte ihn auch einst sein Pfad zu einem stattlichen Ritterſitz. Und wie er nun zum Burgthor trat, ward er auf eine eigene Weise überrascht. Unter der Steinlaube der Thür zum Wohngebäude, die ein blühender Fliederstrauch überschattete, saß ein zartes Mägdlein, emsig mit der Spindel beschäftigt, während, umlagert von tüchtigen Rüden, der Burgmann, unter der Treppenbrüstung sitzend, an Waffenstücken putzte.

„Gott zum Gruß, Junghерr Friedrich!“ bot ihm der Alte das Wort und wollte sein Werk verlassen. Züchtiglich neigte sich die Jungfrau zum Gruße. „Laßt „Euch nicht stören, Herr Erwin, und ihr, zarte Magd“ entgegnete Friedrich, „Ihr gönnt dem fahrenden Gaste „wohl einen Imbiß und ein Lager, bis ihn die Lerche „wieder hinausruft.“ „Gela, einen frischen Meth!“ sprach der Alte, „Herr Friedrich nimmt vorlieb.“

Die Jungfrau wollte ihren Sitz verlassen, Friedrich bat aber scherzend, sie möchte nur bleiben und sich in ihrer Arbeit nicht unterbrechen, nach fahrender Sänger Weise wollte er! sich den Willkommtrank verdienen. Beide willigten in sein Begehr. Alser aber sang von des Frühlings Wonnen, und dem Sehnen, das er wecke in eines Jeden Brust und doch nie und nimmer stille, da ruhten Gela's Hände und ihr Auge wurde feucht, auch

der Alte hielt inne in seinem Werke, und selbst die Rüden schienen des Sängers Worten zu horchen.

Gern empfing Friedrich der Jungfrau Dank; süßer mundete ihm hier der Becher des Willkommens den sie ihm reichte, als sonst der köstlichste Labetrunk. Friedrich blieb in der Burg, denn wie konnte er auch so bald scheiden! Manch schönes Frauenauge hatte ihm schon gelächelt, und ihm in süßer Minne einen Himmel voller Seligkeiten verheißen, aber sein Herz war unberührt geblieben. In Gela's blauem Auge war ihm ein goldener Morgen aufgegangen; ein Gefühl, das ihn zu manchem Sange angetrieben, welchem er aber nie einen Namen zu geben gewußt, war ihm urplötzlich klar geworden, und erfüllte seine Seele mit Wonne; er hatte nur einen Gedanken: Gela — und in ihm lag das unaussprechliche Glück, für welches selbst sein Lied keine Klänge fand.

Kaum säumte des Frühroths erster Schein die Laubzinne des frischen Waldes, als Friedrich auch schon das Lager verließ, um seiner Laute zu vertrauen, was sein Herz so stürmisch und doch so mild, so wehmuthsvoll bewegte — aber diesmal wurde ihm die Traute untreu. Er eilte hinaus, um in der Frische des Morgens die Stürme seiner Gefühle zu beschwichtigen. Wie er nun durch die Burghalle schritt, da begegnete ihm Gela, schön wie die Rose, wenn der Sonne erster Strahl die Thauperlen aus dem duftenden Kelche weggeküßt. Er trat der Jungfrau näher, die ihm freundlich den herzlichen Morgengruß bot. Da ergriff er ihre Rechte, und mit bewegter Stimme, kaum seines Athems gewiß, sprach

er: „Schöne Gela, o laßt mich das Wort sprechen, ich „liebe Euch, Ihr seyd mir mehr werth, denn mein Leben!“ Ein brennendes Roth übergoß da die Wangen der Jungfrau und sie stand vor ihm, unfähig eines Worts der Erwiederung und die Augenwimpern in holder Schaam niedersenkend. Wollet mir nicht zürnen! rief Friedrich ganz verwirrt und eilte von dannen. Nicht wagte er zurückzukehren zu der Burg, wo es ihn doch so unwiderstehlich hinzog. Er barg seine Liebe im tiefsten Herzen, aber es entging seiner Umgebung nicht, daß eine gar große Veränderung in seinem ganzen Wesen vorgefallen. An Jagd, Kampf- und Ritterspiel fand er kein Behagen mehr, nur seiner Zither vertraute er, was sein innerstes Leben jetzt bewegte. Umsonst forschte sein Vater, umsonst fragte die besorgte Mutter, Judith, eine Tochter des gewaltigen Heinrichs, des Schwarzen, Herzogs von Baiern.

Allein zog er noch zuweilen hinaus in den Forst, und führte er auch Speer und Bogen mit sich, so waren die Thiere des Waldes doch sicher vor seinen Geschossen. Unwiderstehlich zog es ihn hin in die Nähe der Burg, wo der Stern seines Lebens glühte, jedoch wagte er es nicht, dem Mädchen zu nahen, denn schüchtern ist die erste Liebe und glaubt nur zu leicht und zu gern, ihren Gegenstand beleidigt zu haben. Als Friedrich nun wieder eines Tages in der Frühe durch den Forst strich, welcher die Burg, in der Gela wohnte, umgab, sah er plötzlich die Jungfrau, die an einer lichten Stelle Waldkräuter suchte. Nicht wußte er, wie ihm geschah, er wollte ihr seinen Gruß bieten, aber das

Wort erſtarb ihm auf der Lippe, und hocherſtaunt blickte die Jungfrau, ſelbſt erröthend, zu dem Jünglinge, der, wie durch Zauberbann feſtgehalten, vor ihr ſtand.

„Ihr ſeid unwohl?“ nahm Gela das Wort, „Herr Friedrich, wollt Ihr nicht auf unſrer Burg einſprechen, „um Euch zu ſtärken?“

„Gela! — rief Friedrich und ſtürzte vor ihr nieder, „Du zürneſt alſo meiner Liebe nicht? Ich darf hoffen, „Dich wiederzuſehen, Gela, Du wirſt Gehör geben mei„nem Herzen? Denn ich ſchwöre“ —

„O ſchwört nicht, und ſteht auf!“ unterbrach ihn Gela, „denn es ziemt ſich nicht, Euch, Herr, alſo vor „mir zu ſehen!“

„Gela, Dir gehört mein Leben, ich liebe Dich; nur ein Wort, ob ich hoffen, ob ich leben darf —

„Gela erwiderte zögernd: So ſeid denn Morgen, mit dem erſten Schein des Tages in der Burgkapelle!“ und eilte mit ſchnellen Schritten von dannen.

Friedrich taumelte auf; ein Traum ſchien ihm, was er geſehen, was er gehört hatte. War dem Jüngling je ein Tag langſam dahingeſchlichen, ſo war es dieſer, der ihn wieder als Gaſt in der Burg ſah.

Kaum hatte der Thurmwart Mitternacht verkündet, als ſich Friedrich auch ſchon in der Kapelle befand, ſehnend ſeiner Liebe harrend. So wie ſich das erſte Zwielicht des Morgens durch die bunten Fenſter der Kapelle ſtahl, knarrte das Pförtchen, das zum Burggange führte — Friedrich fuhr auf, ſein Athem ſtockte und ſein Auge war auf das ungewiſſe Halbdunkel gehefter. — Es war Gela.

Rasch eilte er ihr entgegen, und als er wieder mit feuriger Rede ihr seine Liebe gestand und um Erhörung flehte, da hieß Gela ihn niedersitzen, und sich traulich unbefangen in dem hohen Kirchenstuhle neben ihn niederlassend, sprach sie: „Herr Friedrich, daß „ich Euch hieher, und in dieser Stunde hieher beschieden, mag Euch schon zum Beweise dienen, daß „Eure Liebe in meinem Herzen Gegenliebe fand, wenn „auch meine Liebe mein einzig Gut bleiben muß, da ich „nimmer die Eurige werden kann. Euch ist ein anderes Loos beschieden, wählen müßt Ihr unter den edlen „Frauen des Landes, wie es Eurem Stande ziemet."

Schön, engelschön strahlte Gela in der Röthe jungfräulicher Schaam, die ihr Antlitz übergoß und von den Streiflichtern der ewigen Lampe, die vor dem Altare brannte, gar reizend gehoben wurde. Friedrich umschlang in dem Uebermaaße seiner Liebesseligkeit die Jungfrau, und wollte mit neuen Betheurungen seiner Liebe Gela's Gründe besiegen. Die Jungfrau aber sprach mit dem Tone milder Ergebung: „Herr Friedrich, ich bin überzeugt von Eurer Liebe, und hier im „Angesichte Gottes schwöre ich Euch, daß ich Euch ewig „lieben werde. Der Himmel möge mir vergeben, wenn „meine Neigung sträflich; aber so rein der Ort, an „welchem ich Euch dies Geständniß ablege, so rein soll „und muß meine Liebe sein. Die heilige Mutter des „Heilands wird mir dazu die Stärke verleihen."

Friedrich wußte nicht, wie ihm geschah, er wagte die Jungfrau nicht zu unterbrechen, sein Auge hing an ihrem Auge, aus dem ein Himmel der seligsten Gefühle

ſprach: „Und werde ich Dich wiederſehen, Gela? Wo?
„Wann?“

„Hier im Angeſicht der Gebenedeiten, deren Bild
„dort vom Altare auf uns niederſchaut, ſo oft Ihr wollt
„zu dieſer Stunde. Jedoch an keinem andern Orte,
„denn ich will mir den reinen Schatz meiner Liebe auch
„noch für ein beſſeres Leben bewahren. Hier ſtehen
„unſre Gefühle unter Gottes und ſeiner Engel Hut!“

Nicht bergen konnte Friedrich das Uebermaß ſeines Glückes, im ſtummen Entzücken ſank er an Gela's Hals — und ein Kuß beſiegelte den Schwur ihrer Liebe. — Jedes Frühroth fand die Liebenden von nun an, in ſtiller Liebesſeligkeit verſunken, an dem geweihten Orte; aber jeder irdiſche Wunſch blieb ihrer Seele fern — rein war ihre Liebe.

Als der Fall Edeſſas im Jahre des Heils 1147 in Deutſchland kund wurde, und Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte, rüſtete ſich auch Kaiſer Konrad III. zum Kreuzzuge. Auch in Friedrichs Bruſt wurde die Thatenluſt wieder rege, und mit ſeinen treuen Schwaben nahm auch er das Kreuz, ſeinem Ohm, dem Kaiſer, nach dem gelobten Lande zu folgen. Gela ſelbſt ermahnte ihn zu dem Zuge, wie es zieme dem künftigen Schwaben-Herzoge. Die Scheideſtunde kam. An der heiligen Stätte nahmen die Liebenden Abſchied, und als Friedrich der Jungfrau den letzten Kuß auf die Lippen drückte, ſprach er: „Unſer Liebesbund ſei für ewig geſchloſſen!“ „Für ewig!“ wiederholte Gela, ſich aus ſeiner Umarmung windend, denn die Hifthörner mahnten zum Aufbruch.

In allen Unfällen des Kreuzzuges wurde Friedrich aufrecht gehalten durch seine Liebe, die ihn Wunder der Tapferkeit ausführen ließ. Gela's Bild war sein Schutz und seine Stärke. Als des Kaisers Heer durch die Unfälle in den wasserlosen Einöden von Ikonium gezwungen wurde, wieder nach Konstantinopel zurückzukehren, erhielt auch Friedrich die Trauerkunde von dem Tode seines Vaters, welche ihn in die Heimath zurückrief. Kaum hatte er des Landes Huldigung empfangen, als ihn seine Liebe, welche die Trennung von der Geliebten nur noch um so glühender, um so inniger gemacht hatte, auch schon nach der Burg rief, wo seine Gela lebte.

Sehnsuchtsvoll den Wonnen des Wiedersehens entgegenharrend, und ihrer schon im Vorgefühle genießend, war er nach der Kintzig gekommen; hart traf ihn aber die Nachricht, Gela habe den Schleier genommen, und ihr Vater übergab ihm eine Schärpe, die Gela ihm an dem Tage, an welchem sie ins Kloster ging, für den jungen Herzog übergeben hatte. Friedrich fand in der Schärpe die Worte eingewirkt:

„Dem Herzoge ziemt ein ebenbürtiges Weib. Deine Liebe machte ein Jahr lang meines Lebens Glück, und wird es auf ewig bleiben. Unsre Liebe sey ewig!"

Friedrich hielt treu den Schwur. Die Schärpe geleitete ihn, das theuerste Pfand, auf allen seinen Heldenzügen, und wenn er auch, dem Wunsche seiner Familie nachgebend, sich im Jahre 1149 mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Theobald von Vohberg vermählte, so blieb dieser Verbindung die Liebe fremd. Schon im

Jahr 1153, als Deutſchlands Krone des edlen Hohenſtaufen Haupt zierte, trennte er ſich von Adelheiden. Treu blieb er aber ſeiner Liebe zu Gela. An der Stelle, wo die Burg ihres Vaters geſtanden, ließ er ſich einen prachtvollen Palaſt erbauen, der ſein Lieblingsaufenthalt wurde, und an der Stelle, wo er ſeine Gela überraſcht hatte, entſtand eine freundliche Stadt, der er den Namen „Gelahauſen" gab.

Längſt iſt das thatenreiche Geſchlecht der Hohenſtaufen zu Grabe gegangen, auch Friedrich der Rothbart iſt der Geſchichte anheimgefallen, ſeine Liebe zu Gela lebt aber noch unter dem Volke, und fand in der Stadt, die ihren Namen trägt, das ſchönſte Denkmal.

Der Mönch zu Lorsch.

Wer die Bergstraße entlang zieht, laubbedeckte Hügel auf der einen Seite, an deren Fuß freundliche Orte, auf deren Gipfeln graue Burgen liegen, auf der andern die fruchtbare Ebne welche der Rhein durchströmt, macht gerne vom alten Städtchen Heppenheim aus einen Ausflug nach der Niederung, wo auf einer Insel der Weschniz, nahe bei dem jetzigen gleichnamigen Flekken, die Reste der einst großen und mächtigen Benedictiner Abtei Lorsch liegen, welche ein oberrheinischer Gaugraf, Cancor mit Namen, unter des Frankenkönigs Pipin glorreicher Regierung stiftete. Wenig haben die Drangsale verheerender Kriege und die Veränderungen der Zeitumstände von den weitausgedehnten Gebäuden übrig gelassen, welche dem Orden gehörten, der in Teutschland, in Italien und Frankreich mehr denn ein andrer zur Wiederbelebung der Wissenschaft und zur Rettung und Erhaltung dessen beitrug, was in fin-

stern Zeiten vom Licht voriger Tage geblieben — aber noch lebt die Erinnerung, noch lebt der Name, noch stehn auf den Höhen unweit an der Bergstraße, im Odenwald und am Neckar die alten Schlösser, deren ritterliche Gebieter dem reichen Kloster Lehns- und Vasallendienste leisteten.

Silberne Locken flossen schon um Karls des Großen Scheitel, als er, auch im vorgerückten Alter der Gewohnheit seiner Jugend treu bleibend, von einem Königshofe zum andern zu ziehen, einst wieder in das obere Rheinland kam, das nicht ferne lag von seiner prächtigen Ingelheimer Pfalz. Es war an einem Nachmittage, als er mit dem wenig zahlreichen Gefolge, das ihn zu begleiten pflegte, am Thore von Lorsch hielt. Freudig empfingen die Bewohner des Klosters den frommen, ihren Stand ehrenden und mit weltlichen Vortheilen überhäufenden Kaiser.

Der Abend kam heran. In der Kirche, deren Spitzbogen sich auf massive Pfeiler stützten, breite Schlagschatten auf die niedere Wand werfend, war die Vesper gesungen worden; die Klänge der tiefen Männerstimmen waren eben verhallt, schon waren die Letzten der langen Reihe schwarzgekleideter Mönche in den gewölbten Klostergang getreten, und die noch auf dem Altare matt brennenden Kerzen warfen einen röthlichen Schein auf die halb in den Duft des Weihrauchs eingehüllten Gegenstände. Der Kaiser kniete noch auf seiner Bank, als er hinter sich zur Seite Geräusch vernahm, und ein Geistlicher, erblindet und vor Alter schwach und gebückt, an ihm vorüberging, von einem freundlichen, blonden

Knaben geleitet, der ihn zu den Stufen des Altars führte. Da kniete der Greis nieder und betete, und dem überraschten Kaiser schien's, als umglänze sein ehrwürdiges Haupt die Aureole eines Heiligen.

Karl blieb auf seinem Platze bis der Andächtige sich wieder erhoben, und an der Hand seines jugendlichen Führers in den Kreuzgang getreten war. Dann verließ auch er die einsam gewordene Kirche und begab sich ins Kloster. Noch waren viele Mönche mit dem Abte versammelt, als der Kaiser ihnen berichtete, was er gesehn, und den Namen des Greises zu wissen verlangte, der, ein Hoher und Heiliger, unter ihnen weile. In demselben Moment trat dieser in die Halle. „Da ist er" sagte Karl, und jetzt, beim hellern Lichte, bedünkte es ihn, als habe er schon früher die Züge gesehen, denen nicht mehr der Stern des Auges Leben und Ausdruck verlieh, in welchen aber die stille Heiterkeit des nach Kämpfen errungenen Friedens sich spiegelte.

„Kennet ihr diesen nicht mehr, den ihr vor euch sehet?" antwortete der Abt. „Es ist Thassilo." Erinnerung an vergangene Jahre, an mehr denn sein halbes Leben, weckte in des Kaisers Gemüthe der Klang dieses Namens. Er fand in dem Greise den, welcher, aus altem Fürstenstamm entsprossen, der Baiern Volk beherrscht, welcher, unversöhnlich ergrimmt auf seinen Lehnsherrn, um des Unglücks willen, das dieser auf das Haupt seines Schwiegervaters Desider gebracht, welchen er aus seinem schönen lombardischen Reich vertrieben, — dessen Sohn er nach vergeblich wiederholten

Kämpfen zur Flucht nach dem fernen Osten genöthigt, der durch heimliche Ränke und offene Handlung sich dem Mächtigen widersetzt hatte, aber, den eignen Landesgesetzen zufolge, zum Verlust seiner Würde und zum Tode verurtheilt worden war. Nicht das Blut des Gefallenen wollte Karl. Der Herzog wurde seines Amtes entsetzt und nebst Theodor, seinem Sohne, in ein Kloster gesperrt. Es erging dem letzten Agilolfingen wie dem letzten Könige des einst so mächtigen Lombardenreichs.

Der Kaiser, welcher nicht wußte, daß Thassilo sich zu Lorsch befand, *) wurde durch diese Begegnung tief erschüttert. Er stand in dem Alter, wo die Nichtigkeit irdischer Dinge sich immer lebhafter vor des Menschen Geist hinstellt, und die eben in der Kirche gesehene Erscheinung trug noch mehr dazu bei, den natürlich Gottesfürchtigen ernst und feierlich zu stimmen. Frommer Vater, sprach er zum Greise tretend, ihr und ich standen uns im Leben mehr denn einmal feindlich gegenüber: jetzt stehn wir Beide nicht ferne mehr von der Pforte, die zum letzten Wege führt. Gewährt mir Versöhnung, ehe wir scheiden — Karl ist es, der euch darum bittet. Gebt mir euren Segen!"

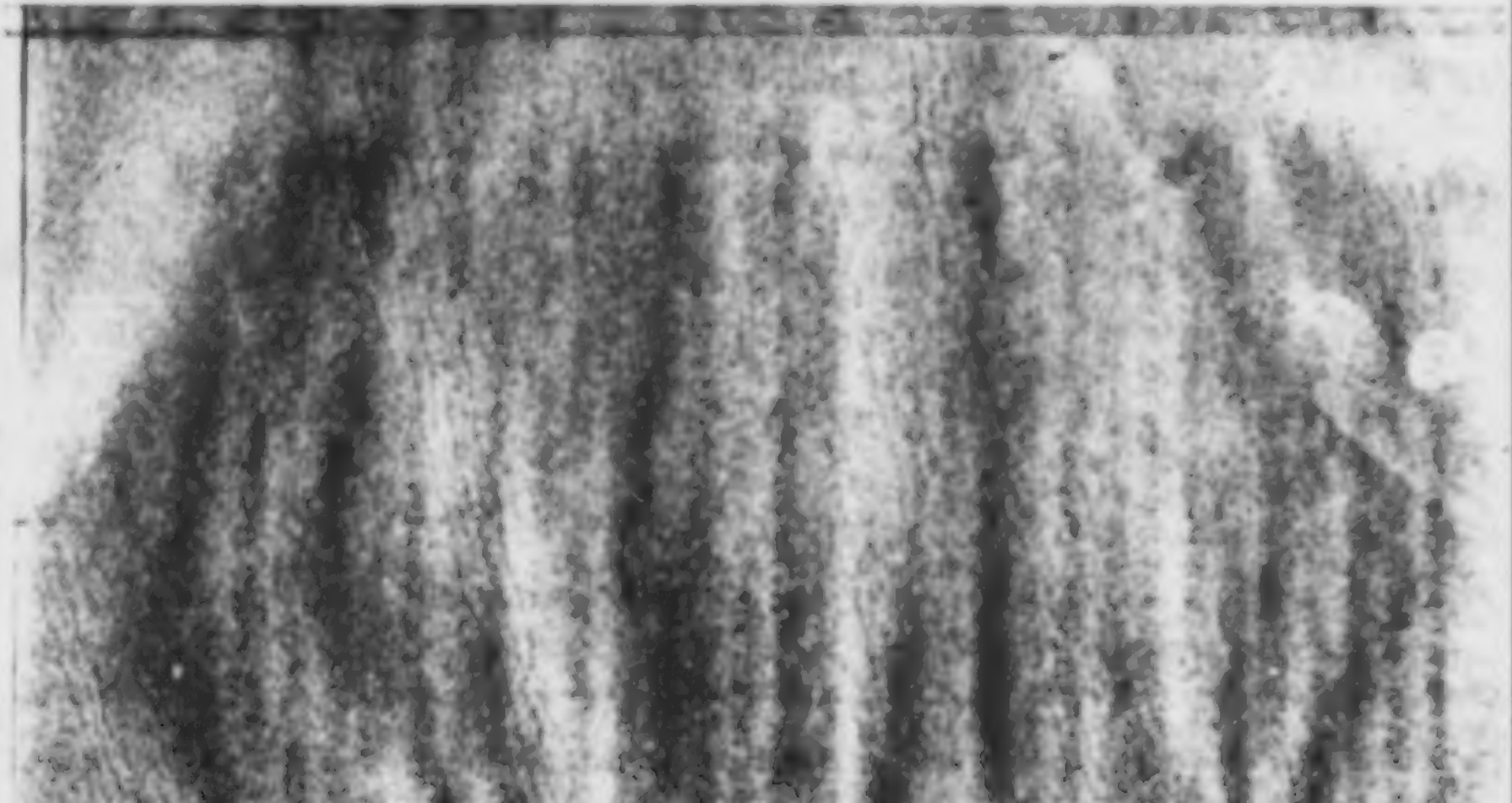
Eine zuckende Bewegung überflog auf einen Moment das Antlitz des Blinden, machte aber sogleich wieder der ruhigen, ernsten Fassung seiner Züge Platz.

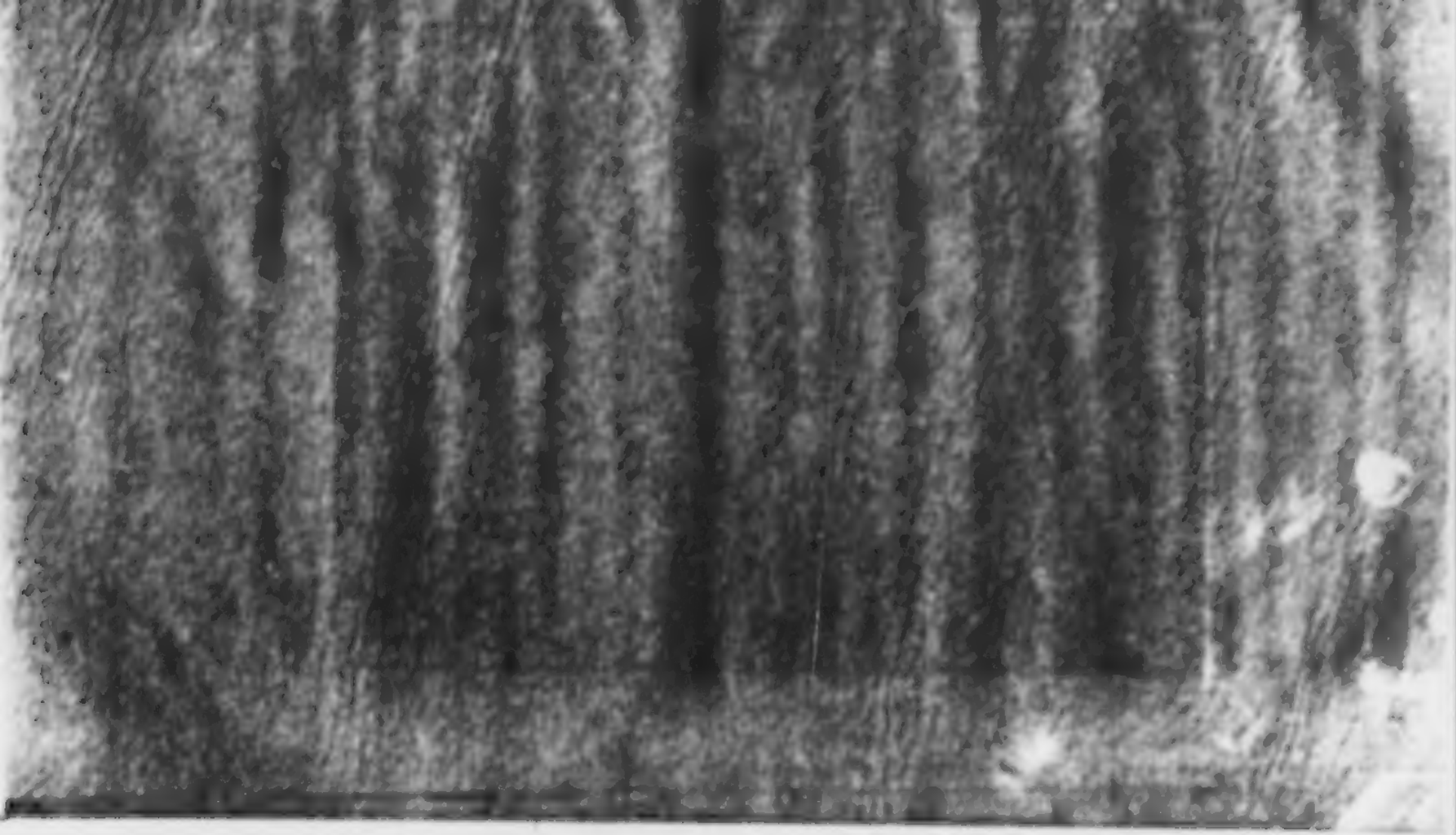
*) Anm. Der Kaiser hatte ihm, nachdem er zu St. Goar eingekleidet worden war, (788) das Kloster Semeticum (Jumiéges) bei Rouen zu seinem Aufenthaltsorte bestimmt.

„Herr, sagte er, an euch' ist Vergessen und Versöhnen: ich habe gegen euch gesündigt, ich habe den Eid verletzt, den ich euch geschworen — Jahrelang habe ich es in der Einsamkeit durch Reue und Thränen gebüßt. Ich habe einen neuen, schweren Kampf durchkämpft, als die Kunde von eurer Ankunft im Kloster mich mehr denn je meines vergangenen Lebens gedenken ließ: im Gebete stand die Erscheinung eines Engels vor mir, mich mahnend, daß meine Sterbestunde nahe sei. So gewährt mir denn Verzeihung, ihr, gegen den ich am meisten verschuldet."

Der Kaiser reichte ihm die Hand und eine Thräne blitzte in seinem Auge. Der Blinde entfernte sich. Als am folgenden Morgen Karl seine Begleiter zum Aufbruch nach Worms rief, meldete der Abt ihm beim Scheiden, Thassilo sei, friedlich hingeschlummert, in seiner Zelle gefunden worden.

Univ. Bibl.
München





Der Rodenstein.

(Hierzu das Bild VIII, erfunden von H. Pfuhlemann, gestochen von W. Baumann.)

„— Habt Acht auf die Burg während meiner Abwesenheit — ziehe die Brücke auf, laßt den Thurmwart gute Umschau halten und sorgt, daß die Kriegsknechte in Ordnung bleiben. In wenig Tagen bin ich wieder hier."

So sprach Ritter Hans von Rodenstein zu seinem alten treuen Burgwärter, indem er im Hofe, welchen rings stattliche Gebäude umgaben, von deren röthlicher Steinart das Schloß seinen Namen erhalten, zu Pferde stieg. Eine Minute später sah man ihn, von einigen Reisigen begleitet, deren einer ein bepacktes Handpferd führte, den sanften Abhang des Hügels hinabreiten und bei einer Krümmung des Pfades im Gebüsche verschwinden.

Der Kurfürſt von der Pfalz, Herr Ruprecht, den man zur Unterſcheidung von ſeinen Nachfolgern den Alten nennt, vernachläſſigte ritterliche Uebungen nicht über der Sorgfalt, welche er den Wiſſenſchaften widmete, zu deren Nutz und Frommen er in ſeiner geliebten Stadt Heidelberg im Jahr 1386 die hohe Schule geſtiftet hatte, welche mit den Berühmteſten Welſchlands und Frankreichs wetteifern ſollte, und zu deren erſtem Rector er ſeinen treuen und weiſen Rath, Marſilius von Inghen, beſtellte. Der zahlreichen pfälziſchen Ritterſchaft zu gefallen, hatte er ein groſſes Turnier a ſeinem Schloſſe ausgeſchrieben, das damals ſchon wie ſpäter als Juweel unter den fürſtlichen Paläſten glänzte, durch anmuthige Lage ſowohl als durch Schönheit und Umfang der Bauten, welche der Kurfürſt ſelbſt größtentheils hatte aufführen laſſen. Von nahe und ferne zog alſo die Ritterſchaft herbei — die Bewohner der zahlreichen Burgen, welche noch heutiges Tages in ihren Trümmern das Neckarthal, den Odenwald und die überrheiniſche Pfalz verſchönern. Denn manchen gab es, der ſeinen Arm für ſtark, ſein Auge für ſicher genug hielt, im ernſten Kampfſpiel auf die Erwerbung eines Preiſes hoffen zu dürfen. Auch edler Frauen und Mägdlein ſah man viele einziehn, von geſchmückten Zeltern leicht getragen, in des Kurfürſten gaſtliche Burg.

Hans von Rodenſtein wollte nicht fehlen bei einem ſolchen Feſte. Lange war's ruhig geweſen, und er langweilte ſich auf ſeiner abgelegenen, in einem waldigen Winkel des Odenwaldes verſteckten Burg, wo nur die Jagd in den weiten Forſten, welche ſich nach Krumbach

und Erbach, nach Reichelsheim und dem Malchenberge hin erſtrecken, und Zechgelage mit wüſten Geſellen, zu ſeiner täglichen Beſchäftigung und Unterhaltung dienten. Denn des Ritters Gemüth war wild und roh: im Waffenlärm und in Fehden war er herangewachſen, und Jäger und Krieger waren die einzigen Gefährten des frühe Elternloſen, der nun an der Scheidelinie einer ohne Schranken durchtobten Jugend ſtand, ohne je der Einwirkung milderer Gefühle in ſeinem Buſen ſich bewußt worden zu ſein.

Wenigen konnte die von Heidelberg gelangte Kunde willkommener ſein als ihm. Am Morgen, nachdem er ſie vernommen, zog er aus; vor Abend ritt er ſchon über die Neckarbrücke, und fand die kleine Stadt ganz voll von Rittern und Reiſigen, welche derſelbe Zweck herbeigeführt hatte. Im Schloßhofe waren bereits die Schranken errichtet: eine Menge von edeln Herren drängten ſich hinzu und ließen ihre Schilde aufhängen, und unter ihnen herrſchte der größte Wetteifer. Der beſtimmte Tag kam heran: ſchöne Frauen ſaßen auf den Balkonen, welche den Kampfplatz umgaben; Stahlrüſtungen blitzten, Helmbüſche flatterten, Schwerter klirrten und bunte Schärpen vereinten im lieblichen Farbenſpiel alle Nüancen des Regenbogens. Roſſe wieherten und ſcharrten und nie hatte man, wenn man noch das Hin- und Herrennen der Knappen, die Geſchäftigkeit der Kampfrichter, das Gedränge der zum Schauen Zugelaſſenen bedenkt, ein ſo reges Leben in Friedenszeit geſehen.

Unter den Edeldamen, welche Herrn Ruprechts fürſtliche Gemahlin um ſich verſammelt hatte, war keine

ſo blühend, ſo ſittlich ſchön, wie das Fräulein von Hochberg, mit den Ihrigen zu dem Feſte gekommen. Sie zog aller Blicke auf ſich und manche dachten mit ſtiller Freude an das Glück, vielleicht von ihren Händen den Ritterdank zu empfangen. Keiner der Edeln trug ihre Farben, denn noch war ſie frei und dies war das erſte Mal, daß ſie bei einer ſolchen öffentlichen Veranlaſſung erſchien. Die Röthe der Schaam und Verlegenheit färbte ihre Wange, als ſie ſo Vieler Augen bewundernd auf ſich gerichtet ſah. Dem Rodenſteiner war's, als gehe ein neues, bisher ungekanntes Leben in ihm auf. Nur wenig hatte er bisher auf Frauenſchönheit geachtet: jetzt fühlte er ihre Macht in der rauhen, durch die Rüſtung wie durch die Gefühle mit Stahl gepanzerten Bruſt.

Die Trompeten, welche das Signal zum Anfang des Kampfſpiels gaben, riſſen ihn aus der ungewohnten Träumerei, worin er gefallen war. Das Verlangen ſich auszuzeichnen, glühte in ſeiner Seele, da er wußte, daß ſie Zeuge davon ſein würde. Sein Arm ward geſtählt: mehr denn einen tapfern Ritter hob er raſch und gewandt aus dem Sattel, und ihm wurde der erſte Kampfpreis zuerkannt. Es war ein kunſtreich gearbeiteter Helm. Die Kurfürſtin empfing ihn aus den Händen eines Pagen und reichte ihn dem Fräulein von Hochberg, dieſe bittend, den ſiegreichen Kämpfer damit zu ſchmücken. Marie that, in holder Verlegenheit, was von ihr verlangt wurde, und hunderte beneideten den glücklichen Ritter, als er ſich wieder erhob und vom Balkon weg zu Herrn Ruprecht trat, der ihn freundlich bewillkommnete.

Von dieſem Tage an war der Rodenſteiner wie umgewandelt. Der alte, wilde Geiſt ſchien aus ihm gewichen, und die ihn am längſten gekannt, ſtaunten am meiſten über die Veränderung. Von ſeiner Burg war er oft mehre Tage lang abweſend — aber er lag nicht im Gehölz, dem Feinde auflauſend oder dem Wilde, wie er ſonſt zu thun gewohnt war. Nicht lange Zeit verging, und er zog wieder in das Thor des feſtlich geſchmückten Rodenſtein, wo die Seinigen ihn freudejauchzend und mit heitern Klängen empfingen — an ſeiner Seite ein Engelbild, deſſen Anblick Aller Herzen gewann. Marie von Hochberg war des Beglückten Gattin geworden.

Stille, freundliche Tage verfloſſen nun auf der Burg, welche ehemals nur kriegeriſches Getöſe in ihren Hallen vernommen hatte, dem in Liebeswonne ſchwelgenden Paare. Der Mann, welcher einſt nur in Fehden Beſchäftigung, in Gelagen Unterhaltung gefunden, ſchien nichts anderes zu verlangen und zu wünſchen, als ungeſtörtes, häusliches Glück. Marie pries ſich ſelig, ein ſolches Wunder bewirkt zu haben, ob ſie gleich die Geſchichten, welche ſie von ihres Gatten tollem Leben vernommen, in ihrer Argloſigkeit kaum für möglich hielt. Aber zu ihrem Entſetzen ſollte ſie finden, daß der Teufel der böſen Angewöhnung noch verſteckt war in ſeinem Hinterhalt. Das unthätige Leben ließ den Ritter allmälig auch an Mariens Seite Langeweile empfinden. Er war häufiger auf der Jagd und auf benachbarten Burgen; die alten Genoſſen, welche ſeiner oft geſpottet und ihn endlich aufgegeben, ſammelten ſich wieder um

ihn. Mit Schrecken gewahrte Marie, daß die Gewalt, die sie früher über den Gatten hatte, sich mit jedem Tage verminderte. Anfangs suchte sie ihn zurückzuführen durch liebende Vorwürfe, dann überließ sie sich stillem Schmerze. So saß sie oft allein, Abende und halbe Nächte lang, während aus den gewölbten Hallen des Erdgeschosses wilder Jubel in ihr einsames Gemach drang. Dort zechte der Rodenstein mit seinen wüsten Gesellen. Seine Gattin war ihm gleichgültig geworden: ihr milder Sinn vermochte nichts mehr über die wiedererwachten Leidenschaften des rohen Mannes.

So brachte Marie freudenlose Tage hin, und das Einzige, was sie noch aufrecht hielt und ermuthigte, war die Aussicht, bald Mutter zu werden. Sie tröstete sich mit der Hoffnung, durch dies neue Band den Pflichtvergessenen wieder zu fesseln, die bessern Regungen von neuem zu wecken in seiner Brust. Es ist kein Strahl so schwach und zitternd, den nicht das beängstigte, vom Unglück getrübte Gemüth freudig begrüßt als das Licht der Erlösung.

Eines Abends saß sie in ihrem Gemach, der Tag war vorübergegangen, ohne daß sie ihren Gatten gesehn hatte. Ihre Zofe hatte ihr berichtet, er sei schon früh Morgens mit mehren Knechten ausgeritten. Da hörte sie im Hofraum Hufschlag und Hundegebell, und bald darauf trat der Ritter, von Kopf bis zu Fuß gerüstet, mit klirrenden Sporen ein. Sie erschrack vor seinem Anblick: seine Augen rollten wild, und auf Wange und Stirn wechselte die Röthe des Zornes mit Todtenblässe. Marie, sprach er rauh und ohne sie zu begrüßen, ich

muß dieſe Nacht draußen bleiben. Der Ritter vom Schnellert hat mir eine Beleidigung zugefügt, welche nur durch Blut gerächt werden kann. Meine Knechte ſind bereits im Hofe — ich gehe. In der Verzweiflung warf die Arme ſich an ſeinen Hals: ſie bat, ſie beſchwor ihn, ſein Leben nicht auszuſetzen, zu denken an ſie, die er hülflos zurücklaſſe, an das Kind, das ſie unter ihrem Buſen trage. Sie erinnerte ihn an die glücklichen Tage, die ſie auf dieſer Burg miteinander verlebt, an ihren Schmerz und ihre Einſamkeit. Nichts machte Eindruck auf den harten Mann: bei ſeinem Entſchluſſe beharrend, ſuchte er ſich loszureißen von ihr, und als ſie flehend und weinend ihn nicht von ſich laſſen wollte, ſtieß der Unmenſch ſie mit der Fauſt weg, daß ſie ohnmächtig zu Boden ſank.

Es war gegen Mitternacht, als der Ritter mit ſeinem Troß in dem Dickicht lag, welches die kaum zwei Stunden vom Rodenſtein entfernte Schnellertsburg umgibt. Hier lauerte er auf eine Gelegenheit, die Veſte ſeines Feindes zu überfallen. Da ſah er plötzlich das dunkle Gebüſch ſich mit lichtem Schein erhellen, und eine bleiche Geſtalt, welche die Züge ſeiner mißhandelten Gattin trug, ein todtes Knäblein auf ihrem Arm, ſchwebte an ihm vorüber, indem ſie ihm einen wehmüthig ſtrafenden Blick zuwarf. Ein kalter Schauer durchrieſelte ſeine Glieder, denn er dachte nun ſeiner Unthat, als die Erſcheinung ihm den Tod Mariens verkündigte, die er mit ihrem Kinde ermordet. Von zu ſpäter Reue ergriffen, warf er ſich auf den Boden nieder — da ward er durch Lärm und Waffengeklirr fürchterlich aufge-

schreckt. Sein Gegner, von dem nächtlichen Zuge durch Kundschaft in Kenntniß gesetzt, war ihm zuvorgekommen: die Seinigen waren bald umringt und niedergestoßen im blutigen Handgemenge. Ein Hieb, der seine Stirne traf, machte nach kurzem Kampfe seinem Leben ein Ende.

Als die nächste Mitternacht heran kam, setzte eine ungewöhnte Erscheinung die Bewohner des Odenwaldes in jähen Schrecken. Ein gräßliches Geheul und Lärmen erhob sich auf dem Rodenstein: über dem Boden schwebend sah man einen gespenstischen Reiter mit erdfahlem Gesicht auf einem Feuerschnaubenden schwarzen Rosse dahin fliegen, unablässig verfolgt von Höllengeistern, die in teuflischen Gestalten, halb Menschen, halb Thieren ähnelnd, ihn hetzten, bis der Hahnenruf den ersten Morgenstrahl verkündete. So trieb er's, ewig rastlos und in nie endender Qual, Jahrhunderte lang, und mit stummer Angst vernahm das Landvolk der Umgebungen das Toben der wilden Jagd, welche ihm immer irgend ein Unglück verkündigte, und welche die Geschichte vom Rodenstein und seiner Unmenschlichkeit auch in unsern Tagen erhält im Munde der Odenwälder.

Wenn man von dem freundlichen, an Kunstschätzen und Alterthümern reichen Erbach über das Dörfchen Krumbach nach dem Felsberge zu sich wendet, um seine Naturwunder, Riesensäule und Steinmeer, in Augenschein zu nehmen, kommt man an den Ruinen des Rodenstein's vorbei, welche, von Waldungen umgeben, in der tiefsten Einsamkeit nicht weit von Reichelsheim auf einem niedern Hügel liegen. Das Geschlecht, dem sie

gehörten, ſtarb vor beinahe zwei Jahrhunderten aus. Die Sage vom wilden Jäger, welche in der ganzen Gegend von Groß und Klein erzählt wird, gibt dem ſtillen Ort und den verlaſſenen Trümmern etwas Unheimliches und Schauerliches. Nicht leicht erwehrt der Wanderer ſich dieſer Empfindung.

Der Tag bei Sechenheim

und

das Gaſtmahl ohne Brod.

Südlich von dem großen Winkel, den der Zuſammenfluß des Neckars mit dem Rhein bei Mannheim bildet, dehnt ſich eine große ſchöne Ebene aus. Nach Oſten hin zieht noch eine Zeitlang das Gebirge, das, eine Fortſetzung der odenwaldiſchen Höhenreihe der Bergſtraße, an Heidelberg vorbei ſich nach Wießloch hin erſtreckt, ſüdlich eröffnet ſich die weite Ebene, in der das freundliche Karlsruhe liegt, weſtlich macht der Rhein, nördlich der Neckar, der ſich in ſtarken Krümmungen aus dem engen Thal, worin die anſtoßenden Berge ihn gefangen hielten, herwindet, die Gränze. Ganz in der Nähe, von Süden nach Norden ziehend, erſcheint die reizende Bergſtraße mit ihren alterthümlichen Dörfern

und Städtchen und ihren imposanten Burgtrümmern, und an ihrem Ende streckt der riesige Melibokus sein Haupt in die Luft empor. Wir befinden uns in einem der schönsten, interessantesten Gegenden des deutschen Vaterlandes.

An der Straße, welche durch diese Auen von Heidelberg nach Mannheim führt, liegt, ungefähr anderthalb Stunden von der letztgenannten Stadt entfernt, das große und freundliche Dorf Seckenheim. Reinliche, ländliche Wohngebäude und mit Mauern umgebene Gärten schmücken dieses Dorf, das im Allgemeinen den Charakter der Wohlhabenheit an sich trägt. Wenn wir die Jahrbücher der pfälzischen Geschichte nachschlagen, so erfahren wir, daß auf der Ebene, in der Seckenheim liegt, am 13. Juni 1462 eine blutige Schlacht geschlagen wurde, die sowohl durch ihren Erfolg als durch ihren Einfluß auf das Schicksal des pfälzischen Kurhauses von größter Wichtigkeit ist. Doch wir wollen den alten Chronikenschreibern selbst die Geschichte jener Tage nacherzählen.

Als Churfürst Ludwig, der bärtige, im Jahr 1436 im hohen Alter starb, hinterließ er zwei Söhne, von denen der Aeltere ihm als Ludwig IV., den die Geschichte den Sanftmüthigen nennt, nachfolgte, während der Jüngere, Friedrich, ihm als Reichsgehülfe in der Verwaltung des Landes beistand. Es ist der Mark-Aurel des Mittelalters, wie Benedicte Raubert ihn treffend benannt hat, Friedrich der Siegreiche. Ludwigs IV. früher Tod beraubte die Pfalz bald ihres

Fürſten, und ſeinen einzigen, kaum ein Jahr alten Sohn Philipp des liebenden Vaters. Eine kräftige Hand that dem Lande Noth, und auf das flehende Bitten aller Stände übernahm Friedrich als Adminiſtrator die Regierung, unter Zuſtimmung der deutſchen Fürſten, wiewohl gegen den Willen des deutſchen Kaiſers. Friedrich III., der neue Kurfürſt, hatte mit vielen und mächtigen Feinden zu kämpfen, aber das Glück begünſtigte ihn gegen Neid und Mißgunſt, und bald war ſein Name wie ſein Arm allgemein gefürchtet. Mit ſtarker Hand brach er die Burgen und zerſtörte viele Raubneſter an der Bergſtraße, dem Haardtgebirge und dem Neckar. Aber ſein Ruhm und ſein Glück erwarben ihm nur neue Feinde. Zwiſchen dem Markgrafen Karl von Baden, dem Biſchofe Georg von Metz und dem Grafen Ulrich von Würtemberg ward ein Bund zur Vernichtung des Siegreichen geſchloſſen, dem im Jahr 1462 auch Johannes Nix von Hoheneck, Biſchof von Speyer, beitrat. Von ſo vielen Seiten zugleich angegriffen, befand ſich der Kurfürſt in wirklich gefährlicher Lage, welche noch dadurch verſchlimmert ward, daß Papſt Pius II. die Gemüther gegen Friedrich erhitzte, und ſeine Feinde in ihrem Vorhaben ermunterte.

Im Jahre 1462 ward der Feldzug von Seiten des Kurfürſten durch einen Einfall in die ſpeyerſchen Lande eröffnet, worüber ſeine Gegner den Entſchluß faßten, den Krieg in Feindes Land zu verſetzen. Viele erkannten das Gefährliche dieſes Unternehmens, und riethen den Fürſten, den Anſchlag fahren zu laſſen, ja Einer

von den würtembergiſchen Räthen, Herr Hans von Rehberg, äuſſerte ſich bei der Berathung folgendermaßen gegen ſeinen Fürſten: „Gnädigſter Herr, Ihr wollet dem allermännlichſten Fürſten, der in Deutſchland wohnt, in ſein Land ziehen. Und fürwahr, ſo werdet Ihr ihn vor Euch ſehen, und mit ihm fechten müſſen, ſo wahr ich die Wand vor mir ſehe, oder Ihr müſſet ihm flüchtig entrinnen.“ So ſehr wurde bereits der Ruhm von Friedrichs Tapferkeit auch von ſeinen Feinden anerkannt. Die Einſprüche dieſes und vieler anderer Ritter fruchteten indeß bei den Fürſten nichts, beſonders da ſie (indem ſie den Kurfürſten zur Hülfe des Herzogs Ludwig von Bayern, der ſich gerade damals in großer Noth befand, abweſend vermeinten,) ein wehrloſes Land verwüſten zu können glaubten. Sie dachten während ſeiner Abweſenheit an ſeinem ganzen Lande, ſo wie an ſeiner Stadt Heidelberg eine reiche Beute zu machen.

Am 24. Juni zog der Graf von Würtemberg mit ſeinen Schaaren von Stuttgart, und vereinigte ſich zu Pforzheim mit den Badenſchen, Speyerſchen und Metziſchen Truppen. Nach dem Mißlingen eines Anſchlags auf Heidelberg beſchloſſen die Fürſten einen Streifzug in das Oberamt Heidelberg, und nachdem ſie Fußvolk und Wagenburg zurückgelaſſen, zogen ſie mit 800 Streitern ſengend und Land und Saaten furchtbar verheerend, voraus bis in die Gegend von Seckenheim, nahe an's Ufer des Neckar. Dieſer unüberlegte Zug war am Abende bewerkſtelligt worden, und ſchon am folgenden Morgen ſah man in dem Neckarthal und he-

rum um Heidelberg die Dörfer all' in lichten Flammen stehen. Um alle Felder schnell zu verderben, banden sie den Pferden abgehauene Baumäste an die Schweife, und so zogen, des Landmanns Saat verheerend, die Unholde durchs Land.

Der Pfälzer folgte in der Mitte der Nacht dem Feinde. Zu Leinen sammelten sich seine Mannen, und in aller Eile führte er sie durch den Schwetzinger Wald nach dem Neckar hin. Als der Tag anbrach, verkündeten die rings aufsteigenden Rauchsäulen der eingeäscherten Dörfer die Nähe des Feindes, und als er aus dem Walde hervorrückend, auf einem sandigen Plane hielt, ward er zuerst der feindlichen Reitergeschwader gewahr. Zugleich zog von Osten her, von Heidelberg kommend, eine starke Reiterschaar heran, — froh begrüßten sie die kurfürstlichen Truppen, deren blanke Speere auf dem weiten Sandfeld bis zum dunkeln Walde im klaren Morgenlichte schimmerten: es waren der Erzbischof Diether von Mainz und der Graf von Katzenelnbogen, die mit 300 Reitern zu Friedrich stießen. So belief sich die vereinigte Heermacht auf tausend Reiter und zweitausend Füßer.

Nun ordnete der Kurfürst die Schlacht. Zum obersten Hauptmann erwählte er den Herrn von Anseltheim; in die Mitte stellte er die Reiterei, auf beide Flügel die Füßer, von einigen Reitergeschwadern unterstützt. Den rechten Flügel führt Collen von Hering, den linken, Johann von Eberstein und Wilhelm von Rappolstein. Das pfälzische Hauptbanner trug Rheingraf Johann, der Pfalz Erbmarschall; der

pfälziſche Löwe und die bairiſchen Rauten flatterten hoch über den Plan und die gepanzerten Schaaren. Hierauf ließ der Kurfürſt den Ritterſchlag ertheilen: er ſelber kniete vor Herrn Wiprecht von Helmſtätt nieder und empfing von ihm die gebräuchlichen drei Schläge mit dem ritterlichen Schwerte. Mit ihm und nach ihm ward dieſelbe Ehre beinahe funfzig Edeln zu Theil. Das Feldzeichen des Heeres war ein Helmbuſch von Nußlaub: es ſollte bald ein Lorbeerkranz werden. Friedrich ermahnte die Seinen zur Tapferkeit und ſprach zu ihnen, daß ſie heute ihrem angeſtammten Fürſten helfen, und als fromme Leute handelten, wenn ſie den Tag gewännen und kämpften als tapfere Männer. Da riefen ſie alle fröhlich aus: Lieber Herr, mit Euch wollen wir leben und ſterben! Und hierauf ritt er zu dem Erzbiſchofe Diether und ermahnte ihn, ſich nicht den Gefahren der Schlacht auszuſetzen, ſondern nach Heidelberg zu kehren: der Biſchof aber erklärte, daß er bei dem Herrn bleiben wolle bis zum Ausgange. Und freudig rief Herr Friedrich aus: „So hat mich mein Wahn nicht betrogen.“ Heute Kurfürſt oder nimmer! und damit gab er ſeinem Roſſe die Sporen, und trabte wohlgemuth auf den Feind los.

Die Gegner, da ſie das unerwartete Anrücken der Pfälzer ſahen, mußten ſich bald zur Schlacht entſchließen, da ſie in den Winkel zwiſchen Rhein und Neckar gedrängt, wo jede Flucht unmöglich war. Sie ordneten alſo ihr Treffen, ſo gut es in der Eile gehen wollte, und erwarteten das Anrücken des kurfürſtlichen Heeres, das ſich wie eine Gewitterwolke heranwälzte.

Das Mitteltreffen griff rasch an: die Ritter senkten ihre Speere, und machten nach Kriegsart den ersten Gang mit einander, während die Reitergeschwader auf den beiden Flügeln den Feind in den Flanken angriffen. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Die Badischen und Würtembergischen wurden zugleich vorne und von den Seiten angegriffen, und konnten weder vorwärts noch zurück. Nur im Kampf war Hoffnung; zur Flucht war der Weg verschlossen. Einer ermunterte den Andern, und Jeder verkaufte theuer sein Leben. Herrn Friedrich wurde das Pferd unter dem Leibe erstochen, so daß er eine Zeitlang zu Fuße fechten mußte, und nur seinem starken Arme und guten Glücke sein Leben dankte; Wiprecht von Helmstätt wurde an seiner Seite erschlagen. Die pfälzischen Reitergeschwader begannen schon zu weichen, da stürzte das etwas später in den Kampf gekommene Fußvolk in die Flanken des Feindes, mit seinen langen Spießen die Rosse der Ritter erstechend, so daß diese zu Fuß zu kämpfen genöthigt, in Unordnung geriethen, worauf die Reiterei von Neuem eindrang, die Reihen des Feindes durchbrach, und mit siegreicher Hand das flatternde Hauptbanner eroberte. Jetzt wurde die Niederlage und Verwirrung allgemein unter den fürstlichen Schaaren. Herr Hans von Gemmingen nahm mit eigener Hand den Grafen Ulrich von Würtemberg gefangen; der Markgraf von Baden und der Bischof von Metz mußten sich nach tapferer Gegenwehr und schwer verwundet dem Feinde ergeben. Drei und vierzig Ritter und Grafen aus dem feindlichen Heere blieben auf der Wahl-

ſtatt, hundert und vierzig Edelleute, ohne die Reiſigen und Knechte, wurden gefangen genommen. Bei dreihundert entkamen durch die Flucht. Auf kurfürſtlicher Seite war der Verluſt an Todten und Verwundeten weit geringer, nur wenige Ritter deckten die Wahlſtatt.

Der Tag bei Seckenheim — es war der 30. Juni — zeigte ſich in ſeinen Folgen ſehr wichtig, da der Kurfürſt in dieſer Schlacht nicht nur die beſten Ritter des Feindes, ſondern auch die Fürſten ſelbſt in ſeine Gewalt bekam, und der Krieg damit ein Ende hatte.

Mit ſeinem ſiegreichen Heere und ſeinen vornehmen Gefangenen zog Friedrich gen Heidelberg. Bald hatten ſie Weitlingen und Edingen hinter ſich, und zogen, im Angeſichte der Bergſtraße, an der großen Neckarkrümmung herum, dem engen Thale zu, welches ſich zwiſchen den Koloſſen des Heiligenberges und Königſtuhls hinzieht, und bald erſchien, die an des Stromes Ufern dicht hingeſchmiegte Stadt maleriſch überthronend, Ruprecht des Gütigen königliche Burg auf dem alten Jettenbühl ihren Augen. Noch war der größte Theil des herrlichen Schloſſes der Zeiten Schooſe nicht entſtiegen: auf der öſtlichen Seite des Hügels erhob ſich Otto Heinrichs königlicher Bau noch nicht, keine engelländiſche Eliſabeth hatte die reizenden Schöpfungen der Kunſt dieſer romantiſchen Natur entlockt. Aber Kurfürſt Adolphs alter Bau begrüßte ſchon auf der Weſtſeite des Hügels mit ſeinen gothiſchen Erkern und Spitzfenſtern die Stadt; auf der Stelle, wo ſich jetzt der Pallaſt Friedrichs IV. mit ſeiner impoſanten Façade und dem, den entzückten Blicken ſo viele Herr-

lichkeiten verrathenden Altane zeigt, erhob ſich mit ihren vier Thürmen die Schloßkapelle Ruprechts des Alten. Neben dem Adolfsbaue, dort wo jetzt Zerſtörung der Zeit und Menſchen in den Trümmern am meiſten gewaltet hat, ohne dieſen Denkmalen einer kräftigen Zeit ihren Reiz ganz nehmen zu können, ſtand Ruprecht III., des Königs der Deutſchen, (nach des Luxemburgers Wenzel ſchmachvoller Abſetzung) ſchöner Bau, an ſeinen Wänden die Inſignien der Macht, Herrlichkeit und Abſtammung des erlauchten pfälziſchen Hauſes den Reichsadler, den pfälziſchen und den burggräflich würtembergiſchen Löwen nebſt der bairiſchen Wecke tragend, und mit himmelſtrebenden Thürmen wohl verwahrt. Auf dem Geisberg ſtand noch die alte Burg Konrads von Hohenſtaufen, eine noch weitere Gegend überſchauend. Jener bereitete der Himmel ſelbſt, noch kein Jahrhundert ſpäter, durch ſein eigenes Feuer den Untergang.

Hier war es, in der Burg ſeiner Väter, wo Friedrich, der ſiegreiche Kurfürſt, ſeine Gefangenen, als Gäſte aufs prächtigſte empfing. Der Markgraf von Baden und der Biſchof hatten im Kampfe ſolche Wunden empfangen, daß der Kurfürſt ſie unverzüglich der Obhut ſeines Leibarztes Heinrich Runſinger, übergeben mußte, Graf Ulrich von Würtemberg aber, und eine große Zahl von gefangenen Grafen und Edlen wurden von Friedrich königlich bewirthet. Der Ritterſaal des Ruprechtbaues ſchloß den Gäſten ſeine ehrwürdigen gewölbten Hallen, mit den Wappenſchildern der pfälziſchen Fürſten und ihren Trophäen geſchmückt, auf. Friedrich

ſelbſt und ſein vierzehnjähriger Neffe, Philipp, ſeines Bruders Ludwig Sohn, empfing ſie. Die Fürſtentafel war prachtvoll beſetzt, der Kurfürſt der leutſeligſte Wirth. Aber es fehlte das Brod auf dem Tiſche. Anfangs warteten die Gäſte eine Weile; dann aber ſah Graf Ulrich ſich um, die Diener ſolches bringen heißend. Da erhob ſich Friedrich, nahm den Würtemberger bei der Hand und führte ihn ans Fenſter hin, wo man das Neckarthal überſchauen konnte. „Herr Graf, ſprach er mit ernſtem Blick und ſtrengem Tone, blicket um euch! Seht ihr, wie ihr und die Euren den Weg bezeichnet habt durch ſchwarze Trümmer und verſengte Felder, wo Wohlſtand und Arbeitſamkeit herrſchten? In dieſem Sommer giebt's nichts zu erndten in der Pfalz, Dank euch und euren Verbündeten, darum beſcheidet euch: „Den Kriegern gehört kein Brod, die aus bloßem Muthwillen die Saat des Landmanns im Felde zerſtören, und die Mühlen in Rauch verwandeln!“

In der heiligen Geiſtkirche auf dem Marktplatze zu Heidelberg wurde ein feierliches Siegesfeſt mit dem Te Deum gefeiert, und zum Gedenken des Sieges jährlich ein feſtlicher Umzug am Sonntage nach Sankt Petri und Pauli Tag geſtiftet. Das feindliche Hauptbanner ward in der genannten Kirche aufgeſteckt. Der Biſchof von Metz wurde nach Mannheim in Gewahrſam gebracht, die beiden Fürſten blieben auf dem Schloſſe zu Heidelberg in Gefangenſchaft, bis ſie ſich löſten, und nebſt ihren Rittern einen Revers erlegten, nicht mehr gegen Kurpfalz ſeyn zu wollen.

So endet ſich die Geſchichte der für Friedrich ſo ruhmvollen Schlacht bei Seckenheim und des Gaſtmahls ohne Brod. Auf der Wahlſtatt aber ließ der Kurfürſt ein hohes Kreuz errichten, das mit ſeiner Inſchrift bis zu ſpäten Zeiten zu ſehen war, während das nahe Dorf Friedrichsfeld noch in unſern Tagen die Erinnerung an der Pfalz größten Kurfürſten weckt.

Der Wolfsbrunnen.

Lange Jahre bevor Konrad von Hohenſtaufen ſeinen Sitz nach dem Neckarlande verlegte und auf dem Hügel, welcher Heidelberg und Ebene und Höhe bis zur Vogeſenkette überſchaut, eine Burg gegründet hatte, ſtand auf demſelben eine einſame Klauſe, von dichter Waldung umgeben, welche ſich auch noch in unſern Tagen den hohen Königſtuhl und den Geißberg hinanzieht. Unter den gewaltigen Eichen, zwiſchen deren Stämmen und Laubwerk hindurch der Blick über das Thal ſchweifte, durch das der Fluß ſich windet und wo nur wenige vereinzelte Wohnungen lagen, an deren Stelle jetzt eine alterthümliche und belebte Stadt mit ihren hohen Thürmen und langen Gaſſen liegt, wohnte eine Jungfrau, von deren Herkunft keiner der Bewohner der Umgegend etwas wußte, und deren ganzes Leben in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Sie erſchien dem Landvolk wie ein höheres Weſen, und nur mit Scheu nahte man

dem Hügel. Ihre Geſtalt war edel, ihr Antlitz ſchön aber ernſt, ihr blaues Auge haftete durchdringend auf dem Gegenſtande, den es anblickte; in langen Locken fiel das blonde Haar herunter auf ihr weißes Gewand. Mit den geheimen Kräften der Natur ſchien ſie vertraut; ſie beobachtete den Gang der Geſtirne, ſie erforſchte das Wachſen des Baumes und der Pflanze. Auch die Kunde des Kommenden ſchien ihr nicht vorenthalten zu ſein, und wenn irgend ein Landmann, kühner als die übrigen, den Muth hatte, ſich dem Fenſter ihrer ſtillen Wohnung zu nahen, um ihr ein Anliegen oder eine Bitte um Rath und Auskunft vorzutragen, ſo gab ihre wohllautende Stimme ihm eine kurze aber befriedigende Antwort, und niemand wußte ſich des Falles zu erinnern, daß ihr Wort getrogen hätte.

Am liebſten ließ ſie ſich aus über das künftige Loos des ſchönen Landes, das ſie vor ſich hingebreitet ſah in ſeiner friſchen Pracht, und da verkündigte ſie, einer Sybille des Alterthums gleich, mit begeiſtert flammendem Auge und ernſtem Munde: eine glänzende Zeit werde erſcheinen, Paläſte und Thürme werde man entſtehn ſehn, und rühriges Volk zu tauſenden die Niederung füllen, wo dermalen nur arme Fiſcher wohnten.

An einem ſchönen Sommertage verließ die Wahrſagerin, welche man Jetta zu nennen pflegte, ihre Klauſe, und wandelte auf den ſchmalen Bergpfaden hin, welche nach Oſten zu dem Laufe des Neckars folgen. Allmählig ins Thal hinunterſteigend, gelangte ſie an eine rauſchende Quelle, welche unter hohen Linden hervorſprudelte und ein von der Natur gebildetes Baſſin

füllte. Nichts regte ſich umher — lautlos waren Luft und Wald. Die Wärme des Tages, die Friſche des Waſſers, die heimliche Stille des anmuthigen Ortes: alles vereinigte ſich, um die Jungfrau zur Ruhe und Baden einzuladen. Bald umgab die Welle den Schnee ihrer Glieder; unbeſorgt überließ ſie ſich der angenehmen Empfindung, als plötzlich ein Geräuſch im Walde ſich vernehmen ließ. Im erſten Augenblick glaubte die Erſchrockene von einem Jäger oder Landmann überraſcht worden zu ſein — ſie griff haſtig nach ihrem Gewande — da erſcholl der heiſere Schrei eines Thieres aus dem Dickicht, und eine Wölfin brach mit ihren Jungen hervor. Nicht Flucht half, nicht Angſtgeſchrei — eine zerriſſene Leiche, lag nach wenigen Momenten das ſchöne Weib da, die klare Welle geröthet von ihrem Blute.

Seit jener Zeit gab man der Quelle den Namen des Wolfsbrunnens. Und wenn der Jungfrau Verheißungen in Hinſicht des freundlichen Heidelberg in Erfüllung gingen, und die Zeiten der höchſten Macht der rheiniſchen Pfalzgrafen Wiſſenſchaft und Kunſt, Betriebſamkeit und Reichthum an die Ufer des Neckar verſetzten: ſo wurde auch die Stätte berühmt, wo ſie den Tod gefunden. Boskette und Wohnungen ſchmückten ihn, und nie war er reizender als in den Tagen, wo Eliſabeth Stuart, König Jakobs I. Tochter, und Gemahlin des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, auf dem Schloſſe zu Heidelberg lebte. Auch jetzt noch, nachdem die Jahrhunderte alten Bäume verſchwunden ſind, welche vor Zeiten die Forellenreichen Teiche umgaben, iſt es ein anmuthiges Plätzchen, zu welchem der Wan-

derer sich gerne von der Stadt aus begibt, sei es nun daß er den Weg einschlägt, welcher durch den schönen Schloßgarten sich am Abhange des Berges dahinzieht, oder unter den Nußbäumen die Straße wandelt, welche längs dem Flusse dahinführt, das Dörfchen Schlierbach berührend und die Aussicht auf das rechte Ufer gewährend, wo der Allerheiligenberg sich erhebt und die weissen Mauern des Stifts Neuburg freundlich herübergrüßen.

Das redende Marienbild.

Im Dom zu Speyer ſieht man von der Thüre bis zum Chor vier runde, eherne Platten in geringer Entfernung von einander dem Boden eingefügt, auf welchen die Worte zu leſen ſind: O sanctissima! O piissima! Dulcis virgo Maria! — zu deutſch: Allerheiligſte, Allerfrömmſte, Süße Jungfrau Maria! — Die letzte Platte iſt von dem auf dem Altar der Kirche prangenden Marienbild nicht weit entfernt.

Hiervon wird erzählt, dem heiligen Bernardus ſei es auch einmal begegnet, den Beginn der Meſſe zu verſäumen. Als er nun doch endlich ſich einfand und über die vier Platten hinwandelnd, dem Marienbild nahte und dieſes nach herkömmlicher Weiſe mit jenen den Platten eingegrabenen Worten begrüßte, ſoll bei Nennung des Namens Maria! das Bild das Haupt erhoben und geſprochen haben:

„O Bernharde, cur tam tarde!“ Zu deutſch: „Woher ſo ſpät, Bernardus?“ — Worauf dieſer mit einer Stelle der Schrift erwiederte: „Mulier taceat in Ecclesia!“ Das Weib ſchweige in der Gemeinde! — Und wirklich ſoll ſeitdem das Marienbild nicht mehr ſprechen.

Ulrich Landschaden.

„Weg aus meinem Angesicht! Preise dich glücklich, daß ich, deines Weibes und deiner Kinder mich erbarmend, dich nicht strafe wie die andern Räuber, welche wie du den Rittersamen geschändet. Kehre zu deiner Burg zurück: aber wehe dir, wenn du dich wieder betreten läſſeſt beim Frevel! doch fortan ſollen Helm und Sporen dich nicht mehr ſchmücken, und das Wappen deiner Vorfahren ſei zerbrochen und vernichtet. Du haſt dem Lande mehr geſchadet denn Einer — ſo trage denn auch den Namen zu bleibender Schmach, und nicht anders als den Landſchaden ſoll man dich heißen."

So ſprach, mit ernſtem Ton und finſtrer Miene, Kaiſer Rudolf von Habsburg auf dem Reichstage zu Frankfurt zu einem Ritter, welcher niedergeſchlagenen Blickes und entwaffnet vor ihm ſtand, und noch eines ſtrengern Urtheils gewärtig geweſen war. Des Kaiſers Mahnungen und Drohungen hatten nicht gefruchtet,

Ordnung herzustellen im teutschen Reiche; sein starker Arm mußte die Unruhestifter seine ganze Kraft fühlen lassen. Was die Bündnisse der geängsteten und mishandelten Städte gegen den raubsüchtigen Adel nur halb auszurichten vermocht hatten, das brachte des entrüsteten Herrschers Macht zu Stande: am Rheine und in andern Gegenden Teutschlands schlugen die Flammen der eroberten und zerstörten Felsennester gen Himmel, und mancher Räuber mußte durch den Strick oder das Schwert seine Unthaten büßen. Störet nicht die Wege der Gerechtigkeit, sprach der Kaiser ernst zu denjenigen, welche eine Milderung des Urtheils erbitten wollten. Diese sind keine Ritter, sondern verruchte Diebe und Räuber, welche die Armen durch ihre Uebermacht unterdrücken, den Frieden gewaltsam brechen, die heiligen Rechte des Reiches schmachvoll mit Füßen treten. Der wahre Adel hält Treu und Glauben, pflegt der Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt und beschädigt niemanden. Wer wahrhaft adelig ist, verspritzt für das Recht sein letztes Herzblut, macht sich keines Diebstahls schuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Spart also eure Worte, wenn ihr Ritter seid, und laßt ab, für Räuber zu bitten, welche, wären sie auch Grafen oder Herzoge, der verdienten Strafe nicht entgehen sollen, sowahr ich Richter bin!

Bligger von Steinach hatte des Kaisers Rede vernommen und trat aus dem Kreise der Edeln, welche den strengen aber gerechten und menschenfreundlichen Herscher umstanden, welcher, ein Engel des Heils, erschienen war in Teutschlands trübsten Tagen. Er wagte

es nicht, in des Richters Auge zu blicken, nicht nach seinem Schwert und Schilde, welche zerbrochen vor seinen Füßen lagen. Stumm verließ er die Stadt und kehrte, von einem einzigen Diener begleitet, nach seiner Burg zurück, welche, von den drei Schwesterburgen umgeben, von den hinter dem armen und kleinen Oertchen Steinach sich erhebenden Höhen auf den anmuthigen, vom grünen Gebirge eingezwängten Neckar hinabsah. Lange war Bligger des Landes Plage gewesen. Kein Schiffelein konnte den Strom hinabschwimmen, mit den Kaufmannsgütern von Heilbronn beladen, kein Wandrer von Heidelberg des Weges ziehn, ohne von ihm und seinen Gesellen aufgelauert und beraubt zu werden. Die kleinen Ortschaften, welche sich am Flußufer erhoben, meist von armen Leuten bewohnt, die sich vom Fischfang oder von der Schifffahrt nährten, waren keinen Augenblick sicher vor seinen Anfällen, und hinter den unzugänglichen Wällen Schadecks oder der starken Vorderburg wurde der Raub geborgen und bei lauten Gelagen der schnöde Erwerb verpraßt. Als er's aber immer toller trieb und den Gottesfrieden beständig störte, paßten bewaffnete Bürger und Landleute ihm auf, und gebunden wurde er vor den Kaiser gebracht. Einer der Wenigen, entging er dem Tode. Aber, sei es daß die erlittene Schmach und die Angst seinen wilden Sinn gebrochen und der Reue Raum gegeben hatten, sei es daß die Ueberzeugung, der Habsburger werde sein Wort gut machen beim ersten Fehl, ihn einschüchterte: die Nachbarschaft hatte fürder nichts mehr von ihm zu fürchten und zu leiden. Die alten Frevel hörten auf, auf

den Burgen, zu deren dräuenden Zinnen man einst nur mit Schrecken emporblickte, war's stille geworden, und der Ackerbauer und Handelsmann, welcher durch das freundliche Thal zog, freute sich der wiedergewonnenen Sicherheit und Ruhe. Aber der Name, welchen das Volk dem Steinacher gegeben und mit dem der Kaiser ihn angeredet, blieb ihm für alle Zeit: man hieß ihn nur den Landschaden.

Jahre waren dahingegangen. Bligger war ergraut, und ihn umstanden blühende Kinder: Ulrich, sein einziger Sohn, war zu einem rüstigen Jünglinge herangewachsen. Auf der Familie lastete die Schmach, welche einst den schuldigen Vater getroffen hatte: die edeln Geschlechter hatten sich von ihnen abgewandt und Schadeck war verödet. Dies schmerzte den jungen Ulrich in tiefster Seele. Er war in ritterlichen Uebungen wohl erfahren und dürstete nach einer Gelegenheit, sich zeigen zu können: aber sie kam nicht, denn jeder hatte eine Scheu vor dem Namen Landschaden, und der Sohn dessen, welchen der Kaiser für ehrlos erklärt hatte, konnte die Ritterwürde nicht erlangen. Je länger dies währte, desto tiefer ward die Trauer des Jünglings; Tage lang saß er einsam auf der Warte, von welcher auf Schadeck der Blick sich in tiefe Thäler senkt und nach den Fernen schweift. Der Tonkunst kundig, suchte er in dieser oft Linderung seiner Trauer, doch seine Klänge und klagenden Worte fanden nur einen Widerhall in den nahen Bergen.

Als er endlich den Drang der stürmisch aufgeregten Empfindungen nicht mehr zu unterdrücken vermochte

und der Durst nach Thätigkeit ihn ins Leben trieb, verließ er die Burg seiner Ahnen, ohne jemanden sein Vorhaben mitzutheilen, einen treuen Diener ausgenommen, welchen er mit sich nahm. Er stieg in die Ebene hinab und gelangte, nach mancher Wanderung, ins schöne und fruchtbare Land Schwaben. Hier, wo niemand von ihm wußte, verbarg er seine Herkunft und seinen Namen; daß er von edlem Stamme sei, glaubte man ihm gerne, wenn man in sein offenes Auge, auf seine wohlgebildeten Züge sah, die rein und ohne Arg und Falsch waren. So wurde er auf mancher Burg freundlich willkommen geheißen, lernte Land und Leute kennen, und machte sich Freunde, wohin er kam. Eine lange Zeit strich vorüber und er war zum Manne herangereift: zufällig vernahm er von Einem, der aus seinen heimischen Gegenden kam, ihn aber nicht kannte, Bliggers der Landschaden sei gestorben und seine Burgen nur der Obhut von Frauen anvertraut, da sein Sohn schon längst verschwunden sei ohne Spur und Kunde. Da beschloß er, sich durch eine ritterliche That würdig zu machen der Ehren, welche sein Vater verwirkt hatte durch böses Handeln.

Jener kriegerisch-religiöse Drang, welcher die Bewohner Europa's Jahrhunderte lang zu Tausenden und abermal Tausenden hingezogen hatte nach dem fernen Morgenlande, war noch nicht ganz erloschen, wenn auch ungünstiger Erfolg die Bestrebungen der Kreuzfahrer meist zu nichte gemacht hatte und ihre Unternehmung größtentheils gescheitert waren an eignen Fehlern oder Unkunde und an der Macht ihrer Gegner

Auch damals wieder glaubte Mancher das Seelenheil, Mancher zeitliches Wohl und Glücksgüter zu finden, wenn er mit bewaffneter Hand pilgere zum heiligen Grabe. Keine Fürsten wie Konrad und Friedrich, wie Richard und Beaulon, stellten sich mehr an die Spitze des Zuges: aber viele Ritter und Edle traten zusammen, und warben bewaffnet Volk auf eigene Kosten und Gefahr. Keine Gelegenheit konnte Ulrich willkommener sein, als diese, welche ihm die schönste Aussicht bot, das zu erlangen, was er so sehnlich wünschte. Er schloß sich sogleich an und beredete auch manchen Andern, seinem Beispiele zu folgen.

Wer ist der wackere Krieger, der dort unter der Menge der nach tapfern rühmlichen Thaten aus Klein-Asien Heimgekehrten steht, welche des Kaisers Majestät vor sich gelassen hat? So frugen Manche, denn niemand schien den hochgewachsenen, schönen Mann mit dem sonnverbrannten Gesicht zu kennen, den keine Kette, kein ritterliches Abzeichen schmückte, dessen Schild schwarz und einfach war wie seine übrige Rüstung. Unter den Trophäen, welche die Tapfern mit sich gebracht aus dem Kampfe gegen die Ungläubigen, war auch, schauerlich und entstellt, ein Haupt zu sehen: es war das des Anführers der Sarazenen, welcher nach blutigem Kampfe bei der alten Stadt Smyrna gefallen war unter den Schwertstreichen des Unbekannten.

Da rief der Kaiser diesen mit gütigem Blick und Worte zu sich. Ulrich von Steinach, sprach er, du hast

wieder gut gemacht durch ritterliche That und untadeligten Lebenswandel, was dein Vater verschuldet hatte an Reich und Volk. Du wolltest unerkannt bleiben und nicht eher Ansprüche machen auf ritterliche Ehren, bis du abgewaschen die Flecken, welche deinen Namen verunzierten: deinen Vorsatz hast du mit Beharrlichkeit und dem Muthe ausgeführt, welcher dem Manne ziemt. Ich fühle mich berufen, dir das wiederzugeben, was Herr Rudolf, mein glorreicher Vorfahr, einst Bliggern von Steinach zu nehmen sich genöthigt sah. Kniee nieder, auf daß ich dich zum Ritter schlage.

Ulrich beg ein Knie; von des Kaisers Hand geadelt erhob er sich wieder. Alle Anwesenden nahmen Theil an seinen Schicksalen und freuten sich des guten Ausganges. Er aber kehrte zurück nach dem Neckarthal, und wo er seine Jugend zugebracht hatte, verlebte auch, ruhig und geehrt von Adeligen und Volk, welche seinen Tugenden jede Anerkennung gewährten, sein Alter. Ein edles Fräulein reichte ihm ihre Hand und schenkte ihm zahlreiche Nachkommen. Das Haupt des Sarazenen nahm er in sein Wappen auf, welches er noch, zum Andenken an vorige trübe Tage, mit der Harfe zierte. Den Namen Landschaden behielt er bei: noch nach Jahrhunderten führte ihn sein Geschlecht.

Die vielbesuchte und gepriesene Gegend oberhalb Heidelberg hat keinen schönern Punkt aufzuweisen, als die Lage von Neckar-Steinach. Zum Theil noch bewohnt und gut erhalten und mit Familien-Wappen verziert, zum Theil in Trümmer gesunken, erheben sich in mehr oder minder kühner Lage vier Burgen, die

Vorder-, Mittel-, und Hinterburg, und, auf ſchroffer Wand, Schadeck, beim Volke mit gut bezeichnendem Namen „das Schwalbenneſt“ geheißen. In dem Städtchen, deſſen Wohnungen ſich bis zum Uferrande hinziehn, liegt die alte Kirche, welche bekanntlich Katholiken und Proteſtanten in Gemeinſchaft dient. In und an ihr ſieht man die Denkmale vieler Glieder der Familie, welche einſt Herrenrechte über das Städchen übte. Unter ihnen iſt auch der Grabſtein Ulrich Landſchadens, auf welchem man ſeine ritterliche Geſtalt ſieht. Er ſtarb, der Inſchrift gemäß, am St. Michaelstage des Jahres 1389.

Die Gründung der Minneburg.

Eine Sage vom Neckar.

Dem Dörfchen Neckargerach gegenüber, in dem anmuthigen und romantiſchen Thale, in welchem ſich der Neckar zwiſchen den Höhen des Odenwaldes einen Weg bahnt, um, nachdem er einen der ſchönſten Striche des deutſchen Vaterlandes durchſtrömt, ſeine Fluthen mit denen des mächtigen Rheins zu verbinden, liegen auf einer ſchönen, waldbekränzten Anhöhe die Ruinen der Minneburg. Wenn man den Berg von der Morgenſeite beſtiegen hat, ſo eröffnet ſich dem entzückten Wanderer die herrlichſte Ausſicht in das freundliche Neckarthal und auf die Waldſchluchten des Odenwaldes, deren Reiz durch die romantiſchen Trümmer, an denen er ſich befindet, durch den altersgrauen Thurm, die bemoosten Hallen und Steine noch erhöht wird. Die Bewohner des Neckarthales erzählen den Urſprung dieſer Burg mit folgenden Worten:

In dem vierzehnten Jahrhundert wurde die Burg Zwingenberg, welche in der Nähe des Dorfes Lindach, am Ufer des Neckar gelegen iſt, von den letzten Sprößlingen dieſes alten edeln Geſchlechts, zwei Brüdern und drei Töchtern, bewohnt. Friedrich und Kunz von Zwingenberg waren tapfere aber unruhige Ritter, die mit ihren Nachbarn und dem Reiche ſtets in Unfrieden lebten, und ſich dadurch ſchon manchen Nachtheil zugezogen hatten. Das Bitten und Flehen der ſanften Schweſtern vermochte nichts über die wilde Gemüthsart der Ritter, und ſo geſchah es denn, daß ſich das Ungewitter endlich über ihrem Haupte zuſammenzog, und Kaiſer Karl IV., der ewigen Unruhen und Zänkereien müde, den Zwingenberg zu ſtürmen und zu zerſtören befahl. Nichts half es, daß die Trotzigen ſich mit Aufbietung all ihrer Kräfte zur Wehre ſetzten, und mit dem Muthe der Verzweiflung das Erbe ihrer Väter vertheidigten: ſie wurden überwältigt, und beide büßten in dem harten Strauße das Leben ein.

Schon war eine geraume Zeit ſeit Zwingenbergs Einnahme verfloſſen; Friedrich und Kunz wurden wenig bedauert, da ſie ſich durch ihren Unfrieden bei den Nachbarn allgemein verhaßt gemacht hatten, aber das Erſtaunen und die Beſorgniß aller Wohlwollenden wurde durch das ſpurloſe Verſchwinden der drei Schweſtern erregt. Seit der Zerſtörung der Burg hatte man nichts mehr von ihnen vernommen, und man konnte faſt nicht mehr daran zweifeln, daß die rauchenden Trümmer des Zwingenbergs auch die Schuldloſen begraben hatten. Groß war die Betrübniß aller, die ſie gekannt hatten

aber am lautesten war der Schmerz der drei Söhne des Ritters Hugo von Zabern, die schon längst mit den anmuthigen Mägdlein den Bund der Herzen geschlossen hatten, und nun trostlos waren über ihren Verlust. Eines Morgens durchstreiften sie, nur von einem treuen Windspiele begleitet, die Thäler des Odenwaldes, und gelangten so an die Ufer des in seinem Felsenbette dahinrauschenden Stromes, als plötzlich der Hund dicht vor dem Eingange einer vom üppig wuchernden Grün, fast verdeckten Höhle stehen blieb, und laut anschlug. Verwundert blieben die Jünglinge stehen, und da sie glaubten, ein Wild sei in der Höhle verborgen, machten sie sich zum Angriffe bereit, und bahnten sich durch das Gesträuch den Weg bis ins Innere des Felsenaufenthalt's. —

Aber wer schildert ihre Verwunderung, als sie statt der gehofften Jagdbeute, drei weibliche Gestalten in der Höhle erblickten, welche durch das Geräusch aufgeschreckt, laut aufschrieen und in den dunkelsten Winkel flohen, aber beim ersten Blicke auf die Jünglinge diesen in die Arme stürzten. Es waren die Vermißten, Todgeglaubten, die sich, nur von einem einzigen alten, treuen Diener begleitet, in diese Einsamkeit begeben hatten, da sie fürchteten, die Rache der Feinde, welche ihre Brüder sich zugezogen, möge auch nach deren Tode noch nicht erloschen seyn. In der einsamen Grotte hatten sie ihre Tage seit der Zerstörung ihrer Ahnenburg zugebracht, den günstigen Zeitpunkt abwartend, wo sie, die Schutz- und Güterlosen, wieder aus ihrer Abgeschiedenheit hervorkommen konnten.

Bald verwandelten die Lilien ihrer Wangen ſich wieder in Roſen, und ſchon nach wenigen Tagen wurde das Vermählungsfeſt der drei ſeligen Paare gefeiert. Bei der Höhle aber, aus welcher die ſchönen Einſiedlerinnen ſo manchmal ſehnſüchtig den Blick ins Thal geſandt hatten, erbauten ſie eine ſtattliche Burg, die ſie die Minneburg nannten, und welche Hugo, der jüngſte Bruder, nebſt ſeiner geliebten Eliſabeth zum Wohnſitz erhielt. Und das treue Windſpiel, welches die Urſache der Entdeckung der Jungfrauen geweſen war, ließen ſie in Stein nachbilden, und ſchmückten damit das Burgthor. Noch jetzt, nachdem die Minneburg längſt zerfallen iſt, hat ſich dieſer Stein erhalten, und wird in dem nahen Dorfe Gutenbach gezeigt, und dabei erzählt man die Sage von den drei Schweſtern.

Die heilige Notburga.

Vor mehr denn tausend Jahren hielt einst ein Kaiser auf dem Hornberge seinen reichen glänzenden Hof. Die jetzt beinahe verödete Stelle ertönte damal von lauter Lustbarkeit Tag um Tag, und selbst in die stillen Nächte hinein lärmte oft die Lust der festlichen Hofgelage. Notburga aber, des Kaisers einzige Tochter, nahm keinen Theil an solcher Freude, die ihrem zarten Sinne zu rauh, ihrem frommen Gemüthe zu sehr mit heidnischer Sitte vermischt schien. Und wie hätte denn ihr Herz sich auch der unschuldigsten Freude erschließen können, so lange es von Sehnsucht und Sorge bedrängt war? Ihr Otto war ja hinausgezogen in den Kampf ins fremde Land, und war nicht wiedergekehrt, und hatte keine Botschaft gesandt seit einem Jahre.

Weil aber der Kaiser sah, wie seine sonst so blühende Tochter in den ersten Jahren der vollesten Ju-

gend allmählig dahin welkte, bedachte er endlich, es könne ein unverstandenes Sehnen sein, das ihr Herz mit dieser stillen Trauer füllte. Darum trat er eines Tages zu ihr mit diesen Worten: „Burga, deine stillen „Thränen kann ich nicht länger sehen! Sei wieder fröh„lich und heiter. Sieh, ich habe dir einen Gemahl er„wählt, den jungen Heidenfürsten, daß sich dein Herz „an ihm erfreue, und deine Thränen wieder trocknen. „Mache dich gefaßt, in drei Tagen kommt der Bräu„tigam.“

Diese Nachricht erfüllte sie mit stummem Schrecken; denn wie konnte die zarte jungfräuliche Tochter dem barschen Vater ihr Herz offenbaren? Als aber die Nacht kam, stand sie an dem Erkerfenster ihres Gemaches, und starrte hinaus in die mondhellten Wolkenzüge, und hinab in des Neckars glänzende Wellen, und hinüber nach der dunkelbeschatteten Waldhöhe; und häufige Thränen fielen über ihre Wangen hinab in den Burgzwinger: „Mein Otto, mein Otto,“ so klagte sie, „hast du deine Rotburga vergessen bei dem Anblicke „fremder Jungfrauen, und ist dein Herz kälter worden „in dem Lande, da die Sonne wärmer scheint? Oder „fielst du unter Feindes Schwert, und schläfst schon „unterm grünen Rasen? und blühen Schlüsselblumen „und Maslieben über deinem Herzen? Ach, daß ich bei „dir ruhte in der kühlen Erde! — Was soll ich einsam „in der Welt, die meinem Herzen fremd ist? Darum „sind die Jugendrosen meiner Wangen erbleicht. Und „ich soll nun mit den lilienblassen Wangen unter den „Gästen sitzen als Braut, und meines Herzens Bräuti-

„gam ſoll ferne ſein? O, daß ich jetzt nur eine treue „Seele hätte, die mich geleitete in eine Wildniß, wo „ich fern von dem Treiben der Menſchen nur deinem „Andenken lebte!“

Ihr alter treuer Diener Kaspar hatte aber ihre Klagen gehört und ihr Herz verſtanden. Und er rief ihr von ſeinem Fenſter unten hinauf, und verſprach ihr, ſie über die Waldhöhe zu geleiten, nach der Kapelle zu St. Michael, wo der fromme Greis einſiedelte; der könne ihr Rath ertheilen, wie ſie ſich des verhaßten Ehebundes mit dem Heidenfürſten entſchlagen möge.

Dankbar folgte ihm die bedrängte Notburga. Unbemerkt kamen ſie durch die Thore der Burg, und ſchon waren ſie der waldigen Höhe nahe, da trabte es hinter ihnen her mit leichtem flüchtigem Hufe. Waren es die Pferdetritte eines Verfolgers? Notburga ſah ſich ängſtlich um, aber in freudige Ueberraſchung löſ'te ſich ihre Angſt. Es war der weiße Hirſch, den ihr Otto einſt als Kalb gefangen hatte und gezähmt. Als er ſie nun erreicht hatte, blickte er ſie mit hellen Augen an, die gleichſam von menſchlicher Freude glänzten, und bot ihr den Rücken dar. Da ſchwang ſich Notburga auf das fromme Thier, wie ihr Otto ſie einſt ſelbſt zuweilen hinaufgehoben. Kaum aber fühlte der Hirſch ihre Laſt, ſo trabte er ſchnellen Schrittes hinunter, und verſchwand mit ihr zwiſchen den Bäumen des waldigen Abhanges.

Ehe ſich der zitternde Kaspar noch gefaßt hatte, ihr nachzueilen, oder ihr nachzurufen, ſah er den Hirſch ſchon unten in den Neckar ſpringen und hinüberſchwimmen. Im Mondſcheine winkte Notburga noch mit

ihrem weißen Arme herauf. Jenseits verſchwand aber der Hirſch mit ihr im Gebüſch und in den Schatten der Nacht.

Da ihr Vater aber ihr Verſchwinden erfuhr, und niemand ſeiner Diener ihm Kunde von ihr geben konnte, ſandte er Boten hinauf und hinab an dem Ufer des Neckars, und ließ nach ihr forſchen; und ritt ſelbſt hinaus mit ſeinem Gefolge, und ſuchte ſie auf allen Burgen, in allen Hütten, und fand ſie nirgend.

Der alte Kaſpar ſtand des nächſten Tages nach ihrer Flucht an ſeinem kleinen Fenſterlein, und ſchaute durch die runden Scheiben. Da kam Rotburgas Hirſch in den Zwinger, und blickte ihn mit bittenden Augen an. „Ja, könnteſt du nur reden?“ ſprach Kaſpar, und ging, ihm ein Stück Brod abzuſchneiden, wie er ſonſt zuweilen gethan. Aber der Hirſch wollte es diesmal nicht freſſen, ſondern hielt ihm ſein Geweihe dar. „Soll ich's daran ſpießen?“ fragte Kaſpar, und thats ſchon. Aber des Thieres Augen ſahen ihn dankbar an, und darauf lief es in ſchnellen Sätzen nach dem Neckar hinab.

Als Kaſpar am andern Tage wieder am Fenſter ſtand, kam der Hirſch wieder, und bot ihm ſein Gehörn dar. Ein großes Eichenblatt war daran gebunden, und Kaſpars Frau erkannte, daß es Rotburgas Strumpfband war. Auf dem Eichenblatt aber ſtanden mit zierlicher Schrift die Worte eingeritzt:

„Gott zum Gruß!
„Rotburga dankt dem Geber
„Des Manna
„In der Wüſten.“

Als aber Kaspar und Else mit Mühe diese Worte gelesen, da liefen den alten Leuten die Thränen über die Wangen. „So hat ihr der fromme Hirsch das Brod gebracht!“ rief Kaspar; und „o Gott, ach Gott!“ schluchzte Else, „die zarte Jungfrau nur genährt von unserm trockenen Brode!“ Und schnell ging sie hin, und holte von ihrem besten Vorrathe, und band es in einem Tüchlein dem Hirsch ans Geweih, und dieser trabte damit nach dem Neckar hinab. So kam er von Zeit zu Zeit wieder, und die Alten gaben ihm immer ihr Bestes mit, wofür er manchmal ein Paar dankbare Worte auf einem Eichenblatte zurückbrachte.

Rotburgas Vater war indessen heimgekommen, und hatte nichts von seiner Tochter erforscht; und der Frühling war hingegangen, und der Kuckuck und die Nachtigall waren erstummt: da ward er endlich aufmerksam auf den weißen Hirsch und seine Gänge. Und als er ihn einstmals wieder vor Kaspars Fenster sah, trat er zu dem Alten mit raschem Schritte und rascher Frage, und Kaspar konnte nicht leugnen; denn eben band er dem Hirsche ein Tüchlein an mit reifen Sommeräpfeln von Rotburgas Lieblingsbaume.

Und schnell bestieg der Kaiser sein bestes Roß, und seine Ritter und Edelknechte folgten mit ihm dem raschen Laufe des Hirsches. Sie sprengen ihm nach in die Fluthen des Neckars, und sehen ihn jenseits zwischen den Sträuchen verschwinden. Da springt der Kaiser von seinem Roß und dringt ihm nach. Erstaunt bleibt er aber stehen. Gegen die Felsenwand neigt der Hirsch sein Geweih, und ein weißer Arm reicht aus dem engen

Eingange einer Höhle hervor, und knüpft das Tuch los. „Das iſt Notburgas Lilienarm!“ ruft der beſtürzte Vater, und ſchnell, ehe ſie ihn noch zurückgezogen, faßt er den Arm und hält ihn feſt. Wie aber der ſchnelle Hirſch nun zurückſpringt, und der Kaiſer das todtenbleiche Antlitz ſeines Kindes ſieht, da ſpricht er mit linden Worten zu ihr: „Notburga, liebes Herzenskind, „ſei mein Kind, wie vorher, folge mir wieder zu meiner Burg.“

Notburga aber ſpricht: „Was auf Erden mein „Herz beglücken konnte, das hat der Herr zu ſich hinaufgenommen. Ich ſuche nichts mehr bei den Menſchen. Dem Himmel habe ich meine kurzen Tage ganz „geweiht; ihm diene ich hier in ſtiller Einſamkeit.“ Und wie ſehr der Vater in ſie dringt, ſie wiederholt ihm ruhig dieſe Worte. Da erwacht die Heftigkeit ſeines Gemüthes. Gewaltſam will er ſie aus ihrer Höhle ziehen. Sie aber legt die andere Hand an das einfache Kreuz, das ſie ſich ſelbſt aus Holz gemacht. Er zieht mit aller Kraft — da bleibt der Arm ihm in den Händen, abgelöſt von ihrem Leibe. Aber ein grauſes Entſetzen befällt ihn und alle, die ihm nachgefolgt waren. Mit ſchreckenbleichen Mienen fliehen ſie zurück, und keiner wagt es von ihnen, der Höhle wieder zu nahen, in der Notburga blutend liegt und hilflos.

Aber der Herr ſendet ihr ein Schlänglein, das ihr heilkräftige Kräuter bringt und die wunde Stelle damit heilet.

Von Stund an ward ſie von dem Volke als eine Heilige verehrt, und wenn zum Klausner bei der Ka-

pelle zu St. Michael reuige Sünder kamen, ſo ſchickte er ſie wallfahren zu der frommen Rotburga, und Rotburga betete für die Büßenden, und begnadigt kehrten ſie mit leichtem Herzen in ihre Heimath.

Als aber im Herbſte die Blätter fielen, kam auch Rotburga zu ſterben. Die Engelskindlein ſchwebten zu ihr herab, und trugen die Sterbende aus ihrer Höhle heraus. Noch einmal ſchlug ſie die brechenden Augen auf, ſchaute gen Himmel und ſeufzte freudig; „Du biſt „ſchon dort, ich ſehe dich winken! Ich komme, ich „komme.“ Zugleich entſchwebte ihre Seele Die Engel hüllten die Leiche in ein königliches Gewand und ſetzten ihr eine Königskrone auf das Haupt. Dann ſtellten ſie den Sarg auf einen Wagen, und ſpannten zwei ſchneeweiße Stiere daran, die noch niemal ein Joch getragen. Und als ſich nun das Volk aus der Nachbarſchaft ſammelte, die fromme Rotburga zu ihrer Ruheſtätte zu begleiten, bewegte ſich der Zug langſam hinab, und die Engel ſangen ein himmliſches Chor dazu.

Bald hielten die Stiere ſtill, und wo ſie hielten ward die Leiche zur Erde beſtattet. Der Kaiſer aber ſtiftete an derſelben Stelle eine Kirche, und in ihr ließ er ſeinem frühe geſchiedenen Kinde ein Denkmal ſetzen. Rotburgas Hriſch ließ ſich nie wieder ſehen.

Karl der Große zu Heilbronn.

In einer vom Neckar durchſtrömten Ebene, welche nach allen Seiten hin von grünen Hügeln eingeſchloſſen iſt, liegt im Schwabenlande die alte Stadt Heilbronn. Vorübergegangen iſt die Bedeutung, welche ſie im Mittelalter, in den Tagen der Reichsunmittelbarkeit beſaß; verſtummt der Trotz der freien Bürger, welche ihre Unabhängigkeit wie ihre feſten Mauern zu wahren wußten: aber noch herrſchen Leben und Bewegung in den Straßen der fleißigen und betriebſamen Stadt, fruchtbar und reich iſt das Land, das ſie umgibt, ſchöne Denkmale und alte Bauten erinnern noch an den vielfach bewährten Ruhm. Hier iſt, nahe am Waſſer gelegen, der hohe, viereckige Thurm, welchen der brave Ritter Götz von Berlichingen, deſſen Burgen ſich nicht weit entfernt befanden, als Gefangener bewohnte, da liegt

die alte Kirche St. Kilian mit ihren gothiſchen Spitzfenſtern und ſchlanken Pfeilern. In der Nähe ſieht man Weinsberg mit ſeiner Burg Weibertreue, von der die Geſchichte uns ein ſo ſchönes Beiſpiel der Frauenliebe und Gattentreue erzählt; den Neckar hinunterfahrend gelangt man nach den beiden Städchen Wimpfen, im Thal und auf dem Berg, in deren Nähe in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwiſchen dem Markgrafen von Durlach und dem Grafen Tilly die blutige Schlacht gekämpft ward, in welcher die 400 Pforzheimer, von ihrem Bürgermeiſter geführt, für ihres Fürſten Rettung den Heldentod ſtarben.

Einſt jagte Kaiſer Karl der Große in den Niederungen, die der Neckar durchſtrömt, welcher ſich bald durch enge, grüne Thäler ſeinen Weg bahnt, bald im weiten Wieſenplan langſamer ſich fortſchlängelt. Dichte Eichenwaldung bedeckte damals die ganze Gegend: vom Flußufer aus zog ſich der Forſt die Hügel hinan, und nur ſelten gewährte ein freies Plätzchen einen Umblick auf die unabſehbaren, grünen Gaue. Keines Menſchen Fuß ſchien dieſe Wildniß betreten zu haben, keine Art hatte den üppigen Laubwuchs gehemmt, tauſendfältig ineinander verſchlungen waren die Kronen der ſtolzen Bäume, dichtes hellgrünes Gras bedeckte den Boden, welchen der durch das Laub fallende Sonnenſtrahl nur an wenigen Stellen berührte, ohne ihn aber trocknen zu können.

Lange war der Kaiſer mit den wenigen Begleitern welche er bei ſeinen häufigen Jagdzügen mit ſich zu führen pflegte, durch das Dickicht in die Kreuz und Quere ge-

,ogen, als er an einer Stelle, wo der Forst sich lichtete und einige, wenn auch kärgliche Spuren von Wohnungen sich zeigten, unter denen eine kleine, halbverfallene Kapelle lag, zu einem reichlich sprudelnden Quell gelangte, dessen kühle Fluth ihm und den Seinigen eine lange gesuchte Erquickung bot. Verwundert sah Karl sich um an diesem Orte, der ihm ganz fremde war, und eben wollte er das Wasser verlassen, das mit leisem Rauschen zwischen Gras und Kräutern dahinfloß, als Geräusch sich in der Waldung vernehmen ließ, und im Augenblick, wo die Jäger schon glaubten, auf der Fährte eines Ebers zu sein, ein einzelner Mann hervortrat. Sein Aeusseres war ehrwürdig, ein langer weißer Bart floß auf seinen Gürtel herab, zum Schnee gebleichtes Haar deckte seine Scheitel, sein Anzug war der eines Priesters des Herrn, aber er war ärmlich, und Kummer und Entbehrungen sprachen aus dem Gesicht des Greisen. Er stutzte, als er die Fremden an der Quelle erblickte, aber trat furchtlos näher.

„Wer bist du, frug Karl den Nahenden, und was führt dich in diese Wildniß?"

Einst war es keine Wildniß, antwortete der Angeredete, denn das Licht des Glaubens erleuchtete sie und der Geist des Herrn senkte sich auf dieses Land An der Quelle woran ihr jetzt stehet, euren Durst löschend, wurden Viele vom Heidenthum zur Lehre Christi bekehrt, aber der gute Samen ist erstickt worden in seinem Keime."

„Das wolle Gott nicht, sprach der fromme Kaiser. Sag an, wie es zugegangen in diesen entlegenen Gauen."

„Wie Bonifaz im Sachsenlande das Evangelium predigte, und Sturmio zu Fuld die Abtei gründete, wo der heilige Deutschen-Apostel begraben liegt, so kam in diese Striche der fromme Kilian, und machte das zerstreut in den großen Wäldern hausende Volk, das vom Ertrage der Jagd und des Fischfangs im Neckar lebte, mit der heilbringenden Lehre bekannt. Anfangs fand er nur Widerstreben und verschlossene Herzen, und sah sich selbst mancher Gefahr ausgesetzt: aber das Beispiel seines reinen Wandels, seiner Sanftmuth und Selbstverläugnung wirkte endlich auf die rauhen, aber unverdorbenen Gemüther, und sein frommes Wort fand Eingang bei ihnen. Zu der Quelle, an deren Rand ihr stehet, kamen sie und ließen sich taufen in ihrem Wasser; unter den Wohnungen der Christen erhob sich ein, dem Erzengel Michael geweihtes Kirchlein, und täglich mehrte sich die Zahl der Glaubigen. Der heilige Kilian aber zog nach einiger Zeit weiter, das Werk der Bekehrung auch an andern Orten in Deutschland fortzusetzen. Einer seiner Jünger blieb an seiner Stelle zurück, aber der Saame des Unfriedens fiel unter die Gemeinde und schoß bald zu wucherndem Unkraut auf. Die meisten verliefen sich, die Hütten verfielen, das Kirchlein gerieth in den Zustand, in welchem ihr es erblicket. Vor einigen Jahren kam ich in diese Gegend und verkündigte von neuem Gottes Wort, aber meine Bemühungen haben nur wenig gefruchtet."

Der gottesfürchtige Kaiser ward durch die Rede des Priesters gerührt. Ich habe, dachte er bei sich, innerhalb und ausserhalb der Grenzen meines weiten

Reiches so vieles gewirkt, um der Christuslehre Eingang und Aufnahme zu verschaffen; warum sollte ich die frommen Bemühungen dieses Mannes nicht unterstützen? „Fasset Muth, sagte er zu diesem, euer Kirchlein wird sich bald aus seinen Trümmern erheben; das Licht, welches ausgegangen von Osten, soll auch die deutschen Waldungen mit seinem milden Strahle erhellen.“

Als der Priester von einem der Jäger vernommen hatte, wer derjenige war, mit welchem er geredet, da ward sein Herz mit Freude erfüllt, und er ergoß sich in tiefgefühlte Dankesbezeugungen gegen den, welcher wohl im zu weit getriebenen Glaubenseifer mit Feuer und Schwert dem unterjochten Sachsenvolke die gute Botschaft gepredigt hatte, Würgengel mehr denn Apostel; welcher aber auch, durch Begünstigung des geistlichen Standes und Anlegung von Klöstern, einzige Zuflucht der Wissenschaft in jenen Tagen, zur Unterrichtung und Bildung seiner Zeitgenossen so vieles beitrug.

Bald erhob sich erneuert und verschönert die Kirche zu St. Michael, und füllte sich wieder mit Gläubigen; Ansiedler kamen von nah und ferne, und ein Theil der Waldung sank unter der Art des Holzhauers, Platz machend dem Feldbau und der Cultur. Wo einst nur wenige Hütten lagen, sah man ein Städtchen entstehen; Karl der Große besuchte zu verschiednen Malen den aufblühenden Ort, und auf dem Markte zeigt man jetzt noch ein altes, schönes Haus, dessen Bauart an die Zeit des ruhmgekrönten Kaisers erinnert, und das

die Sage als ſeine Pfalz bezeichnet. Noch ſtrömt aus den ſieben Röhren des heilſpendenden Kirchbrunnens das kriſtallhelle Waſſer, welches Heilbronn ſeinen Namen gab.

Das Käthchen von Heilbronn. *)

In Heilbronn lebte vor Zeiten ein Waffenschmidt, Namens Friedeborn, dem, aus einer früh durch den Tod seiner Gattin aufgelösten Ehe, eine einzige Tochter, Namens Katharina, geblieben war. Das Kind war am heiligen Ostersonntage geboren, und darum mögen auch mancherlei überirdische Gewalten von früh an Einfluß auf dasselbe gehabt haben, obgleich sich dieser durch nichts Unheimliches oder Verwirrendes kund gab; denn Käthchen war in ihrem sechszehnten Jahre ein Kind — recht nach der Lust Gottes, gesund an Leib und Seele, wie es die ersten Menschen gewesen sein mögen, die auf Erden geboren worden; und dabei ein

*) Wegen Dürftigkeit der historischen Nachweise ist dieser Erzählung das bekannte vortreffliche Schauspiel von Kleist zum Grunde gelegt. J. J. Heer.

Wesen von so zarter, frommer und lieber Art, wie es uns nur vergönnt ist zu sehen, wenn wir auf Flügeln der Einbildung uns in den Himmel versetzen, zu den lieben kleinen Engelein, die mit hellen Augen aus den Wolken — aus den lichten Wolken hervorgucken.

Ging sie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den gelb gelackten Strohhut auf, die Brust von dem schwarzsammtenen Leibchen bedeckt und mit Silberkettlein umhängt, so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: Das ist das Käthchen von Heilbronn. — „Das Käthchen von Heilbronn!" — sagten die Leute, als ob der Himmel von Schwaben sie gezeugt, und die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte. Vettern und Basen, die seit drei Geschlechtern nicht mehr an die Verwandtschaft mit dem wackern Friedborn gedacht hatten, nannten sie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen; der ganze Markt, auf dem der Vater seine Werkstatt hatte, erschien an ihrem Namenstage und bedrängte sie, und wetteiferten sie zu beschenken; wer sie nur einmal gesehen und im Vorübergehen einen Gruß von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage in sein Gebet ein. Der Großvater hatte ihr früh schon, als einem Goldkinde, mit Ausschluß ihres Vaters, ein Landgut geschenkt und sie dadurch zu einer der wohlhabendsten Bürgerinnen der Stadt gemacht. Auch hatten schon fünf Bürgersöhne um sie geworben, und die Ritter, die durch die Stadt zogen, konnten's nicht verschmerzen, daß sie kein Fräulein war, und meinten, wenn sie's wäre, so würde das Morgenland aufbrechen und ihr seine Gaben von Per-

len und Edelsteinen zu Füßen legen. Aber sie begehrte deſſen nicht und kannte keinen Hochmuth.

Drei Viertel Jahre, nachdem sie ihr fünfzehntes zurückgelegt hatte, war der Sylveſter Abend gekommen, und trennte das alte Jahr von dem neuen. Es war damals, wie noch heut zu Tage Sitte, in dieſer Nacht Blei zu gießen und aus den wunderlichen Formen dieſes Guſſes die Zukunft zu leſen; auch baten die Jungfrauen, die noch nicht wußten, wem ſie anheim fallen ſollten, Gott, er möge ihnen den künftigen Mann im Traume zeigen. Käthchen dachte nun zwar damals noch wenig an Männer, aber Elsbeth, die alte Magd, ermahnte ſie, dergleichen ja nicht zu unterlaſſen, und ſo that ſie's. Um Mitternacht that ſich die Thüre ihres Kämmerleins, worin ſie auf weißem Bettchen mit rothwollener Decke lag, auf, und herein trat ein Cherub mit ſchneeweißen, ſilberglänzenden Flügeln auf beiden Schultern, und führte einen Ritter von ſtattlicher Geſtalt zu ihr herein, der ſie als Braut begrüßte — Das Käthchen freute ſich des Beſuches und rief Elsbeth und Chriſtine, die Mägde des Hauſes, herbei, während ſie aus dem Bette ſtieg und dem Gaſte zu Füßen ſank; der ergriff ſie liebreich bei der Hand; der Cherub aber zeigte ihm ein Maal auf ihrem Rücken und ſagte: daran magſt du ſie wieder kennen. Da kamen die aufgerufenen Mägde mit Licht, und verſchwunden war Alles; Käthchen aber lag im bloßen Hemdchen knieend am Boden; ſie verſchloß ihr Geheimniß ſorgfältig und legte ſich ſtill zu Bette.

Einige Jahre früher als Käthchen in Heilbronn

geboren worden war, ward auch der Gräfin Wetter vom Strahl ein Erbe geschenkt, der zu ihr, und aller seiner Vasallen Freude heran wuchs, bis ihn im zwei und zwanzigsten Jahre seines Lebens ein so heftiges Siechthum ergriff, daß nach kaum neun Tagen der schlanke kraftvolle Ritter als Leiche auf seinem Bette lag, und die Mutter, sammt den Muhmen und Basen in stillem Schmerze um ihn herum knieten. Als die Zeit nun gekommen war, wo man meinte, der Leiche die letzten Dienste erweisen zu müssen, schlug der todgeglaubte plötzlich die Augen auf und war ungemein beseligt, und von Stund an auf dem Wege der Genesung; wo er in dieser Pause seines irdischen Daseins gewesen, ob er geträumt oder traumlos gelegen habe, blieb in seiner Brust verschlossen; dies Alles begab sich aber in der Sylvesternacht, „Dreiviertel Jahr, nachdem Käthchen fünfzehn Jahr alt geworden war."

Als der Winter vorüber war, und die Banden der Erde sprangen, bedrängte der Pfalzgraf die Stadt Heilbronn aus gar üblen Absichten, denn er wollte nichts Geringeres als ihr ihre Freiheit rauben. Die Bürger und befreundete Ritter waffneten sich und der Markt war in fröhlicher Bewegung; da sprengte der Graf Wetter vom Strahl an das Haus des Waffenschmiedes Friedborn, und stieg vor seiner Pforte gepanzert vom Pferde herab; er neigte das Haupt tief zur Erde, um mit den hohen Federbüschen, die ihm vom Helme niederwankten, durch die Thüre zu kommen: „Meister, sprach er, schau her, dem Pfalzgrafen, der Eure Wälle niederreißen will, zieh' ich entgegen; die Lust, ihn zu

treffen, ſprengt mir die Schienen, nimm Eiſen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' ſie mir wieder zuſammen." Friedborn war erbötig zu thun, wie ihm geheißen war, und nöthigte ihn auf einen Seſſel mitten im Zimmer, drauf rief er: „Wein und Schinken zum Imbiß," und ſetzte ſich ans Werk. Und während draußen der Streithengſt wieherte und mit den Pferden der Knechte den Grund zerſtampfte, daß der Staub emporquoll, öffnete, ein großes flaches Silbergeſchirr auf dem Kopfe tragend, auf welchem Flaſchen, Gläſer und der Imbiß geſtellt waren, Käthchen die Thüre und trat herein. Wenn Jemanden Gott der Herr aus Wolken erſchiene, würde er ſich ungefähr faſſen wie ſie, als ſie den Ritter erblickte; Geſchirr, Becher und Imbiß ließ ſie fallen, und leichenbleich, die Hände wie zur Anbetung gefaltet, den Kopf tief zur Erde geneigt, ſtürzte ſie vor ihm nieder, als ob ſie ein Wetterſtrahl getroffen hätte. Der Vater hob ſie erſchrocken auf, ſie aber ſchlang ſich, um nicht wieder zu fallen, an ihn an, und ſtarrte mit flammenden Wangen nach dem Grafen, als ob ſie eine Erſcheinung gehabt hätte — Dieſer ſagte: „was iſt dir, Kind?" und ſah ſie verwundert an, und das ganze Haus lief zuſammen, um zu fragen, was der Jungfer ſei. Nachdem ſie ihn noch eine Weile angeſtarrt hatte, ward ihr Blick ſanfter und ſie ſchien in ſo weit beruhigt, daß der Vater ſein Geſchäft fortſetzen konnte. Nachdem es vollendet war ſtand der Graf auf und ſah das Mädchen, das ihm bis an die Bruſthöhle ragte, gedankenvoll an, beugte ſich über ſie und küßte ihre Stirne, indem er

ſagte: „Der Herr ſegne Dich!“ und ſchritt aus dem Hauſe. — In dem Augenblicke aber, wo er den Streithengſt beſtieg und davon ritt, warf ſie ſich mit aufgehobenen Händen, vom dreißig Fuß hohen Söller auf das Pflaſter herab, gleich einer Wahnſinnigen, und brach ſich beide zarten Lendchen dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau. Der Ritter indeſſen ſah wohl, daß ein Getümmel vor dem Hauſe entſtand, wußte aber nichts von deſſen Urſache und hielt ſeinen Weg nicht länger auf.

Die Fehde mit dem Pfalzgrafen endigt zur Zufriedenheit der Bürger von Heilbronn, und ward bald durch andere Abenteuer in dem bewegten Leben des Ritters erſetzt. Als es ſchon hoch im Sommer war, befand er ſich eines Tages auf einer Reiſe nach Straßburg und hatte die Kühlung des Rheines geſucht, um ſich im Schatten einer Felswand auszuruhen. — Er erwachte nach kurzer Ruhe und fand — Käthchen ſchlummernd zu ſeinen Füßen liegen, als ob ſie vom Himmel herabgeſchneit wäre; haſtig ſagte er zu den Knechten: „was Teufel, das iſt ja das Käthchen von „Heilbronn!“ Bei dieſen Worten ſchlug ſie die Augen auf, und band ſich das Hütlein feſt, das ihr vom Kopf gefallen war, und benahm ſich gerade, als ob ſie in ihrer Mutter Laube vom Schlafe überfallen worden wäre. Als der Ritter ſie fragte, wie ſie ſo weit von Heilbronn daherkäme, ſagte ſie: „Hab' ein Geſchäft, „geſtrenger Herr! das mich gen Straßburg führt, und „es ſchauerte mich allein im Walde, da ſchlug ich mich

„zu Euch.“ Der Ritter ließ sie mit Erfrischungen versorgen, dang ihr einen Boten, der sie nach Straßburg geleiten sollte, und schwang sich auf seinen Rappen, um weiter zu reiten. Abends erreichte er die Herberge und wollte sich eben zur Ruhe legen, als Gottschalk, sein Knecht, zu ihm eintrat und ihm meldete: das Mädchen sei unten und begehrte in seinen Ställen zu übernachten. Der Ritter befahl Gottschalken, ihr eine Streu unterzulegen, und wendete sich zum Schlafen. Am andern Abende war es gerade wieder eben so — und im ganzen Verlauf seines Streifzuges nicht anders. Der Ritter litt es, um des alten Mannes willen, und dachte, komm' ich einmal nach Heilbronn, so wird er mir's danken, wenn ich ihm die Tochter wiederbringe. Gottschalk hatte aber das Mädchen lieb gewonnen, wie eine Tochter, und pflegte sie auf alle Weise.

In Straßburg wohnte der Graf im Erzbischöflichen Pallaste, und wunderte sich, daß sich Käthchen auch dort eingefunden, als ob sie zu seinem Troß gehöre; auch war es ihm keineswegs genehm, und eines Tages, da er sie auf der Stallschwelle sah, trat er zu ihr und fragte sie, was für ein Geschäft sie in Straßburg treibe? Käthchen ward flammenroth und sagte: „Gestrenger Herr! Ihr wißt es ja.“ Das kam ihm beinahe vor, als hätte das Kind es auf ihn selber gemünzt, und er beschloß, auf der Stelle einen Boten nach Heilbronn zu senden, um den Vater zu benachrichtigen, daß das Käthchen bei ihm sei, und daß er möge in wenigen Tagen nach Schloß Strahl kommen, um sie abzuhohlen.

Den Alten aber traf die Botschaft in einer nicht sehr freundlichen Gemüthsstimmung, denn er wußte sich die ganze Begebenheit mit Käthchen und dem Ritter nur durch eine böse Zauberei von Seiten des Letzteren zu erklären.

Als er sie mit zerbrochenen Gliedern auf seinen Armen in ihr Bett getragen hatte, lag sie sechs Wochen, ohne sich zu regen, in der Gluth des hitzigen Fiebers —, auch entlockten ihr nicht einmal die Phantasien ihres Gehirns ein Wort, woraus man auf ihre Gedanken hätte schließen können; kaum aber hatte sie sich ein wenig erholt, als sie ihr Bündel schnürte und mit den ersten Strahlen der Morgensonne in die Thüre trat. Wohin, fragte die Magd. „Zum Grafen Wetter vom Strahl" antwortete sie, und verschwand.

Thränenlos saß der verlassene Vater da und zürnte seiner Tochter; aber zumeist dem argen Verführer seines süßen Kindes. Als endlich dessen Botschaft kam, machte er sich eilig auf den Weg, um sie abzuholen und aus seinen Klauen zu befreien. Der Graf empfing Friedborn eben so freundlich, als dieser entrüstet vor ihn trat, ja der letztere trieb den Verdacht gegen den durchaus schuldlosen Edelmann so weit, daß er beim Eintritt in seine Thüre die Hand nach dem Weihkessel ausstreckte, und ihn mit dem Wasser desselben bespritzte. Der Graf erzählte ihm ohne Arg den ganzen Hergang und führte ihn dann in den Stall, wo Käthchen ein Waffenstück reinigte, um dem bekümmerten Vater seine Tochter zu übergeben. Aber die hatte kaum den alten Mann erblickt, als sie kreideweiß dem Grafen zu Füßen fiel und

ihn bat, ſie vor dem eigenen Vater zu ſchützen. Friedborn ſtand da, wie eine Salzſäule, und ehe der Graf noch zur Beſinnung kam, warf jener ihm den Hut in's Geſicht, als wollte er ein Gräuelbild verſchwinden machen; dann aber eilte er ſelbſt von dannen, als ſetze die Hölle ihm nach.

Er wußte von einer Gerichts-Verſammlung edelgeborner Männer, die unpartheiiſch über Hohe und Niedere urtheilten. Vor dieſem Vehmgericht eilte er, den Grafen, als der Zauberei und des Mädchenraubes ſchuldig, anzuklagen. Der Graf erſchien auf die erſte Vorladung und brachte die zagende Jungfrau, die ebenfalls berufen worden, mit; aber er wußte durch die einfache, der Wahrheit getreue Erzählung der ganzen Geſchichte die Richter von dem Ungrunde des auf ihm laſtenden Verdachtes der Zauberei auf das bündigſte zu überzeugen, und gegen die Anklage der Verführung vertheidigte ihn des Mädchens fleckenloſe, von keinem Hauch getrübte Unſchuld, die vor der hohen Verſammlung der Vehm durch die verfänglichſten Kreuz- und Querfragen ſonnenklar an den Tag kam.

Graf Wetter vom Strahl wurde freigeſprochen und nachdem er Käthchen verboten hatte, ſich je wieder bei ſeiner Burg blicken zu laſſen, ward dem alten Friedeborn der Leib ſeines Kindes zur ferneren väterlichen Pflege übergeben, während ihre Seele, die ſich außer dem Bereich menſchlicher Gewalt befand, nach wie vor bei ihrem „hohen Herrn" verblieb, der wie ein Wetterſtrahl in ihr junges Herz eingeſchlagen und es ganz und gar entzündet hatte. Aber auch er war, trotz ſeiner

anſcheinenden Gleichgültigkeit und Härte, doch ſchon längſt durch die Anhänglichkeit und die Reize des holden Kindes tief gerührt; nur vermochte ihn Dreierlei, die Gefühle, die ſich in ſeiner Bruſt regen wollten, zu unterdrücken. Das Eine war: die Ehrenfeſtigkeit ſeines ganzen Weſens, die es ihm nimmermehr erlaubt hätte, der reinen Jungfrau auf eine unehrerbietige Weiſe zu nahen; — ſie aber als eheliche Gemahlin heim zu führen, daran hinderte ihn das Zweite, was ſich ſeinen geheimen Wünſchen in den Weg ſtellte, nemlich die Vorurtheile ſeines Standes; — das Dritte war ein Geheimniß zwiſchen ihm und Gott, aber da es ſpäter doch an das Licht gefördert wurde, ſo mag es der Mund der Sage hier erzählen.

In jener Sylveſternacht, in der der Graf vom Strahl todtenähnlich auf ſeinem Bette lag, meinte er, ein Cherub ſei zu ihm getreten, habe ihn ſanft an der Hand genommen und ihn durch die Nacht in das Schlafkämmerlein eines Mädchens geleitet, das ſchlafend im bloſen Hemdchen auf einem weißen Bettchen mit rothwollener Decke lag; das holde Kind habe ihn bei ſeinem Eintritte mit großen, ſchwarzen Augen angeſehen und habe gerufen: „Elsbeth!" darauf ſei ſie, vom Purpur der Freude über und über ſchimmernd, aus dem Bette geſtiegen und habe ſich auf die Kniee vor ihm niedergelaſſen und „mein hoher Herr" gelispelt; der Engel habe ihm darauf geſagt, daß das Kind eine Kaiſerstochter ſei, und ihm ein Maal gezeigt, das ihr röthlich auf dem Nacken gezeichnet ſtand, indem er ſagte: daran magſt du ſie erkennen; als er ihr aber ins Antlitz habe

schauen wollen, um noch ein besseres Kennzeichen zu haben, seien die Mägde mit Licht gekommen, und alles sei verschwunden gewesen; er aber habe, nachdem er die Augen aufgeschlagen, auf Schloß Strahl auf dem Bette gelegen, an dem seine Mutter und Base weinten. Nie hatte der Graf irgend jemanden etwas von dieser Geschichte mitgetheilt, aber sie deswegen nicht minder tief im Herzen bewahrt; er war so überzeugt, daß ihm vom Himmel selbst eine Kaiserstochter bestimmt war, daß er an keine andere Jungfrau denken zu dürfen glaubte, und daher jede Regung, die zu Käthchens Gunsten in seinem Innern sprach, schnell zum Schweigen brachte; so schlug er sich denn die ganze mehr ärgerliche als angenehme Geschichte, so gut es ging, aus dem Sinne und lag seinen Fehden und sonstigen Geschäften ob.

Als Käthchen sich von ihrem Ritter getrennt sah, verlangte sie nichts mehr auf dieser Welt, als von seinem Freunde, dem Prior eines Augustiner Klosters, geführt zu werden, um von ihm zum Eintritt in ein ihr bekanntes Ursulinerinnen-Kloster vorbereitet zu werden. Der Vater erfüllte ihren Wunsch mit tiefem Kummer, und als sie eines Abends dicht vor den Pforten des Augustiner-Klosters angekommen waren, übermannte ihn der Gedanke, sein Kind auf immer und immer ins Kloster zu vergraben, so schmerzlich, daß er ihr selbst vorschlug, wieder nach der Strahlburg zu gehen, und sich dort unter dem Hollunderstrauch am Abhange des Felsens, wo sie am liebsten zu sitzen pflegte, die Sache noch einmal zu überlegen. Käthchen sah ihn mit großen,

traurigen Augen an, und sagte: ich darf es nicht thun, der Graf hat es mir verboten. Als nun der gute Vater sich erbot, zu ihm zu gehen, und ihr die Erlaubniß dazu auszuwirken, da erkannte sie die Macht der väterlichen Liebe, und entschloß sich von Stund an, nicht ins Kloster zu gehen, aber noch weniger zu dem Hollunderstrauch, sondern nur ihr Gebet bei dem Prior zu verrichten und dann wieder nach Heilbronn mit dem Vater zu ziehen.

Graf Wetter vom Strahl war um eines Besitzthums Willen in Fehde mit einem Rheingrafen vom Stein. Dieser hatte, da er mit offener Gewalt wenig ausrichten konnte, einen Knecht gedungen, der sich auf Strahlburg einschlich und dort Dienste erlangte, aber in der verrätherischen Absicht, bei Gelegenheit seinem eigentlichen Herrn von Nutzen sein zu können. Der Augenblick war gekommen und der Rheingraf sandte zwei Boten mit zwei Briefen aus, den einen an Peter Quanz, den verrätherischen Knecht auf Strahlburg, worin er ihm sagte, daß er Schlag 12 mit seinem Kriegshaufen vor dem Schlosse sein, und seiner Hülfe von Innen harren würde; — den Andern an den Prior Hatto von eben dem Augustiner-Kloster, in dem Käthchen die Nacht zubringen wollte, die Botschaft enthaltend, daß er noch spät am Abende zu ihm kommen würde, um die Absolution zu empfangen. Die Fügung des Himmels wollte es aber so, daß die Briefe verwechselt wurden, und daß Käthchen auf diese Art hinter den ihren Ritter bedrohenden Anschlag kam. Keinem Menschen trauend, und die schon herabgesunkene Nacht nicht scheuend, machte sie sich flugs auf den Weg

nach Strahlburg und wäre ſicher nicht mehr in das Schloß gedrungen, wenn Gottſchalk ſie nicht erblickt und vor den Ritter geführt hätte. Dieſer war gewaltig unwirſch, als er zu ſo ſpäter Stunde, und gerade als er glaubte ſich auf immer von ihr losgemacht zu haben, das Mädchen auf ſeiner Burg erblickte, und ſchalt Gottſchalk, den Knecht, aber zumeiſt das arme Käthchen, die er eine landſtreicheriſche Dirne nannte und gar nicht zu Wort kommen ließ; und als dieſe dennoch den Brief emporhielt und durchaus gehört ſein wollte, nahm er die Peitſche von der Wand um ſie hinauszutreiben, denn er dachte in dieſem Augenblicke mehr an die Anklage vor dem heimlichen Gerichte und alle Verlegenheiten, die ihm die Liebe des Mädchens ſchon verurſacht hatte, als an die Pflichten der Ritterlichkeit. Endlich gelang es Käthchen trotz ſeinem Toben und Zürnen ihm den Brief durch Gottſchalk in die Hand zu bringen; da faßte denn freilich eine ganz andere Erkenntniß und tiefe Reue das Herz des Ritters; er ſah, von welcher Gefahr er durch das heldenmüthige Mädchen errettet war, und traf flugs Maßregeln, um den Ueberfall der Burg zu verhindern, was ihm auch ohne Mühe noch gelang. Das ſchwerere war, die Augen vor Käthchen aufzuſchlagen, die er ſo mishandelt hatte, während er ihr ſo viel verdankte; freilich begegnete er ihr freundlich und ſuchte ſein Unrecht wieder gut zu machen, aber Käthchens Herz wußte nichts von Groll, denn was konnte der ihr von Gott durch ſeinen Cherub zugeführte Herr Unrechtes gegen ſie begehen; von ihm kam Alles recht, wie es kam.

Kätchen verließ ihren Ritter nun nicht mehr; sie brachte ihm die Waffen, wenn er ins Treffen wollte, sie folgte ihm durch Wald und Feld, über Bäche und Berge, und es war nicht mehr die Rede davon, daß sie nach Heilbronn zurückkehren sollte; der Graf that, als ob er sie nicht bemerkte und ließ sie gewähren, zudem wußte er, daß sie an dem alten Gottschalk einen treuen Schutz hatte. Als nun wieder Friede in der Burg war, zog Kätchen auch wieder ein und wohnte wieder in dem Stall, aber am liebsten bettete sie sich unter dem Hollunderstrauch vor der Burg; dort hatte sie sich unter den Zweigen des Baumes ein Hüttchen gebaut; und wenn die Sonne heiß vom Himmel brannte, fand sie unter seinem Laubdache Kühlung. Gottschalk hatte manchmal bemerkt, daß ihre Träume nicht stumm seien, und daß man sie wohl im Schlaf, wie Nachtigallen in der Sommernacht, flüstern hörte; er erzählte diesen Umstand seinem Herrn, der sich mancherlei Gedanken darüber machte.

Es war an einem schwülen Nachmittage, als der Ritter einst allein aus seiner Burg trat und den Weg zu Kathchens Hollunderbaum fand; da lag sie schlafend, mit rothen Backen und verschränkten Händchen; er sah sie lange gerührt an und beschloß dann zu versuchen, ob es ihm nicht möglich sei zu ergründen, warum dies Mädchen, das bestimmt schien, den herrlichsten Bürger von Schwaben zu beglücken, ihm gleich einem Hündchen durch Glück und Elend folgen mußte. Es war ihm, als müsse sie ihm eine Frage im Schlaf beantworten, die er oft wachend gethan, aber auf die sie nie etwas

anders erwiedert hatte, als: „ei, gestrenger Herr, Ihr wißt's ja.“ Er nahte sich ihr leise, kniete vor ihr hin, und legte seine Arme sanft um ihren Leib; er fing an sie allerlei zu fragen, worauf sie zusammenhängende Antworten gab: endlich kam er mit seinem Hauptanliegen: „Du bist mir wohl recht gut?“ Gewiß, sagte Käthchen; „Aber ich dir, was meinst du, ich dir nicht?“ Ach geh', lächelte sie, du bist verliebt in mich wie ein Käfer. Der Ritter erschrak, denn sie hatte es wahrhaftig getroffen, nur wunderte ihn ihre Zuversicht. Er fragte weiter und weiter, und was erfragte er? Was sah er, als er ihr Tuch sanft von ihrem Halse wegschob? Ein Maal, wie es der Cherub ihm gezeigt. Und Käthchen war das Mädchen, die er in der Sylvester-Nacht gesehen, und er war der Ritter, dem sie in der Sylvester-Nacht zu Füßen gelegen hatte.

Endlich erwachte sie und erschrak, von ihm im Schlafe überrascht worden zu sein; sie glaubte, er würde ihr zürnen, aber er war gedankenvoll und weich, und als Gottschalk dazu kam, befahl er ihm, der Jungfrau ein Gemach auf der Burg anzuweisen.

Seine einsamen Stunden waren fortan von einem Gedanken erfüllt: wie Käthchen des Kaisers Tochter sein könne; daß es aber so war, war ihm so gewiß, als daß der Himmel sich über der Burg wölbte, und er nahm auch keinen Anstand, es mehreren Personen, ihren Rath heischend, zu vertrauen. Aber niemand konnte ihm sagen, wie ein solch Geheimniß zu ergründen sey? Darüber brütete der Graf noch, als eine Botschaft ihn an den Hof des Kaisers nach Worms entbot. Fried-

born, der von dem heimlichen Gerichte abgewiesen worden war, und nun sein Kind aufs Neue verloren sah, ja dem es sogar zu Ohren gekommen, daß der Ritter sein Käthchen für des Kaisers Tochter ausgab, und dadurch dem guten Ruf seiner längst verstorbenen Frau zu nahe trat, zögerte nicht sich dem Throne der höchsten irdischen Majestät gegenüber zu stellen, und seine doppelte Klage anzubringen. Den Kaiser entrüstete eine solche Handlungsweise auf das Höchste, denn war er sich auch mancher kleinen heimlichen Sünde bewußt, so gefiel es ihm doch übel, der sonst ein gerechter Herr war, sich so öffentlich blosgestellt zu sehen.

Den Grafen traf diese Veröffentlichung seiner geheimsten Angelegenheiten ebenfalls höchst widrig, und er besann sich nicht vor Gericht zu erklären, daß es nie seine Absicht gewesen sei, einem solchen Gerücht irgend Wichtigkeit zu geben. Der Kaiser wollte sich auch mit dieser Erklärung begnügen, aber Friedborn drang mit dem höchsten Eigensinn auf einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Grafen; diesem riß endlich die Geduld, und er rief laut und öffentlich aus: Käthchen sei seines hohen Kaisers Kind, und er werde es Augenblicks mit dem Schwerte beweisen. — Er zog und zwei Züge mit seiner gewaltigen Klinge reichten hin, den alten Mann zu entwaffnen, dem er kein Leides anthat.

Als der Kaiser die Waffen seines Anklägers also siegreich sah, floh das Blut aus seinen Wangen, aber ein Licht entzündete sich in seinem Gedächtnisse, denn er erinnerte sich allerdings, vor siebenzehn Jahren zu der Vermählung seiner Schwester, der Pfalzgräfin, in

Heilbronn geweſen zu ſein, und bei einer Volksfeſtlichkeit allerlei heimliches mit einer ſchönen Burgersfrau im Schatten einer Laube geſchwatzt zu haben; zum Abſchiede gab er ihr, die ihn nicht kannte, eine Schaumünze, und als er darnach forſchte, fand es ſich, daß Käthchen dieſelbe Münze auf dem Sterbebette von ihrer Mutter empfangen habe. Der Kaiſer, nachdem ihm dies den Sinn durchdrungen hatte, nahm ſich vor, die Sache gütlich beizulegen, damit nicht ein zweiter Cherub herniederſteige und das Geheimniß vor aller Welt verkünde. Er bat den gebeugten Friedborn, ihm dies Kind abzutreten; um allen ärgerlichen Gerüchten ein Ende zu machen, werde er Käthchen von Heilbronn als ſeine Pflegetochter, Katharina von Schwaben, mit dem Wetter vom Strahl alsbald und mit großem Pomp vermählen. Friedborn könne aber alsdann ſeine alten Tage bei dem jungen Paare in Ruhe verleben.

Ein ſolcher Vorſchlag befriedigte die ſtreitenden Partheien, und wenige Tage nachher erglänzte der Schloßhof von allem Pomp der Ritterſchaft, und unter glänzendem Baldachin erſchien beſcheiden das ſüße Käthchen als die erkorne Braut des Grafen Wetter vom Strahl.

Der Hennengraben.

Nicht weit von der Burg Windeck liegt eine Meierei, der Hennengraben genannt. Zwiſchen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen dunkeln Kaſtanienbäumen ſind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher ſich um ein Vorwerk des Schloſſes herzog. Zur Zeit, als der Dechant an der Domkirche zu Straßburg auf Windeck gefangen ſaß, wohnte unten im Wolfshag in einer Mooshütte eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen und Wurzeln, und die wilden Thiere des Waldes thaten ihr nichts zu leide, ſondern ſchienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum beſtand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die ſich ihr Futter im Walde ſuchten.

Eines Tages saß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwei wunderschöne Knaben des Weges daher. Sie waren müde und traurig und fragten nach dem Wege zu der Burg. Die Alte hieß sie freundlich willkommen, und gab ihnen Obst und Brod zur Erquickung. Der Jüngere, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ sich's wohlschmecken, aber der ältere, der zwischen sechszehn und achtzehn Jahren stehen mochte, hielt niedergeschlagen seinen Apfel in der Hand und Thränen traten ihm in die Augen. Er suchte sie jedoch zu verbergen, ging zu dem nahen Felsenbrünnlein und wusch sich das Gesicht mit dem klaren frischen Bergwasser. Wie die Rose, die der Thau erfrischt hat, so glänzten jetzt seine Wangen im blühenden Jugendroth, und das Waldweiblein schaute ihn wohlgefällig an und sagte: „Du bist gewiß kein Knabe, sondern eine Jungfrau; aber habt Vertrauen zu mir, Kinder, und sagt mir, wo Eure Eltern wohnen, und was Euer Begehren auf Windeck ist?"

Die Kinder fingen beide zu weinen an, und der älteste erwiederte: „Wohl bin ich ein Mägdlein, und heiße Imma von Erstein, und dies ist mein Bruder. — Unser Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns bis jetzt väterlich erzogen, und nun liegt er da oben auf der Burg gefangen, und wir wollen den Burgherrn bitten, daß er ihn frei gebe.

Bringt ihr denn Lösegeld? fragte die Alte. Ach, antwortete die Jungfrau, indem sie ein diamantenes Kreuz aus dem Busen zog: ich habe nichts als dieses; aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns als Geißel behalte, bis der Ohm sich gelöst haben wird.

„Nun so will ich den Dechant loskaufen, sagte das Waldweiblein und streichelte der Jungfrau die Locken aus dem Gesicht. Hört mich, Kinder. Die Straßburger werden ehestens anrücken und die Burg belagern. Noch diese Nacht habe ich zwei Kundschafter belauert, die sich hier im Dickicht versteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg gut ausgespäht und besonders die schwache Seite bemerkt, drüben am Tannenwald, wo das steinerne Todtenkreuz steht. Geht hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck, und sagt ihm, er solle dort eilig einen tiefen Graben aufwerfen lassen, und noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten noch diese Nacht heranziehen.

Aber wird der Ritter auch unsern Ohm frei geben? fragten die Kinder.

Ich gebe euch ja ein Lösegeld, erwiederte die Alte. Sie klatschte jetzt in die Hände, und von allen Seiten flogen und trippelten ihre weißen Hühner herbei. Sie nahm eins derselben, und gab es Imma mit den Worten: Diese Henne bring' dem Ritter Reinhard auf Windeck, damit er den Dechant von Ochsenheim freigebe.

Die Kinder schauten sie verwundert an.

Thut wie ich sage, fuhr die Alte fort. Der Ritter soll die Henne, sobald die Sonne heute untergegangen ist, bei dem Kreuze niedersetzen, wo die Feinde den Angriff machen wollen. Er hat auf seiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch tief und breit genug graben zu lassen — meine gute Henne aber wird' zu Stande bringen. „Bei diesen Worten streichelte sie das Thier, und sang in leisen, kaum vernehmlichen Tönen:

Hör', was ich ſag',
Wenn ſich neigt der Tag,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt ſcharren die Erd' heraus
Bis zu dem Todtenhaus,
Bis zu dem Heldenſchwert,
Welches kein Roſt verzehrt.
Geh, und vor Mitternacht
Sey noch das Werk vollbracht!"

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen, aber die Alte war ſo freundlich und treuherzig, daß ſie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeſte Furcht, und freute ſich ſogar des wunderbaren Schauſpiels, welches die Henne ihm geben ſollte. Sie hatten kaum die Hälfte des Berges erſtiegen, auf deſſen Spitze die Burg lag, als ihnen ein junger Ritter entgegen kam. Er war von ſehr edler Geſtalt, und obgleich der ſtille Ernſt in ſeinem Weſen die Jungfrau ein wenig erſchreckte, ſo benahm ihr doch bald der milde Ton ſeiner Stimme alle Beſorgniß. Auf ſeine Frage, wer ſie ſeyen, und was ſie auf ſeiner Burg ſuchten, antwortete Imma:

„Edler Ritter, Ihr haltet unſern Ohm, den Dechant von Straßburg, gefangen. Er iſt auch unſer Vater, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frei zu geben und uns als Geißeln zu behalten."

Der Ritter konnte ſeine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder, eins um's andere, und ſein Blick verweilte zuerſt unwillkürlich auf der weißen

Henne, welche Imma trug. Sie erröthete und erzählte in abgebrochener Rede, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der Windecker hörte ihr aufmerksam zu. Seine Blicke wurden immer forschender und die Jungfrau gerieth in sichtbare Verwirrung. Ihre Worte waren ohne Zusammenhang; ihr Bruder bemerkte es und wollte einhelfen:

Imma, so sagte die Frau nicht.

Imma erglühte bei dieser Rede, als schlüg' ihr eine Flamme ins Antlitz. Edle Jungfrau, sagte der Ritter, in Gottes Geleite seyd Ihr hierher gekommen, und im Schutz meines Arms sollt Ihr hier weilen und wieder heimkehren, sobald es Euch gefällt. Jetzt kommt, und bereitet Eurem Ohm eine fröhliche Ueberraschung.

Während Imma und ihr Bruder beim Dechant waren, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanstalten seiner Burg. Wohl kannte er die schwache Seite am Tannenwald, und ließ auch bereits seit einigen Tagen an einem Graben daselbst arbeiten. Allein die Zeit war kurz, die Botschaft des Waldweibleins ihm daher höchlichst willkommen, und wenn er alle Umstände überdachte, mußte er großes Vertrauen darein setzen. Als die ersten Sternlein am Himmel blinkten, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo sein Großvater gefallen und begraben worden war. Mit dem Schlag der Mitternachtstunde begab er sich wieder an den Ort, und fand zu seinem Erstaunen einen tiefen und breiten Graben mit einer Brustwehr, und im Sternenschein blinkte ihm das Schwert seines Großvaters entgegen, welches

man dem Geſtorbenen mit ins Grab gegeben hatte. Die Henne war verſchwunden. Gegen Morgen rückten auch bereits die Straßburger in drei Haufen heran — ſie waren zu einem Sturme gerüſtet, aber der Graben der Henne vereitelte ihre Abſicht und ſie wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

Imma hatte inzwiſchen auf das Herz des Ritters von Windeck einen großen Eindruck gemacht, und die Jungfrau war auch gegen ihn keineswegs gleichgültig. Allein der gefangene Dechant wollte von einer Verbindung zwiſchen Beiden nichts hören. Als jedoch der Zwiſt vertragen war, wurde Imma des Windeckers Gattin und im Münſter zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände in einander.

Der Hennengraben hat den Namen beibehalten: doch die Sage davon ſcheint ſich immer mehr zu verlieren.

Siegfried und die Nibelungen.

Wie Siegfried den Drachen erſchlug und hörnen ward.

Auf der Burg zu Xanten am Rhein herrſchte Siegemund, ein König im Niederlande. Sein Gemahl Siegelinde war ihm mit einem Knäblein geneſen, das ſie Siegfried nannten. Mächtig wuchs dieſer heran, und erfreute ſein trutziger Sinn auch den Vater, der in ihm ſchon den künftigen Helden ſah, ſo machte er dagegen Frau Siegelinden viel Betrübniß, denn der junge Siegfried träumte nur Kampf und Gefahr, achtete wenig der Mutter ſanfte Lehren, und war nie froher, als wenn er ſich wild herum tummeln, und ſeine Kraft erproben konnte. Wenn des Vaters Recken geſandt wurden zu Strauß und Zehde, drang der Knabe immer in den Vater, ihn mit hinaus ziehen zu laſſen, doch warnte Herr Siegemund, daß er noch zu jung ſei, und die Zeit abwarten müſſe. Dies verdroß Siegfried gar ſehr, denn er fühlte Kraft im Arm, und Muth in der Seele und immer zog und lockte es ihn in der Ferne, wo die blauen Berge ihre Häupter in die Wolken hoben.

Seinen Trotz konnte des Vaters Willen und der Mutter Bitte nicht bändigen, und ſo ſchritt der Jüngling eines Morgens in der

Frühe hinab von der Burg zu Xanten, und frohgemuth der Sonne entgegen. Des Rheines Strom folgend, zog er zu Berg, nicht Burg noch Städte achtend, die er auf dem Wege antraf. Die dunkeln Berge waren sein Ziel. Am dritten Tage gelangte er zu dem mächtigen Bergforst am Rheine, dem Siebengebirge. Ohn Bangen und Zagen eilte jung Siegfried in der Waldung Dunkel; sein Stecken machte ihm Bahn durch Gestrüpp und Gebüsch über Felsenschlünde und Bergwasser.

Als die Sonne aber hoch im Mittag stand, und er noch keinen Ausweg aus dem Dickicht gefunden, war es ihm doch lieb, als er hoch über den Eichen eine Rauchsäule aufwirbeln sah. Ihrer Richtung folgte er, und bald schallte ihm kräftiger Hämmerschlag aus einer tiefen Felsenkluft entgegen. Wie freute es ihn, als er die Funken so gewaltig herumsprühen, und das Feuer auf der Esse auflodern sah! Ich möchte auch wohl ein Schmied werden, dachte er bei sich, und trat mit dem Begehr zur Schmiede. Wie lachten die Gesellen beim Anblick des bartlosen Xanten, und zur Kurzweil sprach Meister Mimer, der hier seine von allen Kämpen gepriesenen Waffen schmiedete: Er möge eintreten, und sich einmal versuchen. Den wuchtigsten Hammer reichte man Siegfrieden, aber hui, wie flog das Eisen in Stücken durch die Werkstätte, als er leicht den Hammer schwang. Der Meister wollte Einhalt thun, aber Siegfried hämmerte drauf zu, daß der Ambos in den Boden fuhr. — Wohl fürchteten da der Meister und seine Leute den jungen Gesellen, denn als sie seinem Beginnen sich widersetzten, warf er sie insgesammt zur Erde, daß ihnen das Aufstehen schwer ward.

Jung Siegfried blieb in der Schmiede, aber auch die stärkste Eisenstange widerstand seinem Schlage nicht, und mancher Ambos fuhr noch in den Grund. Meister Mimer, voll Ingrimm, wäre seiner gern los gewesen; wie ihn aber fortbringen? Endlich beschloß er, ihn tief in den Wald zu senden, wo ein grimmer Lindwurm hauste, um so ein elendiglich Ende zu finden. Du sollst mir im Kerste Kohlen brennen, sprach eines Abends der Meister zum Jüng-

ling, mache Dich morgen vor der Sonne auf, denn wir bedürfen ihrer sehr. Die Stelle wirst du finden, wo die schönsten Eichen und Buchen blühn, sie liegt nah dem Rhein, am höchsten Fels. Wie der Meister befohlen, so that Siegfried. Eichen- und Buchenstämme krachten und brachen unter seiner Faust, und waren sie noch so stark. In kurzer Frist hatte er seinen Meiler fertig und angeschürt. Und wie er sich nun so unter dem Laubdache einer Linde niedergestreckt hatte, sich von seiner Arbeit zu erholen, da schoß der Linddrache auf ihn zu. Jung Siegfried brach sich aber rasch einen Eichenstamm, und erschlug ihn, wie wild das Ungethüm sich auch gebärdete, und zog ihn zu dem brennenden Meiler. Als er nun sah, wie aus dem Drachen das Fett quoll, warf er noch manch brennend Scheit zu, und in Strömen floß das Drachenfett bis zu der Linden. Ein weniges ermüdet streckte sich Siegfried unter der Linde nieder, zu kurzer Rast. Und wie er nun so da lag, flötete hoch in des Baum's Gezweige eine Nachtigall, und wie er aufhorchte, verstand er gar wohl, wie sie sang:

Wer badet sich im Drachen-Born,
Deß' Leib wird fest, deß' Haut wird Horn,
Ge'n jede Waff' ist er gefeit,
Ge'n jede Fahr und jedes Leid.

Der Jüngling legte sein Gewand ab, und badete sich in der Flüssigkeit, doch fiel ein Blatt von der Linde ihm auf die rechte Schulter; und wurde er auch am ganzen Leibe hörnen, so doch nicht an der Stelle, wo das Blatt gelegen und kein Fett hingeronnen war.

Als er nun mit seinem Meiler fertig war, schürte er sich einen Sack voll Kohlen, riß dem Lindwurm das Haupt ab, und machte sich getrost wieder auf den Weg zur Schmiede.

Aber wie erschraken die Gesellen als sie ihn von dem Walde herkommen sahen. „Meister, Meister, schrien sie, „jung Siegfried hat den Drachen erschlagen, jetzt gnade uns Gott!" Meister Mimer wollte in arger List dem jungen Gesellen entgegen gehn, und mit

freundlicher Rede ihn empfangen; der aber ſchlug ihn zu Boden, daß er auch nie davon genaß, und ſo auch alle die argen Geſellen, die ſich in der Schmiede verkrochen.

Luſtig ſchürte jung Siegfried das Feuer auf der Eſſe, und wirkte mit ſtarker Fauſt aus dem feſteſten Stahl und Eiſen ein wuchtiges Schwert und einen Panzer, Halsberge, Schild und Helm, wie es dem Ritter ziemt, und zog dann fort um Abenteuer zu ſuchen. —

Wie Siegfried Brunhilde gewann.

Das beſte Roß, das je eines Recken Krippe gefüttert, den windſchnellen Grani, nahm Siegfried aus Mimers Stalle, und zog friſchgemuth zu Thal. Des Waldes Quelle gab ihm Labung, die lieblichſten Beeren lächelten ihm rings aus dem duftigen Mooſe und aus der Sträuche Blätterhülle entgegen, ſeinem Gaumen angenehme Stärkung bietend. Und wenn er nun zur Raſt ſich unter einem Baum gelagert, dann tönte ſüß der Nachtigall Lied. Sie ſang von einer ſchönen Maid im Iſenlande, und wie es kühnes Wagniß erheiſchte, das holde Engelskind zu gewinnen. Wie Siegfried immer weiter fürbaß zog, manch Abenteuer mit des Waldes Thieren beſtehend, um ſo mehr erwuchs auch ſein kecker Muth, ſich um jeden Preis die ſtolze Königstochter zu erringen, von der ihm die Nachtigall immer ſang. Die kleine Sängerin war ſeine Führerin, und wie ſie die Minnigliche immer mehr pries, und des Abenteuers Gefahren ſchilderte, ſo weckte ſie auch immer mehr in des Jünglings Bruſt den Drang daſſelbe zu beſtehen, denn alle Sänger des Waldes flöteten und ſangen und zwitſcherten nur von Brunhilden und der flammenumloderten Burg Gezard, wo ſie, vom Zauberſchlaf gebannt, auf Erlöſung hoffte. —

So kam Siegfried zum Meere, ein Schifflein nahm ihn gar bald auf, und trug ihn durch der Wogen wilde Brandung. Hoch auf dem Maſt ſaß die Nachtigall und ſang ſüßer Minne Lohn, als

das Schifflein in grauſig wilder Felſenbucht landete. Gleich einer Ziege erklomm Grani die ſteilen Klippenwände mit ſicherm Huf. Laut wieherte das kühne Roß auf, als die Feuerglut, welche um Gegard wild und hoch über die Zinnen der Burg, bis zu den Wolken emporloderte, den Reiter ſchon aus weiter Ferne wie lichter Sonnenglanz blendete.

Und wie ihn nun das Roß der Glutveſte immer näher trug, in kühnen Sätzen vorſprengte, da ſang auch die Nachtigall über Siegfrieds Haupte: —

Wie glüht ſo wild
Das Flammengewind' um die ſchöne Brunhild.
Wohl fünfzig Jahr
Um Gegard's Zinnen gebannt es war.
Der Retter naht
Und bahnt ſich durch feurige Mauern den Pfad.
Siegfried, 's iſt Zeit,
Die Flammen löſch' und gewinne die Maid.

Kein Lüftchen wehte um die weite Burg, regungslos prangte auf der hohen Zinne das reiche Banner, an welchem die Flammenzungen leckten. Wohl troff der Schweiß in hellen Tropfen von des Jünglings Antlitz, und die Glut ſchien dem Nahenden den Athem zu rauben. Er aber ſpornte ſein Roß an, raſch ſtürmte es in das Glutmeer. Und ſieh — die Glut verwandelte ſich in eine blanke Schildburg, die ſtrahlend im Sonnenlichte ſtand. Kühn ritt er gegen die Veſte hinan, und die Schilde ſchoben ſich raſch übereinander und zuſammen, daß er ungefährdet den Zwinger betreten konnte. Gar ſehr wunderte es Siegfrieden, daß rings um ihn her Grabes Ruh' herrſchte, denn wenn auch hoch am Tage, ſo lag doch Alles noch im tiefſten Schlafe. Hoch auf der Thorzinne nickte der Burgwart, in der Rechten das mächtige Hüfthorn, die Rüden ſchnoberten im Schlafe neben dem Thore, rings im Hofe und auf dem Schlage raſteten Tauben und anderes Geflügel ohne Regung. Und wie nun Siegfried in die Thorhalle trat, ſchallte weit ſein Schritt, aber er

mahte keiner zum Empfange. Die Fliegen an der Wand ſelbſt ſchliefen, und in der Küche ſaß der Junge am Bratſpieß, die Mägde waren bei ihrer Arbeit eingeſchlummert; hier ſaß eine und hielt das Huhn, das ſie rupfen wollte, noch in der Hand, am Heerde ſchlief der Koch. Und je weiter Siegfried ging, um ſo wunderlicher kam ihm alles vor; denn in allen Gemächern fand er gar viel der ſchlafenden Frauen und Männer. So trat er auch in den Burgſaal, aber wie ſtaunte er, als er hier, auf dem reichſten Pfühl, einen reich gewappneten Ritter im tiefſten Schlummer gewahrte. Ein mächtiger Helm mit ſtattlicher Zierde prangte auf ſeinem Haupte, und glänzender denn Gold und Edelgeſtein ſchimmerten Halsberge und Panzer, und alle Schienen, die ſeine Glieder bargen, ſo wie der mächtige Schild, der ihm zur Seite lag. Siegfried konnte einem innern Drange nicht widerſtehen, dem feſt Schlafenden den Helm zu löſen. Er that's und — in roſigem Jugendreize lag ein hohes Frauenbild vor ihm. Wie die Roſe züchtiglich aus dem Blätterkranz hervorblickt, ſo ſchimmerte das ſchönſte Mädchen-Antlitz ihm aus dem üppigen Lockengold entgegen. Raſch hob er das Schwert, und mit ſcharfem Schnitt trennte er den gleißenden Stahl von den wunderherrlichen Gliedern, die wie die Roſe aus der Knoſpe, im reinſten Ebenmaße aus der Hülle hervorquollen. Siegfried ſtand ganz entzückt in den Anblick verſunken. Und wie nun der leiſe Athemzug den blühenden Lippen eine leiſe Bewegung mittheilte, da zog es den Jüngling unwiderſtehlich hin, einen Kuß darauf zu drücken; und die Erwachende ſchlug die Augen auf. Lieblich blickte ſie ihn an, gleich den Sternen des Abends, die mild aus roſigem Sonnengewölk auftauchen. „Du biſt es Siegfried, Siegmund's Sohn?" ſprach Brunhilde, denn ſie war es, die er gefunden. „Wer hätte auch ſonſt die Macht, dieſen Zauber zu löſen? Und den Muth durch die wilde Glut zu dringen?" Er aber ſprach: Ich bin Siegfried, Siegmund's Sohn, der Drachentödter, und Du ſollſt jetzt mein eigen ſein!"

Da erhob ſich Brunhilde, die ſtolze Königin, von ihrem Lager,

wie die prangende Blume, welche dem erſten Morgenblick der Sonne entgegenlächelt. — Und wie ſie nun durch Segard's Hallen ſchritten, da war Alles rings im regſten Leben, Schaffen und Treiben. Truchſeß, Schenk, Marſchalk und Kämmerer nahten dem hohen Paare mit ehrerbietigem Gruße. In der Küche ging der Spieß, die Mägde thaten wieder ihre Arbeit. Aus dem Hofe tönte lautes Rüdengebell, aus den Ställen muntrer Roſſe Gewieher, und von der Zinne des Thurmwarts Horn zum Morgengruß. War er doch nach fünfzigjährigem Schlafe zu frohem Morgen wieder erwacht. Die Tauben flatterten munter auf dem Schlage. Aller Zauber war gebannt, nur der Liebeszauber nicht, mit welchem Brunhilde den Helden Siegfried umgarnt hielt. —

Wie Siegfried die Tarnkappe, das Schwert Balmung und den Nibelungen-Hort gewann.

Durch ſüßen Zauber hielt Brunhilde, die Vielminnigliche, den Helden in ihrer Hofburg gebannt, ſo daß es ſchien, als ſei Siegfried ſeiner Thatkraft nicht mehr eingedenk. Wohl hoffte er auf den hohen Lohn der Minne, wie er ihn verdient hatte, doch war Brunhilde zu hoffärtig, als daß ſie ſich einem Manne ganz zu eigen gegeben hätte. Siegfried hoffte alſo vergebens, vermochte aber auch nicht den Zauberbann zu löſen. Wenn er nun zuweilen hinauszog zum edlen Waidwerk, dann mahnten ihn der Vögel Stimmen an ſeine früheren Thaten, an das, was er ſchon durch ſeines Armes Kraft vollführt, und wohl erwachte dann in ihm der alte Thatendurſt, ein ungeſtümes Sehnen, das aber, ſo bald als ſein Auge Brunhilden in dem Sonnenglanz ihrer Schönheit gewahrte, ſich wieder beſänftigte. — Als aber die Vögel früh Morgens und Abends unaufhörlich an den Fenſtern ſeines Schlafgemachs zwitſcherten und ſangen von dem großen Hort im Nibelungenlande, den der gewaltige Fafner mit arger Liſt bewachte, und wie der, welcher ihn gewänne, auch Herr des mächtigen Nibelungenlandes ſei, da gedachte

auch Siegfried ihn zu gewinnen. In der Frühe des Morgens zog er einſt von der Iſenburg aus, doch wurde es ihm ſo weh im Herzen, daß er umſchauen mußte nach der Burg, und da gewahrte er Brunhilden auf dem Erker, ſchöner und anmuthſtrahlender, wie die aufgehende Sonne, und er kehrte zurück. So zog er auch an einem zweiten Morgen wieder aus, aber er wandte ſein Antlitz wieder um nach der Iſenburg, und war noch einmal gefangen; am dritten Morgen aber waffnete er ſich mit Standhaftigkeit, und eilte hinaus aus dem Zauberſchloſſe dem fernen Walde zu, da ſangen auf allen Bäumen und Zweigen die Vögel mit lauten Stimmen von dem großen Nibelungen Horte, ſo daß er nicht eher nach der Iſenburg umſchaute, als bis ein Felsgeſtein ſie ſeinem Blicke barg. —

Die Vögel waren ſeine treuen Führer, und friſchgemuth zog er viele hundert Meilen, bis er zum Lande der Nibelungen kam. Von der Reiſe müde, ſtreckte er ſich unter den ſchattigen Zweigen eines Baumes nieder, auf den ſich die Vögel auch zur Raſt niedergelaſſen hatten. Er entſchlummerte, doch wurde er bald durch ein tolles Wirren und Summen wieder aufgeweckt. Wie er die Augen öffnete, ſah er ſich von einem bunten Schwarm kurzweiliger Zwerglein umringt, die ihn neugierig begafften, und an ihm und ſeinen Waffen auf und niederrutſchten. Wie er ſich erhob, ſchüttelte er das wirre Geſchmeiß wie die Fliegen von ſich. Unter allen aber ſtach hervor ein Männlein mit langem weißem Bart, ſein Haupt ſchmückte ein Kronhelm, ſtarke Panzerringe ſchützten ſeinen Leib, und in der Rechten ſchwang er eine goldne Geißel mit ſieben ſchweren Knäufen. — Hei! toller Geſelle, fuhr er barſch den Helden Siegfried an, was willſt Du hier im Reiche der Nibelungen? „Mir ihren Hort gewinnen," war Siegfried's Antwort. Da ſchallte laut der Zwerge Gelächter und Gekicher durch den Tann. Siegfried, erboſt, fuhr mit ſeinem Speer um ſich, daß die Zwerglein wie Spreu fortſtoben. Alberich, ſo hieß der Geißelführer, führte aber einen ſo gewaltigen Streich mit ſeiner Geißel, daß Siegfried wohl Mühe hatte, ſeine Speerſtange zu halten. „Iſt's ſo gemeint, Du kleiner Fant!" ſchrie

Siegfried auf, „dann wehr dich deiner Haut!“ und ſein Schwert ſauste durch die Luft. Alberich wich aber mit Windesſchnelle ſeinen Hieben aus, ſeine Geſellen flohen, da aber Siegfried in ſeinem Grimme immer wüthender zuſchlug, und Alberich ſich ſeiner Hiebe nicht mehr erwehren konnte, bat er ſeiner zu ſchonen, er wolle ihm beiſtehen, den Hort zu gewinnen. —

Siegfried folgte nun dem Zwerge Alberich, der ihn zu ſeiner Wohnung zu führen verſprach. Hoch thürmten ſich wilde Felſen zu einer feſten Burg, und vor dem Eingange lag eine große Felſenmaſſe, als Thorſchloß. Auf Alberichs Ruf wurde der gewaltige Stein weggeſchoben, und ein Baumhoher Rieſe trat hervor. Mit Schlangengewandtheit ſchlüpfte Alberich durch's Thor, und als Siegfried ihm folgen wollte, ſperrte der rieſige Thorwart ihm den Weg. Siegfried wollte eindringen, der Rieſe Wolfgrambär hob aber ſeine Eiſenſtange, groß wie ein Schürbaum, zum Schlage. Siegfried wich demſelben aus, und fußtief fuhr die Stange in den Boden. Raſch unterlief jetzt der junge Held den Rieſen, und warf ihn zu Boden, daß von dem Falle die Berge rings erdröhnten. Als Siegfried ſich nun anſchickte, Wolfgrambär mit ſeinem eigenen Waffengehänge zu binden, daß ſeine Knochen unter des Jüngling's ſtarken Händen krachten, bat der Rieſe gar flehentlich um Gnade, und verſprach ihm den Einlaß zu gewähren. „Du ungeſchlachter Geſelle, das mußt du dennoch, ſprach Held Siegfried, und ſchnürte ihm die Arme feſt. Darauf ſchritt er durch die hohe Halle und rief! „Heda! Du gleißneriſch Gezwerg, hältſt du ſo dein Wort, ich will dir zeigen, wie ich Gezüchte deines Gleichen ſtrafe!“

Vergebens ſuchte Siegfried lange Zeit in den Gängen und Gemächern nach dem Zwerge, es ließ ſich niemand ſehen, noch hören, wie er auch rief und ſchalt. Eben trat Siegfried aus einem der obern Gemächer, als er den davoneilenden Alberich gewahrte. Mit wenigen Schritten hatte er ihn erreicht, und bei ſeinem greiſen Bart gefaßt. Wohl ſtemmte ſich Alberich, dem es an Kräften gar nicht gebrach, gegen den Helden, doch zupfte ihn dieſer ſo arg am

Bart, daß der Zwerg vor Schmerz laut aufheulte. Siegfried ſtörte ſich aber nicht an ſein Bitten und Flehen, er band ihm mit den Haaren ſeines Bartes die Hände. Da ſprach Alberich: „Herr, ich will Euch zu eigen ſein, gerne Euch dienen, ſchont nur meines Lebens. Selbſt die Tarnkappe ſoll Euer ſein, die Euch vor jeder Gefahr ſchützt, und Euch die Kraft von ſechs der ſtärkſten Recken verleiht. Bindet mich aber los, ich erkenne in Euch meinen Meiſter, dem es vorbehalten, den Nibelungenhort zu heben!“ Wer Dir glaubte, der wäre toll! ſprach Siegmund's Sohn. Alberich wiederholte aber ſeine Verſicherungen, und gab Siegfrieden ſogar die Stelle an, wo er die Tarnkappe verborgen hielt. Siegfried ging hin und fand auch die Zauberkappe, durch die er ſich unſichtbar machen, und auf wunderbare Weiſe ſeien konnte. Er löste den Zwerg jetzt aus ſeiner Haft, und trat nun wieder vor die Burg, wo der Rieſe Wolfgrambär noch gebunden lag. Kaum ward dieſer ſeiner anſichtig, als er ihn flehentlich bat, ihn ſeiner Bande zu befreien, er wolle ihm ſtets zu Dienſten ſein, und ihm auch das Schwert Balmung ſchenken, das beſte Schwert, das je ein Schmied geſchmiedet, und je eines Kämpen Fauſt geführt hatte. Als er dem Helden Siegfried geſagt, wo er es finden könne, hinter dem Felsblock, der ihm zum Kopfſtazer diente, und Siegfried daſſelbe gefunden, band er wirklich auch den Rieſen los. —

Auf Siegfrieds Geheiß zeigte jetzt Zwerg Alberich dem Sohne Siegmunds und Siegelinds den Weg nach der Berghalde, wo Fafner der Arge, den großen Goldhort der Nibelungen mit aller Liſt und Sorgfalt Tag und Nacht hütete. Die Vögel grüßten Siegfrieden ſchon als Sieger, und hießen ihn nur ſchlau und kühn zu ſein. Durch wilde Felsſchluchten führte der Weg, der ſo wild und grauſig, daß Siegfried oft kaum mit aller Mühe ſich eine Bahn machen konnte. Schon in der Ferne ſah er am Hange des Berges, welcher den unermeßlichen Schatz barg, Fafner'n in Geſtalt eines ungeheuren furchtbaren Drachen liegen, ſich ſonnend in den Strahlen der hellen Mittagsſonne. Die Vögel riefen ihm mit fröhlichem

Gezwitſcher Muth zu, und Alberich forderte ihn auf, einmal Gebrauch von der Tarnkappe zu machen. Siegfried legte ſie an, und umgürtet von dem Schwerte Balmung, ging er getroſt auf den Drachen zu, der auch ſeiner durchaus nicht anſichtig wurde. Siegfried's Tritt ſcheuchte ihn auf, und er rollte ſich in gewaltigen Ringen vor die Oeffnung des Berges. Hei, wie glänzte und gleiste das Gold und Edelgeſtein, das hier zu Haufen aufgethürmt war, durch die Bergſpalten und Klüftungen, wie lichter Sonnen- und Sternenſchein, ſo daß es Siegfrieds Augen beinahe blendete, und ſeinen Muth, das kühne Abentheuer zu beſtehen, nur noch um ſo mehr entflammte! —

Aber nicht auf hinterliſtige Weiſe wollte er den Schatz ſich gewinnen, er wollte ihn, wie es dem edlen Recken zuſtand, im offnen Kampfe erringen. Er legte die Tarnkappe daher ab, und trat mit gezücktem Schwerte auf Fafnern zu. Der ſpie aber aus ſeinem weiten Schlunde einen Feuerſtrom, vor deſſen Glut Siegfried zurückwich, denn ſie wurde ſo arg, daß ſelbſt die Felſen glühten, als ob ſie in einer Eſſe gelegen hätten. Der Drache Fafner wälzte ſich jetzt den Berghang hinab ins Thal, wo Siegfried, auf Alles gefaßt, ſeiner harrte. Wie nun das grimme Unthier ſo auf ihn zugeſchoſſen kam, lange, lange Flammenzungen gegen ihn ausſpeiend, wich er raſch zur Seite, und ſtieß ihm ſein Schwert Balmung in die Weiche. Vor Schmerz und Wuth ſchnaubte Fafner wild auf. Da Siegfried aber gewahrte, daß des Drachen Schuppengepanzerter Rücken ſeinem Schwerte Balmung nicht widerſtand, ſo griff er den ungethümen Feind mit aller Kraft an. Sein Schild erglühte in den Flammen, die Fafner's Rachen entſtiegen, doch ließ Siegmunds Sohn nicht nach von ſeinen Angriffen, und nach wenigen Streichen hatte Balmung's ſcharfe Schneide Fafner's Herz getroffen. Und wie nun ſein Blut in ſchwarzen Strömen dahinrauſchte, brüllte Fafner in menſchlicher Stimme: „Wie mein Herzblut iſt verronnen, haſt du meinen Hort gewonnen, aber dir, nicht mir allein, wird ein Fluch der Goldhort ſein!“ Er war erlegt, und alſobald ſchritt auch Alberich und das ganze Zwergvolk herbei, um Siegfried als Sieger zu be-

grüßen. Sogleich ging der Held in den Berg und gränzenlos war ſein Staunen, ob der unermeßlichen Menge der koſtbaren Schätze, die hier ſein Auge kaum überſchauen konnte, und deren Herr er jetzt war. Alberich und ſeine Zwerge beſtellte er zu Hütern und Wächtern bei dem Hort der Nibelungen. Und wie er nun zurückkehrte zu der Nibelungen Burg, waren hier auch ſchon die edelſten und mächtigſten Recken des Landes der Nibelungen verſammelt, um zu huldigen ihrem neuen Herrn und König, dem Sohne Siegmund's und Siegelind's aus dem Niederland. Als er die Huldigungen empfangen und ſein Reich beſtellt hatte, ſchickte er ſich an zur Heimfahrt. Er zog daher frohgemuth der rheiniſchen Heimath wieder zu, wo ihm die Eltern noch lebten, und auch ein gar mächtiges Reich ſein Erbe ſein ſollte, denn der Zauber, in dem ihn Brunhilde gefeſſelt gehalten, war, ſo wie er Fafner'n den Hüter des Nibelungen Hort's erſchlagen, gelöst. So kam der jetzt Mächtige und Reiche nach langer Fahrt wieder zu den Seinen nach Xanten an dem Rheine. War je ein Willkomm herzlich, und groß die Freude des Wiederſehens geweſen, ſo war es zu Xanten, als König Siegmund von Niederland, und Frau Siegelind ihren Siegfried nach ſo langer Abweſenheit wieder in die Arme ſchloſſen. —

Wie Siegfried nach Worms zog.

Viel Freude genoſſen Herr Siegemund und Frau Siegelinde über ihren Sohn. Manch glänzendes Hofgelag ward auf der Burg zu Xanten gefeiert, ſeit Held Siegfried wieder hier eingezogen, und nie fehlte es an Gäſten, denn der König war ein ſehr freiſprendender Herr.

Held Siegfried aber war oft trüb in ſich gekehrt, denn ſeine Seele dachte an Chriemhilde, die Schweſter Günther's, des Königs der Burgunden, der da ſaß und Hof hielt in Worms am Rheine. Weit war erklungen der Ruf von der Schönheit der Jungfrau, zu deren

Hof manch edler Ritter gezogen, die aber im Stolze ihres Gemüths keinen minnen wollte.

An ihr, der hochgepriesenen Königstochter, hing Siegfrieds Seele, und wurde sein Vater auch nicht wenig überrascht, als er ihm seinen Entschluß kund that, nach dem burgundischen Hofe zu ziehen, und um Chriemhilden's Hand zu werben, so bestand Siegfried aber darauf hinzugehen. Im Vertrauen auf seine Kraft wollte er dieses Abenteuer auch bestehen, wie er schon so Manches bestanden. Da Frau Sigelinde sah, daß selbst ihre Thränen den jungen Helden nicht rührten, so bot sie alles auf, den einzigen Sohn und seine zwölf Gefährten, die er sich zur Brautfahrt auserkohren, aufs stattlichste auszurüsten. Ihre Frauen mußten Tag und Nacht an den Gewändern wirken, reich an Gold und Edelgestein. Nicht geringer waren die Waffenstücke, für die Herr Siegmund sorgte. Von rothem Golde erglänzten Helm und Panzer der Ritter und das Gezäum der Rosse, welche reiche Decken und seidne Zugriemen zierten.

Manche Thräne floß beim Scheiden. Siegfried aber tröstete Vater und Mutter, und bat sie, um sein Leben ohne Sorge zu sein. Am siebenten Tage zog schon der schöne Siegfried mit den Seinen in die Ebene von Worms, der Stadt am Rhein. Verwunderung ergriff Alle, welche die männlichen Reiter sahen, und liefen hin zu Hof, um dem Könige Günther Bescheid zu geben von der Fremden Ankunft. Keiner wußte, woher sie gekommen, und was ihr Begehr. Umsonst frug König Günther seine Helden, und nur einer von ihnen, Hagen von Troneck, glaubte in dem gewaltigen Recken, als er ihn von der Burg aus, auf der Ebene mit seinen Gefährten gelagert sah, den kampfgepriesenen Siegfried, den Drachentödter und Sieger der Nibelungen zu erkennen, und gab dem Könige den Rath, ihm freundschaftlichen Empfang zu bereiten.

Der König ging mit seinen Mannen hinaus vor die Thore, und empfing den Ankömmling höflicher Weise. Der aber sprach: Euer Hof ist gerühmt seiner kühnen Recken wegen, und Euch selbst, Herr König, rühmt man als Preis der Ritterschaft, darum zog ich

hieher, es zu erproben. Es gilt Dein Land, durch mein Schwert will ich's mir erringen, bleibst Du der Sieger, so mag mein Erbe Dein eigen sein. —

Wie staunten da der König und seine Helden. Des Herrschers Bruder Gerenot und Ortwein von Metz, sie griffen nach den Schwertern; wie auch Hagen von Tronek. Mit sanftem Wort wandte sich aber des Königs jüngerer Bruder, Herr Giselher, zu Siegfrieden, und seine Rede besänftigte ihn, so daß er und die Seinen willkommne Gäste wurden an der Burgunden Hofe.

Wie der Held nun hier verweilte, ward manch Fest veranstaltet, und des Siegers Preis ward immer dem Gewaltigen. Wohl schlug ihm manch Frauenherz; nur die er in tiefster Seele minnte, erblickte sein Auge nicht. Chriemhilde aber hatte ihn aus ihrem Fenster oft erschaut, wenn er Lanzen brach auf dem Burghof mit des Königs Recken, und ihr Herz schlug unruhiger, wenn sie ihn sah; und dennoch sah sie den stattlichen Ritter immer gern.

So verging ein Jahr seit Siegfried in Worms erschienen war, da kamen Boten aus dem Sachsenland vom Kön'g Lüdeger und aus dem Dänenlande von König Lüdegast, die Herrn Günther Fehde boten. Der wußte sich nicht zu fassen bei dieser schlimmen Mähr, bis Hagen ihm zusprach, sich an Siegfried zu wenden. Freudig hörte der Held die Kunde, und versprach mit tausend Mann, und wären der Feinde auch dreißigmal so viel, alle Fahrniß zu wenden. Wohlgemuth hört es der König, bald waren tausend der Kühnsten geschaart und mit hinaus zogen Volker von Alzei, den man den Spielmann hieß, Hagen, Sindolt und Hunolt, Ortewein von Metz und Dankwart der Schnelle, Hagens Bruder.

Durch Hessenland ritten sie nach Sachsen, und arges Leid geschah den Feinden, mochten sie auch zwanzig Tausend unter ihrer Heerfahne zählen. Selbst König Lüdegast erlag der Stärke Siegfrieds, und ward sein Geißel. Als das Lüdeger vernahm, zog er voll Ingrimm heran, und da ging's erst an ein Streiten, und

unerbittlich wie der Tod, mähte Siegfried mit seinem Schwert Balmung der Gegner Schaaren nieder.

Als König Lüdeger aber den Helden Siegfried an der Krone erkannt, die sein Schild zierte, bat er um Frieden, den man ihm gerne gab. Mit hoher Freude ward die Siegesmähr in Worms vernommen; reich beschenkte Chriemhild den Boten, als sie erfuhr, daß man den Erfolg dem Helden aus dem Niederland, dem starken Sohne Siegemunds, verdanke. Wie groß war die Freude, als die Sieger heimkehrten in der Burgunder Land, wie freuten sich die Mägdlein und Frauen, und am Meisten die Schwester des Königes.

Siegfried wollte nun auch Abschied nehmen und sich bei Günther beurlauben, um wieder nach seiner Heimath hin zu ziehen. Als aber der König ihn bat zu bleiben, und er auch seiner Liebe gedachte, und wie sein Wunsch, Chriemhilde zu sehen, wohl in Erfüllung gehen könnte, änderte er gerne seinen Entschluß und verweilte am Hofe der Burgunden.

König Günther ließ indeß zur Feier des Sieges ein großes Ritterspiel ansagen und alle seine Getreuen dazu entbieten. Von allen Seiten zogen die Fürsten und Edlen gen Worms, wo man gar fleißig mit den Zubereitungen zu dem Hofgelag beschäftigt war. Das Fest zu verherrlichen, hatte der König auch seine Mutter, Frau Ute, und seine Schwester Chriemhilde, sammt allen ihren Frauen und Mägdlein zu demselben einladen lassen, denn es hatte seine Seele erkannt, daß der aus dem Niederlande recht innig seine Schwester liebe, wenn er sie gleich noch nicht gesehen.

Der Tag des Festes nahte, es war um die Pfingstzeit, wo Baum und Flur, und Blüthe und Gras auch das schönste Fest feiern. Siegfried sah Chriemhilden, die vor allen ihren Frauen glänzte, und es bangte ihm in tiefstem Herzen, denn er gedachte, wie ihn die hohe Jungfrau wohl nimmer lieben möge. Wie ward es ihm aber, als sie mit freundlicher Rede ihn begrüßte, und er in ihrem Auge las, was ihm das Wort nicht sagen konnte. Auch

ſüßer Kuß lohnte ſeine Minne, und zwölf Tage lang, die das Feſt währte, durfte er ſich ihrer holden Nähe freuen.

Als nun die Gäſte alle wieder heimzogen, als ſelbſt König Lüdegaſt und Lüdeger entlaſſen wurden mit den Ihrigen, da wollte auch Held Siegfried wieder hinausziehen, um durch edle That das Königskind, das ihm vor Allen hold, ſich zu gewinnen, und wenn er auch noch mit ſo traurigem Herzen ſchied. Kaum hörte der König den Entſchluß, ſo ließ er den Helden durch Giſelher bitten, noch in der Burgunden Land zu weilen. Siegfried war bald durch des Freundes herzig Bitten dazu bewogen; wie konnte er auch ſcheiden von ſo ſüßer Minne, welcher er jetzt in aller Treue pflegen durfte.

Wie Siegfried mit Günther nach Iſenland zog, und Günther Brunhilden gewann.

Auch nach dem Rheine zum burgundiſchen Hofe war die Kunde gedrungen von Brunhilden, der Schönen und Starken im Iſenland, und wie der, welcher ihrer Minne begehrte, der Königstochter drei Spiele abgewinnen mußte, wollt' er ſein Leben nicht verlieren. König Günther wollte das Wagniß gern beſtehen um das ſchöne Weib. Siegfried widerrieth die Fahrt. Als aber Hagen den Vorſchlag that, Siegfried möge den König hinbegleiten, da war der Held wohl dazu erbötig, wenn der König ihm ſeine Schweſter Chriemhilde zur Gemahlin verſprechen wolle. Freudwillig that dies der König und gelobte es Siegfrieden auf Wort und Treue. Günther wäre gar gern mit mächtiger Heerfahrt nach dem Hofe Brunhildens gezogen, doch widerrieth dem Siegfried und ſchlug vor, nur noch zwei Recken, Hagen und Dankwart, zum Geleite auf die Brautfahrt zu nehmen.

Ueber die Maßen froh war König Günther und trug ſeiner Schweſter auf, für ihn und ſeine Gefährten die koſtbarſten Gewande zu bereiten, auf daß ſie, wie ſie es werth, an Brunhildens Hofe erſchienen. —

Chriemhilde that, wie ihr geheißen, wenn auch nicht ohne tiefes Leid, denn ihr Herz sagte ihr, daß nur Kummer und Noth dieser Brautfahrt Folge sein werde. Das Kostbarste aber und Prächtigste, was ihre und Frau Utens Laden und Schreine an Zeugen und Geschmeide besaßen, wurde zu den Gewändern hervorgesucht. Emsig waren die Königstochter und ihre Frauen beschäftigt, die Anzüge zu fertigen, aber manche Zähre fiel auf die Arbeit. Bald war Alles fertig und auch das Schiff gerüstet, welches den König und seine Recken nach Isenland bringen sollte. Da bat Chriemhilde den Bruder flehentlich, von dieser Fahrt abzustehen und um eine andre Frau zu werben. Er aber ließ nicht ab von seinem Sinn, und Chriemhilde empfahl weinend, da alles Bitten und Flehen nicht frommte, den Bruder dem Helden Siegfried, welcher der schönen Frau auch in die Hand gelobte, den König wieder unversehrt zum Rheine zu bringen. So schieden sie, Chriemhilde einigermaßen getröstet durch Siegfrieds Wort. Da er die Wasserstraßen alle kannte, ward Siegfried Schiffmeister, und frisch steuerte er mit günstigem Winde, so daß die Recken schon am zwölften Morgen nach Isenland gelangten. Hoch staunten sie beim Anblick der stattlichen Burgvesten, gewaltiger und reicher, wie sie je gesehen. Ehe sie aber hinfuhren, wo die Isenburg, Brunhildens und ihres Hofgesindes Wohnsitz, lag, gebot Siegfried den Recken, ihn nur als einen Lehnmann Günthers auszugeben, wenn sie vor Brunhilden und ihren Frauen erscheinen sollten. Dies gelobten ihm alle.

Wohlgemuth fuhren nun die Ritter auf die Hofburg zu, und — siehe da! aus allen Fenstern und von den Erkern lugten gar anmuthige Mägdlein, neugierig ob der Ankunft der Fremdlinge. Der König frug Siegfried, welche von den Schönen Brunhilde sei, der aber sprach: „Mögt Ihr Euch selbst eine wählen unter den Jungfrauen!" Und rasch erwiederte Günther: „Jene im schneeweißen „Gewande wählen meine Augen, dürfte ich gebieten, sie müßte mein „Weib sein." Dies ist Brunhilde selbst, war des Andern Antwort.

Die Frauen traten jetzt zurück von den Fenstern. Die Recken stiegen ans Land, und Siegfried half Herrn Günther aufs weiße Roß. Weiß war sein und Siegfrieds Gewand, und weiß ihre Pferde, hell glänzten ihre Schilde und Waffen, und ihre Sättel schimmerten von lauterm Gestein. Herr Hagen aber und Dankwart prangten in reichgewählten rabenschwarzen Gewändern, auf denen manch kostbarer Stein funkelte. So ritten sie zur Hofburg, die herrlich mit ihren Zinnen in das Land schaute. Alsogleich kamen die Kämmerer ihnen entgegen, und baten sie, die Waffen abzulegen, was sie auf Siegfrieds Geheiß auch thaten, und sich erlabten an dem Trank, den man ihnen schenkte. Brunhilde und ihre Frauen hatten sich geschmückt zum Empfang der stattlichen Gäste, denn als sie erfuhr, daß auch Siegfried unter ihnen, sprach sie: „Kommt er um meiner Minne willen, so geht's ihm an den Leib, denn ich fürcht' ihn nicht."

Im Geleite ihrer Frauen und fünfhundert der auserlesensten Recken ging sie den Gästen entgegen, und wandte sich auch sogleich mit dem Willkommgruß an Siegfried, der aber sprach: Zu große Ehre erweist ihr mir, hohe Frau, denn hier steht König Günther von dem Rhein, mein Herr und Herrscher. Um Eurer Liebe willen fuhr er hieher, und wird bestehen jede Probe, wie ihm auch geschehe. Da sprach Brunhilde: „Ist er dein Herr, so soll er meine Spiele schauen, und bleibt er mein Meister, so werd ich sein Weib, doch gewinne ich, seid ihr alle des Todes. Den Stein soll er mit mir werfen und nach ihm springen, dann schleudern meinen Speer. Bedenkt aber wohl, daß Eure Ehre, Euer Leben auf dem Spiel steht." König Günther entgegnete ihr aber auf Siegfrieds Zureden, daß er jeglich Wagniß bestehen wolle, und wenn es noch so schwer, und wenn er auch sein Leben lassen müßte. Als die Königin dies vernahm, ließ sie sich alsobald zum Wettstreit rüsten. Sie zog ihr gefeites Waffenhemde an, und darüber den schweren Panzer von lichtem Golde. Wohl gedachten Hagen und Dankwart mit schwerem Muthe an des Streites Ausgang. Siegfried hatte sich aber heimlich

nach dem Schiffe geschlichen, und die Tarnkappe übergezogen, so daß er, ungesehen, wieder zurückkehrte zum Kampfplatze.

Brunhilde trat jetzt ganz gewappnet einher, und vier ihrer Recken trugen ihr nach den mächtigen Schild, drei Spannen dick an Stahl, reich mit Gestein besetzt. Als dies Herr Hagen sah, sprach er heimlich zu König Günther: „Hier verlieren wir den Leib, denn des Teufels Weib ist die, welche Ihr zu minnen begehrt.“ Als nun auch der Recken drei mit vieler Mühe Brunhildens Speerschaft brachten, der riesig groß, da entsank auch König Günther der Muth, und er wünschte sich daheim bei seinen Burgunden. Brunhilde, die vernahm, wie Dankwart und Hagen ihrerseits sich rühmten, ihrem Uebermuth zu trutzen, wenn sie nur ihre Waffen hätten, sprach lachenden Mundes: „Gebt den Degen ihre Waffen, wenn Ihr Euch so tapfer dünkt, doch fürcht' ich Niemand's Stärke.“ Es geschah, und Hagen und Dankwart waren frischer gemuth, doch ward groß ihre Sorge, als zwölf Männer den Stein brachten, den Brunhilde werfen wollte. Günther hatte sich indessen auch gewappnet. Brunhilde trat in den Kreis, schürzte den Arm, und leicht schwang sie Schild und Speer. Siegfried nahte sich jetzt ungesehen König Günthern und sprach: „Ich bin's, Dein Freund und Geselle, und will die Wagniß wohl bestehen. Du habe die Gebärde, mein sei die That!“ Wie freute das Herrn Günther, als er Siegfried erkannte!

Jetzt schwang Brunhilde den riesigen Speer, wie Sturm brauste er durch die Luft, und Günthers Schild durchdrang er dergestalt, daß aus Siegfrieds Panzer die Funken sprangen, und beide zurücktaumelten. Bald hatte sich Siegfried, dem das Blut aus dem Munde floß, wieder ermannt, er ergriff den Speer, und hatte er ihn auch umgekehrt, so entstoben doch Brunhildens Waffen helle Funken, und zusammen brach ihre Kraft. Rasch und zornmuthig erhob sich die schöne Brunhilde, und lobte Günthern ob dem Schusse. Dann ergriff sie rasch den Stein, und schleuderte ihn weit fort, ihm selbst nachspringend, daß ihre Waffen laut erklangen. Und hatte ihr Arm den Stein auch zwölf Klafter geschwungen, ihr

Sprung erreichte ihn doch. Siegfried hob jetzt den Stein mit Günthers Hand, die er in die seine gefaßt hatte, und der Nibelungen Held schleuderte ihn viel weiter als Brunhilde gethan hatte; und mit mächtiger Faust griff er König Günther und sprang mit ihm noch weit hinaus über den Stein. Wohl ward die schöne Brunhilde roth vor Zorn, sich besiegt zu sehen, jedoch fügte sie sich, und gebot ihren Recken, dem König Günther unterthan zu sein, da er gebieten solle über ihre Lande. Sie zogen jetzt zur Hofburg, Siegfried eilte zum Schiffe, die Tarnkappe abzulegen, und kehrte dann zur Burg, sich stellend, als ob er nichts wisse von diesem Wettstreit. „Mich freut gar sehr die Mähre, sprach Held Siegfried," daß Eure Hoffart zu Falle gekommen; jetzt, edle Jungfrau, die Ihr den Meister gefunden, sollt Ihr uns folgen nach dem Rhein!" Brunhilde wollte darein nicht willigen, und zuvor ihre Freunde und Vettern zu sich entbieten. Wie jetzt die Boten ausritten nach allen Gegenden, da ward's Herrn Hagen gar trüb zu Muth, denn er dachte, Brunhilde wolle sich durch Verrath rächen. Siegfried aber versprach, daß er dem Könige tausend Ritter zuführen wolle, die besten Degen, die er je gesehen; der König freute sich sehr dieser Kunde.

Angethan mit der Tarnkappe lenkte nun Siegfried sein Schiffelein durch die Fluth, daß alle meinten, der Wind treibe es fort, und schon nach Verlauf eines Tages sammt der Nacht, kam er zum Land der Nibelungen. In der Frühe des Tages erreichte er eine Burg, die er verschlossen fand. Er klopfte an, der Pförtner war ein grimmer Riese, der in voller Wuth aus dem Thore auf den Ankömmling zustürzte. Jetzt ging es an ein Kämpfen, daß Erde und Berg erbebten; doch war Siegfried Sieger, und band den Riesen. König Alberich, der mächtige Zwerg, hatte das Streiten vernommen, und eilte, gerüstet mit seiner goldnen Geißel herbei. Wohl zerschellte Siegfrieds Schild von Alberichs Schlägen, und sehr freute sich der Held ob seiner Mannen treuer Obhut, doch erfaßte er den greisen Zwerg zuletzt beim Bart, so daß er laut aufschrie, und sich binden ließ. Der Sieger gab sich ihm jetzt zu erkennen, und

befahl ihm, tausend Nibelungen aufzubieten. Kaum erscholl die Kunde, so waren alle bereit, Siegfrieden zu folgen, und dieser wählte aus Dreißighundert tausend der besten Streiter. Prachtvoll und reich hieß er alle sich wappnen und schmücken, denn sein großer Schatz, der Nibelungen Hort, wie viel man auch davon nahm, ward doch nicht minder. Wie staunte Brunhilde und selbst König Günther, als sie den Stattlichen also heranfahren sahen! Doch hieß der König sie die Gäste nach Würden zu empfangen, und sich zur Abfahrt rüsten. Dankwart gab den Helden viel Gold, daß es Brunhilden beinahe verdroß, doch gebot sie zwanzig Reiseschreine mit Kostbarkeiten zu füllen, und wählte zweitausend Degen und sechs und achtzig Frauen nebst hundert Mägdlein zum Geleite. Nachdem sie ihren Vetter zum Vogt des Isenlands bestellt, schied sie aus der Heimath, welche sie nie wiedersehen sollte. Viel Thränen wurden ihr beim Scheiden nachgeweint. Günstiger Wind schwellte die Segel zur fröhlichen Meerfahrt. —

Wie Siegfried nach Worms gesandt und Brunhilde dort empfangen ward.

Schon volle neun Tage waren sie der Heimath zugesteuert, als es Herrn Hagen von Troneck bedünkte, daß es gut sei, einen Boten nach Worms zu senden, um dorthin die Kunde des glücklichen Ausgangs der Werbung zu bringen. Auf seinen Rath wählte der König den Helden Siegfried zum Boten, der den Auftrag herzlich gerne übernahm, denn doppelt süßer Botenlohn harrte seiner im Burgundenlande. Gar manche Kunde und manchen Gruß an Frau Ute, die Königin, und ihre Tochter Chriemhilde hatte er da zu bestellen, und frohgemuth zog er mit vier und zwanzig seiner Recken rheinauf gegen Worms. Als er dort ankam, und man den König nicht in dem Gefolge sah, da verbreitete sich plötzlich Trauer im Lande, denn alle bangten, der König habe im Isenlande den Tod

gefunden. Siegfried brachte aber viel fröhliche Mähr, und die Herren Gernot und Giselher geleiteten ihn zu ihrer Schwester, welcher er die frohe Kunde brachte, so daß alle ihre Noth schwand. Süß klang ihm der Rede Lohn, daß sie ihm ob der guten Nachricht immer hold bleiben wollte.

Vier und zwanzig Spangen, reich an Edelsteinen, erhielt er von der Geliebten als Botenlohn, doch gab er sie allsogleich den Mägdlein in ihrem Gefolge. Frau Ute war auch hoch erfreut, und gerne übernahm sie es, für den Empfang der Gäste zu sorgen, wie es ihr Sohn, der König, geheißen.

Chriemhilde konnte ihr Wonne kaum fassen, ein Himmel des Entzückens malte sich in ihren Zügen, und gern hätte sie den Helden voll Liebe geküßt, als er sich beurlaubte.

Welch reges Leben und Treiben belebte jetzt die schöne Stadt Worms! Am Ufer des Rheins wurden die Sitze zum Feste aufgeschlagen, Boten eilten durch das Land, um alle Freunde des Königs zur Hochzeit einzuladen. Da wurde der Pallast geschmückt, es zierten sich Frauen und Mägdlein zu dem hohen Feste, und Chriemhilde und ihre Frauen zu dem Empfange des edlen Brautpaars, als man die Kunde brachte, daß Brunhildens Heergesellen heranzögen.

So ritten sie im prachtvollen Zuge von der Burgveste hinab zum Strande. Siegfried führte Chriemhildens Zelter, Ritter Ortewein den der alten Königin, und ihr folgten alle die Frauen mit ihren Rittern. Auf der großen Ebene zu Worms begannen nun die Ritter den Frauen zu Lieb ein edel Kampfspiel und mancher Speer ward da beim Rennen gebrochen. —

Wie nun Brunhilde landete, empfing Chriemhilde sie mit herzlichem Gruß, und wechselte mit ihr den Willkommkuß. Die Schönheit der Braut fesselte wohl Alle, dennoch waren viele, die Chriemhilden den Preis zuerkannten. Die Frauen, nachdem sie sich also begrüßt, nahmen unter den seidnen Zelten, die in der Ebene aufgeschlagen, Platz, um den Ritterspielen zuzusehen. Und als nun diese beendet, und die Herren und Frauen bis spät zum Abende unter

den Zelten sich vergnügt hatten, und die Kühle der Nacht zum Aufbruch mahnte, da zogen sie alle nach dem Pallaste, wo ein herrliches Mahl ihrer wartete.

Ehe man sich hier niederließ, mahnte Held Siegfried den König an sein Versprechen, ihm seiner Schwester Hand zu geben, als Lohn für Alles das, was er ihm gethan. Günther wollte sein Wort halten, und beschied Chriemhilden in den Saal. Als sie erschien, frug sie ihr Bruder, ob sie den Tapfern zum Gemahl haben wolle? Züchtiglich antwortete die hohe Jungfrau, sie werde thun nach des Bruders Willen. Hochentzückt war Siegfried, der Freude Roth überflog sein Antlitz, und als das Verlöbniß Ja beider Mund gesprochen, da umschlang Siegfried die Minnigliche, und drückte in Gegenwart Aller den ersten Kuß auf die liebreizenden Lippen Chriemhildens. Fröhlich ließen sich die Gäste zum Mahle nieder. Oben saß Brunhilde neben dem Könige, zu dessen Seite Siegfried und Chriemhilde. Brunhilde aber konnte ihren Neid nicht bergen, und Thränen entfielen ihrem Auge beim Anblick des glücklichen Paares. Als ihr Gemahl sie deswegen anging, sprach sie: „Mich schmerzt es tief im Herzen, Deine Schwester also erniedrigt zu sehen, als Eheweib eines Deiner Dienstleute. Wie sollt' ich da nicht weinen?“ Günther suchte die Stolze zu trösten, und versprach ihr später zu sagen, warum er der Schwester Hand dem Helden gegeben. Brunhilde wollte aber nicht abstehen von ihrer Frage, selbst als Günther ihr gesagt, wie Siegfried auch ein König sei und reich an Land und Leuten. Nach dem Mahle schieden die Paare hin zu ihren Gemächern. Siegfrieden ward süßer Minne Lohn. — Brunhilde aber stieß Günthern von sich und schwur so lange Magd zu bleiben, bis sie die Mähre von Siegfried erfahren. Er wollte sein Recht geltend machen und rang mit der Gewaltigen; da löste Brunhilde aber ihren Gürtel, band Günther's Hände und Füße trotz seines Widerstandes, und hing ihn also gebunden, hoch an einen Haken an der Decke des Gemaches. Wohl tobte der König, Brunhilde bedeutete ihm aber in ihrem Zorn, sie werde ihn tödten, wofern er sie noch einmal im Schlafe störe. Erst als der

Morgen ins Gemach schien und Günther flehentlich bat, ihn zu lösen, nahm sie ihm die Bande ab.

Fröhlichkeit und Kurzweil herrschte nun in der Pfalz zu Worms, aber der am glücklichsten von Allen hätte sein müssen, war traurig im Gemüthe. Günther und Brunhilde wurden im hohen Münster gesalbt, und mehr denn sechshundert Knappen empfingen den feierlichen Ritterschlag der Königin zu Ehren. Als Siegfried seines Herrn Niedergeschlagenheit gewahrte, befragte er ihn um die Ursache, und jener sprach: „Den Teufel habe ich mir in's Haus geladen, statt eines Weibes;“ und nun erzählte er, wie es ihm in der Brautnacht ergangen war. Da verhieß Siegfried dem Könige, ihm in der nächsten Nacht beizustehen, er wolle in der Tarnkappe ungesehen ins Brautgemach kommen, und das furchtbare Weib zwingen, sollte es ihm auch das Leben kosten. Der König möchte nur die Kämmerlinge heim senden, er wolle beim Eintritt ins Gemach, zum Zeichen seiner Gegenwart, den Pagen die Lichter auslöschen. Günther war deß zufrieden, und allzulang währte ihm der Tag mit seinen Festen. Als nun am Abende die Paare von dem Mahle schieden, saß Siegfried liebkosend bei Chriemhilden, und hielt ihre Lilienhände in den seinigen; aber — siehe da! mit einemmale war Held Siegfried entschwunden, ohne daß die Königin wußte, wo er hingekommen. Sie frug wohl ihre Frauen, aber keine wußte ihr Bescheid zu geben. Siegfried ging also ungesehen, von der Tarnkappe Zauber geschützt, nach Brunhildens Gemach und löschte der Kämmerlinge Lichter, um vom Könige bemerkt zu werden. Dieser schob selbst die Riegel vor, und Siegfried legte sich zu der widerspenstigen Braut. Wie am vorigen Abende, wollte sie dasselbe Spiel beginnen, da Siegfried, den sie für ihren Gemahl hielt, sie mit festem Arm umschlang. Sie gebot ihm abzustehen, und da er nicht wollte, warf sie ihn mit mächtiger Hand aus dem Bette, daß sein Haupt hart an einen Schemel stieß. Rasch erhob sich Siegfried und wollte sein Glück von Neuem versuchen, aber Brunhilde sprang auf vom Lager, um ihn zu binden, und begann mit ihm zu ringen. Siegfrieds Kraft mußte der ihren

weichen, denn Brunhilde drückte ihn so gewaltig zwischen einen Schrein und die Wand, daß er ermattete. Arg bangte es Günthern um Siegfried; dieser aber, tiefbeschämt, von einem Weibe sich besiegt zu sehen, bot nun seine ganze Kraft gegen sie auf. — Ungestüm rangen sie, das ganze Gemach erdröhnte, da zwang er sie aber endlich aufs Lager, und sie schrie laut auf vor der Gewalt. Brunhilde griff nach dem Gürtel, um Siegfrieden zu binden, er hinderte es aber, und drückte sie dergestalt nieder aufs Lager, daß es König Günthern nun um sie selbst Angst zu werden anfing. Da sprach Brunhilde: „Edler König, schone meines Lebens, Du hast's erprobt, daß Du magst mein Meister sein.“ Siegfried sprang jetzt vom Lager, nahm ihr aber heimlich einen Fingerring und ihren Gürtel. Brunhilde ward jetzt Günther's Weib, und ihre Riesenkräfte waren entschwunden. Chriemhilde empfing fröhlichen Muthes den Gemahl, ihren Bitten widerstand Siegfried nicht, und schenkte ihr die Kleinodien, welche er Brunhilden abgerungen. Wie leid wars ihm später, daß er es gethan! Vierzehn Tage lang währten die Hoffeste in fröhlichem Wechsel, und der Fröhlichste der Frohen war jetzt König Günther, bis endlich die Recken, reich beschenkt, Worms verließen, und Alle zufrieden heimzogen. —

Wie Siegfried wieder nach Xanten fuhr, und nach seiner Rückkehr zum Burgundenland die beiden Königinnen Chriemhilde und Brunhilde sich schalten.

Reich beschenkt waren die Gäste alle heimgezogen, da sprach auch Siegfried zu Chriemhilden: „Die Zeit ist da, daß wir uns auch zur Heimfahrt rüsten.“ Gar gerne hörte dies die hehre Frau; doch wollte sie zuvor noch ihr Erbe theilen mit ihren Brüdern. Diese waren deß zufrieden, aber Siegfried, Siegmunds Sohn, der es vernahm, lehnte es ab, und sagte: „Gott segne Euch Euer Erbe;

meine Traute bedarf nicht ihres Theiles, ſie ſoll, ihrer werth, eine Krone tragen, und reicher werden, denn irgend ein Weib auf Erden. Sollte Ihr aber mein bedürfen, ſo ſteh ich ſtets bereit.“ Da Frau Chriemhilde ihr Erbe verſchmäht ſah, wollte ſie wenigſtens einige der Burgunden Recken mitführen, und ihr Bruder Gernot bot ihr, ſie möge ſich aus zehntauſend Recken tauſend wählen, die ihr am Beſten gefielen. Chriemhilde befandte alſobald Hagen von Troneck und Ortewein, ob ſie von ihrem Hausgeſinde wollten ſein. Zürnend ſprach aber Hagen: „Herr Günther kann uns an Niemanden vergeben, nur ihm dienen wir in Treuen.“ Eckenwart aber, der Markgraf, zog mit Chriemhilden von dannen, und viel edel Geſinde, fünfhundert der Degen und zwei und dreißig Mägdlein. Nach traurigem Scheidegruß von Frau Ute, der Mutter, und den edlen Brüdern zogen ſie rheinabwärts, von vielen der Edlen geleitet.

Als König Siegmund die Kunde vernahm, daß ſein Sohn, Held Siegfried, ſammt ſeinem Gemahl, der ſchönen Chriemhilde, der Heimath zuzog, war er gar hocherfreut, und rief jubelnd aus: „Chriemhilde, die Schöne, ſoll hier gekrönet werden, und Siegfried, der Edle, König ſein!“ Niemals war reicherer Botenlohn geſpendet worden, als der, den Siegelinde an Gold und Silber dem Boten gab, welcher die frohe Mähr überbrachte.

Siegmunds Recken ritten dem hohen Paare entgegen, und viele der edelſten Frauen, um daſſelbe zu bewillkommen. Als ſie nun nach Xanten zur Hofburg kamen, war die Freude über die Maßen groß. Herzlich und froh wurde Chriemhilde und der Held Siegfried hier empfangen, und war die Hochzeitpracht in Worms groß geweſen, ſo war ſie in Xanten noch glänzender und reicher. Als das Hofgeſinde und alle Recken des Landes nun verſammelt waren, da hub König Siegmund an zu ſprechen: „Allen Verwandten Siegfrieds ſei es kund gethan, daß er vor allen Recken des Landes eine Krone tragen ſoll!“ Und Niemand in dem Niederlande war dieſer Kunde gram. Geſchätzt, gefürchtet und geliebt, ein weiſer

Herrscher, lebte nun Siegfried in diesen hohen Ehren an die zehn Jahr, glücklich in seiner Liebe. Da schenkte ihm Chriemhilde einen Sohn, und froh war darüber ihre ganze Sippschaft. In der Taufe erhielt er den Namen Günther. Indeß war auch Frau Siegelinde, aufrichtig beweint von dem ganzen Niederland, gestorben, und Chriemhilde trat in ihre Ehren. Jetzt kam auch die frohe Kunde aus dem Burgundenland, daß Brunhilde dem Könige Günther einen Sohn geboren, den man Siegfried geheißen.

Frau Brunhilde gedachte aber mit Neid des Reichthums ihrer Schwester Chriemhilde; denn Held Siegfried war ja nicht allein Herr der Niederlande, sondern auch der Nibelungen und des überreichen Horts, den seine starke Faust gewonnen, so daß Siegfried der Beste unter allen Degen aller Lande sein mochte. Dies schmerzte nun Brunhilden, die sich Siegfrieden als ihr eigen dachte, und darüber heimlich viel Leid trug. Lange suchte sie den König, ihren Herrn, daher zu bereden, wie sie Chriemhilden noch einmal sehen möchte. Herr Günther wich aber immer aus, und meinte, daß Beide gar zu ferne wohnten. Wenn da Brunhilde in hoffärtigem Sinne sprach: „Und möcht' es noch so ferne sein, so wird des Königs „Dienstmann doch thun, was ihm sein Herr gebeut!" lächelte Herr Günther heimlich, wohl eingedenk der Dienste, die ihm Held Siegfried gethan. Als Brunhilde aber ihren Gemahl in Liebe bat, und mit süßen Reden schilderte, wie es ihr große Freude machen würde, Chriemhilde und ihren Herrn Siegfried noch einmal zu sehen, da erbot sich Günther, sie zu besenden. Dreißig der edelsten Recken wurden zu Boten gekürt, und mit den herrlichsten Gewanden beschenkte sie Brunhilde. Also reich beschenkt, und vertraut mit der Botschaft, die sie nach Norwegen zur Burg der Nibelungen, wo Held Siegfried jetzt hauste, bringen sollten, zogen sie ab.

Nach drei Wochen gelangten sie dahin. Kaum hatte Frau Chriemhilde die Mähre vernommen, daß Ritter in die Burg gezogen, die ihrer Heimath Watt trügen, sprang sie auf von ihrem Ruhbette, und eilte zum Fenster. Wie war sie so hochvergnügt,

als ſie Herrn Gere, den Markgrafen, mit den Recken im Burghofe ſtehen ſah! Fröhlich wandte ſie ſich mit der Kunde zu Siegfried, der die Gäſte herzlich willkommen hieß. Alles wurde aufgeboten zum Empfange der Burgunder Ritter. Als nun Herr Gere den Gruß entbot von König Günther'n, Brunhilden und Frau Uten, und den Wunſch ausſprach, Herrn Siegfried und Chriemhilden am Rhein im Burgundenlande zu ſehen, wurden die Boten gar fröhlich bewirthet. Neun Tage vergingen, und da die Boten jetzt heimzukehren wünſchten, beſandte Herr Siegfried ſeine Freunde, um ihren Rath zu begehren. Die Recken riethen ihm hinzufahren, und tauſend von ihnen zur Begleitung zu wählen; ſelbſt König Siegmund erbot ſich in Freuden, die Fahrt mitzumachen. Und deſſen war Held Siegfried gar froh. So reich beſchenkt, daß die Pferde die Laſt kaum zu tragen vermochten, zogen die Boten jetzt mit der frohen Mähre heim.

Was nur an Gold und Geſchmeide, Gewändern, Schilden und Waffen die Burg Prachtvolles barg, wurde zu der Fahrt hervergeſucht, und ſo groß die Freude an Siegfrieds Hoflager, ebenſo groß war ſie in Worms, als die Boten heimkehrten mit der erwünſchten Mähre, daß Held Siegfried die Einladung angenommen. Neugierig fragte Königin Brunhilde, ob auch Chriemhilde komme, und ob ſie noch ſo ſchön wäre, wie ſie geweſen. Markgraf Gere bejahte es und lobte den empfangenen reichen Botenlohn. Hagen meinte, Siegfried könne wohl mit vollen Händen ſpenden, da er der Herr des Nibelungen-Horts ſei.

Seit aber die Rückkehr des hohen Paares laut geworden, war alles thätig zu ſeinem Empfange. Auf freiem Plane wurden die Zelte aufgeſchlagen, und Schenk und Truchſeß, Herr Hunolt und Sindolt, mußten von früh bis ſpät ihres Amtes pflegen. Bratſpieß und Pfanne waren auf dem Heerde nicht müßig, und Rumolt, der Küchenmeiſter, machte ſeinem Amte Ehre. Frauen und Mägdlein waren nicht minder beſchäftigt, das Schönſte zum Schmucke zu bereiten, mit Gold und Edelgeſtein die Kleider zu zieren, um würdig zu erſcheinen vor dem hohen Paare.

Mit dem reichſten Reiſegefolge und aller Pracht zog Held Siegfried und Frau Chriemhilde dem Rheine zu, und fröhlich und herzlich wurde er und die Seinen in Worms empfangen, wie es dem Helden ziemte. Innig begrüßten ſich die beiden Königinnen, und alle die Gäſte, als ſie zu Worms in die Stadt einritten. Was war das ein Jubel des Geſindes, welches in und vor der Stadt aufs Köſtlichſte beherbergt ward. Zwölfhundert der Recken wurden an des Königs Tafel aufs Gaſtlichſte bewirthet, und luſtig ging's an den Schenken, daß der Wein in Strömen floß, bis tief in die Nacht.

Mit Tagesanbruch tummelten die Degen auch ſchon ihre Roſſe zum fröhlichen Kampfſpiele auf dem Plane. Laut ſchallten Pauken und Drommeten, und in feſtlichem Zuge wallten die Frauen und Ritter zum hehen Dom, wo man die Meſſe ſang.

In Brunhildens Herz erwachte aber der böſe Neid, als ſie Chriemhilden in aller Pracht und im Reize ihrer Schönheit ſah, alle ihre Frauen und Mägdlein überragend. Eilf Tage verginnen ſo in Luſt und Freude; Kurzweil und Ritterſpiel wechſelten den hohen Gäſten zu Ehren.

Als nun eines Tages vor der Veſper die beiden Königinnen beiſammen ſaßen, um einem Ritterſpiele zuzuſchauen, ſprach Chriemhilde: „Sieh meinen Mann, er müßte billig Herr dieſer Lande ſein!“ Wohl, erwiderte Frau Brunhilde, wenn Niemand Anders lebte, ſo möchte das geſchehen, aber Günther lebt noch! Darauf Chriemhilde: „Siehſt Du ihn dort, herrlich vor allen Recken, wie „der lichte Vollmond vor den Sternen? Hoch erfreut es meinen „Muth!“ Brunhilde ſchenkte ihr das Wort nicht, und ſprach: „Wie Du auch lobeſt Deinen Mann, ich hörte ihn ſagen, als ich „ihn zuerſt ſah mit Günthern, daß er des König's Mann, und ſo „halt' ich ihn für eigen.“ Die ſchöne Chriemhilde aber entgegnete: „Solche Rede möcht' ich mir verbitten, denn mein Bruder hätte „mich keinem Dienſtmann zum Weibe gegeben!“ Brunhilde beſtand auf ihrer Rede, und es wuchs beider Frauen Zorn, ſo daß Chriem-

hilde sprach: „Und da Du meinen Siegfried Dein eigen hast ge„nannt, so will ich heute Deinen Recken zeigen, daß ich vor ihres „Königs Weib werde zur Kirche gehen.“

Da schieden die Frauen in Grimm und Neid, und Chriemhilde hieß ihre Mägdlein und Frauen sich aufs Reichste zieren. Und so zog sie mit drei und vierzig ihrer Frauen allein zum Münster, so daß sich die Leute wunderten, die Königinnen also geschieden zu sehen. Vor dem Münster aber stand Günthers Weib, und wie Chriemhilde sich näherte, sprach in ihrem Neide Brunhilde: „Nie soll die Eigene „vor dem Königsweibe gehen!“ Zornglühend entgegnete ihr Chriemhilde: „Hättest Du besser geschwiegen! wie kann ein Kebsweib je „eines Königs Weib werden? denn zuerst hat Dich mein Mann, „Herr Siegfried, gewinnet, Dein Sinn trog Dich!“ Vor Wuth weinte Brunhilde, und Chriemhilde schritt vor ihr zur Kirche. Als das Hochamt gesungen war, verließ Brunhilde zuerst den Dom, um Chriemhilden zur Rede zu stellen, und sie um Beweise zu fragen, wie ihr die Schande geschehen sei. Da sprach Frau Chriemhilde: „Schau hier den Reif, den Dir Siegfried genommen, und den Gür„tel, den Du trugst. Ich legt' ihn an, Dir zu beweisen, daß ich „nicht gelogen, daß Siegfried Deiner Herr wurde!“ Als Brunhilde den seidenen, reich mit Edelgestein besetzten Gürtel um Chriemhildens Hüften sah, fing sie laut an zu weinen, und als Günther hinzu kam, und sie fragte, was sie bekümmere, ergoß sie in zornigen Thränen ihr tiefes Leid. Günther beschickte alsobald den Helden Siegfried, und als er kam, war er gar sehr verwundert, Frau Brunhild also weinen zu sehen. König Günther redete ihn an, ob er sich je gerühmt, wie Chriemhilde gesagt, Brunhildens erster Mann gewesen zu sein? „Niemals,“ sprach Siegfried, „hat sie's gesagt, „soll sie es schwer beklagen; mit tausend Eiden will ich vor Deinen „Recken es bekräftigen, daß ich es nie gethan!“ Dies geschah auch alsobald; Held Siegfried bot die Hand zum Eide. Vor Günthers gesammten Hofgesinde hatte Siegfried zwar den Reinigungseid geleistet; aber im Innern trug Frau Brunhilde doch den Grimm,

und in Trauer schieden die Frauen. Als Hagen von Troneck Frau Brunhilde weinend fand und von ihr die Mähre erfuhr, gelobte er ihr, daß Chriemhildens Mann es sicher büßen solle, sonst solle man ihn nie unter den Fröhlichen finden. Gernot und Ortewein schwuren dem Helden auch Rache, nur Giselher, der Junge, meinte, daß um eitler Weiber Zürnen, ein so edler Held das Leben nicht lassen dürfe. Die Recken aber hegten tief im Herzen die Rache, und Hagen schmiedete den listigen Plan, man solle Boten in's Land reiten lassen, als künde der Feind offnen Krieg, und wenn Siegfried sich dann zur Heerfahrt anböte, könne man ihn leicht aus dem Wege räumen. König Günther gab dem argen Rath seines Dienstmannes Gehör, und nur auf Untreue und Verrath ward jetzt gesonnen.

Wie Siegfried verrathen und erschlagen ward.

Nicht lange nachher sah man Boten einreiten in des Königs Burg, welche Krieg und Streit kündeten von Lüdegast und Lüdeger, die Siegfried einst bezwungen. Nicht ahnend die Lüge, erbot sich Siegfried alsogleich, den Streit zu schlichten für König Günthern, und der Feinde Land zu verwüsten mit seinen Recken. In Arglist stellte sich König Günther, als wenn er mit frohem Herzen des Helden Entschluß vernommen. Siegfried und die Seinen rüsteten sich alsobald aufs Beste, Panzer und Helme wurden auf die Rosse geladen und die Fähnlein an die Lanzen gebunden, wie es Sitte war bei der Heerfahrt.

Da trat Hagen zu Chriemhilden, um sich zu beurlauben. Chriemhilde nahm ihn unbefangen auf, und freute sich, daß Siegfried, ihr Gemahl, ihren Brüdern zu Dienst sein konnte. Sie bat darauf Herrn Hagen, ihren Mann nicht entgelten zu lassen, was sie an Brunhilden gethan. „Denn," sprach sie, „es hat mich schon „tief gereuet, und wohl hat mein Leib Siegfrieds Zorn empfunden,

„daß ich gesprochen, was ihre Seele betrübt.“ Hagen versprach ihr mit gleißnerischer Rede, daß sie in wenigen Tagen mit Frau Brunhilde sollte gesühnt sein; sie möge ihm nur sagen, wie er dem Helden Siegfried dienen könne. „Ich bin,“ nahm Chriemhilde das Wort, „ohne alle Sorge, daß Jemand ihm Leib und Leben nehme, „wenn er nur seinem Uebermuth nicht folgt!“ Hagen sprach ganz traulich: „Besorgt Ihr, daß er verwundet werde, so vertraut mir, „wie ich ihm widerstehen kann, ich will nicht von seiner Seite „weichen!“ Chriemhilde sprach: „Dir, dem Verwandten, vertrau' ich meinen Trauten, daß Du ihn schützest und wahrest.“ Und nun erzählte sie dem Argen, was sie besser verschwiegen, wie Siegfried den Lindwurm erschlagen im Gebirge, und er sich in dessen Blut gebadet, so daß er unversehrt jeder Wunde widerstehe; wie aber, als er sich gebadet in des Lindbrachen Blut, ein Lindenblatt ihm auf die Schulter gefallen, und Siegfried nur an dieser Stelle verwundbar sei.

Wohl sprach da Herr Hagen: „So näht mir auf sein Gewand „ein Zeichen, damit ich die Stell' erkenne, wenn wir im Sturm „des Kampfes sind, und ich ihn also schützen kann.“

Chriemhilde versprach, in der Hoffnung, ihres Gatten Leben also zu schützen, an der Stelle ein Kreuzlein auf das Gewand zu sticken. Da Hagen den Helden also verrathen sah, nahm er Abschied von der hohen Frau, mit dem Versprechen, daß er ihres Gemahls Schirm und Schild sein wolle. Wohl versah sich Chriemhilde der Arglist nicht, aber auch nie und nimmer war größerer Verrath angezettelt worden.

Als nun früh des andern Morgens Held Siegfried mit tausend Mannen seines Heergesindes frohgemuth auszog, um seiner Freunde Leid, wie er wähnte, zu rächen, ritt Hagen neben ihm. Kaum hatte er aber das verheißene Zeichen auf des Helden Gewand bemerkt, als er sachte von dannen schlich. Und alsobald kam die Kunde, daß Günthers Land in Frieden bleiben solle, und daß Boten von Lüdiger gekommen, dem Könige dieß zu melden. Ungern ließ

Siegfried von dem Streite, und kaum vermochten Günthers Leute ihn zurückzuhalten. Mit argliſtiger Freude kam König Günther dem Helden entgegen, ihm für ſeinen guten Willen zu danken, und forderte ihn auf, mit ihm im Wasgauwalde zu jagen auf Bären und Eber, wie es Hagen dem Könige gerathen hatte. Siegfried nahm frohgemuth des Königs Antrag an, denn das Waidwerk war ihm eine Luſt.

Siegfried ritt nun, die ſchlimmen Ränke nicht ahnend, die Brunhilde gegen ſein Leben geſchmiedet hatte, zu Chriemhilden, um von ihr Abſchied zu nehmen. Mit Thränen beſchwor ihn die Frau, böſen Verrath vorausſehend, nicht zur Jagd zu ziehen, eingedenk der Entdeckung, die ſie dem argen Hagen gemacht. Siegfried tröſtete ſie aber, da es ihm nicht bewußt war, irgend einen Feind an Günthers Hofe zu haben. Chriemhilde mochte erzählen, daß ihr geträumt, wie zwei Berge im Thale über Siegfried zuſammengeſtürzt, ſo daß ſie ihn nie wiedergeſehen; Siegfried blieb bei ſeinem Entſchluſſe und nahm herzlichen Abſchied von dem in tiefſter Seele betrübten Weibe, das ihn nie wiederſehen ſollte. So zogen ſie, von ſtattlichem Jagdgeleite umgeben, nach dem friſchen Tann, wo ſich die Jagd niederließ, und ſich dann zum Jagen theilte. Siegfried nahm nur einen Bracken zu ſich, und reich war ſein Fang, denn viel des Wildes, Schweine, Hirſche und Elendthiere erſchlug ſeine ſtarke Hand, erlegte ſein gewaltiges Geſchoß, ſo daß die Burgundiſchen Waldmänner fürchteten, Siegfried möchte alles Wild des Waldes erlegen, und ihnen das bloße Nachſehen laſſen. Wie nun die Jagd wild durch den Tann ruſ'te, daß es durch Kluft und Thal toſend wiederhallte, tönte des Königs Hilthorn zur Raſt. Und wie nun Siegfried mit den Seinen aufbrach zur Waldherberge, gewahrte er einen ſtarken Bären. „Hei," ſprach da der Degen, „zur Kurzweil will ich ihn erjagen, er muß mit uns zur Herberg fahren; auf, Geſellen! löſt den Bracken!" Und wie Wetterſturm eilte Siegfried dem grimmen Unthier mit ſeinem Roſſe nach, es fiel aber in eine Kluft, ſo daß Siegfried ihm nicht folgen konnte.

Sogleich schwang sich der Held vom Pferde, rannte dem Thiere nach, und fing und band es dann mit eigner Faust, so daß es weder beißen, noch kratzen konnte. Darauf band er es vor sich auf den Sattel, und ritt so auf die Jagdherberge zu. Stattlicher hatte man nie einen Waidmann gesehen. Reich ohne Maßen war sein Hirschgewand aus köstlichem Rauchwerk, gestickt mit Gold und Borten. Er trug einen Bogen, den man mit einer Winde nur spannen konnte, wenn er's nicht that, und an seiner Hüfte klang sein schmuckes Schwert, der feste Balmung. So kam er zu der Herberg. Kaum abgesessen, band er den Bären los; der gerieth aber, von den Hunden geschreckt, in die Küche. Wie trollerte und kollerte da Alles durcheinander, die Kessel und Pfannen fielen von den Heerden, auf die sich die Küchenknechte flüchteten! Mit Macht eilten die Herren mit Speer und Bogen nach der Küche, wohl ließ man die Braken los, doch entkam der Bär, und nur Siegfried konnte ihn ereilen, und erschlug ihn mit seinem Schwert.

Als sich darauf die Jagdgesellen zum frohen Mahle auf dem grünen Anger versammelt, gab es der Speisen gar viel und mannigfalt, doch fehlte es an Wein. Siegfried wurde unwillig darob, und König Günther schob auf Hagen die Schuld. Hagen entschuldigte sich, vorgebend, er habe den Wein nach dem Spessart gesandt, weil er geglaubt, man wolle dort jagen; doch kenne er in der Nähe am Berghang einen hellen Born, der süße Labung biete. Sogleich wollte Siegfried dahin aufbrechen. Da sprach Hagen, der Argliſtige: „Die Leute sprechen, es könne Euch, Herr Siegfried, Niemand im „Laufe folgen. Gern sah' ich's einmal.“ Siegfried schlug die Wette vor, wer zuerst von ihnen zu der Quelle komme, solle Sieger sein, doch wolle er beim Laufe noch sein Jagdgeräth und seine Waffen tragen. Es geschah, und wer den Born zuerst erreichte, war Siegfried. Er lehnte den Speer an die Linde, welche den Quell überschattete, und legte auch Schild und Schwert ab. Zuerst trank Herr Günther, und rasch schaffte Hagen Siegfrieds Schwert und Wehr bei Seite. Als Siegfried sich nun zum Trinken bückte, da

ergriff Hagen seinen Speer und mit gewaltigem Stoß trieb er dem Helden das Eisen an der verwundbaren Stelle durch den Nacken, daß hoch das Blut aufschoß. Wild sprang Siegfried auf, die böse That zu vergelten, aber vergebens suchte er nach seinem Schwerte. Hoch ragte die Speerstange zitternd aus seinem Rücken hervor; er griff aber nach seinem Schilde und rannte dem fliehenden Hagen nach. Mit gewaltigem Arm führte er einen Streich nach dem Verräther, daß rings der Waldgrund von dem Schlage erbebte und der Schild brach. Hagen strauchelte und stürzte; wohl wär's sein Tod gewesen, hätte Siegfried sein Schwert gehabt. Siegfried aber erblich; des Helden Kräfte schwanden, und er sank todwund auf das Grün — in Strömen floß sein Blut dahin. Da sprach der Sterbende: »So schlechter Tod ist also meiner Treue Lohn, doch »Euch zur Schmach und Schande sterb ich von feiger Mörder Hand!« Wohl beklagten ihn viele der Ritter, die hinzuliefen, auch Günther wollte ihn beklagen, doch sehr verwies ihm dies Siegfried, und bat ihn nur, für sein Gemahl, die unglückliche Chriemhild, zu sorgen, zu bedenken, daß sie seine Schwester. Da lag der Held nun in schmerzlichem Todeskampfe, und als er den Geist aufgab, war sein letztes Wort: »Wohl werdet Ihr meinen Tod beklagen, denn Ihr »erschluget Euch selber!«

Und wie der Held so todt in seinem Blute lag, hoben ihn die Degen auf seinen Schild, und beriethen sich, wie sie seinen Tod Chriemhilden bergen sollten, damit es ihr verhohlen bliebe, daß Hagen der Thäter sei. Man wollte sagen, ein Unfall sei dem Helden im Tann begegnet. Aber Hagen sprach: »Wenig soll's mich küm»mern, ob es ihr bekannt werde, und ob sie, die Brunhilden so arg »beleidigt, sich auch zu Tode grämel«

Wie Siegfried beklagt und begraben ward, und wie Siegemund heimkehrte.

Als der Abend hereinbrach, fuhren Siegfrieds Freunde mit seinem Leichnam von dem Brunnen bei Odenheim, wo er erschlagen werden, über den Rhein und gelangten im Dunkel der Nacht nach Worms. In seinem Grimme ließ Hagen die Leiche in aller Stille vor Chriemhilden's Gemach tragen, auf daß sie den theuren Erschlagenen finde, wenn sie zur Frühmesse ging. Ihr Kämmerer, der sie den andern Morgen abholen wollte, stieß auf die in ihrem Blute schwimmende Leiche und brachte der hohen Frau die Kunde, daß ein erschlagener Ritter vor des Gemachs Thüre liege. Wie Todesruf traf diese Kunde Chriemhilden's Ohr, sie sank hin, die Freudenlose, vom Schmerze überwältigt und jammerte gar laut und sehr. Ihre Frauen mochten sie noch so sehr zu bereden suchen, daß der Erschlagene vielleicht ein Andrer, sie klagte nur: „Es ist Siegfried mein „Gemahl, Brunhilde rieth zur That, die Hagen schnöd' an ihm voll„bracht." Und so trat sie hinaus wo die Leiche lag, die sie alsobald erkannte; sie nahm das blutige Haupt in ihre weißen Hände, und beklagte jammernd seinen schmachvollen Tod. Alsobald ließ sie Herrn Siegemund und Siegfrieds Leute wecken, doch keiner wollte der Trauerkunde Glauben schenken. Als sie aber Chriemhildens Wehruf und Klagen hörten, sprangen sie auf, griffen zu den Waffen, kühn entschlossen, des Helden Tod blutig zu rächen. Unaussprechlich war der Schmerz, als Siegmund den erschlagenen Sohn sah, als die edlen Recken aus Nibelungenland den Hehren, in seinem Blute schwimmend, gewahrten. Wohl gern hätten alle auf der Stelle die schwere Unbilde gerächt, und waren alle zur That bereit, aber Chriemhilde, noch Aergeres fürchtend, bat und flehte den alten König, Herrn Siegemund an, daß er abstehe von der Rache, sie selbst wolle ihm helfen, Rache nehmen an den Mördern ihres Gemahls, seines Sohns.

Das Klagen war ohne End, als man den Erschlagenen jetzt

in einen von Gold und Silber geſchmiedeten Sarg legte, und unter dem Klange aller Glocken in feierlichem Trauerzuge hin nach dem Münſter brachte. Da kam auch Herr Günther und Hagen, der Grimme. Mit gleißneriſcher Rede beklagte Günther der Schweſter Leid; Chriemhilde ließ ihren Argwohn nicht bannen und ſprach: „Wer da unſchuldig, mag hier vor allem Volke, vor die Bahre „treten, und alſogleich wird ſich die Wahrheit zeigen.“ Als nun Hagen hin zur Leiche trat, groß klaffte da die Wunde, und friſch rieſelte das Blut in Strömen. Größer ward jetzt der Weheruf; aber Günther ſprach: „Von Schächern ward Siegfried erſchlagen, Hagen hat es nicht gethan.“ „Die Schächer,“ ſprach Chriemhilde, „ſind mir wohl bekannt, Herr Günther und Hagen. Gott möge „rächen dieſe arge That!“

Da wollten Siegfrieds Degen mit den Waffen rächen ihres Helden Tod, aber Chriemhilde ſuchte ſie zu beſchwichtigen, ſie bittend, noch die Noth mit ihr zu ertragen. Ihre Brüder, Gernot und Giſelher, kamen jetzt auch herbei und nicht gering war ihr Weinen und Klagen ob dem herben Verluſt, der Schweſter Kummer. Die ganze Stadt war verſunken in Trauer und Gram.

Chriemhilde wollte aber nicht laſſen, und drei Tage und drei Nächte wachte die Treuholde bei dem theuren Leichnam des Helden. Sie wollte noch recht den lieben Mann genießen, und Gottes Wille konnte es vielleicht ſein, ſie durch den Tod von allem Leiden zu befreien. So meinte Chriemhilde. Wie manche Zähre floß in dieſer Zeit, wie manches Opfer ward dem Altar geſpendet, und wie reich waren die Gaben, welche Herr Siegemund und Frau Chriemhilde den Armen, den Kirchen, Klöſtern und Spitälern rings im Lande zukommen ließen.

Am dritten Tage ward der Held begraben, mit großem Gepränge, wie es ſich ziemte. Chriemhildens Jammer war aber über die Maßen groß, ſo daß eine Ohnmacht nach der andern ſie befiel. Als der Sarg dem Grabe ſchon nahe, ſprach die Freudenloſe: „In meinem tiefen Leid gewährt mir noch eine Gunſt, laßt mich

„noch einmal des Theuren Antlitz sehen.“ Ihrem innigen Bitten konnte Niemand widerstehen, und so ward der Sarg noch einmal erbrochen. Chriemhilde ward hinzugeführt; sie erhob noch einmal sein Haupt und drückte den letzten Scheidekuß auf das bleiche, schöne Antlitz, und blutige Thränen entrannen ihren lichten Augen, bis die Sinne sie verließen. Wohl schwer war ihr Leid, denn ihre Ohnmacht währte den Tag und auch die Nacht bis zum andern Tage. Nicht weniger schmerzlich war Herr Siegemund getroffen, sein Gram war ohne Maßen.

Als Siegemund aber wieder in etwa genesen, baten ihn die Recken von Nibelungenland, mit ihnen heimzukehren, da sie nicht länger an Günther's Hofe weilen möchten. Siegemund war deß willig und eilte zu Chriemhilden, sie aufzufordern, mit ihm heim zu ziehen, da sie doch ungern gesehene Gäste wären am Rhein. In der Heimath sollte sie behalten alle Gewalt, die ihr Siegfried verliehen, sollten ihr Land und Leute unterthan sein, und die Krone sie schmücken. Gern folgte die Freudenlose seinem Begehr, und nicht gering war die Eile, mit der man Alles zum schnellsten Aufbruch rüstete. Als aber Frau Ute der Tochter Willen vernahm, bat sie gar inniglich, Chriemhilde möchte in der Heimath bleiben. Sie wollte nicht einwilligen, bis es endlich den Bitten ihrer Brüder Gernot und Giselher gelang, sie zu bewegen, in der Heimath bei den Ihrigen zu bleiben.

Als nun Alles zur Abreise bereitet war, da trat Herr Siegemund vor die junge Königin, um sie zum Aufbruch zu bewegen. Weh that es ihm aber, als Chriemhilde ihm ihren Entschluß mittheilte, wie sie auf den Rath ihrer Lieben und Freunde in der Heimath bleiben wolle. Siegemund mahnte sie, wie sie im Nibelungenland herrschen solle als Königin, er mahnte sie an ihr Kind, Siegfrieds Sohn, wie der eine Waise, wenn sie nicht mit heimkehre. Chriemhilde blieb aber fest bei ihrem Entschlusse, im Burgundenland zu bleiben; und wehl weh that es dem König Siegmund und seinen Recken, daß diese Hoffahrt so kläglich

geendet. Nimmer mehr nach dem Burgundenland zu kommen, gelobte der König und auch seine Getreuen, es sei denn um zu rächen Siegfrieds Tod. Als Siegmund den Abschiedskuß auf Chriemhildens Stirn drückte, da sprach er: »Jetzt erst ist mir mein ganzer Kummer klar, ganz an Freuden arm kehr' ich heim.

Und so zogen die Recken aus Worms, eine alles Gefolge und ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, heim nach dem Nibelungenland. Nur Gernot und Giselher gaben ihnen das Geleit nach dem Niederland wo ihr Empfang gewiß kein fröhlicher war. Chriemhild blieb mit ihrem Grame in der Heimath, wo ihr Gisela der allein Trost spendete und ihre Thränen zu stillen suchte, deren Brunhilde, die schöne, in ihrem Uebermuthe spottete.

Wie der Nibelungenhort nach Worms kam.

Frau Chriemhilde lebte jetzt in stiller Abgeschiedenheit in einem nahe bei dem Münster zu Worms gelegenen Schlosse, das Ihr als Wittwensitz angewiesen ward. Wie treu ihr auch ihr Gemahl zugethan, wie sehr auch Frau Ute, ihre Mutter, es sich angelegen sein ließ, ihre Trauer zu dämmen, Alles war umsonst. Ihr liebster Gang war hin nach dem hohen Münster, wo ihr Gemahl, Herr Siegfried, begraben lag. Täglich war die Freudenlose an seinem Grabe zu finden, wo sie in bitteren Zähren um den Geliebten klagte.

So waren schon vier Jahre der Trauer dahingeschwunden, und noch hatte Chriemhilde ihren Bruder, König Günther, keines Blickes gewürdigt, noch durch ein Wort erfreut. Ihren Feind Hagen hatte sie im Laufe dieser Zeit gar nicht gesehen. Hagen von Tronek vergaß aber seines Grimmes nicht und suchte den König nur dazu zu bewegen, daß er Chriemhilde vermöge, das Nibelungengold nach Worms zu schaffen. Gar oft sprach Hagen von dem großen Schatze zum Könige, der nun Gernot und Giselher aufforderte, die Frau zu sühnen. Die Wackern versuchten es auf die freundlichste Weise

„Ihr klagt zu lange,“ sprach Gernot, „und gern möchte euch der König zeigen, daß er Siegfried nicht erschlagen.“ Da antwortete Chriemhilde: „Niemand zeiht ihn der That; Hagen erschlug ihn, denn ich zeigte ihm selbst, wo Siegfried verwundbar, und verrieth also seinen Leib. Nimmer werde ich denen hold, die ihn erschlagen.“ Gernot ließ aber nicht ab von seinem Bitten, bis Chriemhilde endlich zugab, den König zu sehen. Schwer ward der Schritt ihrem Herzen, als der König mit all seinen Getreuen, außer Hagen von Troneck, sich bei ihr einfand. Die Sühne kam zu Stande; wie schmerzlich es ihr auch ward, so vergab sie allen, ausser Hagen, der ihn erschlug.

Die hohe Frau gab auch zu, daß man den reichen Hort hole aus dem Nibelungenland, der ihr als Morgengabe eigen. Gernot und Giselher fuhren, auf Chriemhildens Geheiß, mit achttausend Recken hin nach Nibelungenland, wo der Zwerg Alberich den Schatz hütete. Als die vom Rheine kamen, sprach Alberich: „Sie kommen den Hort zu heben, der auch der Königin gebühret. Hat doch Siegfried dadurch, daß er die Tarnkappe sich gewann, wenn auch sich zum eignen Schaden, uns alle bezwungen.“ Der Thürhüter erschloß den Schatz, und zwölf Doppelwagen kannten das Gold und Edelgestein in vier Tagen und vier Nächten, und hätten die Pferde auch täglich dreimal den Weg gemacht, kaum zu den Schiffen bringen. Also groß war der Schatz, und mit ihm hatte der Besitzer auch Gewalt über das weite Land und alle seine Recken, denn unter den Kleinoden war auch ein Nüstlein, und wer dasselbe gefunden, war Herr der weiten Erde.

Der reiche Hort wurde jetzt zu Schiff gebracht und Rheinaufwärts gen Worms geführt, wo man manchen Thurm und manche Kammer mit dem Golde füllte. Chriemhilde hatte aber an allen dem keine Freude; gern hätte sie all das Gold und Geschmeide hingegeben, wäre Held Siegfried wieder erstanden. Mit milder Hand spendete sie ihre Schätze, und Reich und Arm fand in ihr eine milde Herrin, so daß ihrer Getreuen Zahl mit jedem Tage

wucht. Da sprach Herr Hagen zu dem Könige: „Spendet Chriemhilde noch ferner mit solcher Milde, dann hat sie bald so viele in ihr Land gebracht, daß es uns bangen könnte.“ König Günther aber antwortete: „Ihr gehört das Gut, mag sie nach Belieben damit schalten, bin ich doch froh, daß sie mir wieder hold wurde.“ Hagen ließ nicht ab. „Ein kluger Mann,“ sprach er, „vertraut solche Schätze keiner Frau an, denn mit ihren Gaben bringt sie uns noch allen den Untergang.“ Günther versetzte: „Ich schwur ihr einen Eid, ihr nie etwas zu Leid zu thun, sie ist meine Schwester.“ „So laßt mich den Schuldigen sein,“ nahm Hagen rasch das Wort. Er wußte sich auch in Besitz der Schlüssel zu setzen, und wie auch Gernot und Giselher zürnten, und wie auch Chriemhilde klagte, es war umsonst. Als nun ihre Brüder hinaus zu einer Fahrt zogen, da versenkte Hagen heimlich den mächtigen Schatz in des Rheines Tiefen. Hatte Chriemhilde bisher in bitterm Harme um den erschlagenen Gatten geweint, so mußte sie jetzt auch noch den Verlust ihrer reichen Morgengabe beklagen. Wo aber der Nibelungenhort geborgen, weiß Niemand; denn es hatten die Helden feierlichst beschworen, es solle verhelen bleiben, damit sie ihn nicht benutzen könnten, noch irgend ein Andrer.

Chriemhilden's Rache.

Dreizehn volle Jahre lebte Chriemhilde in stiller Trauer, abgeschieden von der Welt. Als nun um diese Zeit Helke, des Hunnen-Königs Etzel Gemahl, gestorben, riethen ihm seine Freunde, um Chriemhildens Hand zu werben. König Etzel folgte dem Rath der Freunde, und Markgraf Rüdeger von Bechlaren zog mit reichem Geleite hinab nach dem Rheine, um für seinen Herrn um die hohe Braut zu werben. Gern hörten König Günther und die Seinen des Markgrafen Botschaft; jedoch war Chriemhilde in ihrem Kummer nicht alsobald entschlossen, des edlen Markgrafen Antrag

anzunehmen. Als nun aber ihre Brüder in sie drangen und ihren Abscheu, eines Heiden Eheweib zu werden, zu bannen suchten, da willigte endlich die Hohe in Etzels Werbung, eingedenk, daß die an ihr verübte Unbilde, ihres Herrn Tod, noch gerächt werden könnte. Ihre Schätze theilte Chriemhilde unter Markgraf Rüdegers Recken als Botenlohn und trat dann, beklagt von Allen und begleitet von hundert Mädlein und fünfhundert Degen, welche ihr Markgraf Eckewart zuführte, ihre Reise nach dem Hunnenlande an.

Wohl war ihr Zug ein wahres Festgeleite; allenthalben empfing sie Jubel und Freude, wo sie hinkamen; durch Baierland bis gegen Passau an dem Innstrom, und von hier nach Rüdegers Mark, wo sie von Gotelinden, der Markgräfin, aufs festlichste, wahrhaft königlich empfangen wurde. Und so ging es fort bis hin zum Hunnenlande unter dem Geleite der mächtigen Vasallen Etzels, welche ihrer künftigen Herrin weit hinaus bis Oestreich schon entgegengezogen waren und sie mit kühnen Reiterspielen zu ergötzen suchten. Als Chriemhilde mit ihrem Gefolge nun nach der Stadt Tulna am Donaustrom gekommen, ritten ihr vier und zwanzig Fürsten und Herzog Ramung aus Walachenland, Fürst Gibeke, Hornboge der schnelle, Hawart aus Dänenland, Iring und Irnfried aus Thüringen, sammt Blödel, Etzels Bruder, mit ihren mächtigen Schaaren entgegen, und ihnen folgte König Etzel, zu dessen Seite Dietrich von Bern mit seinen Gesellen ritt. Vom Rosse schwang sich König Etzel und empfing die hohe Braut mit Küssen. Chriemhilde gab auch noch dem Bruder Etzels, Blödelin, dem Könige Gibeke, dem starken Helden Dietrich und zwölf der edelsten Helden den Willkommkuß. Mancherlei Feste und Ritterspiele wechselten zu Aller Kurzweil, und mit überschwenglicher Pracht wurde in Wien König Etzels Hochzeit gefeiert, welche sieben Tage lang währte und noch nie von einem andern Feste übertroffen ward. Die Festgeschenke, welche man da spendete, waren überreich, und Chriemhilde hatte sich noch nie so stattlich bedient gesehen. Den

hohen Frau Schöne fesselte Alles und Frau Helke hatte nie so gewaltiglich gebeten. —

Schon sieben Jahre lebte Chriemhilde mit König Etzel, da gebar sie ihm ein Söhnlein, das in der Taufe den Namen Ortlieb erhielt. Wie sie aber auch lebte in hohen Ehren, von allen geliebt und geachtet, so konnte sie aber dennoch nicht der Heimath vergessen und des Kummers und Leidens, das sie dort erfahren. Je mehr sie dachte der Vergangenheit, um so lebhafter ward in ihrer Seele die Begierde nach Rache. Wohl oft dachte sie, ihre Feinde bei sich zu sehen, um Rache an ihnen nehmen zu können. Als sie nun einst Nachts bei ihrem Gemahle ruhte, da bat sie ihn, ihre Freunde aus dem Burgundenland einmal nach seinem Reiche beschicken zu lassen, da sie dieselben noch gern einmal sähe. König Etzel willigte in ihr Begehr und entbot sogleich seine Fiedler Werbel und Swemmel zur Botschaft nach dem Rhein, Chriemhildens Sippschaft nach dem Hunnenlande einzuladen. Wie nun die Boten kamen, sich von der Königin zu beurlauben, da trug sie ihnen noch besonders auf, nur ja Herrn Hagen von Tronek auch zur Fahrt nach dem Hunnenlande zu entbieten.

Innerhalb zwölf Tagen gelangten die Boten an den Rhein nach Worms, wo sie aufs gastlichste empfangen wurden, da die Mähre ihrer Botschaft ihnen vorangegangen. Als König Gunther ihrer Sendung Inhalt vernommen, berief er die Besten seines Reiches, um sich mit ihnen zu berathen. Alle waren des Sinnes, daß er hinführe nach dem Hunnenlande, nur Hagen widerrieth und bat den König zu bedenken, wieviel Leid Chriemhilde durch sie erfahren, das sie wohl nimmermehr vergessen werde, wie leicht er Leib und Leben im Hunnenland verlieren könne, da Chriemhilde ihm gewiß noch Rache nachtrage. Gernot und Giselher entgegneten aber, Hagen möge wohl Ursache haben Chriemhilden zu fürchten, da er sich schuldig wisse, er könne ja daheim bleiben. Hagen zürnte und bestand jetzt darauf, die Fahrt mitzumachen. Mit reichen Geschenken wurden die Boten entlassen, um König Etzeln die Kunde zu brin-

gen, daß König Günther mit den Seinen ihn heimſuchen werde. Und als die Spielleute dieſe Mähre in's Hunnenland brachten, war Chriemhilde gar ſehr erfreut, und König Etzel ließ ſogleich Alles zum Empfange der lieben Gäſte bereiten.

Im Burgundenlande hatte man ſich indeß zur Fahrt ins Hunnenland gerüſtet. Dreitauſend der auserleſenſten Helden waren auf Hagens Rath zur Fahrt verſammelt, und unter ihnen auch Dankwart, Hagens Bruder, und der kühne Volker, der edle Fiedler, mit allen die in ihrem Lehn ſtanden. Man erkor aber nur tauſend und ſechszig der Degen und neuntauſend Knechte. Und als ſie nun aufbrechen wollten, bat Königin Ute ihre Söhne, von der Fahrt abzulaſſen, es habe ihr geträumt, alles Geflügel im ganzen Lande wäre todt. Hagen lachte aber des Traumes und rieth jetzt um ſo mehr zur Reiſe, da ihm Gernot Spott entgegen bot. Unter Poſaunen- und Flöten-Schall zogen die Edlen, an welche ſich noch tauſend Nibelungen-Helden angeſchloſſen, hin und ließen manch trauriges Herz zurück. Mainaufwärts ziehend durch Oſtfranken kamen ſie, geführt von Hagen dem Stelzen, bis zum Donauſtrom, der wild über ſeine Ufer getreten war. Hagen erhielt den Auftrag, die Furt zu ſuchen. Wie er nun am Ufer hin und her ſpähete, um einen Schiffmann zu finden, hörte er etwas im Waſſer plätſchern und gewahrte bald mehre Frauen, die ſich ſchaukelnd in den Wellen badeten. Er wollte ihnen nahen, ſie ſtürzten aber in die Flut. Da nahm er ihnen ihre Kleider. Die Waſſernixen baten ihn, ihnen ihre Kleider zurückzugeben, ſie wollten ihm dann auch ſagen, was er auf der Hoffahrt erlebe. Und die Eine ſprach: „Niemals fuhren Helden noch zu ſolchen hohen Ehren in ein fremdes Reich, wie ihr nach Etzels Land.“ Erfreut gab Hagen ihnen die Kleider zurück, da ſprach aber die Andere: „Der Kleider wegen hat Dich meine Mutme belogen, kommſt Du zu den Hunnen, ſo biſt Du betrogen, denn ihr müßt alle ſterben in Etzels Land, keiner wird die Heimath wieder ſehen, bis auf des Königs Kaplan.“ Nicht mit frohem Muth hörte Hagen dieſe Mähr, doch war er froh, als ihm

die Meerweiber Kunde gaben, wie er über den Fluß kommen könne. Er brauche nur dem Fährmann Ametreich, der jenseits des Flusses wohne, zu rufen, der sie übersetzen werde um reichen Lohn. Hagen fand auch den grimmen Fährmann, gerieth aber mit ihm in Streit, weil er sich weigerte die Helden aus Burgunden-Land überzusetzen in das Gebiet des Herrn Else. Da Ametreich sogar mit der Ruderstange nach Hagen schlug, hieb dieser ihm den Kopf vom Rumpf, brachte dann durch seines Armes Kraft das Schiff zum Strande und setzte die Helden und ihre Knechte über. In seinem Grimme, gedenk der Weissagung der Nixen, schleuderte er des Königs Kaplan in die Flut, der entkam aber durch Gottes Hülfe, wiewohl er nicht schwimmen konnte, und Hagen ihn immer zurückstieß, wann er in das Schiff wollte. Hagen erkannte aber jetzt die Wahrheit der Todeskunde der Wasserfrau. Als sie nun alle übergesetzt, zerschlug Hagen, zur aller Schreck, das Fahrzeug, auf daß keiner entrinnen möchte.

Volker war jetzt ihr Führer, denn ihm, dem kühnen Fiedler, waren alle Stege und Wege bekannt. Gelfrat, Else's Bruder, hatte aber kaum vernommen, daß der Fährmann erschlagen, als er sich rüstete mit den Seinen und seinem Bruder Else, um den Burgunder Helden nachzusetzen. Bald sahen sich Hagen und Dankwart, welche die Nachhut führten, angegriffen. Hart war der Kampf, doch siegten die vom Rhein: Dankwart erschlug Gelfrat, Else ward gar schwer verwundet und die Baiern in die Flucht getrieben. Ungehindert zogen die Burgunden jetzt weiter und kamen in Rüdegers Land, wo sie auf das gastlichste aufgenommen wurden. Gar fröhlich weilten sie an Rüdegers Hofe, wo sich dann auch Giselher mit Dietlinden, des Markgrafen schöner Tochter, vermählte. Reich beschenkt, zogen sie dann weiter und gelangten ohne anderes Fahrniß an König Etzels Hof.

Dietrich von Bern empfing die vom Rheine mit stattlichem Heergesinde, wie es sich der hohen Gäste ziemte, doch that es ihm leid, daß sie gekommen, und wohlweislich machte er die Recken

darauf aufmerksam, wie Chriemhilde noch immer den erschlagenen Helden Siegfried beklage. Als sie nun zur Hofburg kamen, begrüßte Chriemhilde sie mit falschem Gruße und küßte nur Giselhern, so daß Hagen sich ob des Grußes nichts Gutes versah. Chriemhilde fragte nach dem Nibelungenhort und verlangte, die Recken sollten alle die Waffen ablegen, und ihr anvertrauen, bevor sie in den Saal träten. Hagen gab das nicht zu, und der edle Dietrich widersetzte sich auch dem Ansinnen, so daß die Königin beschämt von dannen ging. Allen war es aber doch an Etzels Hofe nicht frei zu Muth, denn Chriemhilde sann nur auf Rache und wußte durch ihre Thränen auch manchen Hunnenhelden zur Rache gegen Hagen zu entflammen, der in seinem trutzigen Grimme selbst vor der Königin, die er nicht einmal grüßte, sich als Siegfrieds Mörder bekannte. König Günther wurde aber von Etzel auf's freundlichste empfangen, und an Nichts ließ der Wirth es seinen Gästen fehlen. Auf das prachtvollste war der Saal ausgestattet, wo die von Worms zur Ruhe sich begeben sollten; doch wollte der Schlaf keinen beschleichen, denn alle waren voller Sorge. Volker, der Fiedler, spielte aber mit seinem Saitenspiel manch sorgenden Mann in den Schlaf und hielt dann bis zum Morgen mit Hagen Schildwacht vor des Saales Thür. Mit großem Waffenspiel wurde der andre Tag gefeiert, in welchem Volker einen reichen Hunnen erstach. Chriemhilde suchte nun Hildebrand und Dietrich von Bern zu gewinnen, um sich an Hagen zu rächen; die Berner Helden wiesen ihr Ansinnen aber ab. Auch Blödel, den Chriemhilde auch zur Rache aufforderte, wollte das Gastrecht nicht verletzen. Als sie ihm aber Rudungs Land und ein schönes Weib, Rudungs Wittwe versprach, willigte er sogleich ein und ließ alle seine Leute sich waffnen.

Mit seinen Recken drang Blödelin in den Saal, wo Dankwart mit seinen Knechten zu Tische saß, und als dieser ihn begrüßte, rief er ihm zu, daß er gekommen, Siegfried Tod zu rächen an Hagen und den Seinen. Dankwart aber erschlug Blödel, und als dessen Leute dies erfuhren, drangen sie in den Saal, aber

Dankwarts Knechte wehrten sich kräftiglich, so daß bald fünfhundert Hunnen erschlagen waren. Noch ehe König Etzel dies vernommen, war schon ein anderes wohl zweitausend Mann starkes Hunnen-Heer in den Saal gedrungen. Wie kräftig die Knechte auch stritten, sie wurden alle erschlagen und noch zwölf Ritter in Dankwarts Lehn, so daß dieser zuletzt allein stand in dem wilden Kampfe. Sein wuchtiges Schwert bahnte ihm aber einen Weg durch die wilden Haufen nach des Saales Thüre, und er gelangte so auch fechtend bis zur Hofburg, um selbst Bote der Trauerkunde zu sein. Als er nun so bluttriefend in den Saal der Hofburg trat, wo alle zum Mahl versammelt, und seinem Bruder Hagen zurief, daß alle Knechte und Ritter getödtet, erschlug Hagen in seinem Grimme Ortlieb, Chriemhildens Sohn, daß sein blutend Haupt ihr in den Schooß fiel. Ein wilder grimmer Kampf entspann sich jetzt, und ein fürchterlich Blutbad richteten die Burgunden-Helden unter den Hunnen an; vor allen aber kämpften Hagen und Volker, während Dankwart die Thür des Saales schützte. Günther gebot endlich Friede, und Dietrich von Bern führte Chriemhilden und Etzel aus dem Saale, den dann auch Rüdeger mit seinen Mannen verließ. Nachdem der ungeheure Kampf geendigt, warfen die Burgunder Helden die Todten, wohl sieben Tausend, aus dem Saale. Hagen spottete in seinem Uebermuthe über Etzel und Chriemhilde, die wieder von neuem Alles aufbot, Etzels Recken gegen die wilden Gäste zu werben. Iring aus dem Dänen Land, an den sich Irnfried von Thüringen und Hawart der starke mit tausend Degen schlossen, wollten jetzt den kühnen Strauß bestehen. Iring wollte den Kampf allein. Er maß sich mit Hagen, Volker, Günther, Gernot, doch ohn' Erfolg. Giselher dem Kinde wäre er bald erlegen, nur dem grimmen Hagen brachte er eine Wunde bei, mußte aber zuletzt der gewaltigen Kraft des Troneckers erliegen. Als nun Irnfried mit seinen Helden zum Kampfe anrückte, ward das Gemetzel noch ärger; aber auch er fiel von Volkers Hand, wie auch Hawart und Tausend und vier Helden die elendiglich umkamen.

Groß war die Trauer Etzels und Chriemhildens; doch entboten sie sogleich zwanzigtausend aus dem Hunnenlande, um den Kampf mit den Helden vom Rheine zu bestehen. Den langen Sommertag währte der harte Kampf, bis die Nacht ihm ein Ende machte. Die Burgunden wünschten Frieden, doch wollte König Etzel von keiner Sühne wissen, und eben so wenig Chriemhilde, als ihre Brüder darum baten. Sie wollte ihnen das Leben schenken, doch sollten sie ihr Hagen als Geißel lassen. Die Helden wiesen den Vorschlag von sich und wollten lieber sterben. Der Kampf begann von neuem. Die Burgunden, die aus dem Saale getreten waren, um den Kampf im offnen Felde zu bestehen, wurden wieder in den Saal zurückgedrängt. Da gebot Etzels Weib den Saal an allen vier Enden anzuzünden, und bald loderte das Gebäude in wilder Flamme empor. Schrecklich war die Feuersnoth und manche der Recken tranken sogar Blut, um in der Hitze des Feuers den brennenden Durst zu stillen. Da der Saal gewölbet war, so entkamen die Helden dem Tode, und mit dem Morgen tobte nun auch wieder der blutigste Streit, der manchem Edlen das Leben kostete.

Markgraf Rüdeger bot Alles auf, den Sinn des Königs und der Königin zu beschwichtigen, aber umsonst. Etzel und Chriemhilde baten ihn sogar unter Thränen, vor ihm niederknieend, wider die Burgunder zu kämpfen. Lange widerstand der edle Held ihren Bitten, ihrem Flehen. Er wollte lieber Alles verlieren, als Wort- und pflichtbrüchig zu werden, denn er hatte den Recken vom Rheine ja freies Geleit zugesagt, war doch Giselher sogar sein Schwiegersohn. Chriemhilde ließ aber nicht ab vom Bitten, und Rüdeger entschloß sich zu ihrer Freude, den Kampf mit den Burgunden zu bestehn. Mit schwerem Herzen hieß er seine Recken sich waffnen zu dem Kampfe, und zog mit fünfhundert Degen gegen den Saal. Als die Burgunden den edlen Markgrafen kommen sahen, waren sie sehr bestürzt und Alles boten sie auf, Rüdeger von seinem Entschlusse abzuwenden. In seinem edlen Muthe gab er sogar seinen Schild an Hagen, dessen Schild arg verhauen war. Manch Auge

wurde naß über des Edlen hohen Muth und rein Gemüthe, und Hagen wie auch Volker gelobten ihm, ferner zu schonen, ihn nicht zu berühren und wenn er auch alle Burgunder erschlöge. Der Kampf begann. Wüthend fochten die Helden. Rüdeger fiel endlich durch Gernots Hand, den er auch so schwer verwundet hatte, daß er vom Leben schied. Alle die in Rüdegers Lehn, wurden aber erschlagen.

Des Jammers war kein Ende, als man diese Trauerkunde vernahm. Als Dietrich von Bern Rüdegers Tod hörte, sandte er den alten Hildebrand, um sich nach der Wahrheit der Mähre zu erkundigen. Als sie diese vernahmen, wie weinten da die Helden. Hildebrand bat nun, ihnen den Leichnam des Helden zu überlassen, um ihn ehrlich zu bestatten. Volker rief ihnen zu, sie möchten ihn sich selbst holen. So spottete Volker, bis die Berner in Wuth entbrannten und einen so fürchterlichen Kampf begannen, daß alle Burgunden, außer Günther und Hagen, wie auch alle Berner, Hildebrand ausgenommen, vom Leben schieden. Hildebrand, selbst todtwund, eilte zu seinem Herrn, Dietrich von Bern, um ihm den traurigen Hergang zu berichten. Dietrich von Bern waffnete sich augenblicklich selbst und eilte nach dem Saale, um Rechenschaft zu fordern über das, was geschehen. Günther entschuldigte sich, daß er Dietrichs Leuten Rüdegers Leiche nur untersagt, um König Etzeln zu trotzen. Dietrich forderte sie nun auf, sich als Geissel zu ergeben, er verspräche ihnen dann seinen Schutz. Hagen widersprach dem aber, er wolle nie Geissel werden, so lange er noch ein Schwert führe. „Es habe ihn entrüstet, daß Dietrich ihm angesonnen, Geissel zu werden," sprach er und forderte drum Dietrich zum Kampfe. Wie kräftig Hagen auch das Schwert Balmung führte, Dietrich brachte ihm doch eine Wunde bei, warf dann den Schild fort, um mit Hagen zu ringen, welchen er auch bezwang. Dietrich band jetzt Hagen und führte ihn zu Chriemhilden, die nicht wenig erfreut war, als sie ihren Todfeind alle gefangen sah. Dietrich bat aber, ihm das Leben zu lassen

und eilte zurück zum Saale, wo Günther seiner zum Kampfe harrte. Günther, wie ritterlich er auch focht, unterlag aber Dietrichs Arm und ward ebenfalls von ihm gebunden zu Chriemhilden gebracht. Die Königin, in ihrem grimmen Zorne, ließ die beiden Gefangenen in geschiedene Kerker legen. Hin zu Hagen trat nun jetzt Chriemhilde, und sprach: „Gebt ihr nun zurück, was ihr mir nahmt, mögt ihr heimziehn nach dem Burgundenland.“ Hagen erwiederte: „Die Bitte ist verloren, edle Königin, denn ich schwur, den Hort Niemanden zu zeigen, so lange noch einer meiner Herren am Leben.“ Chriemhilde war rasch entschossen; sie ließ dem Könige Günther das Haupt abschlagen und bracht' es selbst in Hagen's Haftgemach. Wie er das Haupt sah, ward es ihm gar traurig zu Muth und er sprach: „Du hast nun deinen Willen; der ganze Burgunden-Stamm ist jetzt todt. Den Hort weiß Niemand als Gott und ich allein, und soll dir Teufelsweib ewig verborgen sein.“ — „So will ich doch Siegfrieds Schwert behalten,“ sprach Chriemhilde. Er konnte es ihr, gefesselt wie er war, nicht wehren. Sie zog's aus der Scheide und mit einem Hieb, den sie mit beiden Händen führte, schlug sie ihm das Haupt ab. König Etzel sah die grause That und beklagte laut den gefallenen Helden. Hildebrand aber konnte seinen Zorn nicht meistern, er sprang hinzu und mit einem Schwertschlag hieb er das Königsweib nieder.

Dietrich und Etzel beweinten innigtlich der Freunde Tod. Ritter und edle Frauen klagten laut über die gefallenen Helden. Dies ist das Ende der Mähre von den Nibelungen.

Die

Carafa von Maddaloni.

Neapel

unter ſpaniſcher Herrſchaft.

Von

Alfred von Reumont.

Erſter Band.

Berlin.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

1851.

III 2.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

An

Adolf Freiherrn von Brockhausen

Seiner Majestät des Königs von Preußen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Königlich Sizilianischen Hofe.

Die Folgen der römiſchen Staats-Umwälzung des Jahres 1848 führten mich nach Gaeta und von dort im Gefolge Papſt Pius' IX nach Neapel. Während eines achtmonatlichen Aufenthalts in letzterer Stadt habe ich dem täglichen Umgange mit Ihnen, mein verehrteſter Gönner, und Ihrem immer ſich gleich bleibenden herzlichen Wohlwollen reichen Genuß und vielfache Förderung zu danken gehabt. Wenn ich Sie alſo heute um die Erlaubniß bitte, Ihnen dies Buch, die Frucht meiner Beſchäftigung mit Neapel und neapolitaniſcher Geſchichte, überreichen zu dürfen, ſo iſt es nur der Zoll der Erkenntlichkeit die ich Ihnen ſchulde und Ihnen ſtets bewahren werde.

Sie dürfen kein gelehrtes Geſchichtswerk erwarten. Es iſt nie meine Abſicht geweſen ein

ſolches zu ſchreiben, hätte ich auch die Befähigung dazu gehabt. Ich habe nur ein Gemälde Neapels unter der ſpaniſchen Herrſchaft entwerfen wollen, im Zuſammenhang mit der Geſchichte einer Familie, welche zu verſchiedenen Zeiten merkwürdige Erlebniſſe gehabt, welche einmal in die Geſchicke von ganz Italien und darüber ſelbſt hinaus, mehr denn einmal in die Geſchicke ihres Heimathlandes ſelbſtthätig eingegriffen hat. Der Zweck einer Vereinigung von allgemeiner und Familien-Geſchichte mag das Ungewohnte der Form entſchuldigen, während dadurch vielleicht mehr Leben und größere Anſchaulichkeit in die Darſtellung gekommen iſt.

Warum ich die traurigſte Zeit Neapels zu dieſer Darſtellung gewählt habe? Der Gründe ſind mehre. Die Italiener haben im Allgemeinen einen ſo tiefen und wohlbegründeten Abſcheu gegen die ſpaniſche Epoche, mag nun Mailand oder Neapel in Betracht kommen, daß ſie ſich nur ungerne mit derſelben beſchäftigen. In unſern Tagen hat ein Autor, gleich ausgezeichnet durch poetiſchen Genius, durch hiſto-

riſchen Sinn und moraliſche Tendenz, dieſen Abſcheu überwunden. Wenn die Erzählung von den „Verlobten“, eines der ſchönſten Erzeugniſſe der neuern Literatur, die Kenntniß des jammervollen Zuſtandes der Lombardei mehr denn irgend ein Geſchichtswerk gefördert hat, ſo iſt dadurch zugleich der Anſtoß zu anderweitiger mehr oder minder erfolgreicher Beſchäftigung mit dem Gegenſtande gegeben worden. Dieſelbe Epoche aber in Neapel iſt wenig bekannt: das Ausland namentlich hat ſie nur in Ausnahmefällen berückſichtigt. Man hat die Epiſode des Maſaniello oder auch wol die des Herzogs von Guiſe herausgegriffen und ſelbſt wo Roman und Operntext aus dem Spiele blieben ſich meiſt ein ziemlich falſches Bild gemacht.

Und doch ſind Neapels ſpätere und jetzige Zuſtände nicht gut zu erklären, wenn man ſich von dieſer Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft nicht eine möglichſt genaue Vorſtellung verſchafft.

Dies habe ich durch die vorliegende Darſtellung verſucht. Ob es mir gelungen, mögen Andere entſcheiden.

Es iſt keine eigentliche am wenigſten eine vollſtändige Geſchichte der ſpaniſchen Verwaltung. Mein Zweck war die Erörterung der Gründe der tiefliegenden Uebel an welchen die öffentlichen und häuslichen Verhältniſſe krankten, die Entwicklung der Formen wie des Weſens der Verfaſſung, die Schilderung des Lebens in Verbindung mit der Localität und deren hiſtoriſchen Anknüpfungspunkten. Was dazu von Stoff aller Art vorgelegen, handſchriftlich und gedruckt wie ich durch zuvorkommende Unterſtützung neapolitaniſcher Freunde es erhalten, war in manchen Fällen zu reich und mannigfaltig als daß ich innerhalb der Grenzen meiner Aufgabe Alles zu benutzen im Stande geweſen wäre.

Laſſen Sie nun dem Buche dieſelbe freundliche Aufnahme angedeihen wie einſt dem Verfaſſer!

Rom am Oſtertage 1851.

Inhalt.

Erſtes Buch. Die Vorbereitung.

I. Abſchnitt. Die Aragoneſen und die Vicekönige bis zum Tode Philipp's III.

	Seite
Die Normannen in Salern	5
Gründung und Zuwachs der Normannenherrſchaft	6
Die Hohenſtaufen	8
Carl von Anjou und ſeine Nachfolger	„
Alfons von Aragon König von Neapel und Sizilien	12
Ferrante I. Die Baronenkriege	13
Carls VIII Heerzug gegen Neapel. Alfons II	17
Italiens Zuſtände im Jahre 1494	22
Die letzten Aragoneſen. Ferrandino und Federigo	25
Theilung Neapels unter Ferdinand den Katholiſchen und Ludwig XII	32
König Federigo's Niedergang und Tod	34
Die Spanier im alleinigen Beſitze Neapels	38
Franzöſiſch-ſpaniſche Kriege. Carl V	39
Belagerung Neapels durch Lautrec	40
Gründe der Befeſtigung der ſpaniſchen Macht	44
Don Pedro de Toledo. Zuſtand Neapels beim Beginn ſeiner Verwaltung	49

Seite

Justizreform. Neue Gesetze. Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit 51
Unternehmungen und Werke Toledo's 55
Finanzielle Verhältnisse. Die Fenerstellen-Steuer. Die Donative 56
Versuch der Einführung der spanischen Inquisition 58
Aufstand der Neapolitaner. Die Municipalität. Der Adel 60
Botschaft der Stadt an den Kaiser. Bescheid Carls V. Ende der Unruhen 63
Toledo's letzte Jahre. Verhältniß zum Kaiser 67
Umgestaltung Neapels in eine spanische Provinz 68
Der Consiglio collaterale. Der Rath von Italien 69
Die Secretariate der Justiz und des Krieges. Die großen Gerichtshöfe. Das Gerichtsverfahren 70
Die späteren Vicekönige unter Filipp II und III 75
Allgemeine Verhältnisse. Jurisdictionsstreitigkeiten mit Rom 76
Militärwesen 79
Persönliches von den Vicekönigen. Ihre Stellung 81
Don Pedro Giron Herzog von Ossuna 84
Kampf gegen Venedig 89
Ossuna's Pläne und Absetzung 93
Die Cardinäle Gaspar Borgia und Zapata 96
Hungersnoth und Aufruhr. Tod Filipps III 99

II. Abschnitt. Verfassung, Adel, Volk.

Adel und Volk Neapels vor König Carl VIII. Das Volk nimmt seine alten Rechte in Anspruch 103
Die alte Verfassung. Die normannischen Parlamente . . 104
Feudalsystem 107
Umwandlung unter den Anjous 108
Municipal-Verfassung der Hauptstadt. Die Sedilen . . . 111
Die Sedilen im Vergleich mit den florentinischen Conservatorien und Loggien 113

Seite

Formen, Zahl, Befugniße der Sedilen 114
Deren Doppel-Repräsentation in Bezug auf Stadt und Königreich. Politische Bedeutung 116
Unterschiede zwischen dem Lehn- und dem Städte-Adel . . 117
Volks-Sedile. Verschiedene Gattungen des Popolo . . . 119
Städtische Verwaltung gemeinsam durch Adels- und Volks-Sedilen geführt. Die Volksgenossenschaften oder Ottinen. Der Stette del popolo 121
Zerstörung des Volks-Sedile unter Alfons I von Aragon 122
Wiederbelebung des populären Elements in der französischen Zeit 123
Vergleich zwischen Adel und Volk 1495 124
Verhältniße des Volkes unter den letzten Aragoneſen . . . „
Deſſen Forderungen der Gleichſtellung mit dem Adel unter Ferdinand dem Katholiſchen 127
Form der Munizipal-Verwaltung der Sedilen unter den Vicekönigen. Wahlmodus. Deputirte 128
Das Munizipal-Amt (Tribunal der Stetti) in San Lorenzo 130
Spaniſche Politik im Verhältniß zu den Sedilen 131
Die Sedilen als Vertreter der allgemeinen Parlamente . . 132
Formen der Parlamente unter den Vicekönigen . . . . . „
Das Local der Parlamente in San Lorenzo 136
Die Sedilen gegenüber den Vicekönigen 138
Der Adel in den Sedilen. Oppoſizion 140
Spaniens Beſtreben den hohen Adel zu unterdrücken. Scheinbare Widerſprüche in deſſen Stellung 142
Der Feudalismus und die Communen 143
Recht der Communen ſich vom Lehnsverbande loszukaufen, ſogenannte Proclamirung der Freiheit 145
Wiederveräußerung der Communen durch die Regierung. Befugniß der Rebellion im Namen des Königs . . . 146
Verhältniße der Barone zu ihren Vaſallen 150
Wirkliche und angemaßte Rechte der Feudatare . . . . . „
Politiſche Zuſtände des Adels. Titelverleihungen 151
Unvortheilhafte Stellung der Communen in Betreff der Tribut-Leiſtungen 153

Seite

Geldverhältniſſe. Zollpachtungen 154
Banken. Die Genueſen 156
Geldmarkt. Wechſel. Agio 159
Anleihen bei den Banken 160
Münzweſen. Wucher . . . . . „
Falſchmünzerei 163
Bedingungen der Aufnahme in die Sedilen 164
Fremde Herrſcher- und große Familien als neapolitaniſche Feudatare 167
Schwierigkeiten der Einſchreibung in die Sedilen in der ſpaniſchen Zeit. Verſtellungen der ausgeſchloſſenen Familien. Deputationen 168
Abweiſung dieſer Anſprüche 170
Verſchiedene Stufen des Titelweſens 171
Spaniſche Familien im Königreich 174
Orden 176
Rechts-Verhältniſſe. Gerichtsbarkeit des Adels 177
Der zweite oder neue Adel 179
Das Volk 180
Camillo Porzio's Schilderung 181

III. Abſchnitt. Die Carafa von Maddaloni

Burg und Städtchen Maddaloni 189
Das Geſchlecht der Carafa 192
Maliziа Carafa 194
Diomed Carafa, erſter Graf von Maddaloni 195
Der Baronenkrieg. Coppola und Petrucci 196
Der Graf von Maddaloni im Verhältniß zu Ferrante I . 201
Sein Grabmal in S. Domenico 202
Wiſſenſchaftliche Thätigkeit 203
Palaſt Maddaloni jetzt Santangelo 206
Der bronzene Pferdekopf 208
Nachkommen Diomed Carafa's 211

Seite

Die Caraffa von Montorio. Gian Pietro Caraffa, nachmals Papſt Paul IV 212
Paul IV wider Spanien 214
Alba's Heerzug gegen Rom 217
Alba vor den Thoren der Stadt. Rückzug . . . . . "
Friede zu Cave 221
Die päpſtlichen Neveten. Der Cardinal Caraffa, der Herzog von Paliano . . . . . "
Sturz der Caraffa 224
Pauls IV Tod. Aufſtand des römiſchen Volkes 226
Verwicklung der Caraffa'ſchen Geſchicke. Ermordung der Herzogin von Paliano 228
Pius IV. Prozeß und Verurteilung der Caraffa 231
Des Herzogs von Paliano Schreiben an ſeinen Sohn . . 233
Letzte Schickſale der Caraffa von Montorio. Cardinal Alfonſo, Erzbiſchof von Neapel 237
Cardinal Olivieri Caraffa 239

Zweites Buch. Die Verwicklung.

I. Abſchnitt. Die Vicekönige unter Philipp IV.

Die ſpaniſche Monarchie unter Philipp II und III 247
Idee der chriſtlichen Univerſalmonarchie 248
Zuſtände Spaniens. Loſer Verband der einzelnen Theile. Centraliſations-Politik 249
Philipps II auswärtige Politik 251
Sinken Spaniens unter Philipp III 252
Wechſel des Syſtems unter Philipp IV. Krieg wider die Niederlande, in Deutſchland, gegen Frankreich 253
Aufſtände in Catalonien und Portugal 257
Krieg in der Lombardei 259
Politiſche Zuſtände Italiens 261
Don Antonio de Toledo Herzog von Alba Vicekönig in Neapel 264

Seite

Große Noth im Lande 265
Die Vicekönige Herzog von Alcalá, Graf von Monterey, Herzog von Medina 267
Neapels Theilnahme an den spanischen Kriegen. Militärdienst des Adels 268
Steigender Druck und steigende Noth. Zerwürfnisse zwischen den Sedilen und den Vicekönigen 270
Die Donative und das Steuerwesen im Allgemeinen . . . 272
Die Arrendamenti oder Menevele 280
Die Compesizioni oder Geldabfindungen . . . . . „
Zwangsanleihen, Tribute, Ostverkäufe 281
Räuberwesen. Sanatra di Campagna. Bisogni 283
Justizverwaltung. Asylrecht 292
Zwistigkeiten zwischen den weltlichen und geistlichen Behörden 297
Cardinal Ascanio Filomarino 299
Hofhaltung der Vicekönige. Besitznahme. Leben 301
Geschenke an die Vicekönige 303
Der Almirante von Castilien Vicekönig in Neapel 305
Elend und Versunkenheit 306
Der Herzog von Arcos an des Almirante Stelle 307
Unternehmung der Franzosen gegen die spanischen Präsidien an der toscanischen Küste. Vergebliche Belagerung von Orbetello 308
Zweite Unternehmung. Eroberung von Piombino und Porto Longone 311
Rüstungen in Neapel. Geldnoth. Obsteuer. Uebermaß der Bewaffnung 315

II. Abschnitt. Diomed Carafa's Jugendleben. Der Adel im XVII Jahrhundert.

Don Marzio Carafa Herzog von Maddaloni 320
Kriegsruhm und Glanz der Familie . . . . . „
Diomed Carafa's Geburt und Jugendjahre 323

Seite

Kriegsdienst des Adels 321
Gesellige Beziehungen und Stellung der großen Geschlechter 325
Hochmuth; Ohnmacht vor den Vielkönigen 327
Bestreben den Lehnadel in die Hauptstadt zu ziehen 330
Glanz der Vielkönige im siebenzehnten Jahrhundert . . . . . –
Der königliche Palast in Neapel. Graf von Lemos. Domenico Fontana 331
Festlichkeiten, Maskeraden, Theater, Tanzentrechen 337
Reiterkunde, Spazierfahrten 347
Spiel und Spielhäuser 348
Courtisanen (Donne di libera vita) 350
Der Fürst von Gerace und die Seinigen. Sittenverderbniß der höheren Stände 353
Duelle 356
Unsicherheit der Straßen. Bravos 363
Streitigkeiten mit der Polizei 365
Gewaltthaten der Vornehmen. Ermordung Camille Capuano's. Maßregeln wider die Mörder 366
Verschuldung des Adels. Bedrückung der Vasallen 374
Familien-Leben. Frauen. Mangelhaftigkeiten. Bälle und Quadrillen. Klöster. Schmausereien in denselben. Anwesenheit der Infantin Maria 375
Diomed Carafa's Lebensweise 380
Anna Carafa Fürstin von Stigliano Herzogin von Montalto. Der Palast der Donn' Anna — das Unglückshaus 384
Heirathsgeschichte Anna Acquaviva's 399
Diomed Carafa's Vermählung 404
Die Caracciole von Avellino 407
Avellino und seine Umgebungen 408

Die

Caraſa von Maddaloni.

Vis imperii virtus.

Capecelatro

I.

Erſtes Buch.

Die Vorbereitung.

Erſter Abſchnitt.

Die Aragoneſen und die Vicekönige

bis zum Tode Philipp's III.

„Vor dem Jahre Tausend nachdem unser Herr Christus in der Jungfrau Maria Mensch geworden, erschienen in der Welt vierzig tapfere Pilgersleute. Sie kamen vom heiligen Grabe in Jerusalem wo sie Jesus Christ anzubeten gewesen waren. Und sie gelangten nach Salerno welches von den Sarazenen berannt und so gedrängt war, daß es im Begriffe stand sich zu ergeben. Schon war die Stadt den Ungläubigen zinspflichtig gewesen: da aber ihre Bewohner saumselig waren und den Tribut nicht in jedem Jahre regelmäßig zahlten, so kamen ohne Säumen die Sarazenen auf zahlreichen Schiffen herbei und plünderten und tödteten und verdarben das Land. Als nun die Pilger aus der Normandie dies gewahrten, mogten sie solche Unbilde nicht ertragen noch dulden daß die Christen den Sarazenen unterthan sein sollten. Da gingen denn die Pilger zu Guaimar dem erlauchten Fürsten welcher Salern mit vieler Gerechtigkeit beherrschte, und baten ihn er möge ihnen Waffen und Pferde geben lassen: sie wollten gegen die Feinde

kämpfen nicht um Lohns des Geldes willen, sondern weil sie den Hochmuth seiner Gegner nicht zu ertragen vermögten. So verlangten sie Rosse und nachdem sie diese so wie Waffen erhalten, griffen sie die Sarazenen an und tödteten deren Viele und zwangen die Andern zur Flucht, die Einen nach dem Strande, nach dem Lager die Andern. Und so waren die tapfern Normannen Sieger und die Salernitaner wurden befreit von der Knechtschaft der Ungläubigen."

Es war nach der gewöhnlichen Annahme das Jahr 1017 in welchem die ersten der in Frankreich ansässigen tapfern Nordländer im italischen Süden erschienen. In dem Lande welches vom Tronto und Liris und der Apenninenkette, vom Adriatischen Meer, dem Jonischen und dem Tyrrhenischen begrenzt wird, hatten Jahrhunderte lang zwei widerstrebende Prinzipien, zwei feindliche Stämme und Civilisationen miteinander gekämpft, bis sie beide, Griechenthum und Longobardenthum, erschöpft und in sich zerfallen waren und mit Mühe der Angriffe des Gegners, des lebenskräftigen Muhammedanismus, sich erwehrten, der eine Zeitlang unüberwindlich schien bis der sich ermannende Occident seinen Fortschritten ein Ziel steckte. Die Normannen brachten ein neues Lebensprinzip nach dem Süden. Sie wiesen die Sarazenen von den Küsten Unter-Italiens zurück und nahmen ihnen das eroberte Sizilien. Auf den Ruinen der ohnmächtigen kleinen Staaten des mittäglichen

Festlandes erhob sich, manche der localen Elemente in sich aufnehmend, mehr noch der fremden mitbringend, die normannische Feudal-Monarchie. Das Glück jener fahrenden Ritter vor Salern hatte Andere ihrer Landsleute angespornt es gleich ihnen zu versuchen.

Tancred von Hauteville, ein Edelmann im Cotentin, sandte mehre seiner Söhne nach Italien; Robert Guiscard, zu Coutances geboren, gründete durch Kraft des Armes wie durch Schlauheit zuerst eine feste Macht. Im Jahre 1059 gab ihm Papst Nicolaus II die Belehnung mit Apulien und Calabrien mit deren Besitz er den von Amalfi und Salern vereinigte, während Roger, Tancreds Letztgeborner, Sizilien erkämpfte und den Titel eines Großgrafen der schönen Insel annahm. Durch Rogers Sohn kam die Königswürde an das Normannische Geschlecht: diesem ersten Könige Roger ergab sich im Jahre 1130 Neapel, das bestimmt war, des süditalischen Reiches Hauptstadt zu werden wie es der letzte Sitz oströmischer Civilisation gewesen. Zwei Könige des Namens Wilhelm, der Böse und der Gute, und Tancred von Lecce, ein unächter Sproß des Hauses, trugen die Krone, welche durch Erbrecht an Constanze kam, die letzte rechtmäßige der Nachkommen Tancreds von Hauteville.

„Appulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer" hatte König Roger in seine Schwertklinge eingraben lassen — jetzt kam vom nordfranzösischen Stamme

die ſo ſchöne wie raſchgegründete Herrſchaft an ein großes ſüdteutſches Geſchlecht. Kaiſer Friedrich der Rothbart hatte ſeinen älteſten Sohn Heinrich mit der Erbin von Apulien, Calabrien, Sizilien verlobt — es war ein reiches köſtliches Erbe aber es führte zum Untergang des glanzreichen Hauſes der Hohenſtaufen. Die Kaiſer Heinrich VI und Friedrich II, die Könige Conrad und Manfred kämpften, ſiegten, unterlagen; vom Papſte verliehen kam die Krone wieder auf ein franzöſiſches Haupt. Carl von Anjou Graf von Provence überwand den Lezten der Hohenſtaufen und gründete jene Monarchie die ſich 174 Jahre hindurch bei ſeinem Stamme erhalten hat. Friedrich II hatte zur Geſtaltung des Reiches das Meiſte gethan; Carl I ſchuf das Werk des größten ſeiner Vorgänger nach neuem Bedürfniß und den Tradizionen des Landes um wo ſeine Erbſtaaten lagen. Die Feſtſetzung der Schwaben erſt, dann jene der Provenzalen im Süden der Halbinſel, die Gründung eines Feudalſtaates auf einem von griechiſchen Elementen ſeit Jahrhunderten befruchteten Boden, die Contraſte welche durch dieſe verſchiedenen Grundprinzipien hervorgerufen miteinander kämpften und unvollkommen nur vermittelt wurden, haben nothwendig zu den karakteriſtiſchen Unterſchieden zwiſchen dem Königreich Neapel und den nördlicheren Theilen der Halbinſel wie zu den abnormen Erſcheinungen in dieſem Königreiche ſelber führen müſſen.

Die Blutſchuld wie die Rechtloſigkeit des Beſitzes rächten ſich fürchterlich an dem Hauſe der Anjou. Schon der Erſte von ihnen verlor Sizilien und ſomit eine der Hauptbedingungen der Blüte wie der Macht und Sicherheit des Reiches. Er ſtarb aus Gram über das Nichtgelingen ſeiner hochfahrenden Pläne und ließ beim Sterben den Sohn und Nachfolger in Gefangenſchaft. Hatte Carl I achtzehn Jahre lang durch Furcht nicht durch Liebe regiert, aber mit feſter Hand ein Gebäude errichtet welchem er nach den verſchiedenen Seiten hin Abſchluß zu geben ſuchte, ſo lenkte Carl II welcher im Jahre 1284 dem Vater nachfolgte, in mildere Bahnen ein. Ein Vierteljahrhundert währte ſeine Herrſchaft; weit länger noch, das iſt 34 Jahre, die ſeines zweiten Sohnes Robert. Vermöge der Art ſeiner Erhebung ſchon repräſentirte das Anjouſche Haus in Italien das päpſtliche oder guelfiſche Prinzip. Carl I, deſſen eiſerne Hand eiſern in alle Verhältniſſe eingriff, hatte dies mit einer folgerechten Energie gethan in welcher das Papſtthum ſelbſt Gefahr erkannte, weil die Autorität des neapolitaniſchen Königes ſich über Rom ſogar wo er Senator, und Florenz wo er Schutzherr war, bis nach Ober-Italien erſtreckte und ſo den Päpſten aufs neue das Schreckbild vorhielt das ſie in den Hohenſtaufen mit ſolcher Beharrlichkeit bekämpft hatten. Auch König Robert welcher im Jahre 1309 den Thron beſtieg, nahm eine ähnliche Stellung ein und ſtand an der Spitze der

guelfiſchen Partei den beiden letzten Kaiſern gegenüber die den großen Kampf des Mittelalters ſelbſtthätig wenngleich in verſchiedener Weiſe aufnahmen, Heinrich von Luxemburg und Ludwig dem Baier. Aber die italieniſchen Verhältniſſe bekamen praktiſch andere Formen und Roberts ſpätere Jahre waren jener Pflege der Beſtrebungen des Friedens, der Wiſſenſchaften und Künſte gewidmet welche ſeinen Namen ſo berühmt gemacht und mit der Geſchichte italieniſcher Cultur in ihrer blühendſten Epoche unauflöslich verbunden hat.

Schlimme Zeiten begannen für das Reich nach König Roberts Tode welcher im Jahr 1343 erfolgte. Sein Sohn Herzog Carl von Calabrien, welchen die italieniſchen Chroniſten L'Illuſtre nennen ohne daß er in den toscaniſchen Angelegenheiten ſich gerade Ruhm erworben hätte, war ihm ſeit funfzehn Jahren im Tode vorausgegangen und die Krone kam auf das Haupt eines ſiebzehnjährigen Mädchens, der älteſten Enkelin Roberts, Giovanna. Nach ſtrengerem Erbrecht hätte ſie deſſen Großneffen gehört dem Enkel ſeines älteſten Bruders Carl Martell Königes von Ungarn. Wenn Papſt Clemens V, welcher wie ſeine Vorgänger aus natürlichem Inſtinkt die allzugroße Macht des Hauſes Anjou fürchtete, durch ſeinen Spruch die Abänderung der gewöhnlichen Erbfolge veranlaßt hatte, ſo hatte der König eine Vermittlung verſucht, indem er ſeinen Großneffen Andreas von Ungarn mit ſeiner Erbin verband. Das-

jenige aber was die Eintracht der Familie befeſtigen zu müſſen ſchien führte deren unheilbare Trennung und für Neapel vieljährigen Krieg wie tiefinnerliche Entzweiung herbei, deren Wunden Jahrhundertelang nicht vernarbt ſind. Andreas' Ermordung in Averſa, der jungen Königin Wiedervermälung, der Ungarn Heerzug gegen Neapel, der Königin Flucht nach der Provence und ſpätere Rückkehr, die Kronanſprüche der Seitenlinie von Anjou-Durazzo, die Adoption des Prinzen Ludwig Grafen von Anjou Bruder König Carls V von Frankreich, von welchem die jüngere Linie von Anjou ſtammte deren Anſprüche an die Valois wie an die Guiſen übergingen, Johanna's Ermordung auf Befehl ihres Neffen Carl von Durazzo — alles dies geſchah während der unheilvollen fünf und dreißig Jahre die nun folgten. Und nicht beſſer war die Zeit die auf dieſe kam, die Regierungszeit der Linie von Durazzo welche wenig oder nichts von den rühmlicheren Eigenſchaften des ältern Zweiges an ſich hatte, wohl aber deſſen Schwächen, Fehler und Laſter. Die kurze unruhige Regierung Carls III deſſen Haupt-Intereſſen in Ungarn lagen wo er den Tod fand, die Regentſchaft ſeiner Wittwe während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Ladislaus, die anfänglichen Erfolge und nachmalige Niederlage der Angioiniſchen Faction welche die Rechte der franzöſiſchen Thronbewerber verfocht, der vollſtändige Sieg der Durazzesken und die an Kriegsthaten reiche Regierung König Ladis-

laus' nehmen die Jahre 1381 bis 1414 ein. Da bestieg wieder eine Johanna den Thron, die Letzte der Anjou-Durazzo, und ihre Herrschaft, kaum minder wechselvoll und verhängnißreich als die ihrer unseligen Namensgenossin, verlängerte auch über die Dauer ihres Hauses hinaus die Dauer des Thronstreites indem sie erst Alfons König von Aragon zu ihrem Nachfolger annahm, dann den französischen Prinzen Ludwig von Anjou und nach dessen frühem Tode seinen Bruder, den „bon Roi René", den fahrenden Ritter des funfzehnten Jahrhunderts, der seiner verlorenen Reiche über Poesie und Pallette vergaß. Diese Bestandlosigkeit Johanna's war es, welche das Königreich neuen Kämpfen und nachhaltiger Entzweiung preisgab, und in deren Folge Ansprüche und Einmischung auswärtiger Mächte herbeirief, die Neapel auf zwei Jahrhunderte seiner Unabhängigkeit beraubten und ihm Fremdherrschaft brachten, das größte aller Uebel die ein Land betreffen können.

Die Königin Johanna war am 2. Februar 1435 gestorben. Erst sieben Jahre darauf gelang es dem Aragonesen seinen Nebenbuhler vollständig zu besiegen und die Hauptstadt zu erobern. Neapel bildete nun einen Theil eines großen Reiches, denn Sizilien, die Balearen, Aragon mit seinen Nebenländern standen unter Alfonso's Szepter. Aber der König nahm in Neapel seinen beständigen Wohnsitz und hing an Land und Stadt mit besonderer Vorliebe. Nach sechzehnjährigem

ruhigen Beſitz hinterließ er die Krone, welche er von denen ſeiner Erbſtaaten trennte, die auf ſeinen Bruder übergingen, ſeinem natürlichen Sohne Ferrante über deſſen Geburt geheimnißvolles Dunkel ſchwebte. Schon im Jahre 1443, ein Jahr nachdem er Neapel eingenommen, hatte er Ferrante als Herzog von Calabrien und Thronfolger anerkennen laſſen. Das Parlament, aus den Baronen und den Abgeordneten der Städte und der Communen beſtehend, war des Königes Wünſchen entgegengekommen und Ferrante ward vom Papſte, dem Oberlehnsherrn des Reiches, wie durch Bündniſſe mit Florenz, Mailand und Venedig in ſeinem neuerworbenen Recht beſtätigt. Als König Alfons, der talentvollſte und verdienteſte von Neapels Herrſchern ſeit des Hohenſtaufen Friedrich Tagen, im Jahre 1458 ſtarb, begann mit Ferrante die Linie der unächten Aragoneſen, die beinahe ein halbes Jahrhundert herrſchte. Nochmals eine vielbewegte und an ſchlimmen Thaten fruchtbare Zeit faſt wie die der Durazzesken wenngleich förderndere für des Landes Aufblühn in geiſtiger wie in materieller Hinſicht. Nach ſeines Vaters Tode war Ferrante zu Pferde geſtiegen und durch die Stadt Neapel geritten und das Volk hatte ihn als König begrüßt: dadurch war aber die Oppoſition nicht beſchwichtigt die ihm die Krone zu entreißen drohte. Von allen Seiten erhob ſie ſich wider ihn: Papſt Calixt III erklärte den Heimfall Neapels wegen Mangels an rechtmäßigen Erben.

Die mächtigſten der Barone ſtanden auf Seiten Johanns von Anjou, König René's Sohnes und Titularherzogs von Calabrien. Noch einmal wurden Apulien und Terra di lavoro, die fruchtbarſten und blühendſten Provinzen des Reiches, der Schauplatz eines verheerenden Krieges; noch einmal wälzten ſich wie zur Zeit der zweiten Johanna, die ſchwer gepanzerten Schaaren der Condottieren, im Dienſte des Papſtes und der Sforzas von Mailand wie der beiden Thronbewerber, über das Land ſüdlich vom Tronto und Liris. Beinahe das ganze Königreich erhob ſich zu Gunſten der Anjou und Herzog Johanns Sieg in der Ebne bei der Mündung des Sarno wenige Millien von Neapel, am 7. Juli 1460, ſchien die Entſcheidung herbeiführen zu müſſen. Aber vier Jahre darauf war Ferrante im ungeſtörten Beſitze des ganzen Reiches. Papſt Pius II hatte zum Siege der aragoniſchen Waffen ebenſoviel beigetragen wie ſein Vorgänger Calixt zur Entzündung des Krieges.

Wäre dadurch nur wirklicher innerer Friede gewonnen worden! Aber die Spaltung der Parteien blieb. König Ferrante welcher unterdeſſen ſelbſt oder durch ſeinen älteſten Sohn Alfons Herzog von Calabrien an allen Kriegen Italiens, an dem florentiniſchen in Folge der Verſchwörung der Pazzi, an dem ferrareſiſchen gegen Venedig, an dem römiſchen wider Sixtus IV theilgenommen hatte, trug freiwillig wie unfreiwillig dazu bei, dieſe Spaltung zu unterhalten. Im Jahre 1485

brach der Bürgerkrieg im Königreiche wieder aus. Den erſten Anlaß bot ein verrätheriſcher Angriff des Herzogs von Calabrien gegen Aquila, die Hauptſtadt der Abruzzen, welche obgleich der Krone Neapel unterthan dennoch, wie das Verhältniß nicht ſelten, z. B. bei großen romagnoliſchen Städten, vorkam, beinahe unabhängig nach republikaniſchen Formen verwaltet ward. Darauf traten die Häupter des Adels Angioiniſcher Partei zuſammen, über die Mittel zu berathen ſich vor den Uebergriffen der Aragoneſen zu ſchützen. Zu Melfi fand die Beſprechung ſtatt: unter Ferrante's Vertrauten hatten die Barone Anhänger. Sie ſuchten den jungen Prinzen Don Federigo Grafen von Altamura in ihr Intereſſe zu ziehn: er war ebenſo geliebt wie ſein Bruder Alfons verhaßt und gefürchtet. Der König ſiegte durch Liſt und Gewalt. Will man noch ſo günſtig über ihn urtheilen und der Lage Rechnung tragen, in welcher er ſich einem ewig unruhigen und empörungſüchtigen, erblich abgeneigten Adel gegenüber befand, ſo klingt doch wie die bitterſte Ironie ſeine Deviſe (Impresa) welcher man in Neapel noch bisweilen begegnet: ein Hermelin mit der Inſchrift Malo mori quam fœdari. In ſeinem Verfahren wobei er in Lorenzo de' Medici ſeinem alten Gegner und nachmaligen ſtandhaften Bundesgenoſſen eine feſte Stütze fand, war eben ſo große Feinheit, Berechnung der Mittel, Conſequenz der Politik, wie es den Baronen und dem ſie begünſtigenden Papſte

Innocenz VIII daran fehlte. Von Ehrlichkeit und Halten des Verſprochenen war überall keine Spur.

Der König ſiegte. Aber der Sieg den er mit empörender Grauſamkeit benutzte, kam ihm nicht zu gute. Ferrante von Aragon war ein Mann von ungewöhnlichen Geiſtesgaben, großer Entſchloſſenheit und Willenskraft. Er ſah ein, und täuſchte ſich darin nicht, daß die Stellung welche der hohe Adel genommen hatte, eine Schwächung der königlichen Gewalt herbeiführen mußte die nur noch ein Schatten-Königthum übriggelaſſen hätte. Er erkannte, daß er im Volke eine Stütze finden müſſe, und ſuchte dies durch ſtrengere Ordnung im Lande, Beförderung des Handels und Gewerbfleißes und beſſere Gerechtigkeitspflege zu erreichen. Aber er verfehlte beide Zwecke: Schuld daran war theils die unſelige Richtung der ganzen Epoche, theils ſein eigner ſo herrſch- wie habſüchtiger Karakter. Der Stand durch deſſen Zuſtimmung und Hülfe Alfons von Aragon ſeinem unrechtmäßigen Sohne das ſchöne Erbe zugewandt hatte, dieſer noch mächtige Lehnsadel, ward mehr denn vernichtet, verfeindet. Die Maſſen, hätten ſie auch alte Unbilde vergeſſen, wurden theils durch das überhandnehmende Fiscalſyſtem theils durch die Auswüchſe des Lehnweſens zu Grunde gerichtet und waren durch kein Band der Anhänglichkeit an den Herrſcher und ſeinen Präſumtiverben geknüpft. Die Grundlagen des Thro-

nes waren untergraben. Es bedurfte nur eines Sturmes ihn zu stürzen.

Der Sturm zog herauf. Die Begierde Lodovico Sforza's genannt Il Moro sich den mailändischen Herzogshut zu sichern welcher dem Rechte nach seinem Neffen dem Eidam des Herzogs von Calabrien gehörte, und der Zwiespalt in welchen er dadurch mit dem aragonischen Hause gerieth das mit dem der Sforza doppelt verschwägert war, gab den nächsten Anlaß, Carl VIII König von Frankreich nach Italien zu ziehn. Mehr denn Feindes Macht war es das Bewußtsein schlimmen Wirkens und des Hasses aller Stände was den Aragonesen den Muth sinken machte, was ihren Arm lähmte. Nicht lange zuvor hatte Ferrante mit Papst Alexander VI in Rom neues Bündniß geschlossen. Auf der Höhe der Engelsburg stehend hatte er dem an Gesinnung ihm nicht unähnlichen Papste angedeutet, welche Richtung er den Straßenlinien der Brücke gegenüber auf dem linken Flußufer geben müsse, um dem Geschütz des Castells freien Spielraum zu gewähren. Was half nun dem greisen Herrscher die vielgepriesene Staatsweisheit, was halfen seine Grausamkeiten und Ränke, was seine Bündnisse und Verschwägerung mit den unseligen Borgias? Schon ehe der französische König aufbrach, legte der alte Fuchs von Aragon sich nieder um nicht mehr aufzustehn.

Ferrante I starb am 24. Januar 1494. Von

einundſiebzig Jahren brachte er fünfunddreißig auf dem Throne zu: nur ſieben Jahre noch regierten ſeine drei Nachfolger, beide Söhne und Enkel. Hätte er eine Dynaſtie und ein lange dauerndes Reich gegründet, man würde ihm wie vielen Andern die Mittel nachgeſehen haben. Aber was er gegründet fiel mit ihm zuſammen. Wie beim Wehen des Wüſtenwinds die Saat, verdorrte das Mark in dieſem ungeſunden Körper. König Alfons II hatte einſt für einen gewandten Kriegsmann nach italieniſchem Begriff gegolten: es war aus mit ſeiner Kriegskunſt wie mit der Staatskunſt des Vaters. Ohne des Vaters Talent hatte er deſſen Laſter und ſchlimme Eigenſchaften und war als das Werkzeug der Politik deſſelben in ſpätern Jahren mehr als dieſer verhaßt. Er wußte es. Seine Fantaſie war ſo erhitzt daß man ihn die Nächte hindurch nur ſchreien hörte die Franzoſen ſeien da, und Steine und Bäume riefen „Frankreich!“ Es waren viele Maßregeln zur Abwehr getroffen. — Rom ſollte von dem Thronfolger Don Ferrante und des Papſtes Verwandten mit der Orſiniſchen Partei gehalten werden: nirgend Widerſtand. Gott ließ Dinge geſchehn, ſagt Philippe de Commines, die über menſchliches Begriffvermögen hinausgingen.[2] Nicht ganz ein Jahr ſeit ſeiner Thronbeſteigung, am 22. Januar 1495, legte Alfons II die Krone zu Gunſten ſeines Sohnes nieder. Am folgenden Tage ritt der junge König durch die Stadt im feierlichen Aufzug, voraus das

Banner von Aragon getragen von Lancillotto Annese einem Mitglied der Adelsgenoſſenſchaft von Portanova, dahinter das Schwert, in der Hand des erlauchten Andrea von Altavilla. So bewegte ſich der Zug nach der Domkirche, wo Aleſſandro Carafa den Segen ertheilte, in Gegenwart des Cardinals von Genua aus dem Hauſe Fregoſo, des venezianiſchen Botſchafters und anderer von hohem Rang.“ Selten hat ein Fürſt unter traurigeren Ahnungen und Verhältniſſen den Thron beſtiegen.

So verließ Alfons II von Aragon Neapel und das Reich. Am Morgen des Tages an welchem er im Jahre 1448 geboren worden war, hatte ein feuriges Meteor ſich am Himmel gezeigt und der König ſein Großvater hatte zu den Umſtehenden geäußert, dies Kind werde ſeinem Hauſe den Untergang bringen und argen Brand anzünden in Italien. „Er erachtete ſich nicht mehr würdig König zu ſein, ſagt der franzöſiſche Geſchichtſchreiber des Zuges Carls VIII, ſo großer Uebel und Grauſamkeiten hatte er ſich ſchuldig gemacht. Kein Menſch iſt je grauſamer geweſen als er, noch ſchlechter, noch laſterhafter und verdorbener, noch mehr der Völlerei ergeben. Der Vater war gefährlicher, denn keiner verſtand ſich auf ihn noch auf ſeinen Zorn: indem er eine lächelnde Miene annahm, griff und verrieth er die Leute. Es war in dieſem nicht Gnade noch Barmherzigkeit, wie ſelbſt ſeine nahen Verwandten und Freunde mir berichtet haben; nie hatte er Erbar-

men und Schonung für ſein armes Volk, wo es auf's Geld ankam. Er machte in ſeinem Lande Alles zu Waare und Verkaufsartikel, und verſchmähte ſelbſt die Schweinezucht nicht. Das Volk mußte ihm die Schweine hüten; waren ſie fett, ſo verkaufte er ſie zu ſeinem Vortheil; gingen ſie drauf, ſo mußten die Andern ſie bezahlen. In den Gegenden welche viel Oel tragen, wie Apulien, kauften er und ſein Sohn zu den Preiſen die ihnen beliebten, ſo wie auch das Getreide bevor es reif war. Dann trieben ſie mit Oel und Weizen Wucher, und wenn die Preiſe fielen zwangen ſie das Volk von dem ihrigen zu nehmen, und ſo lange ſie noch Vorrath hatten durfte kein anderes auf den Markt. War ein Herr oder Baron guter Haushälter und machte Erſparungen ſo ſandten ſie zu ihm um ein Darlehn, und nahmen es gutwillig gegeben oder mit Gewalt. So nahmen ſie auch die Zuchthengſte weg und behielten ſie für ſich, ſo daß ſie am Ende eine Unmaſſe Pferde hatten, Hengſte wie Stuten und Füllen, die ſie auf den Ländereien der Vaſallen und Unterthanen weiden ließen, zu deren großem Nachtheil. Beide bemächtigten ſich mit Gewalt mehrer Frauen. Und, zum Schluß, es iſt nicht möglich ſchlimmer zu handeln als Beide gehandelt haben.“

Alfons mied das Land mit einer Haſt die Alles in Erſtaunen ſetzte. Es war als jügen ihn die Geſpenſter der Opfer des Baronenkriegs. „Meine Mei-

nung, ſagt Commines, iſt daß er aus wahrer Feigheit floh, denn nie war ein Grauſamer muthig.“ [5] Seine Stiefmutter, Ferdinands des Katholiſchen Schweſter, erſuchte ihn nur noch drei Tage zu bleiben, damit er ein Jahr in ſeinem Königreich geweſen. Er ſagte nein — er werde ſich aus dem Fenſter ſtürzen: ob ſie nicht höre wie Alles Frankreich rufe? So ſtießen die Galeeren vom Caſtel dell' Ovo ab. Er nahm viele Sorten Weins mit ſich den er über alles liebte, und viele Sämereien um Gärten anzulegen; ſonſt verfügte er nicht über ſeine Güter und Habe, wovon das Meiſte im Schloſſe blieb. Die Fahrt ging nach Meſſina, wo er blieb und ausſchließlich mit den Mönchen von Montoliveto lebte, einem Orden für welchen er von jeher eine beſondere Vorliebe gehegt und dem er in Neapel ein umfangreiches Kloſter mit ſchöner Kirche und vielen reichen Stiftungen gebaut hatte, wo er ſchon zu ſeines Vaters Lebzeiten häufig verweilte und wo ein merkwürdiges Denkmal des Aragoniſchen Hauſes ſich erhalten hat. Mit dieſen Olivetanern lebte er wie ein Mönch, nahm an ihren Gebeten bei Tage und Nacht Theil, hielt Faſten, gab reichliche Almoſen und erklärte er wolle nicht wieder dieſer Welt angehören. Er dachte nach Valencia zu gehn um dort in ein Kloſter zu treten als ſeine letzte Krankheit, Steinbeſchwerden, ihn überfiel. Er ertrug ſchwere Schmerzen mit großer Geduld. Alfons II ſtarb ſiebenundvierzigjährig am 18. Dezember 1495.

Die Lobredner italieniſcher Zuſtände vor der Invaſion des Jahres 1494 pflegen den tiefen moraliſchen Verfall in welchem die Halbinſel ſich befand zuſehr außer Acht zu laſſen. Sie nehmen zu wörtlich das Zeugniß derer an welche mitten in der nachfolgenden Verwirrung ſtanden und von den Folgen der Einmiſchung des Auslandes in ihre heimathlichen Angelegenheiten nur die ſchlimmen erblickten und erblicken konnten. Italiens Unglück iſt nicht der Sturm geweſen welchen Lodovico il Moro über die Alpen herbeizog: das wahre Unglück beſtand darin daß der Körper nicht mehr Kraft genug hatte die Kriſis zu überſtehn. Wenn wir auf dieſe zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts blicken, die geprieſene Zeit italieniſcher Autonomie, welche furchtbare Verrottung tritt uns entgegen! In der Politik die ſteigende Ausbildung jenes Syſtems des Verrathes und Treubruchs welches Verträge nur zu ſchließen ſchien um ſie zu brechen, Verrath und Treuloſigkeit gegen Gleichſtehende, Hinterliſt und Gewalt gegen Geringere, Mistrauen gegen Alle — die Politik in welcher Ferrante und Alfons von Aragon, die Päpſte Sixtus IV und Alexander VI, Francesco und Lodovico Sforza Meiſter waren, und welche in Lorenzo de' Medici vielleicht nur durch ſeine eigenthümliche Stellung an der Spitze einer Republik gemäßigt erſcheint. Im Kriegsweſen nichts als die Auswüchſe der Condottierentaktik: im Volke ein Aufhören alles kriegeriſchen

Sinnes, in den Führern der Soldtruppen nur die Berechnung ihres pecuniären Vortheils, in den Söldnern ſelbſt keine Spur mehr von dem was den Kampf hebt und veredelt — keine Tapferkeit mehr ſondern nur Geſchicklichkeit in Evolutionen, kein Kampf um Ehre, keine Vertheidigung von Heimath und Rechten und Angehörigen ſondern nur ein Schlagen um Lohn, heute für dieſen, für den Andern morgen. Nicht der Vortheil der ſtehenden Heere durch Sicherung der Grenzen, wol aber die Laſt, für den Landmann namentlich und die ewigdrohende Plünderung und Vernichtung der Ernten und Aecker. Kein großer Krieg während vieler Jahre, aber ewige Unruhe und die unaufhörliche Miſere des kleinen Kampfes, der Grenzbeunruhigungen, der Ueberfälle durch einzelne Condottieren welche ihren zuchtloſen Schaaren Nahrung und Zahlung verſchaffen wollten; dreißigtägige Umlagerung armſeliger Ortſchaften, Schlachten in denen der Verluſt ſich auf Einen Mann belief der in der ſchweren Rüſtung erſtickte. Kein Krieg und kein wahrer Friede: immerwährender Verdacht weil der Eine die Natur des Andern kannte und wußte weſſen er ſich zu verſehn hatte. In allen Privatverhältniſſen Mangel an Sicherheit und Vorwalten der Willkür; im peinlichen Verfahren die fürchterlichſte Grauſamkeit welche die Vornehmen faſt mehr noch traf als das Volk. In öconomiſchen Dingen bloße Berückſichtigung des fiscalen Intereſſes, wogegen ſelbſt die Zunftverhältniſſe der an

Zahl bedeutend geminderten Republiken nicht immer ein wirkſamer Schirm waren. Es iſt wahr, viele dieſer Uebel waren der Mehrzahl der andern europäiſchen Staaten eigen, nirgend aber hatte man dieſe Auswüchſe mit ſo vieler Kunſt zu einem Syſtem erhoben wie in Italien, nirgend waren die alten Volksfreiheiten ſo vernichtet worden wie unter den Visconti und Sforza in Mailand, unter den Durazzesken und Aragoneſen in Neapel.

Ein Sturm war nöthig die Miasmen zu verſcheuchen die über dieſem Pfuhle lagerten, friſche Luft ſtatt dieſer Verpeſtung zu bringen. Aber die ganze politiſche Entwickelung Italiens ſeit den Zeiten der Hohenſtaufen war Schuld daran, daß aus dem Chaos welches mit dem Jahr 1494 begann nichts Verſtändiges und Großes ſich entwickelte, daß das Jahr 1530 und in deſſen Gefolge der Vertrag zu Cateau-Cambreſes im Jahre 1559, welcher der franzöſiſchen Politik eine andere Richtung gab einer Neugeſtaltung das Siegel aufdrückten welche mit vielen Uebeln des frühern Zuſtandes das größte von allen, Fremdherrſchaft, vereinigte und ſich noch glorreich dünkte in ihrer Ohnmacht und ihrer Knechtſchaft. Italiens Unglück wollte es, daß die Zerriſſenheit in ſeinem Innern gerade in dem Momente Ueberhand nahm, in welchem Frankreich durch dauernde Vereinigung von Provence, Bretagne und Burgund, Spanien durch die Zerſtörung des letzten Mauren-

Königreichs und die Verbindung von Caſtilien mit Aragon zu einer Einheit gelangten welche Monarchen wie Ferdinand dem Katholiſchen, Ludwig dem Eilften und Zwölften ſo überlegene Mittel in die Hand gab.

Dem Sturme der nun nahte vermogte Keiner zu widerſtehn, am wenigſten das ſchuldbeladene Haus der Aragoneſen. Ferrandino, wie man den jungen König zu nennen pflegte, mußte das traurige Erbe des Vaters und Großvaters antreten. Er war achtundzwanzig alt, doch ohne Erfahrung. Seine Anhänger verloren den Kopf, die alten Gegner der Aragoneſen ſtanden überall auf. Von den italieniſchen Fürſten war im Augenblick keine Hülfe zu erwarten — ſelbſt an die Türken hatte der unglückliche junge König ſich mit der Bitte um Beiſtand gewendet. „Meſſer Camillo" — ſchrieb er noch im letzten Moment als der Feind vor den Thüren ſtand, am 27. Januar 1495 an ſeinen Geſandten, den in diplomatiſchen Geſchäften vielgebrauchten Camillo Pandone — „durch früheres Schreiben haben Wir euch von den bisherigen Vorfällen in Kenntniß geſetzt und um Beſchleunigung des Zuges des Sandſchak erſucht. Jetzt melden Wir euch, wie Aquila das Banner des Königs von Frankreich aufgepflanzt hat, Sulmona auch und Popoli, und (in den Abruzzen) Alles verloren iſt bis auf Celano. Die Feinde ſammeln ſich in großer Zahl die Pescara zu überſchreiten und in Apulien die Steuern einzuziehn. Der König von Frank-

reich verließ Rom am 22. d. M. und zieht gen San Germano wo wir Mannschaft stehn haben, während ein Drittel seiner Truppen den Weg über Fondi eingeschlagen hat. Mit ihm ist der Cardinal von Valenza Sohn des Papstes (Cesar Borgia) und der Bruder des Großherrn (der unglückliche Dschem), den der König in seiner Gewalt hat und im Gewahrsam zu halten denkt bis er das gegenwärtige Unternehmen ausgeführt haben wird. Dann wird er wider den Großherrn ziehn. Ihr seht also wie die Sachen stehn und in welcher Bedrängniß Wir uns befinden: beschleunigt darum die Angelegenheiten damit der Sandschak komme. Ziehn die Truppen so sorget daß sie sich beeilen; tritt Verzug ein so macht euch persönlich auf zum Sandschak ja zum Großherrn. Eile ist nöthig denn wir können nicht auf so vielen Punkten widerstehn: zögert die Hülfe, so kommt sie zu spät. Ihr kennt nun die Lage der Dinge — so sorgt denn, schaffet, eilet, geht, nein flieget!“[6]

Alles war vergebens. An der Grenze war der Widerstand schwach: was sich dort und in Capua widersetzte ward niedergehauen. Der König forderte in einem am 16. Februar gehaltenen Parlamente die Hauptstadt auf sich nur kurze Zeit zu halten: es ward ihm geantwortet, man habe weder Artillerie noch Lebensmittel. Als am 18. die Kunde kam Capua habe dem französischen König gehuldigt, ging in Neapel der Lärm los. Die Juden wurden geplündert: selbst der Adel

betheiligte ſich daran. Und die Plünderung ergriff den Palaſt des Caſtel Capuano und die königlichen Marſtälle; mehre Schiffe im Arſenal ſtanden in Flammen; an mehren Orten in der Stadt ſchlug das Feuer empor. Ferrandino, der ſich zuerſt ins Caſtelnuovo begeben hatte, fuhr zur See nach dem Caſtel dell' Uovo und erreichte am 21. Februar mit ſeinen Galeeren die Inſel Procida.

Noch war er nicht da, ſo nahmen ſchon die Franzoſen Neapel. Am 20. Abends öffneten mehre Edelleute Meſſer Geſare Bozzuto, Lodovico Caracciolo, Antonio Maramoldo und Andere das Capuaniſche Thor. Der Baſtard von Burgund ritt zuerſt mit ſeiner Schaar in die Stadt und begab ſich ſogleich nach dem Caſtel Capuano. Giovanni Pontano überreichte ihm die Schlüſſel, der Geheimſchreiber und Vertraute der fliehenden Aragoneſen. Carl VIII übernachtete im Palaſt von Poggio reale außerhalb des Thores und hielt erſt am folgenden Sonntag den 22. ſeinen Einzug in die eroberte Hauptſtadt.

Beinahe das ganze Reich fiel dem Franzoſenkönige zu. Ein Theil des Adels und des Volkes ſah in ihm nur den rechtmäßigen Erben der Anjou, denn Carl Graf von Maine aus dieſem Hauſe, welchen der alte König René zu ſeinem Erben erklärt, hatte am Tage vor ſeinem Tode ſeine Anſprüche an Ludwig XI, des jungen Königes Vater, abgetreten. Die von der Gegenpartei

aber fielen von ihrem fliehenden Fürſten ab, wie man es hundertmal bei ähnlichem Anlaß geſehn hat. Der einzige Marcheſe von Pescara, Alfonſo d'Avales, des Siegers von Pavia Vater welcher mit König Ferrandino erzogen worden war, bewahrte unwandelbare Treue, und dieſer wurde während der Belagerung des Caſtelnuovo von einem mauriſchen Diener meuchlings erſchoſſen. Die Hand der Aragoneſen hatte zu ſehr auf dem Lande gelaſtet, um der Zuneigung Raum zu gönnen, hätte es ſich ſelbſt um ein minder wankelmüthiges Volk gehandelt. Mehr und mehr ward Papſt Alexanders Wort Wahrheit: „Die Franzoſen ſind mit hölzernen Speren gekommen und mit der Kreide in der Hand als Quartiermacher, ohne andere Mühe.“ Daß ſie ſodann Neapel beinahe gleich raſch wieder verloren wie ſie es gewonnen hatten, lag ſowol an des Königs Karakter wie an den Misgriffen derer die ihn umgaben und an den franzöſiſchen Verhältniſſen ſelber. Nie wol iſt eine wichtige Eroberung mit größerem Leichtſinn behandelt worden und alle nachmaligen Heerzüge der Franzoſen nach dem Süden krankten an demſelben Uebel.

Die Denkwürdigkeiten Philippe de Commines zeigen uns am deutlichſten, woran es lag, daß Carl VIII und die Franzoſen, ſo freudig bewillkommnet, in Neapel keinen feſten Fuß faſſen konnten. „Der König, ſagt er, erzeigte ſeinen neuen Unterthanen viele Gnaden und minderte bedeutend die Abgaben. Das Volk, glaube

ich, würde ſich von ſelber nicht wider ihn gewandt haben ſo wetterwendiſch es auch iſt, hätte er nur dem Adel irgendwie Genüge gethan. Aber Keiner nahm die Vornehmen an und an den Thoren behandelte man ſie unglimpflich. Die, denen noch die beſte Behandlung zu Theil ward, waren die aus dem Hauſe Caraffa, eifrige Aragoneſen; ſelbſt dieſen aber nahm man vom Ihrigen. Keiner ward in Amt und Würden gelaſſen, doch den Angioinen ging's ſchlimmer noch als den Aragoneſen. Denn wer im Beſitz war, wurde durch einen königlichen Befehl darin erhalten, und ſo ſahen die Angioinen ſich verhindert das Ihrige wiederzuerlangen, es ſei denn durch Rechtsſtreit. Wer aber mit Gewalt ſich wieder in den Beſitz ſeiner alten Güter geſetzt hatte wie der Graf von Celano, gegen den brauchte man Gewalt ihn aufs neue herauszuwerfen. Alle Würden und Aemter wurden Franzoſen verliehen, und die vielen Lebensmittel die ſich im Caſtel bei der Einnahme vorfanden gab der König denen die ihn darum frugen.[1] Am 20. Mai 1495 trat König Carl mit dem größten Theile ſeines Heeres den Rückzug an. Gilbert de Montpenſier aus dem Hauſe Bourbon blieb als Vicekönig zurück. Ferrandino hatte unterdeſſen in Sizilien gerüſtet. Am 6. Juni erſchien ſeine Flotte, funfzig Segel an Galeeren und Transportſchiffen zählend, am Cap der Minerva, der Landſpitze des Sorrentiner Vorgebirges gegen Capri zu. Die Herren von der Angioiniſchen Partei redeten Mont-

penſier zu ſie könnten die Stadt halten und die Franzoſen durchzogen die Straßen und riefen: Franza! Franza! Doch ſchon am folgenden Tage ſtand das Volk auf. Unter dem Ruf: Ferro! Ferro! griff Alles zu den Waffen. Um die zehnte Stunde zog Ferrandino durch das Thor des Mercato in die Stadt ein. Er ritt ein dunkelbraunes Pferd welches ſeinem Großvater gehört hatte, und war in voller Rüſtung. Das Volk weinte um ihn herum vor Rührung und ſie küßten ihm ſo die Hände, daß er ganz müde ward.“ So raſch hatte die Volksgunſt gewechſelt.

Heiß und blutig entbrannte nun der Kampf um die Caſtelle der Stadt und um die Orte welche den Angioinen gehorchten. Bis zum Dezember hielten ſich die Franzoſen im Caſtelnuovo. Oft wechſelte das Glück, doch mehr und mehr ward es den Aragoneſen günſtig, denen Gonſalvo de Cordova Beiſtand brachte, der aus dem granadiniſchen Maurenkriege berühmte Feldherr, der in Neapel eine ſo große Rolle zu ſpielen beſtimmt war. Ferrandino ſah der Wiedergewinnung des ganzen Reiches entgegen. Einzelne Thatſachen laſſen glauben daß Commines nicht falſch urtheilte indem er ſagte man habe von ihm geargwohnt er würde ſchlimmer geworden ſein als Vater und Großvater, ſo gnädig und demüthig er ſich damals auch immer in ſeinen Nöthen zeigte. Doch nur eine kurze Laufbahn war ihm beſchieden. Er hatte ſeine junge Muhme Giovanna geheirathet, Fer-

rante's I Tochter zweiter Ehe und ſpäter Lebensjahre. Nicht lange darauf erkrankte er. Am Mittwoch den 5. October 1496, erzählt der Chroniſt, kam die Majeſtät König Ferrante's des Zweiten in die Stadt von ſeinen Quartieren in Somma. Man trug ihn krank auf einer mit Scharlach bedeckten Bahre. So zog er ins Caſtel Capuano. Am folgenden Donnerſtage hielt der hochwürdigſte Herr Erzbiſchof Aleſſandro Caraſa zwei feierliche Prozeſſionen, von denen die eine nach der Nunziata zog, Haupt und Blut des glorreichen Martyrers Sanct Januarius tragend, mit zahlloſer Menge von Frauen mit brennenden Wachsfackeln. Als nun der Zug zu dem Caſtell gelangte erſchien die Königin Mutter unter dem Thore und warf ſich auf den Boden nieder, worauf der Erzbiſchof drei Gebete ſprach, das eine zur Madonna, das andere für den kranken König, zu Sanct Januar das dritte. Da rief Alles Miſericordia, ſo laut und ſtürmiſch daß der Erzbiſchof kaum das Gebet beendigen konnte inmitten des Wehgeſchreis des Volkes. Am kommenden Freitag um die ſiebente Stunde ſollte die andere Prozeſſion nach Santa Maria la Nuova ſtattfinden: da kam die Nachricht daß Gott den Herrn König zu ſich genommen: cuius anima requiescat in pace."

Und nun begann Federigo's, des letzten und Besten der Aragoneſen, ſtürmiſche Regierung. Durch Bruder und Neffen vom Throne getrennt, hatte er, mildern

Geiſtes als Beide, ſich wie einſt König Robert mehr mit den Künſten des Friedens beſchäftigt, als ihm die Krone anheimfiel. Das Volk jauchzte ihm zu: die verfeindeten Parteien des Adels, durch bittere Erfahrungen enttäuſcht, hofften in ihm einen Mittelpunkt zur Vereinigung ihrer Intereſſen zu finden. Ceſar Borgia, damals noch Cardinal der Kirche, vollzog in Capua die feierliche Krönung; die Sanſeveriner ſelbſt, jene Familie welche ſeit längerer Zeit an der Spitze der Anjouſchen Partei ſtand, näherte ſich den Aragoneſen. Die meiſten Veſten des Reiches waren in des Königs Gewalt. Durch drei Söhne welche ſeine Gemalin Iſabella del Balzo ihm geboren, ſchien die Nachfolge geſichert. Aber es war beſchloſſen daß König Alfons' I Nachfolger abtreten ſollten vom Schauplatz.

Ferdinand der Katholiſche hatte längſt in ſeinem Herzen beſchloſſen die Rechtmäßigkeit ſeiner neapolitaniſchen Vettern anzugreifen, ſobald die Umſtände ihm die Mittel an die Hand gäben. Schon als Carl VIII noch lebte, hatte er dieſem den Vorſchlag machen laſſen das neapolitaniſche Reich zu theilen: die Anträge wurden erneuert als nach Carls frühem Tode der Herzog von Orleans als Ludwig XII den Thron beſtieg. Wie in der Lombardei, an welche er von ſeiner Großmutter Valentina Viscenti her Erbanſprüche machte, wollte Ludwig ſich in Neapel feſtſetzen. Am 11. November des Jahres 1500 wurde mit der größten Heimlichkeit

zu Granada das Bündniß sammt dem Theilungsvertrage geschlossen. Ludwig sollte König von Neapel werden, Terra di Lavoro und die Abruzzen erhalten, Ferdinand mit dem Herzogstitel Apulien und Calabrien. Federigo erfuhr erst dann vom Handel als das französische Heer unter D'Aubigny, aus dem Hause Stuart, über Rom heranzog. Er ahnte so wenig des Königes von Aragon Hinterlist, daß er Gonsalvo von Cordova, der mit spanischen Truppen in Terra di Lavoro stand, den Schutz seines Reiches anvertraute. Bald aber war kein Zweifel mehr am Verrath. Alexander VI, einst der Aragonesen Freund und Helfershelfer und mit ihnen verschwägert, wandte mit Borgiascher Treulosigkeit Federigo'n den Rücken, und erklärte ihn der Krone verlustig. Gonsalvo zog sich von San Germano auf Capua zurück und warf die Maske ab; Capua wurde von Aubigny gestürmt und auf's furchtbarste geplündert. Als das unnatürliche Bündniß in Neapel bekannt geworden war, hatten Barone, Ghibellini und Volk sich im Dome versammelt: sie hatten andächtig die Messe gehört und bei der Wandlung die Rechte emporgehoben und laut geschworen, einig zu sein und treu ihrem rechtmäßigen Herrscher. Als aber der Feind an den Thoren stand, war es aus mit Einigkeit und Treue. Da war Neapel verloren. Seiner Hauptstadt das Schicksal Capua's zu ersparen, schloß Federigo in Aversa eine Capitulation mit dem Führer des siegreichen Heeres,

und versprach die Schlösser zu übergeben. Die Lücke Ferdinands hatte ihn vernichtet. Er ritt nach dem Castelnuovo: Aubigny besetzte die Stadt und hielt redlich sein Wort als die Flotte von Bretagne unter Philipp von Ravenstein anlangte und Plünderung versuchte. Aber der Schrecken war so groß daß Alles flüchtete, bis die Franzosen alle Thore schlossen bis auf jene des Marktes und des Mole.

Die meisten von Federigo's Angehörigen waren im Castelnuovo. Sie verließen es nacheinander, durch die Ankunft mit Aubigny gesichert — die verwitwete Königin von Ungarn und die Herzogin Witwe von Mailand, König Ferrante's des Alten Tochter und Enkelin; endlich die alte Königin Giovanna, Ferdinands des Katholischen Schwester. Jene fuhren auf ihren Galeeren nach Ischia, diese nach Palermo. Und am 3. August 1501 stieß Federigo selbst vom Strande Neapels ab den er nie wiedersehn sollte. Auf felsiger Landspitze weithin über die Fluthen leuchtend erhebt sich das Castell von Ischia, der letzte Besitz welchen der unglückliche König auf sechs Monate sich vorbehielt von seinem schönen Reiche. Er mußte sich einen künftigen Aufenthalt wählen: mit tiefem Abscheu wandte er sich von Spanien weg und wählte Frankreich. Am 6. September entführten ihn seine letzten Galeeren den Küsten Italiens.

Der französische König bestimmte ihm reichen Besitz

und zureichendes Einkommen. Aber sein Herz war gebrochen. Ferrante sein Giftgeberner war in Gonsalvo's Gewalt gelangt und feierlichem Eidschwur zuwider nach Spanien gebracht worden. Eine Zeitlang mochte Federigo noch Hoffnung hegen in sein Reich zurückzukehren: der Tod ließ ihm nicht Zeit dazu. „Am 21. August 1504 erkrankte der erlauchte König Federigo zu Amboise am viertägigen Fieber und ließ sich so nach Blois bringen, ohne daß die Krankheit sich gelegt hätte. Da brach in der Nacht vom Sonntag den 15. September Feuer aus im Palaste und griff um sich dermaßen daß die Kirche in Flammen aufging und einstürzte. Man mußte den König mit seiner Gemalin und den Kindern auf den Armen wegtragen so krank war er. Und nun ergriff ihn anhaltendes Fieber mit Blutverlust und heftigem Brustleiden, so daß er am 9. October im Palaste von Tours in ein anderes Leben überging. Seine geliebte Gemalin ließ ihn sogleich einbalsamiren und bettete ihn sechs Tage lang in ihren Gemächern, so daß ganz Frankreich herbeilief ihn zu sehn. Und eine königliche Leichenfeier ward ihm veranstaltet wie einst seinem Vater, und seinem letzten Willen gemäß wurde der Leib, in einen hölzernen Sarg gelegt der in einem bleiernen zu stehn kam, in der Kirche Sta Maria di Gesù beigesetzt die durch den ehrwürdigen Bruder S. Franciscus de Paula gebaut worden war, welcher verkündigte seine Seele sei im Paradiese wegen der Geduld

die er gezeigt in seinen Nöthen.“[10] Seinen Angehörigen aber ging es traurig genug, wie es entthronten Fürsten meist zu gehn pflegt. Seine Witwe lebte längere Zeit in Ferrara wohin sie sich aus Frankreich zurückzuziehn genöthigt war, weil sie ihre Kinder nicht in des spanischen Königes Gewalt geben wollte, wie in dem Friedensvertrag zwischen Ludwig und Ferdinand ausgemacht ward, und lieber ihr Wittum darüber verlor. Sie erkannte es dankbar an daß die Mönche von Mont' Oliveto eingedenk der alten Zuneigung der Aragonesen, ihr ein Jahrgehalt von 300 Dukaten zahlten — „eine Gabe, schreibt die arme Königin, die in unserm Unglück uns umsomehr zu statten gekommen ist, da wir täglich und mit dem Gedanken quälen, wie wir unsere Kinder, eines Königes Kinder, irgendwie ihrem Stande gemäß erziehn, ja wie wir ihnen den Lebensunterhalt verschaffen sollen.“[11] Der letzte der von der Familie übrig blieb, war der Herzog von Calabrien. Er starb in Spanien im Jahre 1550.

In der Sakristei der Kirche San Domenico Maggiore zu Neapel sieht man einen um drei Seiten der Wand laufenden Corridor auf welchem eine Reihe von Särgen steht, mit mehr oder minder verblichenen Sammtdecken bedeckt, einige derselben von Bildnissen überragt und Scepter und Krone, und mit Inschriften welche berichten wer hier schläft den ewigen Schlaf. Wie im Dome König Karl I und seine Söhne liegen, in Santa Chiara König Robert mit seinen Kindern und Kindes-

lindern, in San Lorenzo und San Giovanni a Carbonara die Fürſten von Anjou-Durazzo, mit Ausnahme der Letzten des Hauſes der zweiten Johanna welche in der Kirche des Hoſpiziums der Nunziata ein durch nichts bezeichnetes demüthiges Grab ſich erwählte: ſo wurden in San Domenico die Aragoneſen beigeſetzt welche in ihrer Hauptſtadt verblichen, Alfons und Ferrante I, Ferrandino und ſeine Gemalin Giovanna die ihn 22 Jahre überlebte, und die Herzogin von Mailand, nebſt mehren unrechtmäßigen Sprößlingen des Hauſes durch die der Juname d'Aragona an ſo viele Familien gekommen iſt. Nicht ſteinerne Monumente, mit der Pracht und dem Aufwande der gothiſchen Kunſt wie bei den Anjouſchen Fürſten, umſchließen ihre Gebeine: zum Vergänglichen hat ſich das Vergänglichſte geſellt; hölzerne Laden mit vergoldeten Emblemen und zerfallenden Decken bilden die Königsgräber, ein Anblick traurig und mahnend wie die Geſchichte des Untergangs des Hauſes, doch ohne Ernſt und rechte Würde. Und Feuer ergriff und verzehrte theilweiſe die ſterblichen Reſte der Könige, und was von dem erſten Alfons geblieben ward im ſiebzehnten Jahrhundert nach Spanien geſchafft, beigeſetzt zu werden in der Kirche Sta Maria di Popleto in Catalonien, wo ſeine Vorfahren ruhen. [1]

Lange konnte der Bund zwiſchen Frankreich und Spanien nicht währen. Wegen des Zolls von den Heerden Apuliens und der Vertheilung der Provinzen

erhob ſich bald der Streit: ſie hatten zu beſtimmen vergeſſen, wem Capitanata und Moliſe gehören ſollten, die Principate und Baſilicata! Jeder nahm ſie für ſich in Anſpruch. Das Glück war den Spaniern hold, und die Nähe Siziliens erleichterte ihnen die Kriegführung. Am 16. Mai 1503 zog Gonſalvo de Cordova durch Porta Capuano ein; am 23. ward in der Domkirche dem Könige und der Königin von Spanien feierlich gehuldigt. Im Januar des folgenden Jahres wurde durch Gonſalvo's Sieg am Garigliano und durch die Eroberung von Gaeta die Macht Frankreichs im italieniſchen Süden gänzlich vernichtet.

Am 16. October 1505 kam zu Segovia der Friede zu Stande, welcher Spanien im alleinigen Beſitze Neapels ließ. Im Herbſte des nächſtfolgenden Jahres beſuchte Ferdinand der Katholiſche ſein neues Königreich, wo er mehre Monate verweilte. Als er nach Spanien zurückkehrte, nahm er Gonſalvo de Cordova mit ſich, der bis dahin ſeine Stelle vertreten hatte: Gonſalvo war es dem er die Eroberung verdankte und der, den Intereſſen ſeines Herrn zu lieb, ſeinen ehrlichen Namen in demſelben Maße eingebüßt wie er ſeinen kriegeriſchen Ruhm gemehrt hatte. Das ſchützte ihn nicht vor dem Argwohn des Gebieters und ſeine Laufbahn war zu Ende. Der Graf von Ripacorſa folgte ihm als Vicekönig, dieſem Don Ramon de Cardona. König Ferdinand ſtarb im Januar 1516 und es begann, dem

Namen nach in Gemeinſchaft mit ſeiner geiſteskranken Mutter Donna Juana, jene denkwürdige Regierung Carl's V, welche Italien die Geſtaltung gab die ihm geblieben iſt bis zum Erlöſchen des Habsburg-ſpaniſchen Hauſes.

Eine Zeit, welcher die zuletzt geſchilderte, ſo wechſelvoll ſie war, weit nachſtehn mußte an großartigen Ereigniſſen. Das Königreich Neapel wurde hineingezogen in den wirren Strudel der Begebenheiten welche die letzten Jahre Julius' II und die Regierungen der Mediceiſchen Päbſte Leo X und Clemens VII füllen. Der Vicekönig Cardona hatte bei Ravenna gegen Gaſton de Foix geſchlagen: ſein Nachfolger Charles de Lannoi kämpfte bei Pavia, nahm König Franz I gefangen, hatte die Fäden der italieniſchen Politik ſeines Herrn und Kaiſers in Händen. Kein Franzoſe war mehr nach Neapel gelangt, bis im Jahre 1527 der Graf von Vaudemont aus dem Hauſe Lothringen die beſtrittenen Anjouſchen Erbanſprüche, die von König René's Tochter Violante auf ſeine Familie übergegangen, wiederaufleben ließ. Im folgenden Jahre ſandte dann König Franz die letzte große Expedizion nach Neapel. Es war der Marſchall von Lautrec, Odet de Foix, der ſie befehligte. Er hatte viele Dienſte geleiſtet in den italieniſchen Feldzügen und vereinigte mit Kenntniß des Landes die heißblutige franzöſiſche Tapferkeit. Anfangs ging Alles glücklich. In den Abbruzzen warteten die Leute nicht

erſt bis die Franzoſen ihre Ortſchaften und Städte erreichten — meilenweit zogen ſie ihnen entgegen. So war man der Spanier müde. In der Hauptſtadt ſelbſt war die Stimmung der Art, daß man täglich einen Ausbruch fürchtete und der Vicekönig Don Ugo de Moncada den Baronen geſtattete, die franzöſiſchen Banner aufzupflanzen ohne daß es ihnen als Verrath gedeutet werden ſollte. Lautrec nahm Capua und die meiſten Orte der Umgebung und ſchloß Neapel von der Oſtſeite ein. Doch konnte er nicht hindern daß Filibert von Chartres Prinz von Orange, der General-Capitän des kaiſerlichen Heeres, von Rom, wo er nach dem Tode des Connetable von Bourbon im Unglücksjahre 1527 befehligt hatte, zum Entſatz herbeigeeilt, den Berg von San Martino, welcher mit der Karthauſe und dem Caſtel Sant' Elmo die Stadt beherrſcht, befeſtigte und ſo die ganze Weſtſeite frei hielt. Arger Zwieſpalt zwiſchen Moncada und Orange war der franzöſiſchen Sache günſtig: als aber der Erſtere, „le plus vaillant homme de son temps" wie Brantôme ihn nennt, in der blutigen Seeſchlacht beim Capo d'Orſo zwiſchen Amalfi und Salern gefallen war, übernahm Orange allein das Commando. Die Belagerung zog ſich in die Länge; Lautrec wollte der Stadt ihren Waſſervorrath entziehn, und überſchwemmte durch Zerſtörung der Leitungen die Ebne. Bösartiges Fieber brach im Lager aus. Es war Hochſommer: fürchterlich griff die Krankheit um ſich. Lau-

ſende und tauſende Opfer fielen: der Marſchall ſelbſt ſtarb am 15. Auguſt. Der Marcheſe von Saluzzo, welcher den Oberbefehl übernahm, hob die Belagerung auf, aber nur bis zum nahen Averſa gelangten die traurigen Reſte des gewaltigen Heeres. Hier erreichte ſie Orange. Einige retteten ſich nach den Abruzzen, die Meiſten wurden kriegsgefangen oder fanden den Tod. Zu den letztern gehörten faſt alle Hauptleute, Italiener wie Franzoſen. Binnen kurzem war keiner der letztern mehr im ganzen Reiche.

Das Haus von Foix iſt ein ſchlagendes Beiſpiel der blutigen Kriegführung jener Zeiten. Gaſton de Foix, Ludwigs XII Schweſterſohn, fiel dreiundzwanzigjährig bei Ravenna am 11. April 1512. Drei Brüder ereilte das Schickſal auf dem Schlachtfelde. André de Foix Herr von Lesparre wurde bei der Vertheidigung von Navarra gegen die Spanier im Jahre 1521 unter den Mauern Pampelona's ſo verwundet daß er zeitlebens das Augenlicht verlor. Thomas Marſchall von Lescün fiel 1525 bei Pavia; der ältere Bruder Lautrec den man bei Ravenna mit Wunden bedeckt aus einem Haufen Sterbender und Todter hervorgezogen hatte, fand vor Neapel ein ſo jammervolles Ende. „Lautrec, ſagt Brantôme von ihm, était brave, hardi, vaillant, et excellent pour combattre en guerre et frapper comme sourd; mais pour gouverner un état, il n'y était bon.“ Darin liegt die Erklärung der ge-

ringen Dauer der franzöſiſchen Erfolge. Sie ſahen es ſelber ein, aber ſie konnten dem Uebel nicht wehren. „Monseignour de Montpensier — ſo karakteriſirt Commines den Vicekönig welchen Carl VIII bei ſeinem Abzuge im Jahre 1495 in Neapel zurückließ — bon chevalier et hardy, mais peu sage; il ne se levoit qu'il ne fut midi."

Filibert von Orange behielt die vicekönigliche Würde. An den Baronen ahndete er ſtrenge was Moncada ihnen zugeſtanden hatte in den Tagen der Gefahr. Es war die letzte große Spaltung in Angioinen und Aragoneſen; es war die letzte große Güterconfiscation. Viele der erſten Familien des Landes gingen darüber zu Grunde: manche Verleihungen, die bis auf die jüngſten Zeiten des Feudaladels beſtanden haben und an welche heute wenigſtens die Titel noch erinnern, ſchreiben ſich von jenen Tagen her. So erhielt Andrea Doria Melfi wonach ſeine römiſchen Nachkommen unſerer Zeit ſich nennen; Alfonſo d'Avalos del Vaſto erhielt Monteſarchio und Procida, Filipp de Lannoi, des verſtorbenen Vicekönigs Sohn, Venafro u. ſ. w. Dem Ascan Colonna ward Atri, das große Lehn der Acquaviva in den Abruzzen, gegeben: aber die Abruzzeſen wollten ſich dem neuen Herrn nicht unterwerfen und veranlaßten eine Reviſion des Prozeſſes, wobei der Angeklagte unſchuldig befunden ward! Manche aber ließen den Kopf auf dem Blutgerüſt, viele einſt reiche Familien verarmten oder

wurden in's Exil gejagt, mehre Städte, beſonders Aquila, mußten ſich mit ſchweren Summen loskaufen, und Orange räumte ſo gut auf, daß Jahre darauf Don Pedro de Toledo nur den Ruin der Sanſeverino von Salern zu fördern brauchte, um die alte Bedeutung der Angioiniſchen Partei völlig zu brechen.

Der Vertrag von Barcelona ging dem zu Cambrai am 5. Auguſt 1529 abgeſchloſſenen Frieden voraus. Carl V kam nach Italien und erhielt aus Papſt Clemens' Händen die Kaiſerkrone. Niemand widerſtand noch mit Ausnahme der Republik Florenz die den Kampf der Verzweiflung gegen Kaiſer und Pabſt kämpfte. Sie fiel am 12. Auguſt 1530. Italien war Carl V unterthan.

Der Prinz von Orange, welcher das kaiſerliche Heer gegen die Florentiner befehligt hatte, war am 3. Auguſt des genannten Jahres bei Gavinana in den Piſtojeſiſchen Bergen geblieben. An ſeine Stelle trat in Neapel der Cardinal Colonna, unheilvollen Andenkens wegen des Elends das er während der Regierung Clemens' VII über ſeine Vaterſtadt Rom bringen half. Als er im Sommer 1532 ſtarb, ging die vicekönigliche Würde an den Mann über, der zur Befeſtigung und formellen Einrichtung der ſpaniſchen Herrſchaft in Neapel mehr denn irgend ein anderer beigetragen hat, Don Pedro de Toledo Marcheſe von Villafranca.

Der Zug des Marſchalls von Lautrec war das letzte bedeutende Unternehmen der Franzoſen zur Wieder-

eroberung Neapels. Mehre male erſchienen ihre Flotten an den Küſten, aber kein Landheer erzwang wieder die Päſſe von Fondi und San Germano. Zwei Jahrhunderte blieb Spanien im Beſitze des ſchönen Landes. Es war nicht etwa ein Ungefähr, oder das Waffenglück allein welches das Ergebniß herbeiführte. Die Gründe lagen tiefer. Der leichtbewegliche leichtſinnige Franzoſe war kein Herr, den veränderungſüchtigen, erregbaren, ſchwatzhaften, beſtandloſen Neapolitaner zu halten. Ihre Nazionalkaraktere hatten in manchen Punkten zu viele Aehnlichkeit und wichen in andern um ſo ſchroffer von einander ab. Mit offnen Armen empfangen, machte der Franzoſe ſich durch Härte, Uebermuth, Spott, Grauſamkeit bald unverſöhnliche Feinde. Die Italiener erſchraken vor dem wüſten Morden der franzöſiſchen Schlachten; ſie wanden ſich unter dem eiſernen Griff von Leuten die mit ritterlichem Anſtand kamen und ſie dann mit Füßen traten und Alles beſchmutzten was ihnen noch theuer und heilig geblieben war.

So waren die Spanier nicht, namentlich Jene nicht welche Conſalvo de Cordova aus den Maurenkriegen zur Eroberung Neapels führte. Sie imponirten durch eiſerne Mannszucht wie durch jene Feſtigkeit des Verfahrens die, eine Grundeigenthümlichkeit, ſich in dem langen Kampfe um das Land welches ſie Handbreit nach Handbreit einem zähen Feinde entriſſen, mehr und mehr ausgebildet hatte. Die Neapolitaner empfanden

bald, daß ſie an den Spaniern andere Herren hatten als an den Franzoſen. Bei all ihrem Leichtſinn, konnten ſie ihnen Achtung nicht verſagen. Die ſpaniſche Politik aber ward immer mehr das alte Oderint dum metuant. Die Spanier arteten allmälig aus, aber es iſt merkwürdig welche moraliſche Gewalt ſie bis ans Ende behaupteten. Die Nachdenkenden unter den Italienern ſuchten ſich darüber Rechenſchaft zu geben, worin das wahre Geheimniß des mächtigen ſpaniſchen Einfluſſes, abgeſehen von politiſchen Gründen, liege. Ein mehr noch fantaſtiſcher als tiefer Kopf, der aber die Kenntniß der exacten und philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſeiner Zeit in einem ſeltenen Grade vereinigte und bei aller Zerſplitterung und allem unruhigen Haſchen nach tauſend Wahngebilden viel Bedeutendes geleiſtet, viel Wahres verkündet oder geahnt hat, der Dominikanermönch Fra Tommaſo Campanella, der wahrlich nicht Urſache hatte die ſpaniſche Herrſchaft zu lieben, hat das Weſen derſelben wie den Grund ihrer Dauer zu ergründen geſucht. Es iſt intereſſant ſeine Argumentation zu vernehmen, welche die Anſicht vieler ſeiner Zeitgenoſſen ausſprechen mogte. „Blicke ich auf Spanien" ſagt der calabreſiſche Mönch zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, „ſo finde ich daß es ſeit Erſchaffung der Welt keine ſo wunderbare Monarchie gegeben hat wie dieſe. Es muß dem eine Fabel ſcheinen der das Factum unſerer Zeiten nicht begreift. Was

Spanien in Europa beſitzt, iſt ſozuſagen ein Nichts im Vergleich mit ſeinen übrigen Reichen. Mehr als irgend eine Monarchie iſt dieſe in Gottes verborgenem Rathſchluß gegründet, nicht aber auf bloße menſchliche Klugheit und Kraft geſtützt: denn die der ſpaniſchen Nazion innewohnende Tendenz der Trennung und Vereinzelung hätte gerade das Gegentheil von Dem erzeugen müſſen was wir vor uns ſehen. Sonſt iſt die Nazion wie gemacht für die Herrſchaft. Sie ſind fleißig und achtſam, wahren das Erworbene, ſehn dem Gegner den Vortheil ab, ſind vorſichtig und ausdauernder als ihr Körperbau anzeigt. Sie ſind weniger liſtig als klug, ſind gehorſam, geduldig, und je kühner je größer die Gefahr. Dies alles geht den Franzoſen ab, welche nie Herrſchaft im Auslande bewahren konnten, weil ſie ungeduldig ſind und verwegen ohne Zweck. Dieſe Eigenſchaft mangelt auch den übrigen europäiſchen Nazionen, die geſchickter zum Erobern ſind als zum Erhalten. Zum Verwundern iſt es nicht minder, wie Spanien ſo umfangreiche und ferne Länder mit ſo geringer Mannſchaft regiert. Denn der größere Theil Spaniens iſt dürre und unfruchtbar; viele ſeiner Söhne kommen im Kriege um; Viele ſind Geiſtliche und Mönche; das Erbrecht ſteht der Vermehrung der Familien im Wege, und ſie haben ihrer geringen Zahl noch nicht durch Kreuzen der Racen und durch Hispaniſiren anderer Völkerſchaften abzuhelfen gewußt. Und doch herrſchen ſie durch

ihre Kunſt und Gewandtheit über ſo viele verſchiedenen Länder und Völker.

„Italien bedarf ſchon des Widerſtands gegen die Osmanen wegen, wozu es allein zu ſchwach iſt, eines fremden kräftigen Armes. Die Wahl liegt zwiſchen Spanien und Frankreich, denn von Beiden zugleich kann bei ihrer alten Eiferſucht nicht die Rede ſein. Heutzutage aber taugen weder Teutſche, noch Schweizer, noch Franzoſen für Italien. Abgeſehen davon daß, wenn ſie kamen, ſie uns mehr Laſt denn Hülfe brachten, iſt jetzt auch der religiöſe Zwieſpalt zu befürchten welchen ſie unfehlbar mitbringen würden: Leute, welche die menſchliche Willensfreiheit leugnen und die Einheit des apoſtoliſchen Principats in Abrede ſtellen, würden uns in augenſcheinliches Verderben ſtürzen. Für eine Nazion, wenn ſie nicht ganz geſunken, iſt es ein Unglück unter einer andern ſtehn zu müſſen. Doch von zwei Uebeln ſoll man das geringere wählen, und müſſen einmal Fremde in Italien herrſchen, ſo ſind die Spanier immer noch die erträglicheren. Ihre klimatiſchen Verhältniſſe ſtimmen mit den unſern am meiſten überein; ſie ſind in ihrer Haltung ruhiger und gemäßigter; ſie gehorchen der eingeſetzten Obrigkeit; ſie führen das Regiment mit Klugheit und Feinheit im Gegenſatz zu den heftigen und unruhigen Leuten jenſeit der Berge; ſie ſind der katholiſchen Religion und dem Papſtthum anhängig, aus Ueberzeugung wie aus Intereſſe. Hat

man ſie einmal auf dem Halſe ſo iſt es freilich ſchwerer ſie loszuwerden; jedoch ſie ſind leichter zu ertragen weil ſie nicht ohne Noth beleidigen, ſondern immer eine gewiſſe Form beobachten. Wenn der Franzoſe ſich betrinkt ſo nimmt er dir Weib und Gut, und demüthigt dich dazu durch tauſendfältige Inſolenzen. Hat der Spanier einmal ſo was zu thun, ſo thut er's mit bewunderungswürdiger Kunſt; da er aber meiſt ſich ſcheut das Volk zu beleidigen, ſo kommt's ſelten ſo weit. Dieſe Scheu oder Furcht macht bei dem Spanier einen Theil ſeiner Stärke aus, umſomehr als er ſie durch Großthuerei zu verdecken ſucht, was der Maſſe gegenüber Wirkung macht."[13] So urtheilte, hundert Jahre nachdem die ſpaniſche Macht ſich in Italien feſtgeſetzt hatte, ein Neapolitaner über den Karakter der ſpaniſchen Nazion und ihr Verhältniß zu ſeinen Landsleuten, und wenn auch in dieſem Urtheil die traurige Einwirkung hundertjähriger Knechtſchaft nicht zu verkennen iſt, indem ſelbſt einem ſo ſtrebenden unabhängigen Geiſte immer wieder die troſtloſe Alternative zwiſchen der Herrſchaft des einen oder des andern fremden Volkes vorliegt die wir bis zu unſern Tagen ſtets ſich wiederholen ſahen, ſo iſt doch viel Wahrheit in der Karakterſchilderung. Der Glaube aber daß Italien nicht ohne Fremdherrſchaft beſtehen könne, gab auch bei Campanella zu Zeiten beſſerm Urtheil und edleren Gefühlen Raum. „Würden die italieniſchen Verhältniſſe überhaupt anders"

ſagt er bald darauf, „ſo dürfte kein italieniſcher Fürſt ſich fremder Hülfe bedienen. Denn wer kommt, kommt nicht uns zu lieb, ſondern um uns zu nehmen was wir beſitzen oder mit Andern darum zu ſtreiten. Fremde Hülfe iſt auch jedesmal übel gerathen. Es iſt Thorheit, wenn italieniſche Fürſten auf Frankreich oder Spanien oder Teutſchland und andere hoffen: nur auf ſich in Gott vereint ſollen ſie ihre Hoffnung ſetzen. Die alten Profeten mahnten die hebräiſchen Könige daran und ſelbſt der ſchlimme Machiavell iſt voll dieſer Lehre."

Es war keine leichte Aufgabe welche Don Pedro de Toledo zu Theil ward. Ein durch fünfunddreißig Jahre des Krieges und der Unſtätheit aller politiſchen wie perſönlichen Verhältniſſe verwildertes Land und Volk, jenes verwüſtet und zertreten, die meiſten Städte verfallen und verödet, die Bevölkerung durch Heerzüge und Seuchen dezimirt, viele der großen Familien verbannt, verarmt, verkommen, eine Menge Abenteurer zu Reichthum und Anſehn gelangt, überall die entſetzlichen Spuren der Umwälzungen die nichts unberührt gelaſſen hatten. Alle Bande zerriſſen, Eide nach Eiden verletzt, vernichtet das Herrſcherhaus das ſechzig Jahre regiert, die alten Geſetze verachtet, die alte Ordnung umgeſtürzt, überall im Reiche Mißhelligkeit, Haß, Zwietracht, Elend und die Folgen der inmitten ſteter Unſicherheit und unaufhörlicher Wechſel angenommenen ſchnöden Angewöhnungen. Ueber dies Land und Volk

ſollte Don Pedro de Toledo herrſchen — er ſollte aus den wüſten Trümmern eines zuſammengeſtürzten Reiches eine ſpaniſche Provinz ſchaffen. Er that es — er führte ſeine Aufgabe aus, im Guten wie im Böſen. Was Neapel ward, ward es weſentlich durch ihn.

Das Haus der Alvarez y Toledo hatte in Spaniens mittelalterlicher Geſchichte guten Namen. Fernando Toledo, zweiter Herzog von Alba, hatte Ferdinand dem Katholiſchen treue Dienſte geleiſtet, in den Kriegen wider Portugal, in den Kämpfen um Granada und Navarra. Seine Gemalin Donna Iſabella de Zuniga war ſchön und hochgewachſen: ſie ſagte wol ſie ſei gekommen den kleinen Leuten vom Hauſe Alba eine andere Statur zu geben. Don Pedro ward Page bei König Ferdinand und heirathete, ſehr jung noch, die erſt dreizehnjährige Donna Maria Oſſorio Pimentel, Erbin von Villafranca in Galizien, wovon er den Titel annahm der bis auf den heutigen Tag dem jedesmaligen Haupt der Familie geblieben iſt. Die Zuneigung die er für Ferdinand hatte, übertrug er auf deſſen Enkel: er begleitete Carl V nach Flandern, nach England, nach Teutſchland, und in dem Augenblick wo Sultan Suleiman Ungarn nicht minder wie Italien bedrohte, ernannte der Kaiſer ihn zum Statthalter in Neapel, wo er am 4. September 1532 ſeinen Einzug hielt.[14] Er ſtand damals im Alter von 48 Jahren: er war nicht ferne von ſiebzig als er von Amt und Leben ſchied.

Zuvörderſt handelte es ſich darum Ordnung zu ſchaffen und Achtung vor der Juſtiz. Dies zuwege zu bringen, kam es aber eben auf die Reform der Juſtiz an. Es war nicht genug die verſchiedenen Tribunale und die Hauptgefängniſſe in einem Local zu vereinigen was der neue Vicekönig that, indem er den alten Reſidenzpalaſt der Könige, das Caſtel Capuano, zu dieſem Zwecke umbauen und einrichten ließ; es handelte ſich mehr noch um die Abſchaffung von Misbräuchen von denen man ſich einen ungefähren Begriff machen kann, wenn man die Reihe der Geſetze (Pragmatiken) Toledo's durchſieht. Dieſe Geſetze verboten den Richtern beim Zeugenverhör Geld zu nehmen und das Aufſchreiben ſolcher Ausſagen zu unterlaſſen die zu Gunſten des Beklagten lauteten; ſie erhöhten den Sold der Richter um ihnen allen Grund zu nehmen vom Pfade der Gerechtigkeit abzuweichen; ſie unterſagten das Vermiethen der Gefängniſſe welches die Forderung hoben Zinſes von den Gefangenen zur Folge hatte; ſie ſchafften den Verkauf der Richterſtellen und die öffentliche Bewerbung um dieſelben ab, beſtimmten die Dauer der Sitzungsſtunden, ermächtigten zu augenblicklichem Einſchreiten gegen Wucherer, verboten das Geldnehmen für Urtheilsſprüche und die Straferlaſſe ohne oberſten Recurs in Prozeſſen wo auf Lebensſtrafe oder Verſtümmelung erkannt war, verſchärften das Verfahren gegen bankerotte Bankhalter deren Betrügereien täglich vorkamen, geſtat-

teten den armen Verhafteten Brod auf öffentliche Koſten, verboten von den aus dem Kerker Entlaſſenen Geld zu verlangen, ſchloſſen die verdächtigen Richter von der Theilnahme an den Verhandlungen aus, verwarfen die Nullitäts-Erklärung wider zwei gleichlautende Urtheilſprüche, ſetzten die Gerichtsſporteln der Unterbeamten feſt, erleichterten das Loos der Schuldgefangenen, regelten das Einſchreiten und die Befugniſſe des Fiscus in bürgerlichen Rechtsſtreiten, verordneten die Bekanntmachung der Urtheile am Tage nach dem Spruch. Ueber alle dieſe Punkte ſind ſpezielle Verordnungen vorhanden.

Zwei Fälle aber waren es, wo die Legislation Toledo's mit der äußerſten Schärfe verfuhr, in beiden ohne den Zweck zu erreichen. Der Meineid iſt von jeher ein Erbübel des neapolitaniſchen Volkes geweſen. Nirgend ward's ſo leicht, falſches Zeugniß zu erkaufen; keine Geſetze halfen, mogten ſie auch mit noch ſo ſtrengen Strafen drohen. Toledo verſchärfte die früheren Beſtimmungen: wer zum zweitenmal auf falſchem Eide ertappt ward, ſollte den Tod erleiden. Wer ungegründete Anklage verbrachte, unterlag gleichen Strafen. Bei den Unruhen wegen verſuchter Einführung der ſpaniſchen Inquiſizion, wovon bald die Rede ſein wird, war es namentlich die Furcht vor falſchen Zeugen welche die Bürger ſo ſehr in Bewegung ſetzte: das Reich iſt voll von ihnen, ſagten ſie in ihren Verſammlungen, und alle perſönliche Sicherheit würde verſchwin-

den, würde das System der geheimen Anklagen eingeführt, und Religion und Fiscus und persönlicher Haß miteinander vermengt. Die in spätern Zeiten stets erneuten Gesetze wider den Meineid legen aber nur zu sehr an den Tag, wie das Uebel nicht auszurotten gewesen ist.[15]

Nicht minder streng waren Toledo's Gesetze zum Zweck der Wiederherstellung der Sicherheit in der Hauptstadt. Durch Erweiterung und Umbau der Straßen und Zerstörung der vielen bedeckten Gänge hob er die Nester zahlreicher Uebelthäter aus, durch strenge Verordnungen beschränkte er das Waffentragen auf den Gebrauch des Degens und legte Hand an die Banditen-Hofhaltung des vornehmen Adels, die seinen Nachfolgern noch viel zu schaffen machen sollte. Dem nächtlichen Herumstreifen bewaffneter Vagabunden wurde auf einige Zeit ein Ende gemacht; auf das täglich vorkommende Ersteigen der Häuser mittelst Strickleitern ward Lebensstrafe gesetzt. Einer der Ersten den die Strenge des Gesetzes traf, war ein junger Mann aus einem der ersten Häuser, Col' Antonio Brancaccio. Der Häscherhauptmann ertappte ihn, die verpönte Leiter bei sich, bei einem nächtlichen Liebesabentheuer: nicht Vorstellungen noch Bitten vermogten ihn zu retten. Andern Edelleuten, die bis dahin der Gerechtigkeit getrotzt, ging's auf gleiche Weise. Das war dem Adel neu. Er war gewohnt, wegen politischer Dinge das Haupt

auf dem Blutgerüſte zu laſſen, nicht wegen gemeiner Verbrechen. Don Pedro machte keinen Unterſchied des Standes. Wer ſich von der zweiten Stunde der Nacht, wo die Glocke des Stadtthurmes bei San Lorenzo das Zeichen gab, bis zum Morgen die Waffen in der Hand betreten ließ, verfiel dem Geſetze. Die Stadt wurde in verſchiedene Polizeiquartiere getheilt und Häſcher durchſtreiften raſtlos die Umgebung. Die Barone murrten laut und klagten den Vicekönig der Grauſamkeit an: noch hielt das Volk zu ihm.

Was aber waren die Früchte der Blutjuſtiz Pedro de Toledo's? Als der Aufſtand wegen der Inquiſition drohte, äußerte er, wenn der Kaiſer darauf dringe ſo werde er ſelbſt abmahnen und das Land verlaſſen, denn er ſei überzeugt daß es auch wider ihn an falſchen Zeugen nicht fehlen werde.[16] Als er einmal in Toscana war, veranſtaltete die Akademie der Intronati in Siena ihm ein glänzendes Feſt. Ich mögte lieber Mitglied eurer Akademie ſein, ſagte er, und mich von ſo würdigen Frauen leiten laſſen, als nach Neapel gehn und Raubgeſindel vernichten um mir die Gunſt meines Gebieters zu bewahren.[17] Im Jahre 1550, nach achtzehnjähriger Verwaltung, geſtand er dem toscaniſchen Agenten, indem von der Beraubung eines Couriers die Rede war, in der Stadt Neapel hätten ſeit ſeiner Uebernahme der Regierung achtzehntauſend Perſonen den Tod durch Henkershand

gefunden: er wisse jetzt gar nicht mehr was er machen solle![18]

Kein Vicekönig hat im materiellen Sinn für das Reich so viel gethan wie Toledo, und wenn manche seiner Vorkehrungen nicht fruchteten, so ist der geringe Erfolg oft minder ihm zur Last zu legen als den verkehrten ökonomischen Ansichten, zu deren Ausrottung ganz andere Zeiten erforderlich waren und welche theilweise selbst heute nicht ausgerottet sind. Was die Hauptstadt ihm verdankt, wird in einem spätern Abschnitt dieser Darstellung erläutert werden. Pozzuoli baute er wieder auf, nachdem es durch Erdbeben und vulkanische Erscheinungen des September 1538 zerstört worden. Daß es ein elender Ort blieb, ungeachtet seines Palastes und seiner Gärten und seiner Anstalten, lag nicht an ihm. An der ganzen Küste, der Terra di Lavoro nicht nur sondern Calabriens und Apuliens, baute er Forts und Thürme: Türken und Barbaresken, mit dem allerchristlichsten Könige im Bunde, streiften zu seiner Zeit durch das mittelländische und adriatische Meer, überfielen die Ortschaften in der Bucht von Gaeta, verbrannten Ischia und Procida, ließen nicht eine lebende Seele in S. Lucido in Calabrien, verwüsteten von Otranto aufwärts die apulische Küste und schleppten die Bewohner in harte Sklaverei. Don Pedro ging nach Apulien — überall stellte er die Befestigungen der Seestädte her oder errichtete neue. Von der päpstlichen Grenze bei

Terracina an, wo er ein kleines Fort baute, ſicherte er die Küſte durch Thürme — zum Theil halb zerfallen, zum Theil erhalten und als Warten benutzt, ſieht man ſie noch den Strand entlang dieſe Sarazenenthürme wie das Volk ſie nennt, manche mittelalterlichen Urſprungs, die meiſten aus den Tagen Toledo's. Und die Bucht von Bajä, der alten Römer irdiſches Paradies, ſchützte er durch das maleriſche Caſtell mit welchem er ihr weſtliches Vorgebirge krönte.

Zu allen dieſen Bauten und zu den damit zuſammenhangenden militairiſchen Anſtalten brauchte der Vicekönig viel Geld. Mehr noch brauchte er, ſeinen Kaiſer in deſſen nie endenden Kriegen zu unterſtützen. Seit dem Beginn der ſpaniſchen Herrſchaft war eine große Umwandlung der finanziellen Verhältniſſe des Königreichs eingetreten. Ferdinand der Katholiſche hatte die außerordentlichen Abgaben die unter dem Namen Collecten beſtanden, dem Buchſtaben nach abgeſchafft und erklärt ſich an die bloßen ſogenannten Fiscal-Functionen halten zu wollen. Dieſe beſtanden in der Feuerſtellen-Steuer, der Taſſa dei fuochi, welche die Grundlage der neapolitaniſchen Steuerverfaſſung bildete. Jeder Fuoco oder jede für ſich beſtehende Haushaltung war damals auf anderthalb Ducati oder nach unſerm Gelde auf einen Reichsthaler und vierundzwanzig Silbergroſchen geſchätzt, und bei der im Jahre 1505 vorgenommenen Zählung betrug die Menge der Fuochi

262,345. Ausgeschlossen davon waren die Feudatare, welche die Lehnssteuer oder Adva zahlten. Das Versprechen des katholischen Königes wurde aber nicht gehalten: zu seinen Kriegen mit Ludwig XII, zu seiner Vermälung mit Germaine de Foix, zur Erlangung neuer oder Bestätigung alter Privilegien, kurz bald bei der einen bald bei der andern Gelegenheit mußte gezahlt werden und diese außerordentlichen Zahlungen erhielten den Namen von Donativen. Von 1506 bis zum Ende seiner Regierung betrugen diese Leistungen 1,750,924 Ducaten. Dies war indeß sehr mäßig im Vergleich mit der Ausdehnung welche diesen Tributen nachmals gegeben ward. Es wird davon ausführlicher die Rede sein wenn wir zu den Zeiten gelangen wo das Steuerwesen in Neapel nach Geist und Form ein solches geworden war, wie vielleicht ähnliches nie dagewesen ist. Hier möge nur bemerkt werden, daß während unter der Verwaltung Toledo's die Sitte der Donative zum System ward, die Fiscalsteuer sich um ein Viertel mehrte so daß sie im Jahre 1550 mehr denn zwei Ducaten für den Fuoco betrug, wobei es denn natürlich im Verlauf der Zeit keineswegs blieb noch bleiben konnte.

Die Steigerung der städtischen Abgaben war es was den ersten Ausbruch der Unzufriedenheit des Volkes veranlaßte. Die aus den Deputirten des Adels und des Bürgerstandes gebildete Munizipal-Verwaltung

Neapels hatte die Abgabe oder, wie man dieſe indirekten Steuern nannte, Gabelle verwilligt: das Volk aber begann zu tumultuiren. Ein Plebejer Namens Tucillo war der Anführer der Unzufriedenen. Er wurde verhaftet: tobend forderte die Menge ſeine Befreiung. Als Antwort ließ der Vicekönig ihn an einem der Fenſter des Gerichtspalaſtes hängen. Es war Abend: zwei Fackeln brannten neben der Leiche. Zugleich ritt die ſpaniſche Wache durch die Straßen. Die Tumultuirenden ſtoben entſetzt auseinander, aber am folgenden Tage wurden die Haupträdelsführer ergriffen und gleichfalls gehangen.[19] Das Volk fügte ſich, die Gabelle blieb, aber die Geſinnung wandte ſich wider Toledo. Im Jahre 1547 kam es zu gefährlichem Ausbruch. Die lutheriſch-calviniſchen Meinungen hatten wie in ganz Italien ſo auch in Neapel manchen Anklang gefunden. Don Pedro glaubte ſich zu ernſtlichen Maßregeln genöthigt um dem Kaiſer ſowol wie dem Papſte Paul III genug zu thun. Er verſuchte die Einführung der ſpaniſchen Inquiſizion. Ob der Gedanke von ihm oder von Andern ausging, iſt nie klar geworden denn der Vicekönig hat ſich in der ganzen Angelegenheit doppelzüngig benommen. Der Name allein der ſpaniſchen Inquiſizion ſetzte die Neapolitaner in Schrecken. Schwerlich machten ſie ſich von dem Weſen derſelben wodurch Volk, Adel, Clerus auf gleiche Weiſe der Aufſicht unterworfen wurden, einen ganz klaren Begriff, aber ſie

ſahen ſehr gut ein daß die Inquiſizion eine politiſche Waffe war. Ein Zeitgenoſſe, Camillo Porzio, hat Gründe und Vorgänge unparteiiſcher und billiger dargeſtellt als irgend ein Anderer. „Die lutheriſchen Meinungen, ſagt er,[20] hatten in Neapel ſo wenige angeſteckt daß man ſie zählen konnte. Es herrſcht nun aber unter den Bewohnern des Reichs viel Haß und Feindſchaft, und es gibt Viele die um ein gering Stück Geld bereit ſind falſch Zeugniß zu geben. Ueberdies wußten die Neapolitaner ihren König ferne und in immerwährender Geldnoth, und ſie erachteten ſeine Beamten käuflich und unwahr, ſo daß beim erſten Nennen der Inquiſizion das Volk der Anſicht war, der Vicekönig wolle nicht aus Eifer für den Glauben dies Tribunal einſetzen, ſondern um den Unterthanen einen Fallſtrick zu legen und ſie des Ihrigen zu berauben. Und zu dieſem Glauben geſellte ſich dann die Erbitterung: denn ſie meinten das ſei ein ſchlimmer Lohn für ihre Freigebigkeit gegen den Kaiſer, dem ſie bei verſchiedenen Anläſſen ſchon gegen zwanzig Millionen Goldes beigeſteuert hatten.“

Ein päpſtliches Breve übertrug den Dominikanern die Inquiſizion. Die Munizipal-Verordneten erſuchten den Vicekönig, die Ausführung des Breves zu hindern: ſeine Antwort war, das Breve ſei ihm unbekannt, aber die Verbreitung lutheriſcher Lehren erheiſche irgend eine Abhülfe. Dieſe Antwort mehrte die Beſorgniß ebenſo-

ſehr wie ſeine Verhandlungen mit dem päpſtlichen Vicar: er zeigte ſich geneigt die Inquiſizion zuzulaſſen wenn man einen Laien-Richter dabei zuließe; dazu war aber die Geiſtlichkeit nicht zu bewegen. Der Regens des Obertribunals der Vicarie begann unterdeß eine Inquiſizion auf eigene Hand, indem er den mit der Handhabung der Polizei beauftragten Straßen-Hauptleuten befahl, ihm Liſten aller Einwohner einzuhändigen und zugleich über ihren chriſtlichen Lebenswandel zu berichten. Das ertrug das Volk nicht. Es war wenig davon berührt worden, daß der Vicekönig eine ſtrenge Büchercenſur eingeführt, daß er das Wiederauflegen von theologiſchen Schriften, die ſeit zwanzig Jahren verbreitet waren, unterſagt, daß er die literariſchen Akademien des Adels, die ſich nach dem Muſter anderer italieniſchen Städte gebildet, zu ſchließen befohlen und beſonders jede Disputation über theologiſche Gegenſtände verboten hatte. Aber die häusliche Spürerei regte es auf. Die Popolanen griffen zu den Waffen. Don Pedro, der meiſt in Pozzuoli verweilte, mußte von ihren Abgeſandten vernehmen, ſie wollten keine andere Inquiſizion als die kanoniſche und würden ſich an den Kaiſer wenden — weigere ſich der Vicekönig ſie zu unterſtützen, ſo würden ſie andere Wege finden. Die Stadt, ſo ſprach einer der Deputirten, erklärt, wenn Eure Excellenz auch wolle, ſo wolle ſie doch nicht.[21] Nun ward Toledo beſorgt. Seine Abgeordneten erklärten

den im Kloſter San Lorenzo verſammelten Deputirten der Munizipalität, er werde die Sache ruhen laſſen, kehre das Volk zum Gehorſam zurück. Einen Augenblick ſchien Alles beruhigt, aber bald brach der Tumult aufs neue und viel heftiger aus, weil der Vicekönig gegen die Häupter des Aufſtandes einſchreiten ließ. Er konnte es in ſeinem Stolze nicht ertragen, zum Nachgeben gegen das Volk genöthigt worden zu ſein.

Am 21. Mai 1547 las man an dem Thore der Domkirche ein neues Edikt welches die Einſetzung des verhaßten Gerichts verkündete. Alles lief zu den Waffen. Der Deputirte des Bürgerſtands bei der Munizipalität, welchen man nicht mit Unrecht im Intereſſe des Vicekönigs vermuthete, ward tumultuariſch abgeſetzt und ein entſchiedener Popolan, Giovan Paſquale da Seſſa, an deſſen Stelle ernannt. Der vormalige Deputirte und ſeine Anhänger wurden zu Vaterlands-Verräthern erklärt. Alles war im Aufſtand. Auf dieſe Nachricht ritt Don Pedro de Toledo, aufs äußerſte erzürnt, in die Stadt, und bedrohte Alle die ſich bei den Unruhen betheiligt mit ſchärfſter Ahndung. Es fruchtete nichts. Bis dahin hatte der Aufſtand ſich auf das niedere Volk beſchränkt: nun begann auch der Adel daran theilzunehmen. Es war von jeher des Vicekönigs Beſtreben geweſen, Adel und Volk zu trennen: indem er den erſtern herabdrückte glaubte er letzteres zu gewinnen. Nun vereinten ſich beide gegen ihn. Ferrante Carafa

Marcheſe von Lucido rettete einen der Parteigänger des Volks aus den Händen der Juſtiz indem er ihn hinter ſich aufs Pferd nahm: er hieß Tommaſo Anello von Sorrent und hat ſich in der Geſchichte dieſes Aufſtandes einen Namen gemacht welcher hundert Jahre ſpäter bei ähnlichem aber noch unweit ernſtern Anlaß wieder auftauchte. Zwei andere Edelleute aus vornehmſten Familien, Giovan Francesco Caracciolo, Johanniterprior von Bari, und Ceſare Mormile ſtellten ſich an die Spitze. Da der Vicekönig ſpaniſches Fußvolk von Pozzuoli in die Stadt rücken ließ, kam es in den Umgebungen des Caſtelnuovo zwiſchen ihnen und dem Volk zu blutigem Kampfe. Der Vicekönig ritt ſelbſt mit einer bewaffneten Schaar durch die Stadt: keine Hand regte ſich ihn zu grüßen. Er ließ drei junge Männer hinrichten die Tags zuvor verhaftet worden waren: der Grimm der Maſſen ſteigerte ſich. Denn es glich einem Akt der Rache nicht der Gerechtigkeit. Don Pedro war ſo gereizt, daß ſeine Augen Funken ſprühten.

Doch es ſollte noch ſchlimmer kommen. Toledo ſandte eine Compagnie aus, Ceſare Mormile und die übrigen Häupter gefangenzunehmen. Da rief die Glocke von San Lorenzo zu den Waffen und zur Berathung. In ſtürmiſcher Sitzung ward beſchloſſen, dem Vicekönig die Obedienz zu verweigern, eine Union zwiſchen Adel und Volk zu bilden, Botſchafter an den Kaiſer zu ſenden. Die Botſchafter waren Don Ferrante Sanſeverino

Fürſt von Salerno, der erſte Edelmann des Reiches, und Placido di Sangro. Und nun ſollte die Union gefeiert werden. Das Volk ging um die große Glocke von San Lorenzo zu läuten, ſo ſehr ſich auch die Deputirten beſtrebten es davon zurückzuhalten weil ſie fürchteten es könne als Rebellion gedeutet werden. Aber das Waffengeklirr hatte die Menge ſo ſchwerhörig gemacht daß ſie auf ſolche Juriſten-Spitzfindigkeiten nicht achtete und einen der Deputirten, Marino Roſſo beinahe von der Höhe des Thurmes herabgeworfen hätte. Banner mit dem kaiſerlichen Adler wurden auf dem Glockenthurm aufgepflanzt, und eine zahlloſe Menge ſammelte ſich in den Straßen. Der Marcheſe von Pescara, noch Kind, trug das Crucifix voraus, und der gewaltige Zug bewegte ſich durch die Straßen Neapels, Adelige und Popolanen ohne Unterſchied miteinander vereint, Arme und Reiche, Titulirte und Nichttitulirte, und es erſcholl der Ruf: Union, Union, im Dienſte Gottes, des Kaiſers und der Stadt! Verräther ward genannt wer nicht beitrat.[32]

Don Pedro ſuchte zwar guter Dinge zu ſcheinen. Zu den Botſchaftern die ſich bei ihm beurlaubten ſagte er: „Geht ihr der Inquiſizion wegen, ſo iſt's unnöthig, denn ich verſpreche euch ſie nicht einzuführen, und gebe euch mein Wort ein kaiſerlich Privilegium zu erwirken; geht ihr aber Böſes von mir zu berichten, nun ſo reiſet mit Gottes Segen.“ Und auf die Nachricht von

der verweigerten Obedienz sprach er lachend zu seiner Umgebung: „Meine Herren, wir wollen uns jetzt die Zeit vertreiben gehn, denn ich habe keine Geschäfte seit ich nicht mehr Vicekönig von Neapel bin.“ Und als die Einigung bekannt ward: „Wie thut mir's leid daß nicht auch ich in diese heilige Union eintreten kann!“ Aber im Grunde des Herzens war er äußerst besorgt, und die Einigung zwischen Adel und Volk beunruhigte ihn sehr weil er fürchtete, sie würden ihre Kraft kennen lernen und in offner Rebellion vernichten was er und seine Vorgänger auf der Grundlage künstlich unterhaltenen Zwiespalts der Stände aufzuführen versucht hatten.

Andrerseits aber gab sich bei diesen Vorfällen die karakteristische Scheu des neapolitanischen Volkes kund, sich der Rebellion schuldig zu machen. Auf dem San Lorenzo-Thurme wehte wie gesagt das Banner mit dem zweiköpfigen Reichsadler; ihr Feldgeschrei war: Reich und Spanien! und: Es lebe der Kaiser — Tod der Inquisizion! der Aufstand nahm darum doch seinen Verlauf. In den Straßen kam es zu neuem viel grausamern Kampfe. Die Spanier drangen von den Castellen aus bis in die obern Stadttheile vor: das Volk verschanzte sich auf den günstigsten Punkten. Man hatte gegenseitig gerüstet und sich verstärkt: über zwanzigtausend in den Waffen Geübte schlugen sich auf Seiten der Bürger. Die Artillerie der Castelle donnerte wider die Stadt: schon wollte das Volk das in San Lorenzo

ſtehende ſtädtiſche Geſchütz gegen das Caſtelnuovo richten. Noch aber ward es von den Deputirten daran gehindert. Unterdeß herrſchte die größte Verwirrung, die Gerichtsverhandlungen und die meiſten Geſchäfte ſtockten, in jedem Augenblick wurden Buden und Magazine geſchloſſen, Abenteurer aller Art füllten die Straßen, wer am meiſten lärmte und prahlte hatte den meiſten Zulauf, viele der Vornehmen und der beſten Bürger flohen aus der verwilderten Stadt. Der Widerſtand gegen den Vicekönig war aus gerechten Gründen entſprungen, aber die Grenze zwiſchen legitimem Widerſtand und revoluzionären Unordnungen iſt ſo leicht überſchritten!

Endlich kehrte Placido di Sangro von Nürnberg zurück wo er den Kaiſer getroffen hatte, zu dem von Seiten Toledo's der Spanier Marcheſe della Valle, Caſtellan des Caſtelnuovo, geſandt worden war um dem Eindruck der Vorſtellungen der Stadt entgegenzuwirken. Der Beſcheid Carls V war: die Stadt ſolle die Waffen niederlegen, dann werde er ihrer Fehle nicht gedenken. Die Einführung der Inquiſizion habe er nie im Sinne gehabt. Es ſchien dem Volke hart ſich waffenlos in die Gewalt eines bewaffneten Feindes zu begeben, denn ein ſolcher ſchien ihm der Vicekönig. Aber es unterwarf ſich. Die meiſten Waffen wurden ins Caſtelnuovo gebracht: viele fehlten, doch Toledo drückte ein Auge zu. Es mogte ihm ſcheinen er komme leichten Kaufes

davon. Er ertheilte den Gerichten den kaiſerlichen Befehl daß gegen keinen wegen der vorhergegangenen Tumulte eingeſchritten werden ſollte, aber am nächſten Tage wurden Sechsunddreißig von der Amneſtie ausgeſchloſſen, und der Prior von Bari, Ceſare Mormile und Giovanni da Seſſa ſollten den Aufſtand mit dem Tode büßen. Gewarnt flohen ſie; eines einzigen Mannes Blut floß. Der Vicekönig entfernte dann die Truppen wieder aus der Stadt. Ueber zweitauſend Menſchen hatten das Leben verloren, über hundert und funfzig Wohnungen und ſonſtige Gebäude waren zu Grunde gerichtet worden, unermeßliche Verluſte hatten während eines mehrmonatlichen Kampfes die Stadt betroffen. Der Kaiſer beſtätigte ihr feierlichſt den Titel der „Allergetreueſten", legte ihr aber zugleich eine Geldbuße von hunderttauſend Ducaten auf.[23] Der Fürſt von Salern blieb noch eine Zeitlang am Hofe, wurde dann aber durch die Ungunſt des Kaiſers, durch Toledo's Verfolgung und durch eigenen Leichtſinn und Raſtloſigkeit in eine Rebellion getrieben die mit dem Verluſt ſeines reichen Erbes, mit wenig rühmlichen Kriegsthaten im Dienſte Frankreichs und Bunde mit den Osmanen, und nach manchen und ſchlimmen Verirrungen mit dem Tode im Exil endete. Bei der Kunde von ſeiner Flucht bemerkte der Vicekönig: Man ſagt Don Ferrante Sanſeverino habe dem Kaiſer viele Dienſte geleiſtet —

der beste Dienst ist, daß er ihm einen so schönen Besitz wie Salerno geschenkt hat.

Don Pedro de Toledo blieb bis zum Ende seines Lebens im Besitz seiner Würde — kein Vicekönig hat viel über die Hälfte dieser Zeit seine Stelle bewahrt. Es hatte nie an Ränken gegen ihn gefehlt, denn der neapolitanische Adel that Alles ihn zu stürzen. Der Fürst von Salern und der durch seine Kriegsthaten berühmte Marchese del Vasto standen lange an der Spitze der Opposizion. Als Toledo im Herbste 1535 den von dem Feldzuge gegen Tunis zurückkehrenden Kaiser in Neapel empfing, sagte dieser zu ihm: „Don Pedro, ihr seid nicht so stark geworden als man mir berichtet hatte." „Ich weiß schon, erwiederte dieser, daß man mich Ew. Majestät als ein Ungeheuer geschildert hat." Aber keine Anklagen vermogten etwas beim Kaiser, welcher Toledo's Dienste, die Vertheidigung des Reiches, dessen innere Umgestaltung wie die reichliche Unterstützung bei den Kriegen gegen Frankreich und den schmalkaldischen Bund wohl zu würdigen wußte. Toledo war es auch, der Neapels Krone auf Carls Haupte befestigte. Er war schon leidend als der Kaiser ihm den Oberbefehl über das Heer übertrug, welches im Vereine mit den Schaaren Cosimo's de' Medici Herzogs von Florenz, des Tochtermanns des Vicekönigs, die Republik Siena welche sich gegen die kaiserliche Herrschaft aufgelehnt, und die spanische Besatzung vertrieben hatte

zur Unterwerfung zwingen sollte. In Livorno erkrankte er an einer Bruſtentzündung: die Aerzte argumentirten, das Uebel komme daher, weil Livorno, das unter dem Einfluſſe Neptuns ſtehe, zu dem Clima Pozzuoli's, welches die Herrſchaft Vulcans anerkenne, einen zu ſchroffen Gegenſatz bilde. Man brachte den Kranken erſt nach Piſa dann nach Florenz, wo er am 22. Februar 1553 verſchied.

Kein anderer Vicekönig hat ſolche Autorität gehabt wie Don Pedro de Toledo. Er hinterließ Neapel als ſpaniſche Provinz, der Formen ungeachtet unter eiſernem Joche. Der Vicekönig, unterſtützt von Wenigen, zum Theil Spaniern, die ganz von ihm abhingen, regierte, je nach ſeiner Perſönlichkeit mehr ſelbſtſtändig oder mehr abhängig von den Miniſtern des Königs. Die Caſtellaneien der Feſtungen und Burgen wie die übrigen wichtigſten Militairpoſten waren Spaniern anvertraut; mehr und mehr ſetzten ſich Spanier in den Aemtern wie unter dem einheimiſchen Adel feſt. Die Umgeſtaltung des Verwaltungsweſens hatte unter Ferdinand dem Katholiſchen begonnen und war ſchon von vornherein durch die Abweſenheit der Souveräne bedingt. Doch erſt allmälig bildeten ſich die neuen Formen aus, die gleich denen des neuen Juſtizweſens unter Toledo zur Vollendung gelangten. Des Königs Eiferſucht und Mistrauen gegen Gonſalvo de Cordova ſoll den erſten Anlaß zur Einſetzung des oberſten Staats-

raths gegeben haben, der unter dem Namen des Consiglio collaterale die höchste Behörde unter dem Vicekönige bildete. Aber unter den Königen aus dem Hause Aragon findet sich schon eine ähnliche Institution wie sie denn auch in der Natur der Dinge liegt. Als Ferdinand im Jahre 1506 Neapel besuchte, führte er zwei Mitglieder des obersten Raths von Aragon, Lone und Malferit, mit sich die ihm als Regenten der Kanzlei, wie man sie nannte, bei allen legislativen Arbeiten und Bekanntmachungen zur Seite standen und bei seiner Abreise durch einen Catalanen und einen Sizilianer ersetzt wurden. Sie bildeten unter dem Vorsitz des Vicekönigs die oberste gesetzgebende Behörde; ein Spanier war ihnen als Geheimschreiber beigegeben. Zu Anfang der Regierung Carls V wurde ein dritter Regens ernannt welcher immer ein Neapolitaner sein sollte, und da der Kaiser, abwesend und von Land zu Land, von Ort zu Ort ziehend, diesen bei sich behielt um die neapolitanischen Angelegenheiten mit ihm zu verhandeln, so schuf man eine vierte Regentenstelle welche für den Abwesenden Ersatz leisten sollte. Schon Ferdinand der Katholische hatte einen neapolitanischen Rechtsgelehrten bei sich gehabt der indeß nicht zu dem mehrgedachten Rath gehörte.

So blieb es während der Regierung Carls V, und erst König Filipp II brachte diese Institution zum völligen Abschluß. Die Vereinigung des Herzogthums

Mailand mit der spanischen Monarchie gab den Anlaß zur Einsetzung eines in Madrid residirenden Ministeriums für die italienischen Angelegenheiten, des Consejo de Italia, welcher die Summe der Geschäfte in Händen hielt und die Theilung der spanischen Monarchie überlebte, indem er von Carl VI auch in Wien beibehalten auf die Wendung der Geschicke im italienischen Süden einen Einfluß übte, dessen Nachtheile man erst erkannte als es zu spät war.[24] Außer mehren Spaniern saßen in diesem Rath die Mitglieder für Neapel (zweie), Sizilien und Mailand; von hier aus wurden die italienischen Provinzen eigentlich regiert und die Vicekönige mit ihrem Collateralrath, wenn nicht gerade eine ausgezeichnete Persönlichkeit ihre Stellung wesentlich änderte, waren im Allgemeinen ungeachtet ihrer ausgedehnten Befugnisse nicht viel mehr als Vollstrecker der ihnen von Madrid zugehenden Befehle. Die Zahl der Mitglieder des neapolitanischen Collateral- oder Statthalterei-Rathes war so mit der Zeit auf fünf gemehrt worden. Sie waren theils Spanier theils Neapolitaner. Den Vorschlag zur Ernennung des einen derselben nahm jedesmal die Krone Aragon in Anspruch weil Neapel als speziell-aragonische Dependenz galt. Die Autorität der Regenten war groß und ihre Würde angesehen. Starb der Vicekönig in Neapel so übernahmen sie die Regierung. Der Geheimschreiber des Collateralraths bekam den Titel des Secretärs des

Reiches und hatte als solcher bei legislativen Arbeiten wie bei den Parlamenten eine wichtige Stellung.

Während die Befugnisse der großen Reichs- und Hofämter, welche ihren Ursprung meist auf die Normannenzeit zurückführten, durch diese neue Institution großentheils absorbirt wurden so daß dieselben nicht viel mehr denn bloße Titel blieben, wurde die Verwaltung mehr und mehr in den Händen des Vicekönigs conzentrirt. In seinem Palaste befanden sich die beiden Secretariate der Justiz und des Krieges durch welche die Vorlage der Geschäfte an den Collateralrath bewerkstelligt wurde. Ueberdies die Scrivania di razione, das Secretariat für die Finanzen, von welchem alle Gehalt- und Soldzahlungen wie sonstige Zahlungen für das Kriegswesen ausgingen, unter oberer Aufsicht des Tribunals der königlichen Kammer. Sodann der Schatz, dessen Verwaltung gleichfalls vom gedachten Tribunal abhängig war, und das General-Auditoriat der Armee. Es war ein vollständiges Ministerium welches im vicekönigliche Palaste eingerichtet war, und dessen Mitglieder großentheils Spanier waren wie z. B. immer die Secretäre für Justiz und Krieg.

Die Reform der Justizverwaltung ging, wie bereits erwähnt worden ist, von Don Pedro de Toledo aus. Drei waren die großen Gerichtshöfe Neapels, der heilige Rath (sacro Consiglio) von Santa Chiara, so nach seiner Residenz in dem gleichnamigen Kloster

gebeißen, der Hof der Vicarie und das Tribunal der königlichen Kammer. Dem erſten waren die Civilprozeſſe zugetheilt, die er bis zur dritten Inſtanz entſchied; fünfzehn Räthe bildeten ihn, zehn Italiener und fünf Spanier, deren einer den Titel eines Präſidenten führte und welche ſich in drei Kammern theilten. Der Hof der Vicarie beſtand aus zwei Abtheilungen, dem oberſten Criminalgericht mit vier Richtern, und dem Appellhof für Civilprozeſſe mit dreien. Dem königlichen Kammergericht der Sommaria fielen alle Fiscalſachen zu, ſie mogten civiler oder peinlicher Gattung ſein. Das wichtige Amt des Luogotenente der Kammer war ein lebenslängliches. Dieſe drei Gerichtshöfe vereinigte Toledo im umgebauten Caſtel Capuano, deſſen Bogenhallen in Säle verwandelt, deſſen Erdgeſchoß Gefängniſſe wurden, und wo von da an der Präſident von Santa Chiara, der Regens der Vicarie und der Statthalter der Kammer ihre Wohnung erhielten. Sieben Gerichte erſter Inſtanz ſtanden in der Hauptſtadt unter dem Hofe der Vicarie. Die Juſtizverwaltung der Provinzen wurde zu gleicher Zeit neugeordnet. Sechs Governatoren mit dem Titel von Vicarien ſprachen in den zwölf Provinzen Recht; jeder hatte zwei Beiſitzer, einen Advocaten und einen Fiscalprocurator. Sie bildeten die zweite Inſtanz für die Untergerichte der Capitäne welche unter Zuziehung eines Rechtsdoctors in allen Provinzialorten, mogten ſie königliche oder baronale

ſein, in Civil- und Criminaldingen Recht ſprachen. Zur nochmaligen Appellation und Caſſation mußten die Prozeſſe nach der Hauptſtadt kommen.[25]

Solcherart war die äußere Verfaſſung des Gerichtsweſens: wie aber ſtand es mit dem Geiſte? Hören wir was Girolamo Lippomano darüber ſagt, welcher 22 Jahre nach Toledo's Tode ausführlichen Bericht über die Sendung erſtattete, die der Senat von Venedig ihm an den Sieger von Lepanto, Don Juan d'Auſtria, anvertraut hatte. „Die meiſten Aemter welche der katholiſche König im neapolitaniſchen Reiche verleiht, namentlich die der großen Conſilien, gibt er nur an Leute welche ihm durch die Vicekönige als tauglich vorgeſchlagen werden. Entſteht alſo Wettkampf unter Nebenbuhlern ſo koſten ſolche Aemter bedeutende Summen: iſt z. B. der Ertrag auf Lebenszeit etwa 600 Scudi, ſo muß man, wie's allgemein heißt, 3—400 zahlen. So iſt es auch mit den Richterſtellen in den Provinzen beſchaffen welche dem Vicekönig (damals Marcheſe Mondejar) jährlich viele tauſend auswerfen würden, wollte er's machen wie ſein Vorgänger Cardinal Granvella. Die Barone treiben's in dieſer Hinſicht noch ſchlimmer auf den ihnen unterworfenen Ländereien, und verkaufen die Aemter an Leute welche die armen Unterthanen lebendig ſchinden. So kommt's daß im Durchſchnitt im ganzen Reich die Juſtiz verkauft wird, und daß die Capitäne, indem ſie ſich mit den Syndiken der Städte verſtehn, die un-

glücklichen Ortschaften samt und sonders zu Grunde richten. Diese sind aber so mit Schulden überhäuft, daß es kein Mittel giebt die Peiniger los zu werden. Wären diese Schulden nicht so drückend und wäre die Verwaltung besser, so würden die Abgaben, ordentliche und außerordentliche, dem Volke nicht so zur Last sein, und es würde nicht vorkommen, daß die Protectoren der Provinzen, welche den von Ew. Serenität in die verschiedenen Städte gesandten Camarlinghi ähnlich sind, die Dächer der Häuser abdecken und die Balken verkaufen lassen um die königlichen Abgaben einzutreiben. Das ist ein wahrhaft grausames Verfahren welches die Leute zur Verzweiflung treibt und ins Land hinaussagt wo sie sich dann mit Rauben abgeben. Daher kommt es daß das Land voll Straßenräuber und Mörder ist, obgleich ich ohne Scheu sage daß in Neapel mehr Leute hingerichtet und auf die Galeeren geschickt werden, als im ganzen übrigen Italien und Spanien zusammengerechnet. In den wichtigeren Angelegenheiten, namentlich wenn sie vor den Vicekönig kommen, wird das Recht wohl gehandhabt. Besonders wenn es sich um Vornehme handelt, welche Geringere zu unterdrücken suchen. Da helfen den Marchesen, Herzogen und Fürsten ihre Privilegien nicht: sie werden wegen Schulden verhaftet und man gibt ihnen die Folter in peinlichen Fällen, und dies mit größerer Strenge als es bei geringen Leuten geschieht. Der Grund liegt darin daß man den

Adel zu erniedrigen ſtrebt und Andern ein Beiſpiel geben will, aber auch in dem Umſtande daß das Juſtizverfahren gegen die Vornehmen dem Fiscus für König, Vicekönig und Beamte reiche Frucht trägt. Die Welt glaubt aber dabei, in Neapel ſei die Juſtiz dieſelbe für Groß und Klein. Ein großer Uebelſtand iſt noch, daß aus Menſchengunſt viele Verhaftungen vorgenommen werden, was nicht geſchehn könnte verführe man nur auf glaubwürdige Angaben hin. Und für die geringſte Schuld werden ſaumſelige Zahler eingeſteckt, wobei dann immer 10 Procent ans Gericht gehn. Da hilft denn kein Aſil, ſo wenig wie in peinlichen Fällen."

Neunzehn Vicekönige und Generalſtatthalter regierten in Neapel unter den Königen Filipp II und III. Es waren berühmte Namen, es waren Männer von Verdienſt und gutem Willen darunter. An den Einzelnen lag es nicht daß der Zuſtand des Landes trauriger und trauriger ward. Es lag an der Perſönlichkeit der Herrſcher, an den allgemeinen Verhältniſſen der ſpaniſchen Monarchie, an dem Syſtem welches die Provinzen nicht nach Maßgabe ihrer ſpeziellen Bedürfniſſe behandelte ſondern lediglich als Mittel für die Zwecke der allgemeinen ſpaniſchen Politik betrachtete. Es lag endlich an dem allmäligen aber unaufhaltſamen Sinken der ſpaniſchen Macht. Von allen Kriegen zu denen Neapel Geld und Menſchen hergeben mußte, ging ein einziger das Königreich ſelber an, und auch dieſer eine

es lediglich seiner Beziehungen zu Spanien wegen. Es war der Krieg mit Papst Paul IV welchen der Herzog von Alba führte, und der, seiner merkwürdigen Umstände und Anlässe halber, mehr von sich reden gemacht hat als seine geringe militärische Wichtigkeit verdient. Im Verlaufe dieser Darstellung wird von diesem Kriege noch ausführlich die Rede sein. Der Kampf gegen die Osmanische Macht führte zu dem so glänzenden wie wenig erfolgreichen Siege von Lepanto, nach welchem Don Juan d'Austria am 18. November 1572 seinen festlichen Einzug in Neapel hielt. Der Abfall der vereinigten Niederlande und die Eroberung Portugals nahmen auch die Hülfsquellen des neapolitanischen Reiches um so mehr in Anspruch, als die spanischen Finanzen immer tiefer in Verfall geriethen. Während der französischen Religionskriege unter den letzten Königen aus dem Hause Valois hatte Frankreich sein Gewicht in den europäischen Angelegenheiten nicht wie sonst geltend machen können: mit Heinrich IV aber lebte die alte Rivalität der beiden Nachbarstaaten auf. In demselben Maße wie Spanien sank, namentlich seit Filipp II im Jahre 1598 nach vierundvierzigjähriger Regierung verschieden war, hob sich die französische Macht.

Die Zustände im Königreiche wurden unterdessen immer trauriger. Manche Anlässe zu Unordnungen und Misbräuchen hingen nicht von dem Willen der Regierenden ab. Dazu gehörten vorerst die Strei-

tigkeiten mit dem römiſchen Hofe wegen der geiſtlichen Jurisdiction. Das eigenthümliche Verhältniß Neapels als Lehen der Kirche hatte ſchon unter den Anjou's und Aragoneſen manche Verwicklungen veranlaßt: unter den Vicekönigen wurden dieſe immer ſchlimmer. Zur Zeit Toledo's fiel der Kampf gegen die Inquiſizion vor, welcher ſich unter andern Formen noch während der ganzen Regierung Filipps II fortſpann. Dann kamen die heftigen Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog von Alba und Paul IV, welcher den König der Krone verluſtig erklärte. Hierauf die Mißhelligkeiten wegen der Gerichtsbarkeit des von Leo X eingeſetzten Tribunals der Fabbrica di S. Pietro, welches namentlich in Erbſchafts- und Legat-Angelegenheiten viele Anſprüche erhob. Der Herzog von Alcalà, der ältere dieſes Namens, einer der verdienſtvollſten Männer welche die vicekönigliche Würde bekleidet haben, kämpfte zwölf Jahre hindurch für die königliche Prärogative gegen die geiſtliche Jurisdiction. Es handelte ſich um die Annahme und Publication der Beſchlüſſe des Tridentiner Conzils, denen die Krone Spanien gleich mehren andern Staaten wegen der Decrete hinſichtlich der Disziplin und der Befugniſſe der königlichen Autorität das Exequatur verweigerte; um die Bekanntmachung der Bulle In Cöna Domini Pius' V; um das Regium Exequatur, ohne welches keine päpſtlichen Bullen oder Breven Gültigkeit haben

ſollten; um die Gerichtsbarkeit in den ſogenannten gemiſchten Fällen zwiſchen geiſtlichen Perſonen und Inſtituten und Laien, und das an die Laien erlaſſene Verbot vor den vom Papſte ins Reich geſandten apoſtoliſchen Viſitatoren zu erſcheinen; um den königlichen Antheil an dem von der Geiſtlichkeit eingeforderten Zehnten; um die Anſprüche des Clerus auf Execution der Letztwillens-Verfügungen, und mehre andere ſtreitige Punkte welche mehr denn einmal die Sendung von Cardinal-Legaten nach Neapel, außer den dort reſidirenden Nunzien, und von königlichen Abgeordneten nach Rom veranlaßten, ohne daß Einigung erzielt worden wäre. Während aller dieſer Jurisdictionszwiſte mehrte ſich übrigens der Einfluß der Geiſtlichkeit bedeutend. Unter Carl V hatte die Errichtung mancher neuen Bisthümer ſtattgefunden und der Kaiſer hatte ſich mit Papſt Clemens VII hinſichtlich des Präſentationsrechts verſtändigt welches theils dem Souverän theils dem heiligen Stuhl zugeſtanden ward. Dann mehrten ſich die geiſtlichen Orden: während die älteren wie Dominikaner, Camaldulenſer, Kapuziner, Serviten ihre Klöſter ausdehnten, faßten neue feſten Fuß neben ihnen. Es waren die Theatiner, welche einem Neapolitaner Gian Pietro Caraſa, nachmals Papſt Paul IV, ihren Urſprung verdankten, die Jeſuiten welche der Pater Alfons Salmeron im Jahre 1531 einführte, die Karmeliter-Baarfüßer ſpaniſcher Reform, die Thereſianerinnen

derſelben Regel, die Fratelli della Carità des Portugieſen Johannes de Deo, die regulären Kleriker des Girolamo Emiliani die man gemeinhin Somasken nennt, die Oratorianer des heiligen Filippo Neri. Alle dieſe erbauten ſich in Neapel Kirchen und Klöſter.[2]

Die Zuſtände des Militärweſens wurden mehr durch die allgemeinen Verhältniſſe der Monarchie als durch die beſondern des Königreichs bedingt, denn Spanien zog fortwährend nicht nur Geld ſondern auch Truppen aus demſelben an ſich. So war es namentlich bei der zweiten mislungenen Expedizion gegen Tunis, bei dem Feldzuge gegen Siena, bei dem portugieſiſchen Nachfolgekriege der Fall. Die neapolitaniſchen Truppen, von neapolitaniſchen Edelleuten befehligt, kämpften in der Lombardei, in Spanien, in den Niederlanden, in Teutſchland: im Königreiche lagen dagegen meiſt fremde Beſatzungen, Spanier, Wallonen, Teutſche. Der Herzog von Alcalà ſtiftete eine Nazionaltruppe die man die beſtändige Bataillons-Miliz nannte: die Communen wurden angehalten, für je hundert Fuochi vier Füßer und einen Reiter zu ſtellen; man brachte ſie auf dreißigtauſend Mann die nur in Kriegszeit Sold erhielten, dafür aber im Frieden gewiſſer Freiheiten genoſſen. Sie ſollten nur im Inlande dienen, wurden aber auch im Auslande gebraucht, wobei es dann freilich wol vorkam daß ſie nicht marſchiren wollten, wie unter dem Herzog von Arcos. Es

geschah auch wol daß man sie entlassen mußte, weil sie das Feld zu bestellen hatten. Im Jahre 1612 berechnete man im Königreich siebenundzwanzig Compagnien spanischen Fußvolks, sechszehn Compagnien schwerer Reiterei (Gensdarmen) und vier Compagnien leichter Reiter, alle Einheimische, eine Compagnie Arquebusiers zu Pferde; daneben die Besatzungen der Castelle, die Local-Milizen, die teutschen Wachen und die Artillerie. Neben diesen eine Art Nobelgarde zu Pferde, 3 Continui genannt, hundert Edelleute halb Spanier halb Italiener, zu des Vicekönigs persönlichem Dienst und Geleit. Der ganze Militär-Etat kostete damals etwas über achthunderttausend Ducaten worin indeß die Kosten der unaufhörlichen Truppensendungen nach Spanien und den Provinzen nicht miteinbegriffen waren. Und diese Kosten steigerten sich in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr.[27] Welcherart das Betragen und die Mannszucht der einheimischen Truppen waren, und wie man sie in Zeiten des Bedarfs recrutirte, wird später noch durch manche Beispiele erläutert werden. Wie sie aussahen, schildert am anschaulichsten ein Bericht eines Agenten Ferdinands I von Toscana. Heute, schreibt dieser am 6. Januar 1601, wurden sechs Compagnien Soldaten eingeschifft und zwar in so jammervoller Verfassung daß man, bevor sie nach Gaeta oder Genua kommen, sie meist als Leichen ins Meer wird werfen müssen. Seine Hoheit

würde gelacht haben über solchen Aufzug. Der Eine war, mit Verlaub zu sagen, ohne Hemde, der Andere ohne Schuhe, denn sie hatten Alles verkauft, um den Hunger zu stillen. Manche waren dermaßen abgemagert, daß sie, statt Büchse und Degen an der Seite zu tragen, sich deren als Stützen hätten bedienen müssen. Man sagt sich hier ins Ohr daß diese Leute, so viel deren ihren Bestimmungsort erreichen, zu den Franzosen übergehen werden weil man ihnen keinen Sold auszahlt.“

Die Persönlichkeit der Vicekönige mußte natürlich auf alle Verhältnisse entscheidenden Einfluß üben, denn Spanien ließ ihnen im Detail der Regierung ziemlich freie Hand. Der Eine war verschwenderisch, der Andere geizig; der Eine liebte Pracht und Aufwand, der Andere Zurückgezogenheit; der Eine dachte nur an den Krieg, der Andere an die innern Angelegenheiten; der Eine war stolz, der Andere leutselig. Don Pedro de Toledo hatte dem freien Geiste der Studien Fesseln angelegt und die Entwicklung der Wissenschaften und Poesie, welche unter den aragonesischen Königen so bemerkenswerth gewesen, dann aber durch dreißig Kriegsjahre unterbrochen worden war, aufs neue zurückgedrängt. Der Graf von Lemos förderte Universität und Akademien und wenn auch viel Aeußerliches dabei war, trug er doch wesentlich dazu bei daß die höhern Stände wieder Antheil nahmen am wissenschaftlichen Leben, die Gelehrten

eine angesehenere Stellung erlangten und Forschungen und Arbeiten mancher Art unternommen wurden, deren Früchte noch der Jetztzeit zu Gute kommen. Der ältere Herzog von Alcalà, wie gesagt einer der besten Vicekönige welche Neapel gehabt hat, ließ es zu, daß die Waldenser Gemeinden in Calabrien mit einer Grausamkeit vertilgt wurden, von der selbst die strengkatholischen Berichterstatter sagen, es sei schaudererregend nur daran zu denken. Wie eine Hammelheerde habe man die Leute abgeschlachtet.

Der Marchese von Mondejar hielt so sehr auf das Ceremoniel und spanische „Sussiego", wie die Italiener mit fremdem Wort die ihnen von Natur fremde Förmlichkeit zu nennen pflegten, daß ein vornehmer Mann der zu ihm gegangen war, äußerte er habe den Vicekönig von Neapel zu finden geglaubt, sei aber vor dem König von Spanien gewesen. Dabei lebte er äußerst zurückgezogen: er hat Grund Reichthümer zu sammeln, bemerkt der venezianische Botschafter, denn er hat sieben Söhne und eine Tochter; durch „gute Verwaltung" hatte er aber auch schon sein Einkommen von vier auf vierzigtausend Ducaten gebracht. [29] Der erste Herzog von Ossuna hatte nicht den Muth gegen einen Haufen von dreihundert des niedrigsten Pöbels einzuschreiten welche bei einem Auflauf wegen Theurung des Brodes den Deputirten des Bürgerstands, Gian Vincenzo Starace, auf greuliche Weise ums Leben brachten und die

ganze Stadt in Schrecken verſetzten: dann aber nachdem die Ruhe wiederhergeſtellt war, ließ er 498 Individuen verhaften während andere 320 die Flucht ergriffen, 270 wurden gefoltert, 58 auf Lebenszeit und mehr oder weniger Jahre zur Galeere, andere zum Exil und 30 zum Tode verurtheilt, von denen mehre unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet wurden [30] Der Graf von Miranda, dem ſonſt vieles nachzuſagen war, wollte zwei goldene Schüſſeln nicht annehmen welche die Stadt ihm bei ſeiner Abreiſe überreichte, und mehr denn ein Vicekönig iſt mit Schulden weggegangen. Und doch war ihr Einkommen nicht gering: bis zum Jahre 1612 betrug daſſelbe gegen dreißigtauſend Ducaten, dann ward es auf beinahe vierzigtauſend erhöht. Die außerordentlichen Einnahmen aber die ſie hatten, die Gelder welche Viele von ihnen durch den Aemterverkauf machten, die Geſchenke welche ſie von der Stadt zu erlangen wußten, betrugen in den meiſten Fällen wol eine gleiche Summe. Ueberdies berechneten ſie ſoviel ihnen beliebte für ſogenannte geheime Ausgaben, welche im gedachten Jahre 1612 zu etwa funfzigtauſend Ducaten jährlich angeſchlagen wurden. Als aber der Herzog von Oſſuna in ſeinen Rechnungen für die Jahre 1616 bis 1619 die ungeheure Summe von dreihundertachtzigtauſend Ducaten für „Spese segrete" aufführte, wurde die Jahresſumme auf vierundzwanzigtauſend herabgeſetzt und

beſtimmt daß zu allen Mehrausgaben königliche Bewilligung eingeholt werden müſſe. [31]

Der Graf von Olivares, Vater des berühmten Miniſters, pflegte zu ſagen, man dürfe nicht wünſchen Vicekönig von Neapel zu werden, um nicht den Schmerz zu empfinden es verlaſſen zu müſſen.

Keiner empfand dieſen Schmerz mehr als Don Pedro Giron Herzog von Oſſuna, der dritte Herzog, der zweite Vicekönig dieſes Namens. Er ſtammte aus der großen Luſitaniſchen Familie d'Acunha. Sie waren aus Portugal nach Caſtilien gekommen und hatten ſich in zahlreiche Zweige getheilt die meiſt beſondere Namen annahmen. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gründete Pedro Giron das Haus der Grafen von Urenna; ſein Urenkel gleiches Namens ward durch Filipp II Herzog von Oſſuna und Vicekönig von Neapel. Deſſen Enkel, wiederum Don Pedro, war es der den Namen berühmt gemacht hat. In der Familienkapelle zu Oſſuna las man die Inſchrift: Si el viver es hermoso el morir es ganancioso — Iſt Leben ſchön, Sterben iſt Gewinn. Doch Pedro Giron ſuchte vor allem vom Leben Gewinn zu ziehn. Er war nicht viel über vierzig als er die Verwaltung Neapels übernahm. In den Feldzügen in Flandern hatte er ſich brav herumgeſchlagen: ſchon war er Ritter des Vließes und war Vicekönig Siziliens geweſen. Da hatte er die Kraft ſowol wie die Willkür ſeines Weſens bereits an den

Tag gelegt: er hatte die Insel gegen die Angriffe der Türken geschützt, aber er hatte die Inraten der Stadt Messina gefangen nach Palermo geschleppt als sie mit Nachdruck auf die Beobachtung ihrer Privilegien drangen, jener Privilegien welche sechzig Jahre später unter der Verwaltung des Marchese di Baiona den gefährlichen Aufstand der Messinesen veranlaßten welchen das erschöpfte Spanien erst nach fünfjährigem Kampfe überwand, der aber der Stadt ihre alten Freiheiten in demselben Maße raubte wie Aragon und Catalonien ihre Verfassung unter Filipp II und IV verloren.

Ossuna trat in Neapel als wahrer Souverän auf. So hatte keiner seiner Vorgänger gelebt. Im Palaste immerwährende und glänzende Feste; für das Volk lauter Vergnügungen und Kurzweil: in den kirchlichen Feierlichkeiten eine ungewohnte Pracht. Der Vicekönig fuhr sechsspännig durch die Straßen: von allen Seiten warf man ihm Memoriale und Bittschriften in den Wagen; dann ließ er wol halten und gab denen die mit ihm zu sprechen wünschten Audienz. Sein Staatswagen war von außen mit schwarzem Sammt ausgeschlagen worauf silberne Zierrathen, innen mit Goldstoff; die Pfosten von Silber mit allerlei kostbaren Ornamenten. Das Silber allein wog an zweihundert Pfund. Man würde einen solchen Wagen nicht für drei- bis viertausend Scudi bauen, schrieb der toscanische Agent der ihn eines Königs würdig erachtete und seinem Groß-

herzog zum Kauf antrug.“ Dabei ließ er ſich die Gerechtigkeitspflege ſehr angelegen ſein. Er wanderte bis tief in die Nacht hinein durch die Stadt um ſich zu überzeugen daß Alles in Ordnung ſei. Wer in Strafe verfiel hatte keine Schonung zu gewärtigen, er mogte vornehm oder gering ſein. Wenn er ſich öffentlich zeigte und gutgelaunt war, warf er mit vollen Händen Gold- und Silbermünzen unter das Volk. So hatte er ſich nach dem erſten Jahre ſeiner Verwaltung eine Menge Anhänger erworben. Er ſtellte ſich als ſei ſeine Geſundheit zu ſchwach ſein Amt ferner zu verwalten und erſuchte das Parlament den König um einen neuen Vicekönig zu bitten. Sei es aber daß ſie die Komödie merkten, ſei es daß es ihnen ernſtlich gemeint war, ſie kamen dagegen mit der Bitte um ſeine Beſtätigung ein.

Dies gute Einvernehmen währte aber nicht lange. Mit dem Adel brachen bald Mishelligkeiten aus. Oſſuna war eine arbiträre Natur, voll Stolz zugleich und Sinnlichkeit. Er glaubte ganz nach Gutdünken ſchalten zu können, und da er nicht auf Formen noch Gewohnheit achtete und die Vorrechte der höhern Stände auch in ihren amtlichen Verhältniſſen mit der größten Rückſichtsloſigkeit antaſtete, machte er ſich dieſe zu entſchiedenen Gegnern. Die Willkür, womit er in die Juſtiz eingriff, verdarb ſodann den guten Eindruck den ſeine Strenge hervorbrachte. Ohne gerichtliches Verfahren decretirte er Galeeren- und Todesſtrafe. Er ſandte auf

die Galeere einen Mann weil er ihm Abends in den Straßen gefolgt war, einen Zahnarzt weil er ihm vor Jahren in Sizilien einen Zahn zerbrochen hatte und drauf entflohn war, einen Gemeinde-Syndicus der den Bürgern gegen ihren Feudalherrn Beistand geleistet hatte, sieben Individuen die ihn um eine Gnade ersuchten und sich dabei auf einer Unwahrheit ertappen ließen. Einen der Beamten des Finanzamtes ließ er durch die Straßen peitschen weil er sich gerühmt hatte dem Könige einen großen Vortheil zuwenden zu wollen und es bei bloßen Worten blieb. Einem Materialwaarenhändler ließ er auf unbarmherzige Weise die Folter geben auf die Aussage eines gefangenen Türken hin daß in einer Zuckertonne, welche dieser aus einer Schiffsbeute gekauft, Zechinen und Kostbarkeiten verborgen gewesen seien. Einen Häscher verurtheilte er zum Ruder weil er einen Verhafteten hatte entfliehn lassen und dann seiner in einer Kirche wieder habhaft worden war. Einen Barbier ließ er auf einem Esel durch die Stadt peitschen und auf Lebenslang ans Ruder schmieden weil bei der Ausstellung eines Zeugnisses hinsichtlich einer Verwundung eine Unregelmäßigkeit vorgekommen war die ihm nicht einmal zur Last gelegt werden konnte. Weil die Kammerpräsidenten die Rechnungslegung nicht auf einen bestimmten Tag bereit hatten, ließ er ihnen Hausarrest geben und drohte den Secretär auf die Galeere zu schicken. Einige Tage darauf beschied er sie zu

ſich und verkündete ihnen daß ſie augenblicklich nach fernen Kaſtellen in Haft zu gehn hätten, der Eine nach dem Kaſtell des Tronto, der Andere nach Manfredonia, nach Cotrone der Dritte. Drei Wagen ſtanden im Hofe bereit; Jeder ſtieg wie er war in einen derſelben, von einem Capitän der Wache begleitet, in der Gerichtstoga und nüchtern. Man verwandte ſich zu ihren Gunſten: es ſei lebensgefährlich hieß es, ſie in der Sommerhitze auf ſolche Weiſe eine lange Reiſe unternehmen zu laſſen. Gerade deshalb thue er's, war die Antwort. Der eigentliche Grund dieſer Härte lag darin daß der Vicekönig argwohnte, ſie hätten wider ihn an den Hof geſchrieben. Er ließ Todesſtrafe ohne Urtheil vollziehn. Als ihm in Pozzuoli einmal ſechs Ausreißer vorgeführt wurden, verdammte er ſie zur Galeere, und da einer von ihnen erklärte er ſei ein Edelmann ließ er ihm ohne weiteres den Kopf abſchlagen. Einen Commiſſar in Capua, der übrigens ein ſchlechter Geſelle war, verurtheilte er zum Tode. In zwei Stunden ſollte das Urtheil vollſtreckt werden, und da kein Scharfrichter da war, hackte ein Fleiſcher mit ſeinem Schlachtmeſſer dem Delinquenten den Kopf ab. Wie im Strafen verfuhr er auch im Straf-Erlaſſen ganz nach Laune oder Berechnung.

Der Mann aber, der von ſeiner Würde und ſeinen Befugniſſen einen ſo hohen Begriff hatte, zog dieſelbe auch wieder in den Koth. Auf öffentlicher Straße

zeigte er sich mit gemeinen Spaßmachern und liederlichen Dirnen. Zwei Quacksalber die sich darum zankten wer das beste Antidotum habe, ließ er vor sich kommen: in seinem Beisein mußten sie das Experiment an sich selber machen. Der Eine spie Gift und Gegengift aus, der Andere starb unter entsetzlicher Qual. Er hatte eine lächerliche Angst vehext zu werden. Jeden Augenblick ließ er Weiber auf der Straße greifen und als der Hexerei verdächtig durch die Stadt peitschen. Es war eine Gnade wenn sie mit verhülltem Gesicht die Strafe aushalten durften: ein Kapuziner zog mit einem Crucifix voraus. Dann schaffte man die Gestäupten außer Landes.[33]

Alles dies aber würde keine Katastrophe herbeigeführt haben, hätte der Herzog von Ossuna nicht seine Beziehungen zum Mutterlande mit derselben Willkür behandeln zu können geglaubt. Doch er überschätzte seine Kraft und misbrauchte seine Autorität auf kaum erhörte Weise. Sein wilder Haß gegen Venedig ward der Anlaß zu seinem Ruin. Die sogenannte Verschwörung der Spanier gegen Venedig ist eins der bekanntesten Facta der neueren italienischen Geschichte, wenngleich in unseren Tagen erst auf die wahren Thatsachen zurückgeführt.[34] Die Verhältnisse zwischen der Republik und Spanien waren mehrfach gestört, durch Streitigkeiten zwischen der erstern und dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark, durch die mantuanisch-savoyischen

Händel und ſonſtige Differenzen. Aber dem Anſcheine nach war Friede zwiſchen den beiden Staaten als der Vicekönig von Neapel und der Governator von Mailand, Don Pedro de Toledo, auf eigene Hand den Kampf gegen Venedig begannen. Der Gedanke welcher dem Projekte dieſer beiden Männer und ihres Verbündeten, des Botſchafters bei der Republik Marcheſe von Bedmar, die vereint das ſpaniſche Triumvirat in Italien bildeten, zu Grunde lag, ging aus der Betrachtung hervor daß Venedig der einzige Staat der Halbinſel war welcher der Herrſchaft Spaniens wirklich im Wege ſtand und namentlich die Verbindung zwiſchen den italieniſchen Beſitzungen und den teutſchen Staaten des Hauſes Habsburg hinderte. Zu Ende des Winters 1617 fing Oſſuna zu waffnen an: Galionen auf Galionen wurden gerüſtet; er entlehnte ſelbſt die ſtädtiſche Artillerie von San Lorenzo. Lange Barken mit flachem Kiel wurden gebaut um den ſeeräuberiſchen Uskochen, den alten Feinden der Republik, übergeben zu werden, die den Zwiſt mit dem Erzherzog veranlaßt hatten und ſich rühmten Venedig zu verbrennen. Ein Edict eröffnete dieſen Piraten alle Häfen der adriatiſchen Küſte des Königreichs. Zugleich wurde überall geworben: allen Verhafteten und in contumaciam Verurtheilten wie allen Banditen ward Verzeihung angeboten, wenn ſie Dienſt nähmen. Mit dem Papſte ward um Durchzug der Reiterei nach der Lombardei unter-

handelt. Für zwölftausend Füßer und zweitausend Matrosen trug der Herzog Quartier und Kost; zwanzig Galionen und eine Menge anderer Fahrzeuge sollten in den neapolitanischen Häfen stationiren. Bei allen diesen Rüstungen machte Ossuna anfangs das freundlichste Gesicht gegen den Residenten der Republik der Neapel nicht verließ. [35]

So begann dieser seltsame Kampf der auf dem adriatischen Meere mit großer Erbitterung geführt ward. Die Venezianer bohrten ein neapolitanisches Schiff mit 60 Leuten in den Grund; der Vicekönig ließ unter den Augen des venezianischen Residenten und unter Trompetenschall im Erdgeschoß des Palastes die Prisen verkaufen. Die Entdeckung des Anschlags gegen die Republik welchen der spanische Botschafter leitete, führte die Entscheidung herbei. Pietro Gritti erlangte in Madrid die Abberufung Bedmars und Toledo's: Spanien wollte keinen Krieg in Italien: Für Ossuna war es der Wendepunkt. Er sah seine hochfahrenden Pläne durchkreuzt; er fühlte wie schwankend seine Stellung in Neapel geworden war. Seine Rüstungen hatten ungeheures Geld verschlungen, das Land seufzte unter der Last der Einquartierung, die fremden Truppen namentlich die Wallonen gaben durch ihre Zuchtlosigkeit täglich Anlaß zu blutigen Händeln. Alle öffentlichen Arbeiten waren ins Stocken gerathen, alle Kassen leer, selbst die von sizilischen Vesten geborgte Artillerie ver-

kauft. Abgesandte der Stadt und des Adels waren nach Madrid gegangen, ihre Klagen gegen den Vicekönig vorzubringen. Er hatte sie erst zu hindern dann die Beschwerden zu entkräften versucht, doch beides vergebens. Da scheint ihm der Gedanke gekommen zu sein sich zum unabhängigen Herrscher Neapels zu machen. Er klopfte bei mehren italienischen Fürsten und bei Frankreich an. Er suchte am Hofe Ludwigs XIII den Herzog von Luynes und den Connetable von Lesdiguières für den Plan der Errichtung eines unabhängigen Königreichs Neapel zu gewinnen. Er hatte eine Menge fremder Truppen und eine nicht unbedeutende Flotte in seinem Solde. Unter dem niedern Volke Neapels suchte er sich eine Partei zu machen und es gelang ihm. Sein Hauptwerkzeug war Giulio Genoino ein Richter bei der Vicarie, dessen Wahl zum Deputirten des Bürgerstandes in der Munizipal-Verwaltung er durchsetzte. Genoino war ein unruhiger neuerungsüchtiger Mensch, voll Haß wider den Adel und dessen übertriebene Ansprüche, der aber die Spanier und in diesem Falle Ossuna nur als Mittel betrachtete, die eignen Zwecke zu erreichen, welche sich in der Hebung der Autorität des Bürgerstandes zu konzentriren schienen, indeß wie die Folgezeit an den Tag brachte, neben dem demokratischen Element auch ein sehr egoistisches in sich trugen. Daher die Versuche im Stadtregiment durch Trennung der Bürger-Deputation von der des Adels der erstern größere Unabhängigkeit und Ein-

fluß zu verſchaffen, und das Verlangen nach ausgedehnterem Antheil an der Verwaltung für das Volk. Was Genoino diesmal vergeblich verſuchte, brachte er ſiebenundzwanzig Jahre ſpäter bei anderm Anlaß mit momentanem Erfolg vor.

Der Vicekönig ſuchte unterdeß das Volk auf ſeine Weiſe zu gewinnen. Auf einem kleinen Klepper ritt er durch die dichtbewohnteſten Stadttheile. Die Menge rief um ihn herum, er möge die Gabelle vom Mehl abſchaffen: er verſprach's mit heiterm Geſicht und warf Dublonen und Scudi unters Volk, nahm den Einen beim Kopf, den Andern bei den Schultern und herzte ſie und frug, wen ſie zum Herrſcher haben wollten? Die Einen antworteten: Eure Excellenz, Andere aber: Seine Majeſtät. Das Gedränge ward ſo arg daß der Ruf: Schließet! Schließet! erſcholl. Die wohlhabenden Handelsleute verſchloſſen ſogleich ihre Magazine und ſperrten die Riegel vor; in der Bank von S. Eligio ſah man Bewaffnete an den Fenſtern. Oſſuna aber, immer Geld auswerfend, zog den lärmenden Haufen hinter ſich her bis er wieder den Palaſt erreichte. Die Menge bat ihn einmal die nicht lange zuvor wiedereingeführte Obſtſteuer, die ihr beſonders gehäſſig war, und eine neue Brodſteuer abzuſchaffen: er that es ohne weiteres und achtete nicht auf die Frage, wie er den Ausfall im Einkommen zu decken vorhabe. Als er einmal dazu kam wo die Zöllner am Wägen waren, zog

er den Degen und zerhieb die Stricke der Wage. Anhänger verschaffte ihm nun wohl solches Treiben, aber die Gesetze kamen schlecht dabei weg und der Pöbel wurde immer übermüthiger. Die Edelleute welche beim bessern Theile des Volkes noch etwas vermogten, thaten das Mögliche Ruhe zu erhalten und die Treue gegen den Monarchen zu wahren. Aber die Lage der Dinge war äußerst bedenklich und man befürchtete allgemein eine Plünderung der Stadt.[36]

Da vernahm man daß der Cardinal Gaspare Borgia, der sich als Botschafter in Rom befand, den Befehl erhalten habe ohne Säumen an des Herzogs Stelle die Verwaltung zu übernehmen. Gleich darauf kam der Cardinal in Procida an. Ossuna, bei welchem der Grimm über das Scheitern seiner Pläne sich bis zum Wahnsinn steigerte, machte die abenteuerlichsten Entwürfe sich zu halten. Aber Borgia wußte es so geschickt einzurichten daß der Castellan des Castelnuovo ihn Nachts einließ. Es war der 3. Juni 1620, als der Cardinal, ein junger und beherzter Mann (er war erst ein und dreißig alt) in einer Fischerbarke bei Bajuoli in der Nähe von Pozzuoli landete, und in der Dunkelheit mit wenigen Vertrauten in einem Miethswagen nach der Stadt fuhr, in Soldatenkleidung, mit Degen und Dolch bewaffnet. Am folgenden Morgen verkündete der Donner des Geschützes sämmtlicher Vesten den Regierungswechsel. Noch machte Ossuna einen Versuch: in einem

Edikt drohte er, wer dem Cardinal Obedienz zolle verfalle der Strafe der Rebellion. Aber es war zu spät: seine Macht war zu Ende.

Er [illegible] noch zehn Tage in Neapel und mußte sehn, wie seine Vertrauten und Helfershelfer theils gefänglich eingezogen, theils verbannt, theils ermordet wurden. Nur Giulio Genoino's Rettung gelang ihm: als Matrose verkleidet entkam dieser nach Piombino von wo der Herzog ihn später nach Spanien mitnahm. Die Stadt war drei Abende hindurch festlich erleuchtet und Freudenfeuer brannten in den Straßen, denn nicht der Adel blos sondern auch der bessere Theil der Bürger waren froh, der drohenden Gefahr einer gewaltsamen Umwälzung entgangen zu sein.

Der abgesetzte Vicekönig gelangte spät nach Madrid, obgleich er sich bei seiner Abreise hoch und theuer verschworen hatte, nach glanzender Rechtfertigung Rache zu nehmen an seinen Gegnern. Anfangs schien seine Angelegenheit eine günstige Wendung nehmen zu wollen, aber mit dem Tode König Filipps III änderte sich Alles für ihn. Ein förmlicher Prozeß, zu dem die Akten von Neapel kamen, ward wider ihn eingeleitet und man brachte ihn nach dem Fort von Almeda. Hier brach zugleich mit seinem Leibe sein stolzer und ruheloser Geist zusammen. Er verfiel in Wahnsinn und starb im Gefängnisse im September 1624.

Doch hatte er noch so viel in Madrid vermogt,

daß Gaspar Borgia nach wenig Monden abberufen wurde. Die Freude über deſſen Ankunft war bald verſtummt. Er war gegen alle Unruheſtifter mit großer Strenge eingeſchritten, hatte eine Menge Beamte und Militärperſonen gewechſelt, unter ihnen die Caſtellane der meiſten Forts denen man mistraute, hatte die von Oſſuna abgeſchafften Gabellen wiedereingeführt. Die Türken, mit denen Letzterer bei ſeinem Abgange gedroht, hatten Manfredonia genommen und furchtbar verwüſtet: nie hat die Stadt ſich wieder erholt von dem Schlage. Ordnung und Ehrlichkeit hatte auch der Cardinal nicht in die Verwaltung zu bringen gewußt. Dieſe Verwaltung ward ihm ſchwer, und doch ſtrebte er nach viel Höherem und Schwererem. Er hoffte die dreifache Krone zu tragen — zum drittenmale, war ihm einſt vorhergeſagt worden, werde der Stier brüllen.[37] Der Stier aber iſt das bekannte Wappen des Borgiaſchen Geſchlechts das ſchon zwei Päpſte gehabt hatte. Der Großneffe des heiligen Francesco Borgia, welcher von ſeinem Feuergeiſte verzehrt dem Glanz und Wechſel ritterlichen Lebens entſagte um auf anderm Kampfgefilde aufzutreten, hinterließ in Neapel andere Namen als jener ſchwärmeriſch-fromme Herzog von Gandia ihn hinterlaſſen hatte, welcher der dritte General der Geſellſchaft Jeſu ward. „Borgia iſt abgereiſt, ſchrieb der toscaniſche Reſident, von Wenigen beweint; ſein Geheimſchreiber Don Diego wird gehn von Vielen wenn nicht

von Allen verflucht. Sie haben Dinge gethan von der Art daß, wenn Oſſuna oder Olivares ſie auch nur geträumt hätten, hundert Couriere mit Anklagen wider ſie nach Hofe geeilt ſein würden. Den König zu beſtehlen, macht man ſich kein Gewiſſen. Sie haben für funfzig Ducaten Gnaden verkauft die Oſſuna nicht um fünfhundert geben wollte, und das in Fällen welche außerhalb ihrer Befugniſſe lagen. Um funfzig Ducaten haben ſie einen Vater- und Kindesmörder freigegeben und zwar ohne Abkommen mit den Parteien. Crimine ab uno disce omnia. Mit dem Könige von Polen, welchem von Sr. katholiſchen Majeſtät ſechzigtauſend Ducaten ausgezahlt werden ſollten, unterhandelten ſie ohne Scheu zum Zweck, vierzigtauſend in die eigne Taſche zu ſtecken. Alle Einkünfte haben ſie im voraus verthan, bis Ende April k. J. — Gott behüte uns vor irgend einer Noth, denn es wird nicht ein Pfennig aufzutreiben ſein.“[38]

Die Noth ſtellte ſich bald ein. Gaspar Borgia wurde durch den Cardinal Antonio Zapata erſetzt, den Protector der Krone Spanien in Rom. Der neapolitaniſche Adel gerieth in große Aufregung als die Ernennung bekannt ward: ſie betrachteten dieſelbe als eine Conzeſſion zu Gunſten Oſſuna's. Die ganze Munizipal-Verwaltung wollte zum König gehn, Viele drohten nach Venedig auszuwandern. Aber der Cardinal kam doch. Er hatte geäußert: „Wer meinen Beamten Geld

gibt, wirft's zum Fenſter hinaus. Soll Einer ſtehlen, ſo ſtehle ich." Es war eine unſelige Regierung. Auf mehre ſchlechte Erndten folgte vollſtändiger Miswachs und Hungersnoth in Neapel. Die Getreide-Ankäufe in den Provinzen reichten nicht hin, Elemente und Barbaresken verſchworen ſich gegen die Sendungen aus Sizilien und dem Auslande. Dazu kam Geldnoth. Die kleine Münze war faſt ſämmtlich verfälſcht oder beſchnitten und ſollte umgeprägt werden: nun weigerten ſich Alle ſie anzunehmen weil ſie Verluſt befürchteten. Der Cardinal glaubte abzuhelfen indem er bekannt machte der volle Werth des alten Geldes werde beſtehn bleiben. Da ward das Königreich plötzlich mit ſchlechter Münze buchſtäblich überſchwemmt. Im Sommer 1621 brach der Tumult aus. Das Volk klagte den Cardinal an, ſich und ſeine Nepoten von denen er umſchwärmt war, durch Getreidewucher zu bereichern. Es wollte das Haus des Fürſten von San Severo ſtürmen, der für einen Aufſpeicherer galt. So währte es den ganzen Herbſt hindurch. Zu Anfang Januar 1622 fehlte es ganz an Brod. Als Zapata am Dreikönigenfeſte nach dem Dom fuhr, griff der Pöbel ſeinen Wagen mit Schimpfreden und Steinwürfen an. Mit genauer Noth rettete er ſich in den erzbiſchöflichen Palaſt, deſſen Thore verrammelt werden mußten da man ihn ſtürmen wollte. Der Cardinal ſtellte ſich als betrachte er den Aufruhr als nichtsſagend: es ſeien Bubenſtreiche, äußerte er ge-

gen die Stadtdeputirten. Es ward immer ärger. In Apulien überzogen zahllose Feldmäuse das Land und fraßen die Saat weg; in der Hauptstadt schlug sich das Volk mit der spanischen Besatzung. In allen Kirchen wurde das heilige Sacrament ausgestellt. Der Botschafter beim Papst, Graf von Monterey, machte einen Besuch in Neapel: Zapata fuhr mit ihm aus. Die Menge schrie: Nahrung, Nahrung! und warf ein Stück Brod in den Wagen; es bestand mehr aus Erde als aus Mehl, sagt ein Gleichzeitiger. Der Cardinal lächelte: Ew. Herrlichkeit sollte nicht lächeln denn es ist Grund zum Weinen, sagte ein alter Mann. Zugleich flogen Steine auf den Wagen zu. Der Stallmeister des Botschafters legte die Hand an den Degen — laßt das, raunte ihm einer der Palastbeamten zu, denn das Volk reißt uns in Stücke. Man war froh den Palast wieder zu erreichen: zum Glück war er nicht entfernt.

Der Cardinal ließ gegen dreihundert verhaften. Ich vernehme daß morgen Justiz stattfinden wird, schreibt der florentinische Agent; Mehre sollen gerädert werden — das wäre eine zu fürchterliche Strafe und Gott gebe daß sie beim Volke nicht ein anderes Gefühl wecke als Mitleid. Ich glaube indeß noch, daß der Herr Cardinal sich mit der Drohung begnügen wird.

Doch es starben in der Nähe der Catalanenstraße sieben auf dem Rade. Es war der 1. Juni 1622.[7]

Wie in den Zwistigkeiten mit Ossuna ein Kapu-

ziner, wurde jetzt ein Prieſter vom Oratorium an den Hof geſandt, den entſetzlichen Zuſtand des Königreichs zu ſchildern. Aber erſt im Dezember langte der neue Vicekönig Herzog von Alba in Neapel an.

König Filipp III war unterdeß am 31. Mai 1621 geſtorben. Die ſpaniſche Etikette hatte ihn mittelſt eines glühenden Kohlenbeckens getödtet.

Erſtes Buch.

Zweiter Abſchnitt.

Verfaſſung, Adel, Volk.

„Am 16. Mai des Jahres 1495, einem Sonntage, so berichtet ein neapolitanischer Chronist," bestimmte König Carl daß der Treu- und Huldigungs-Eid geleistet werden sollte. Als nun Diejenigen welche bei Seiner Majestät waren, nach dem Volk und den Bürgern von Neapel frugen und gewisse Edelleute ihnen erwiederten, sie wären Volk, Bürger und Adel der Stadt, alle Uebrigen aber Fremde aus verschiedenen Ortschaften und nicht Neapolitaner, wunderte sich Seine Majestät sehr daß eine solche Stadt keine Bürger habe es seien denn Edelleute. Einige Tage darauf kam Messer Carlo Mormile, ein Edelmann von Portanova, an San Lorenzo vorüber, als Batista Pirozo, ein einheimischer Gewürzkrämer und Bürger, ihn mit der Frage antrat: er möge ihm sagen was Seine allerchristlichste Majestät hinsichtlich der Stadt-Ordnung und Kapitel befohlen habe? Worauf ihm die Antwort ward: Was habt ihr euch zu kümmern um diese Stadt? Wir sind Edelleute und Bürger von Neapel, und ihr habt euch in nichts ein-

zulaſſen, ihr ſtinkendes Hundegewürm! Gedachter Batiſta ging zu allen angeſehenen Bürgern und Handelsleuten der Stadt und hinterbrachte ihnen die Worte. Am Morgen darauf bei guter Zeit zogen etwa ſechshundert Männer in Mänteln paarweiſe nach dem Caſtel Capuano. Als ſie nun in dem Hofe ſtanden und warteten bis ſie den König ſprechen könnten, trat dieſer ans Fenſter und frug, die Männer ſehend, wer ſie wären? Da erwiederte man ihm, ſie wären die Bürger des Volkes von Neapel. Die gedachte Majeſtät wandte ſich hierauf an Carlo Mormile und Lancellotto Anneſe und andere Räthe welche geſagt hatten, es gebe keine Bürger in Neapel, und nun das Gegentheil offenbar war nicht wußten was ſie antworten ſollten. Der König ließ ſodann acht der Sechshundert zu ſich ins Gemach kommen während die Andern draußen warteten, und von dieſen vernahm er, die Zahl der Bürger ſei weit größer als die der Edelleute, und was ihnen ſonſt zu berichten am Herzen lag."

Wenn in den letzten Zeiten der Herrſchaft des Aragoniſchen Hauſes die Verhältniſſe zwiſchen Adel und Bürgerſtand in Neapel von der Art waren wie ſie in dieſer ſchmuckloſen aber anſchaulichen Erzählung erſcheinen, ſo waren im Laufe der Zeiten weſentliche Umänderungen in denſelben vorgegangen. Wenn die Verfaſſung des Königreichs Neapel von vorneherein an dem inneren Uebelſtande krankte, daß ungleichartige Beſtand-

theile zu einem blos äußerlichen Ganzen verbunden waren ohne daß eine organische Entwicklung stattgefunden, daß ein wahres und eigenthümliches Leben den Körper beseelt hätte, so traten diese Mängel umsomehr im funfzehnten Jahrhundert hervor, als der Streit zwischen zwei Dynastien und zwei großen politischen Parteien, welche das Land spalteten, die Rechte der Schwächeren erst gefährdete dann sozusagen vernichtete. Unter-Italien machte nicht den Prozeß durch welcher der Geschichte der munizipalen Institutionen in der Lombardei und Romagna wie in Toscana ein so vorwiegendes Interesse verleiht. Als noch griechische und longobardische Elemente miteinander kämpften, kam ein neues, das Normännische hinzu, und aus einem Agglomerat kleiner Staaten die zum Theil kein anderes Band untereinander hatten als daß sie Herren von demselben Volksstamm gehorchten, entstand jene Monarchie König Rogers, die ihrem Ursprung nach feudaler Natur sich namentlich bestrebte, das verwilderte Feudalwesen mit den Anforderungen der obersten Gewalt in Einklang zu bringen.

Mit der Monarchie kamen die Parlamente auf, in denen Clerus und Feudaladel vor dem Landesherrn erschienen, wobei die gemeinsamen wie einseitigen Angelegenheiten und Interessen besprochen, die Gesetze oder Kapitel veröffentlicht wurden. In dieser Hinsicht ist sowol die erste Versammlung der Barone, welche Roger

ſchon vor der Erlangung der Königswürde in Melfi hielt, wie das im Jahre 1140 zu Ariano gehaltene allgemeine Parlament von größter Bedeutung. Auf beiden rang die Souveränetät mit dem Feudalismus welcher, ſo kurz ſein Beſtehen, doch ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen hatte — ein Beweis wie der Boden aufgelockert, wie die alten Zuſtände morſch geworden waren. Den Fehden der Lehnträger untereinander wurde durch einen allgemeinen Frieden ein Ziel geſteckt, Aufnahme und Schutz von Räubern, welche die Ländereien des Landesherrn oder Privatbeſitz beunruhigten, ward durch ein Geſetz unterſagt, die ſchlechte Münze der griechiſchen Zeit abgeſchafft und der neuen, dem Ducatus, allgemeine Geltung gegeben. Im ganzen Reiche wurde gleichmäßige Gerichtsordnung und Finanzverwaltung eingeführt, unabhängig von den Feudataren. Zehn Juſtiziare ſprachen Recht in den Ländern diesſeit des Faro, deren Eintheilung weſentlich dieſelbe war wie noch heutiges Tages — Terra di lavoro, das Principat, Moliſe, Abruzzo, Baſilicata, Capitanata, Terra d'Otranto, Terra di Bari, Val Grata und Terra die Giordano (Calabria ulteriore), Calabria. Für Sizilien, ultra flumen salsum, war ein beſonderer Juſtiziar. Wie die Gedachten für das Gerichtsweſen waren die Maeſtri Camerarii für die Finanzen beſtellt, jeder in einer der Provinzen. In Städten und Ortſchaften ſprachen die untern Richter, die Bajuli oder Defenſores, Recht.

Die gleichzeitigen Chroniſten, namentlich Romualdus Salernitanus, bezeugen den günſtigen Erfolg dieſer Einrichtungen des erſten Königes welcher durch Kräftigung der ſouveränen Macht die zum Zerfallen geneigten Theile miteinander verband und der Willkür oder dem vermeinten Recht des Einzelnen Schranken ſetzte. König Wilhelm I bemühte ſich ſodann durch eine beſondere Conſtitution die Unterthanen der Feudatare, mogten dieſe Prälaten, Barone oder Ritter ſein, vor willkürlichen Laſten zu ſchützen: er that es indem er nicht nur die Fälle beſtimmte in welchen Abgaben erhoben werden dürften, ſondern auch das Maß derſelben vorſchrieb. Die Einſetzung des oberſten Gerichtshofs in Sizilien legte den Uebergriffen der Einzelgewalt neue Hinderniſſe in den Weg.

So fanden die Hohenſtaufen ein vollſtändig eingerichtetes Feudalſyſtem gezügelt durch eine königliche Gewalt, die nur in der jüngſten Zeit durch die Unſicherheit der Thronfolge einigermaßen geſchwächt worden war. Sie fuhren fort in demſelben Sinne wie ihre Vorgänger zu handeln. Friedrich II war es vor Allen, welcher nach den Unordnungen ſeiner Minderjährigkeit den öffentlichen Dingen eine feſtere Form gab. Auf ſeinem erſten zu Capua im Jahre 1220 gehaltenen Parlament oder Aſſiſen, über deſſen Zuſammenſetzung nichts aufbewahrt iſt, verordnete er unter andern die Zerſtörung aller neuerdings vom Adel errichteten Burgen.

Bei den spätern großen Parlamenten, die bald in der einen bald in der andern Stadt des Reiches gehalten wurden, ist ausdrücklich angemerkt, daß jede Stadt oder Ortschaft Deputirte dazu sandte, „zwei der Bessern, zum Nutzen des Reiches und allgemeinen Wohl.“[41] Auf solche Weise finden wir bei den Versammlungen die drei Stände vertreten, Clerus, Adel und Bürger. Die Gesetze Kaiser Friedrichs beschränkten übrigens auf alle Weise die Feudalgewalt zu Gunsten der Kronmacht und des Kronguts, während sie zugleich die bürgerliche Freiheit der Unterthanen kräftig wahrten und für diese, mogten sie von einem Lehnsmann abhangen oder aber unmittelbar unter der Krone stehn, den Schutz und die Garantie des Souveräns ausdrücklich bedingten.

Unter dem ersten Herrscher des Stammes der Anjou ging in der Verfassung des Königreichs die große Umwandlung vor sich welche für mehre nachfolgende Jahrhunderte die Norm gab. Carl I war ein kräftiger Regent aber er regierte in einem eroberten Lande. Er fand Einrichtungen von denen manche ihm schon deshalb verhaßt waren weil sie von der vorausgegangenen durch seinen Arm besiegten Dynastie stammten. Er hatte den Adel der ihm gefolgt war wie den der ihn begünstigt zu belohnen, die Gegner zu strafen. Er brauchte viel Geld zur Befestigung seines Ansehens wie für weitstrebende Pläne. Zugleich aber war er auf Sicherung und Concentrirung seiner Hausmacht noth-

wendig bedacht. Alle dieſe Umſtände erklären das Syſtem welches er einführte und das dem Lande eine nach damaligen Verhältniſſen ſchwere Laſt auflegte, eine Laſt welche durch die Willkür der gebietenden Fremdlinge noch drückender die Inſel Sizilien zu jenem blutigen Aufſtande trieb der ſie auf zwei Jahrhunderte von Neapel losriß. Eine Menge bis dahin von der Krone abhängiger Städte und Ortſchaften wurden zu Lehen gegeben: die noch vorhandenen Regiſter bringen deren Zahl auf etwa hundertſechzig, und man verglich des Königs Freigebigkeit mit jener Alexanders des Großen. Der Adel machte ſich die Umſtände zunutz und nahm viele Orte unrechtmäßigerweiſe in Beſitz, in ſolchem Maße daß eine königliche Verordnung die Rückgabe der uſurpirten Lehne und Regalien verkünden und die Kron-Beamten zur Abweiſung unbegründeter Anſprüche ermächtigen mußte. Solche einzelne Maßregeln vermogten indeß dem Fortſchritt des Uebels keinen dauernden Einhalt zu thun, wie es denn in Carls letzten Jahren ſich dermaßen ſteigerte, daß Papſt Honorius IV ſich veranlaßt fand, als Schiedsrichter zwiſchen König, Adel und Communen treten zu müſſen. Letztere klagten namentlich, daß ſie bei ihren Streitigkeiten mit den Baronen mit ihren Beſchwerden nicht bis zum Könige durchzubringen vermogten, und der Papſt ſah ſich genöthigt in ſeiner Eigenſchaft als Oberlehnsherr des Reiches das Maß der Abgaben auf das Herkommen zu beſchränken,

dem Könige aber Abſtellung ſonſtiger Beſchwerden zu empfehlen.

Außer dieſen allgemeinen Verhältniſſen kommen hier aber namentlich die der Parlamente in Betracht. Der Hof der Normannen und Hohenſtaufen war ein wandernder geweſen. Carl von Anjou machte Neapel zur eigentlichen Hauptſtadt und Reſidenz. Mit dem Hofe waren auch die Parlamente von Stadt zu Stadt gezogen. Es waren vorzugsweiſe die Städte Apuliens welche ſo, für kurze Zeit wenigſtens, den Mittelpunkt des politiſchen Lebens bildeten; doch mußten ſie dieſe Ehre auch andern Orten und Provinzen gönnen. König Roger hielt allgemeine Verſammlungen zu Ariano und Capua, Tancred zu Termoli, Heinrich VI zu Bari, Friedrich II zu Capua, Foggia, Barletta, Tarent, Manfred zu Foggia und Barletta. Nun aber ward es anders. Der König bewohnte dauernd das Caſtel Capuano und das Caſtelnuovo in Neapel; er ſchuf eine Centralverwaltung in dieſer Stadt; der mit Städten und Ländereien reich belehnte franzöſiſche Adel, welcher das Land überſchwemmte, ſammelte ſich großentheils um den angeſtammten Herrſcher. Da wurden gleichfalls die Parlamente in Neapel gehalten und nur ausnahmsweiſe kommen Erſcheinungen vor wie jene berühmte Verſammlung in der Ebene von San Martino im diesſeitigen Calabrien, wo Prinz Carl von Salern, Regent des Reiches während der Abweſenheit des alten

Königs, am 30. März 1283 die Prälaten, Barone und Vertreter der Städte zusammenrief und ihnen jene später von ihm als König bestätigte Constitution ertheilte, welche die Kronrechte wesentlich schmälerte und die Feudalität ausdehnte und befestigte.

Mit der Verlegung der Parlamente nach der Hauptstadt des Reiches hing aber eine Modification des Karakters derselben zusammen, welche auf die Verfassung des ganzen Landes einerseits, andererseits auf das Wesen der städtischen Institutionen Neapels bestimmenden Einfluß geübt hat. Die Repräsentation von Neapel als Stadt erlangte nämlich durch die neue Einrichtung eine das gesammte Königreich umfassende Thätigkeit und Bedeutung welche durch deren ursprünglichen Karakter keineswegs bedingt noch angegeben erscheint. Die Wichtigkeit der Parlamente schwindet mehr und mehr während die der Sedilen oder Seggi in gleichem Maße steigt. Ueber den Ursprung und die älteste Gestaltung der Sedilen oder Genossenschaften des Adels und des Volkes ist viel geschrieben worden: was davon eigentliche Wichtigkeit für die Verfassungsgeschichte hat, läßt sich auf weniges reduziren während das Uebrige in das archäologische Gebiet gehört. Man hat die Sedilen aus den Zeiten der griechischen Republik Neapel hergeleitet und mit den atheniſchen Fratrien (φρατρίαι) in Verbindung gebracht die man hinwiederum an die kastenartigen Erscheinungen des Orients anknüpft.[42] Es läßt

ſich nicht leugnen daß zwiſchen den einen und den andern Aehnlichkeit beſtand, wenn ſich gleich die ſtrengere Gliederung der Fratrien mit ihren Verwandtſchaftsverhältniſſen und Pflichten gegen einander an den Sedilen nicht nachweiſen läßt, über welche es überhaupt vor ihrer definitiven Conſtituirung mit beſtimmten ſtaatsbürgerlichen Berechtigungen an zuverläſſigen Nachrichten mangelt. Die Zahl der alten Sedilen wird auf dreiundzwanzig angegeben welche entweder nach bedeutenden Familien oder nach ihrer Localität benannt wurden, letztere gewöhnlich in der Nähe einer Kirche oder eines Thores. Es waren Familienverbande oder ſie gingen aus nachbarlichen Verhältniſſen hervor was gewöhnlich zuſammentraf indem die Individuen deſſelben Geſchlechtes lange Zeit hindurch in denſelben Stadtgegenden und Häuſergruppen vereint wohnen zu bleiben pflegten, wie es in vielen italieniſchen Municipien bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein der Fall und, von andern natürlichen Anläſſen abgeſehen, ſchon durch das Bedürfniß der Vertheidigung in den Zeiten bürgerlicher Unruhen bedingt war. Die Männer kamen dann in gemeinſamem Local zuſammen, ſtädtiſche oder perſönliche Angelegenheiten zu beſprechen. Die Locale hatten mehre Namen: man findet ſie als Portico, Tocco, Seggio oder Sedile bezeichnet. Es iſt übrigens unnöthig zum alten Athen hinaufzuſteigen: die Inſtitution erklärt ſich leicht, und ſieht man ſich in dem übrigen Italien um,

so findet man Parallelen, in Florenz z. B., wo die Conforterien der angesehenen Familien einen gemischten Karakter, einen verwandtschaftlichen wie politischen an sich trugen, und wo die Loggien bestanden welche gewöhnlich den Häusern des Adels angebaut waren, wie man heute noch an manchen mehr oder minder erhaltenen wie an den Ueberresten anderer sieht, an denen der Cerchi, Peruzzi, Rucellai, Alberti, Buondelmonti u. m. a. Manche dieser Loggien sind in der Geschichte jener Republik nicht ohne Bedeutung geblieben, konnten auch die Conforterien, als eine Einrichtung vorzugsweise aristokratischer Natur, bei der mächtigen Entwicklung des Zunftwesens und dessen absorbirendem Einfluß nicht die Bedeutung gewinnen, die den neapolitanischen Sedilen in einem monarchisch-feudalen Staate im Laufe der Zeiten zu Theil ward. Der ursprüngliche Zweck aber war bei den einen wie bei den andern derselbe. Auch in Florenz stand jedem adeligen Geschlechte das Vorrecht zu eine Loggia oder einen Portieus zu haben, um Familienangelegenheiten abzumachen, öffentliche Dinge zu besprechen, durch Uebungen und Spiele sich die Zeit zu vertreiben, wie denn Leon Batista Alberti bemerkt, die Loggien seien nicht nur eine Zierde von Marktplatz und Straße, sondern auch der Jugend nützlich, welche dort sich nicht so ausgelassen benehme in Gegenwart der ältern Patrizier. Auch in Florenz nahmen die adeligen Geschlechter gewisse Vorrechte, so

das Aſilrecht, für ihre Loggien in Anſpruch, was ihnen ſcharf verwieſen und mit Geldſtrafe belegt ward, als der Bürgerſtand zur Herrſchaft gelangte und den alten Adel auf jede Weiſe zu demüthigen ſuchte.[43] Die bedeutenderen Städte des Königreichs hatten gleichfalls ihre Sedilen, mit dem großen Unterſchiede jedoch daß dieſen letzteren keine der wichtigen politiſchen Befugniſſe jener der Hauptſtadt inwohnten und ſie mehr das waren was allmälig alle italieniſchen Adelsgenoſſenſchaften geworden ſind, Caſinos für geſellige Zwecke.

Nach der begründetſten Annahme war die Stadt Neapel in den älteſten Zeiten in vier Hauptregionen getheilt, Capuano, Forcella, Montagna und Nido. Die Zuſammenkunftorte der Sedilen dieſer Viertel, welche man gewöhnlicher Piazze nannte woher der Ausdruck far piazza für das Einberufen der Sedilen kam, hatten andere kleinere unter ſich welche, wie man nach ihren Namen ſchließen mögte, mehr den Karakter von Familien-Verbindungen an ſich gehabt zu haben ſcheinen. Zwei neue größere Abtheilungen, Porto und Portanova, kamen durch Erweiterung der Stadt hinzu während Forcella und Montagna verbunden ward. Allmälig nahmen die größern Sedilen die kleinern in ſich auf: wann es geſchehn, iſt ungewiß, aber der Zeitpunkt hängt wahrſcheinlich mit der Reform unter Carl I zuſammen, und nach den letzten Zeiten König Roberts kommen die Familien-Sedilen nicht mehr vor, während

jene fünf ausgedehnte politiſche Rechte und Repräſentation gewinnen. Alle waren Adelsverbindungen. Wie indeß das volksthümliche Element nicht ausgeſchloſſen bleiben konnte, ſo betheiligte ſich der Bürgerſtand durch den ſechſten Sedile an den öffentlichen Angelegenheiten. Man darf dies volksthümliche Element in Neapels älterer Geſchichte nicht überſehn. Die Anſichten über die Form ſind getheilt. Manche ältere Schriftſteller nehmen eine vollſtändige Uebereinſtimmung der Form der Volksverfaſſung mit jener des Adelsregiments an, indem ſie der Stadt wie neunundzwanzig Adelsſedilen auch neunundzwanzig Volkscurien geben, welche durch Decurionen vertreten wurden. Das Daſein der letzteren iſt unbezweifelt, und während unter König Tancred im Jahre 1191 das Volk im Magiſtrate der Stadt zahlreich repräſentirt war, finden wir es gewiſſermaßen gleichberechtigt mit dem Adel bei der Huldigung welche Neapel nach Conrads von Hohenſtaufen Tode Innocenz IV leiſtete, wobei der Podeſta der Stadt Riccardo Filangieri cum deputatis Nobilium et popularium civitatis dem Papſte den Fuß küßte.

König Carl I verlegte wie geſagt den Sitz der Parlamente nach Neapel wohin er auch den größern Theil des Lehnadels zog. Indem dieſer Adel ſich zu den Sedilen hielt oder, wenn dies ja der richtige Ausdruck iſt, in die Sedilen ſich aufnehmen ließ, überwog das Feudal-Element in denſelben über das ſtädtiſche,

während zur selben Zeit die Concentrirung der einst auf den Wanderparlamenten verhandelten Angelegenheiten in der Hauptstadt erfolgte. Denn indem das Feudalwesen überhaupt an Intensität gewann, war der wichtigste Bestandtheil jener Parlamente dort am vollständigsten vertreten. Während so die Sedilen die städtische Verwaltung in Händen hatten, repräsentirten die adeligen Theile derselben bei den gewöhnlichen geschäftlichen Anläſſen den Adel des gesammten Königreichs wie der Bürgerstand oder Popolo von Neapel es seinerseits in Betreff der übrigen Städte und Provinzen gleichfalls that oder beanspruchte. Wenn für erstern Fall sich insofern eine Rechtfertigung finden ließ, als die Barone mehr oder minder mit der Hauptstadt zusammenhingen, so hatte das letztere etwas geradezu Monstruöses, und diesem unnatürlichen Dualismus der sowol in dem Verhältniß des Adels und des Bürgerstandes zu einander, wie in dem Verhältniß beider zum ganzen Königreich lag, ist die mangelhafte Entwicklung der gesammten Verfassung auf alle Zeiten zuzuschreiben.

Die wirkliche politische Bedeutung der Sedilen beginnt also, wie gesagt, mit Carl I, und so erklärt sich die vielverbreitete Annahme daß dieser König deren eigentlicher Stifter gewesen sei. Aber nach und nach erst bildete diese Institution sich in bestimmteren Formen aus. Erst lange nachher wurde unter anderm festgesetzt daß die Theilnahme einer Familie an den Ehren

und Laſten eines Sedile nicht mit dem Wohnungswechſel z. B. wechſeln ſollte. Die wichtigen Veränderungen welche ſeit dem Sturze des Hohenſtaufiſchen Hauſes in der Entwicklung des italieniſchen Städteweſens vor ſich gingen, konnten auf Neapel bei allem Feſthalten an dem Feudalismus nicht ohne Einwirkung bleiben. Es war die Zeit in welcher in Toscana, dem für die ſpätere Epoche der ſtädtiſchen Verfaſſungsgeſchichte wichtigſten Lande, die Zünfte eine feſte Geſtaltung gewannen (1266), mittelſt ihrer Prioren die Regierung ganz in die Hand nahmen (1282), den Adel als ſolchen von der Theilnahme an derſelben ausſchloſſen (1293), die Zeit endlich, in deren Verfolg das Volk von einer zur andern Maßregel im demokratiſchen Sinne überging, bis es im Jahre 1343 den eigentlichen Adel politiſch vernichtete während es ihm ſeine Burgwohnungen über dem Kopf anzündete. Durch die Beziehungen ſeiner Herrſcher, namentlich Carls I und Roberts, als Häupter der guelfiſchen Liga zu Florenz, hing Neapel zu ſehr mit Toscana zuſammen um nicht die Rückwirkung zu verſpüren. Nicht etwa als wäre es hier auf einen Kampf mit dem Adel abgeſehn geweſen: dazu war dieſer viel zu feſt gewurzelt. Aber nachdem im Innern der Ariſtokratie ſelbſt eine Spaltung eingetreten war, ſo daß die Sedilen von Capuano und Nido gleichſam den Lehnadel (il Baronaggio) repräſentirten, die drei andern, Montagna, Porto und Portanova, den übrigen

Adel (i Nobili), ging unter den Popolanen eine große Bewegung vor. Eine Menge Familien waren emporgekommen: sie konnten nicht in den Kreis der Adeligen eindringen, sie wollten nicht mehr zur Masse des Volkes gerechnet werden. Sie versuchten so einen dritten Stand zu bilden den man Militi mediani nannte, und verwirklichten auf diese Weise gewissermaßen die Einrichtungen der altrömischen Republik. König Robert, unter dessen langer Regierung dieser neue Adel sich bildete, erkannte dessen legale Existenz an, unbeschadet der Rechte des alten Adels. Nach vielen und zum Theil blutigen Unruhen jedoch wurde im letzten Jahre der Königin Johanna I, 1380, der neue Adel als Stand unterdrückt. Manche zu demselben gehörende Geschlechter scheinen später in die Sedilen Aufnahme gefunden zu haben, denn während zum Eintritt in die Genossenschaften von Capuano und Nido strenge Proben gehörten, standen die übrigen auch Familien neuen Adels offen, solchen selbst die ursprünglich dem Kaufmannsstande angehörten. Letztere Bestimmung die in den Statuten des Seggio von Montagna vorkommt, legt allein schon an den Tag, welcher radicale Unterschied zwischen neapolitanischen z. B. und florentinischen Zuständen bestand, da in Florenz der neuere Adel fast ganz aus dem Handelsstande hervorging. Eine Menge anderer Familien blieben jedoch von den Sedilen ausgeschlossen und folglich ohne Theilnahme an der Repräs-

ſentation. Dies war freilich auch der Fall bei einer Reihe Geſchlechter des älteſten Adels die zu keinem Sedile gehörten, wovon bald ferner die Rede ſein wird.

Der Seggio popolare aber darf keineswegs als Repräſentant des niedern Volkes gedacht werden. Eine Verordnung König Roberts vom Jahre 1338 ſpricht es deutlich aus, daß man unter denen welche zu ihm gehören den Popolo graſſo, den höhern Bürgerſtand, zu verſtehn hat welcher in den demokratiſchen Republiken um jene Zeit die Oberhand gewann und ſehr verſchieden war von dem Popolo minuto oder den Handwerkern welche von den politiſchen Inperenzen und Laſten (honoribus et oneribus) ausdrücklich ausgeſchloſſen waren. Nach ſpätern Begriffen theilte man den Popolo graſſo in zwei Claſſen, den Richter- und Beamtenſtand und den Handelsſtand zu welchem letztern man auch die höhern Gewerbe zu rechnen pflegte. Es iſt, wenngleich in unvollkommener Form, dieſelbe Anſicht welche der Eintheilung der Florentiner Arti des dreizehnten Jahrhunderts zu Grunde lag und ſieben große Zünfte ſchuf welche die Richter, Wollentuchhändler, Wechsler, Tuch- und Seidefabrikanten, Aerzte und Pelzwerkhändler umfaßten, denen ſie ausgedehntere politiſche Rechte gab als den niedern Gewerken. Wenn der Popolo graſſo in Neapel nicht zu der Bedeutung gelangte wie an manchen andern Orten, ſo lag dies in den ſchon angedeuteten Verhältniſſen. Der eigentlich

neapolitaniſche Adel mit dem Feudaladel des ganzen Reichs verbunden mogte wol ſeinen Stand genügend repräſentiren: der Bürgerſtand, welcher nur Bürgerſtand Neapels war, mußte natürlich zurückſtehn. Darin lag das radicale Gebrechen der ganzen auch für die Folgezeit maßgebenden Verfaſſung der Anjous. Aber das Volk wollte ſein Recht nicht ohne Kampf aufgeben. Es verlangte gleiche Betheiligung mit dem Adel, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit ſeiner Stellung und auf den ungleichartigen Urſprung der Berechtigungen. Die Erklärung der vielen durch innere Urſachen veranlaßten Unruhen iſt in dieſem Misverhältniß zu ſuchen, ein Misverhältniß welches ſich, um nur Eines Punktes zu erwähnen, z. B. darin kund gab daß zur ſpaniſchen Zeit, obgleich die Stadt Neapel von der Leiſtung bei den gewöhnlichen Donativen befreit war, der Volksdeputirte dennoch zu den Berathungen über dieſelben herzugezogen ward. Noch im Jahre 1602 machten die Barone bemerklich dies ſei ungehörig, indem wol der neapolitaniſche Adel als Repräſentant des Geſammtadels, nicht aber das neapolitaniſche Volk hier in Betracht komme. Aber man hielt es nicht für thunlich das damals ſchon alte Herkommen zu ändern, umſoweniger als die Regierung, wie man bald ſehn wird, mehr auf die Gefügigkeit des Seggio popolare zählen konnte als auf die der Adelsgenoſſenſchaften.

Bis zur Regierung König Alfons' I von Aragon,

theilten ſich, was die ſtädtiſche Verwaltung betrifft, Adel und Volk — ordo et populus. Das Volk hatte ſeine eigenthümliche Verfaſſung, deren Grundlage noch aus den normanniſch-hohenſtaufiſchen Zeiten herſtammte. Wie unter den fünf Adels-Sedilen neunundzwanzig kleinere Genoſſenſchaften ſtanden, ſo war, worauf ſchon oben hingedeutet wurde, der Seggio popolare der Mittelpunkt von neunundzwanzig Unterabtheilungen die man Ottinen nannte. Das Volk einer oder mehrer Straßen bildete eine Ottina welche ihren Capitano hatte, der aus einem von der Geſammtheit aufgeſtellten Wahl-Collegium von acht Bürgern (woher der Name Ottina), alſo mittelſt doppelter Wahlhandlung, hervorging. Dieſe Capitani bildeten die eigentliche ſtädtiſche Polizei, ſoweit die Munizipal-Befugniſſe in Betracht kamen. Von ihnen wurde der Vorſteher oder Deputirte des Volkes gewählt welcher unter verſchiedenen Benennungen bald als Eletto (Electus), bald als Procurator, bald als Syndicus universitatis popularium Neapolis vorkommt. Die Eletti der fünf Adelsgenoſſenſchaften vereint mit dem des Volkes, folglich ſechs Männer bildeten ſo die ſtädtiſche Repräſentation in welcher nach der gewöhnlichen Praxis die des ganzen Reiches aufging.

Es war im Jahre 1456 als eine Veränderung in dieſen Verhältniſſen eintrat, welche nicht minder als die beiden Baronenkriege den Boden untergrub auf welchem die Macht des aragoniſchen Hauſes gegründet

ſtand. Auf dem Platze jetzt della Sellaria, einſt nach den toscaniſchen Kaufleuten geheißen, ſtand das Verſammlungshaus des Popolo welches man wegen ſeiner ſchönen Malereien Pittato zu nennen pflegte. König Alfons I ließ es in jenem Jahre zerſtören. Die Beweggründe werden verſchieden angegeben: das Geheimniß liegt aber darin, daß Alfons ſeinem natürlichen Sohn Ferrante die Nachfolge in Neapel zu ſichern wünſchte, daß er den Adel als ſeine vornehmſte Stütze bei dieſem Vorhaben betrachtete und den Adel zu gewinnen hoffte, indem er die demſelben läſtigen Privilegien des Bürgerſtandes vernichtete. Die Folge war daß eine Empörung der untern Claſſen ausbrach, der König mit leichter Mühe ſie unterdrückte und das Volk als ſolches ſeiner politiſchen Rechte beraubte. So nahm jene Entfremdung der Maſſen ihren Anfang welche Ferrante I wohl erkannte und zu überwinden wünſchte als er den gefahrvollen Kampf mit den Baronen beſtand, für die er aber dennoch keine Abhülfe fand indem die Beſorgniß vor dem Ueberwiegen des popolaren Elements ihn an jener Conſequenz der Maßregeln hinderte welche ſonſt in ſeinem Karakter lag und allein das Gleichgewicht wiederherzuſtellen im Stande geweſen wäre. So mußte Alfons II, welcher mit eigenen Sünden ſchon genug zu ſchaffen hatte, für die Sünden des Großvaters und Vaters einſtehn, von denen der Eine das Volk, der Andere den Adel ſich verfeindet hatte: zwiefache Feind-

Univ. Bibl. München

ſchaft die über dem Haupte des Dritten zuſammenſchlug, welcher dem Einen an edleren Eigenſchaften nachſtand wie dem Andern an politiſchem Scharfſinn. So kam es daß die Vornehmen Neapels vierzig Jahre darauf dem Eroberer ſagen konnten, ſie wären Volk, Bürger und Adel der Stadt.

Und nun erhob ſich während der kurzen franzöſiſchen Herrſchaft dies lange unterdrückte popolare Element wieder ſo mächtig daß es wie in einem Nu nicht nur die alten Rechte wiedererlangte ſondern auch neue in Anſpruch nahm. Nachdem die Abgeordneten des Volkes, wie im Eingange zu dieſem Abſchnitt berichtet worden, dem franzöſiſchen Könige auseinandergeſetzt hatten wie es ehemals mit der ſtädtiſchen Verwaltung gehalten und wie ſie der Theilnahme an derſelben beraubt worden ſeien, ermächtigte er ſie ſich zu verſammeln um ihre Intereſſen zu beſprechen. Seit vierzig Jahren war ihr Sedile dem Boden gleichgemacht: ſo wählten ſie den Kapitelſaal des Auguſtinerkloſters welches in der Nähe des eigentlichen Volksquartiers, des Pendino, gelegen iſt. Der Saal, im Spitzbogenſtyl gebaut, iſt durch ſeine in der Mitte convergirende, von zwei ſchlanken Marmorſäulen getragene Decke bemerklich: hier kamen im Jahre 1495 die Deputirten des Volkes zuſammen, hier tagten ſie bis zum Aufhören der alten Stadtverfaſſung Neapels im vorigen Jahrhundert. Giovan Carlo Tramontano ward in dieſer Sitzung zum

Syndicus ernannt, zwölf Räthe wurden ihm zur Neu-Ordnung der Volkssache beigegeben.[44] Die Huldigung des Landes hatte stattgefunden ohne daß das Volk dabei vertreten gewesen wäre. Nun protestirten die Volksdeputirten, diese Huldigung sei für sie nicht verbindlich; sie wollten sie indeß leisten und wenn es nicht geschehn so komme es daher weil man sie nicht gefragt.[45] Die Deputirten legten die Hände nicht in den Schooß: das Misvergnügen des Adels stieg aber in solchem Maße daß es am 16. Juni beinahe zum Blutvergießen gekommen wäre. Es entstand plötzlich der Verdacht, die Edelleute wollten im Verein mit den französischen Truppen das Volk entwaffnen und die Stadt plündern. Alles griff zu den Waffen. Von Sedile zu Sedile zogen die Schaaren der Popolanen unter dem Ruf: Frankreich und Volk! Aber Keiner trat hervor sich mit ihnen zu messen.[46] Mogten auch der König und seine Rathgeber wankelmüthig sein, so dünkte doch der Moment Niemanden günstig. Schon am nächsten Tage fand ein Vertrag zwischen den beiden Ständen statt welcher am folgenden Morgen, dem Frohnleichnamsfeste, feierlich mit Trompetenschall verkündet ward.

Die Bedingungen dieses Abkommens waren folgende: Bei Bewilligung der öffentlichen Gelder sollte das Volk durch seine eignen Deputirten abgeschätzt werden. Die nämlichen Deputirten sollten in Kriegszeit für die Stadt, oder für den König, oder wer an seiner

Stello gebiete, Mannſchaft ſtellen. Die Huldigung ſollte von Seiten des Volkes durch einen Abgeordneten geleiſtet werden. In Zeiten von anſteckenden Krankheiten und Peſt ſollten die Angelegenheiten des Volkes ohne irgend eine Einmiſchung des Adels den Popolanen ſelbſt anheimgeſtellt bleiben. Zu der Gabella del buon denaro, worunter die öffentlichen Gelder zur Inſtandhaltung der Stadt, der Ausbeſſerung der Mauern, Straßen, Kirchen und ſonſtigen Gebäude wie zu andern gemeinnützigen Zwecken zu verſtehn, ſollte das Volk ein Fünftel, der Adel den Reſt beitragen und der Säckelmeiſter vom Volke ſein jedoch vom Adel unter ſechs vom Volke aufzuſtellenden Candidaten gewählt werden. Keine Auslage dürfe ohne Zuſtimmung des Volksdeputirten gemacht, kein Parlament ohne ſein Beiſein gehalten, das ſtädtiſche Proviantamt ſolle gemeinſam verwaltet werden: die Vorgeſetzten, zwei Popolanen neben den Adeligen, ſollten jeden Monat zu zwei und zwei wechſeln; handelten die Adeligen den Intereſſen des Volkes zuwider, ſo dürfe man ſie ihres Amtes entheben und ohne ſie verwalten. So waren dieſe Kapitel welche von beiden Seiten mit Vorbehalt ihrer Privilegien angenommen und beſchworen wurden.[47]

Die franzöſiſche Herrſchaft ging nicht lange darauf zu Ende. Sie hatte den Adel gedemüthigt, das Volk nicht gewonnen. Letzteres ſchlug ſich ſogleich auf Seiten der rückkehrenden aragoniſchen Fürſten: es mogte

glauben, dieſe ſeien durch Erfahrung belehrt worden welche Gefahr in der Unterdrückung des popolaren Elements liege, in einem Staate namentlich deſſen erſter Stand durch tradizionelle Spaltung geſchwächt iſt. Ferrandino ſuchte ſich zwiſchen beiden Parteien zu halten: auf die Dauer wäre es ihm ſchwerlich gelungen. Gegen das Ende ſeiner kurzen Regierung machte das Volk immer größere Anſprüche. Je weniger die Landes-Angelegenheiten geſichert waren, um ſo ſchwankender wurde die Stellung der Ariſtocratie, welche mehr und mehr von ihren zum Theil vor wenigen Jahrzehnten uſurpirten Rechten jenem Volke abtreten mußte, deſſen politiſche Exiſtenz ſie eben erſt geleugnet hatten. Eine große Umwandlung war vor ſich gegangen, und es gab ſich aufs neue eine ſoziale Gliederung kund, die kurz vorher noch zu Gunſten eines einzelnen Standes vernichtet ſchien. Im April 1496 verordnete das Volk einſeitig die Ausweiſung der Juden: die Edelleute widerſetzten ſich weil ſie die Hausmiethe nicht verlieren wollten. Aber es ward mit Plünderung und Mord gedroht wenn ſie nicht abzögen, und ſie zogen ab.[48] Kurz darauf, beim Frohnleichnamsfeſte, entſtand Zwiſt weil der Volksdeputirte eine der Stangen des Baldachins tragen wollte: er trug ſie und ließ einen Notariatsakt darüber aufnehmen, während zweihundert Bewaffnete ihn begleiteten. Die Edelleute aber waren dermaßen erzürnt daß keiner ſeine Stelle einnehmen wollte als die

Reihe des Abgehns an ihn kam. Die Gleichberechtigung der Volksdeputirten beim Tragen des Baldachins wurde nachmals durch ein besonderes Abkommen anerkannt.[49] Das Dazwischentreten König Federigo's, welcher mehr als irgend ein anderer Herrscher seines Stammes sich dem Volke günstig erwies und dessen Rechte erweiterte, war mehr denn einmal nöthig, wenigstens äußerliche Eintracht zwischen den beiden Ständen herzustellen.

Mit allen diesen in so kurzer Zeit erlangten Vortheilen war das Volk dennoch nicht zufriedenzustellen. In der ersten Periode der spanischen Herrschaft, im Jahre 1507, forderte es vollkommene Gleichstellung mit dem Adel. „Item suppliziren sie, was ihnen mehrmals von verschiedenen Königen des erlauchten Aragonischen Hauses versprochen worden ist, daß in allen Vorkömmnissen, Vorrechten, Ehren und Preeminenzen gedachter Stadt Neapel ihnen, den Supplicanten, dieselbe Stimmenzahl zustehn möge wie den Edelleuten, und obgleich dies ein bloßer Akt der Gerechtigkeit ist, werden sie es doch als besondere Gunst erkennen, welche für den Staat und die Anhänglichkeit an Seine Katholische Majestät und den Eifer für deren Dienst sehr förderlich sein wird." Die, abschlägige, Antwort lautete: „Sua Maiestas providebit, taliter quod cognoscent benevolum animum quem habet erga eos et honorem eorum." Die übrigen Bewilligungen betrafen die Befugniß Vorkehrungen für das städtische

Regiment zu treffen ohne durch Andere darin gehindert zu werden, die Ernennung und Attribute der Zunftvorsteher (Consoli delle Arti), die Wahl des Volksdeputirten, die Ausfuhr von Getreide und Salz, die Bewahrung der Schlüssel der Stadtthore (worüber der König sich den Entschluß vorbehielt) und Maßregeln gegen Wiederverkäufer und Wucherer. Was Ferdinand der Katholische im Jahre 1507 dem neapolitanischen Volke bewilligte, bestätigte zehn Jahre darauf seine Tochter Johanna und 1522 Kaiser Carl V mit mancherlei Erweiterungen zur Zeit der Verwaltung Charles de Lannoi's. [39]

Mit solchen Formen ging die Munizipal-Verwaltung Neapels auf die Zeit der Vicekönige über. Der Organismus derselben war, in der Kürze geschildert, folgender. In den fünf Adels-Sedilen wählten die Mitglieder der eingeschriebenen Familien den Eletto oder Deputirten. Im Volks-Sedile bestand ein besonderer Wahlmodus. Jede Ottina wählte zwei Procuratoren, welche, also achtundfünfzig, an einem bestimmten Tage in S. Agostino zusammenkamen und viere aus ihrer Mitte samt einem Secretär zum Stimmensammeln durchs Loos bezeichneten. Jeder schrieb einen Namen auf und bei jedem Namen ward eine Abstimmung vorgenommen. Von denen welche die meisten Stimmen vereint, wurden sechs durch das Loos gezogen und aus diesen sechs nach der alten Sitte Einer herausgelost

welcher der Deputirte war. Unter der spanischen Herrschaft aber stand dem Vicekönige das Recht der Ernennung des Deputirten des Volkes aus jener Sechszahl zu. Er war indeß nicht einmal daran gebunden, selbst dann nicht nachdem der Collateralrath schon die Wahl getroffen hatte wie der Herzog von Ossuna einmal in solchem Falle that indem er eine Neuwahl befahl. So war derjenige in dessen Hand die Interessen des Volkes gegeben waren, in der Regel nur die Marionette des Vicekönigs, und es ist nur zu oft vorgekommen, daß dieser Eletto del popolo bei Streitigkeiten der Sedilen untereinander oder sonstigen Anlässen sich gerade durch den ärgsten Servilismus bemerklich machte, wie es während des Inquisitionsstreites unter Don Pedro de Toledo mit Domenico Terracina, im Masaniello-Aufstande mit Andrea Nauclerio und andern geschah. Die Bestätigung des Eletto fand am Frohnleichnamsfeste statt; er nahm im Augustinerkloster von seinem Amte Besitz und es wurden ihm die Kapitel und Privilegien, die Stadtschlüssel u. s. w. eingehändigt. Bei den Abstimmungen über allgemeine Angelegenheiten hatte der Volksdeputirte Ein Votum gleich jedem der Adels-Abgeordneten und stimmte zuletzt. Seine Autorität war übrigens groß: er ernannte die Vorsteher der Zünfte, sprach Recht in Polizeisachen, bestellte die Notare der Stadt, vertrat das Volk bei allen geschäftlichen wie ceremoniellen Anlässen.

Manche dieſer Befugniſſe wurden indeß im Laufe der Zeit geſchmälert oder völlig aufgehoben.

Die ſechs Eletti oder Deputirten vertraten nun Adel und Volk. Sie hatten ihr Tribunal im Kloſter San Lorenzo, welches ſomit Sitz der Munizipalität war. Die Sedilen ernannten aber noch einen Syndicus, deſſen Amt von Jahr zu Jahr und von einer zur andern Genoſſenſchaft wechſelte und welcher Repräſentant des ganzen Adels des Reiches war, in welcher Eigenſchaft er jedem Rang, jeder Würde, jedem Amt vorausging, ein Name ohne wirkliche Macht und hauptſächlich für das Ceremoniell und feſtliche Anläſſe berechnet. Die Befugniſſe welche den Sedilen zuſtanden waren vielfach und ausgedehnt, und zur Ausübung derſelben und Beſorgung der Geſchäfte pflegten ſie verſchiedene Deputationen oder Aemter zu beſtellen welche für die einzelnen Zweige der Stadtverwaltung berechnet waren. Die Edicte der allergetreueſten Stadt Neapel gingen ſämmtlich von dieſer Behörde aus. Die Privilegien der Stadt, unter denen die des Königes Ferdinand des Katholiſchen und Kaiſer Carls V für die wichtigſten galten und welche von jedem Monarchen bei ſeinem Regierungsantritt beſtätigt zu werden pflegten, waren der Obhut des Magiſtrats der Sedilen anvertraut.

Jemehr den ſpaniſchen Herrſchern daran gelegen war, die höhere politiſche Macht des Adels zu ſchwächen, um ſo mehr Befugniſſe räumten ſie demſelben in

der Munizipal-Verwaltung der Hauptstadt ein. Jemehr ihnen darauf ankam, zwischen Adel und Volk die Scheidewand zu verstärken, den Adel beim Volke verhaßt zu machen und ihm wirklichen Einfluß zu nehmen, umsomehr waren sie darauf bedacht in der Städteordnung dem feudalen Element Spielraum zu verschaffen. Sie wälzten einen großen Theil des Odiums von sich ab, schoben den Adel vor wenn es die Erreichung von Maßregeln galt die entweder den Interessen oder den Wünschen des Volkes zuwiderliefen, vernichteten den Widerstand des Adels, wenn sie ja darauf stießen, durch Beförderung von Entzweiung und Widerspruch in dessen eignem Schoose und sahen hinter den Coulissen ruhig zu, wie Edelleute und Volk gegeneinander standen oder die Edelleute untereinander sich anfeindeten, gewiß daß in dem einen wie im andern Falle der Vortheil auf ihrer Seite sein würde. Darin hat zwei Jahrhunderte hindurch die spanische Staatskunst bestanden. Auf solche Weise haben sie zwei Jahrhunderte lang das Königreich Neapel zu blos spanischen Zwecken benutzt und eine Revoluzion nach der andern unschädlich gemacht, ja eine nach der andern zur Vermehrung ihrer Macht benutzt. Die eben geschilderte fehlerhafte Constitution des Landes und der durch dieselbe zwischen Adel und Volk stets lebendig erhaltene Zwiespalt kamen ihnen dabei sehr zu statten. Denn die Sedilen waren, wie gesagt, nicht bloße Munizipalbehörde. Die dem Anschein nach aus-

gedehnteſte und wichtigſte Befugniß welche ihnen zuſtand war gerade der Punkt welchen die Regierung am geſchickteſten zu eignen Zwecken zu benutzen verſtand: für die gewöhnlichen Fälle war die Steuerbewilligung in ihre Hände gegeben.

Es iſt ſchon geſagt worden daß die Sedilen mehr und mehr an die Stelle der allgemeinen Parlamente traten. Denn die Vicekönige pflegten im Durchſchnitt die Parlamente nur dann zu berufen wenn ſie mittelſt der Sedile ihre Abſicht nicht durchſetzen konnten. Auch dann ward es ihnen nicht immer leicht den Widerſtand der Barone zu beſiegen welche entweder durch Zurückhalten ihrer Vollmachten das Zuſtandekommen der großen Verſammlungen verhinderten oder mindeſtens verzögerten, oder in dieſen Verſammlungen ſelbſt die Anträge der Regierung zu vereiteln ſuchten. Einſt waren die Parlamente über die Staats-Angelegenheiten im Allgemeinen, namentlich in legislativer Beziehung vernommen worden: unter der ſpaniſchen Herrſchaft war ihre einzige Aufgabe Geld zu ſchaffen. Nur dazu wurden ſie berufen, nur darum wurden ſie befragt. Sie mogten ſich ſträuben wie ſie wollten — am Ende mußten ſie ſich doch in das Unvermeidliche ergeben, und ſie hatten nur untereinander auszumachen, auf welche Weiſe ſie das Geld aufbringen würden. Die Form der großen Parlamente war ſchon ſeit Alfons' I von Aragon Zeiten her verändert. In der erſten Verſammlung

welche er nach Eroberung Neapels hielt, erſchienen nur die Barone und die Syndiken der königlichen Städte: die Biſchöfe und Aebte hatten, man weiß nicht aus welchem Grunde, das Privilegium verloren. [51] Jemehr die unter dem Namen Donative bekannten Geldbewilligungen von denen ſpäter die Rede ſein wird aus einer außerordentlichen eine gewöhnliche Maßregel wurden, umſomehr wurden die Parlamente eine bloße Förmlichkeit. Wie wenig eigentliche Bedeutung dieſelben noch hatten, ergibt ſich unter anderm aus dem Umſtande daß die Barone, wenn ſie am Erſcheinen verhindert waren oder keine Luſt dazu hatten, ſich durch Stellvertreter repräſentiren laſſen und zwar meiſt durch Rechtsgelehrte die im Intereſſe der Vicekönige waren und Alles thaten was dieſe wollten, wobei ſie dann nicht ſelten die von den Mandataren erhaltenen Befugniſſe überſchritten, alles um ſich den Regierenden angenehm zu machen und Stellen oder Geld zu erlangen. Da dem Syndicus der fünf Adelsſedilen die Unterſuchung der Vollmachten zuſtand, ſo konnte dieſer, wenn er ſeine Pflicht that, Misbrauch verhüten. War aber auch er vom Vicekönig gewonnen oder ängſtlich und unkundig, ſo war es ſchwer dem Trug und der Willkür zu ſteuern, und gewöhnlich fruchtete die Oppoſizion einzelner Edelleute oder Sedilen auf die Dauer wenig oder gar nichts. [52]

Wie es bei den Parlamenten zuging, erſieht man aus einem Berichte des toscaniſchen Agenten über die

im Januar 1639 unter dem Herzog von Medina gehaltene Verſammlung. Am Donnerſtag, meldet er, „begab ſich der Herr Vicekönig nach San Lorenzo und es fehlte dort keiner der Signoren, mit Ausnahme des Fürſten von Biſignano San Severino, welcher ausblieb weil der Fürſt Don Tiberio Carafa den erſten Platz hatte. Seine Exzellenz hielt eine ſchöne Rede welche vielen Eindruck machte, und überreichte dann das königliche Schreiben welches vom Reichs-Secretär Herzog von Caivano (Barile) ſtehend verleſen ward. Der Syndicus, welcher auf einen Seſſel Anſpruch machte, ging währenddeſſen hinaus und wartete in einem Nebenzimmer. Am Freitage kamen alle in S. Lorenzo zuſammen und der Sitte gemäß ſetzte ſich der Syndicus nieder. Der Erſte welcher ſprach war der Marcheſe di Fuscaldo (Spinelli) als Groß-Juſtiziar: er handelte von den Bedürfniſſen der Krone und rieth dieſen abzuhelfen. Nach ihm erhob ſich der Groß-Seneſchall Herzog von Bovino (Guevara), welcher ſich gegen die verlangte Bewilligung einer Million (Ducaten) ausſprach. Das Land vermöge die Laſt nicht mehr zu tragen. Der Fürſt von Sanſeverino ſandte ſein Votum ein: man möge das Thunliche thun aber der Noth gedenken. Der Vicekönig ſchlug vor, die Barone ſollten ein Procent vom Werthe ihrer Leben zahlen und erbot ſich für ſeine Beſitzungen, für die Güter nämlich die er mit ſeiner Gemalin Anna Carafa erhalten, zu einer Beiſteuer von

40,000 Ducaten. Der gesammte Adel erhob sich gegen diesen Vorschlag so daß davon nicht mehr die Rede sein konnte. Es wurde sodann vorgeschlagen von jedem Fuoco oder Feuerstelle im Reiche eine Jahressteuer von sechs Carlin zu erheben statt der gegenwärtigen von sechzehn Gran, worauf erwiedert ward, die Zahlung dieser neuen Steuer würde wol erfolgen aber die übrigen Leistungen ausbleiben. Von einer neuen Salzsteuer war nicht ernstlich die Rede, wohl aber von der Abgabe eines Carlin von jedem Tomolo (Scheffel) Getreide, was eine Summe von 1,800,000 Ducaten einbringen würde. Manche andere Vorschläge wurden gemacht: Don Pietro Orsini Fürst von Conca wollte, die Barone sollten auf vier Jahre ein Viertel ihres Einkommens geben; nur hundertdreißig titulirte Edelleute stimmten ihm bei und gaben sich so als wahre Freunde des Volkes zu erkennen. Der Marchese von Fuscaldo setzte hingegen seinen Antrag einer die Gesamtheit betreffenden Auflage durch: viele Barone und die meisten Abgeordneten der Städte unterstützten den Vorschlag. Das Ende war daß man einen Carlin Steuer auf den Scheffel Mehl legte und bestimmte daß jede Haushaltung einen Scheffel Salz zu 12 Carlin nehmen müsse: wer mehr brauche, könne es von denen kaufen die Ueberfluß hätten. Die bisherige Abgabe von den Feuerstellen sollte dagegen unterbleiben. Nie ist ein Parlament gehalten worden welches den Interessen des gesammten Volkes so zu-

wider geweſen wäre wie dieſes, indem die Barone ſich jeder beſondern Leiſtung zu entziehn gewußt haben. Die Stadt Neapel ſelbſt blieb dabei von ſpeziellen Abgaben frei, weßhalb ſie auch gegen die Verwilligung der Salzſteuer, wobei ihr Handel einbüßen mußte, keinen Widerſpruch erhob. War das Donativ bewilligt, war als Beweis der Dankbarkeit für dieſe Bewilligung Seitens der Krone eine längere oder kürzere Liſte von „Gnaden" erbeten worden (unter dieſen „Gnaden" vergaßen die Vicekönige nicht, Geſuche um Fortdauer ihrer Verwaltung und gelegentlich um Nadelgeld für ihre Frauen, ſo im genannten Jahre 1639 die Kleinigkeit von funfzigtauſend Ducaten für die doch ſchon coloſſal reiche Herzogin von Medien, Seitens des Parlaments einfließen zu laſſen), ſo ging das Parlament mit dem Bewußtſein der Pflichterfüllung nach Hauſe.

In dem Franziskaner-Conventualen-Kloſter bei San Lorenzo ſieht man den Saal in welchem ſeit den Tagen der Anjou bis zum Aufhören der alten Verfaſſung Neapels die Parlamente gehalten wurden. Die Localität war von Altersher in der ſtädtiſchen Geſchichte ausgezeichnet und bedeutungsvoll. Hieher verlegen die Alterthumsforſcher das Forum mit der Auguſtiſchen Baſilika und dem Dioscurentempel. König Carl I ließ die San Lorenzo-Kirche beginnen: der Ort aber behielt immer den Namen des alten Marktes, und in dem Kloſter verſammelten ſich die Abgeordneten der Stadt wie die

des Landes. Letztern diente der Kapitelsaal, dessen Fenster sich nach den Arcaden des Klostergartens zu öffnen und dessen Decke gothischer Bauart gleich den Wänden mit verschmierten Arabesken und Mönchsbildern bedeckt von zwei Granitsäulen getragen wird. Hier ließ König Alfons von Aragon seinen natürlichen Sohn Ferrante als Thronfolger anerkennen. Das Refectorium war der Ort wo die Abgeordneten zusammentraten um dem Könige die Donative zu überreichen: der Graf von Olivares ließ die zwölf Provinzen des Reichs in Fresco an den Wänden malen, und eine Inschrift bezeichnet den ältern Grafen von Lemos im Jahre 1600 als Erneuerer des „Forum ad publica Regni negotia a Carolo I constructum temporis iniuria pene collabens." Wo jetzt die Notariats-Kammer ist, in einem Lokal welches der Munizipal-Verwaltung einer großen und herrschenden Stadt niemals würdig sein konnte, befand sich das Tribunal von S. Lorenzo, nämlich das Gemeindeamt und Gericht der Deputirten der Sedilen, oder nach unserer Terminologie das städtische Rathhaus. Ueber demselben erhebt sich der aus gewaltigen Peperinquadern erbaute Thurm, in neueren Zeiten mit der Marmorbildsäule des heiligen Laurentius geschmückt und Glockenthurm der Kirche, ursprünglich jedoch der Gemeindethurm, unter den ersten Anjous begonnen, unter Ferrante von Aragon beendigt. Hier stand das städtische Geschütz unter der Obhut der Sedilen, hier wurden

die Privilegien der Stadt bewahrt, hier rief die Glocke die Bürgermiliz zu den Waffen, hier ward in mancher Empörung der allergetreuesten Bürger die Menge zu Berathung und Sturm zusammengeläutet. Nicht diese Bedeutung nur als Sitz der obersten Stadtbehörde, auch die vortheilhafte Lage im höhern Theile der Stadt machte Kloster und Thurm von San Lorenzo zu einem der wichtigsten Punkte Neapels, und so nehmen auch heute noch beide das historische Interesse in Anspruch mehr als die den Platz bei der Kirche schmückende Statue des heiligen Cajetan von Tiene, welche der Vicekönig Don Pietro d'Aragona zum Andenken an die große Pest errichten ließ, während die Theatinerkirche San Paolo ihre mächtig ragende Façade mit den beiden einzigen Marmorsäulen schmückte, welche von dem vormaligen Porticus des Castor- und Pollurtempels seit dem Erdbeben des Jahres 1688 geblieben sind.

So war es mit den Parlamenten, ihrer Berufung und ihrem Geschäftsgange beschaffen. Oefter aber vertraten die Sedilen deren Stelle. Nur war es schwer sie zur Eintracht zu bringen, und es gelang zu Zeiten erst nach heftigen Kämpfen. Die meiste Unabhängigkeit der Gesinnung, den Vicekönigen gegenüber, zeigten jederzeit die Sedilen von Nido und Capuana, welche, wie schon bemerkt ward, den vornehmsten Adel repräsentirten. Während die Stimmen in den andern Sedilen oft käuflich waren, blieben jene unzugänglich. Es gelang dann

freilich den Vicekönigen wol ſie unſchädlich zu machen: denn wenn ſie die Zuſtimmung der übrigen viere erlangten, ſo war die Oppoſition von zweien vergeblich indem zwei Drittel der Stimmen den Ausſchlag gaben. So geſchah es unter dem Herzog von Medina im Jahre 1643, wo bei der Bewilligung eines Donativs, welches mittelſt einer neuen Mehlſteuer aufgebracht werden ſollte, das Stimmkaufen ſo großartig betrieben ward daß Portanova, Porto, Popolo und zuletzt, nach vieler Anſtrengung, Montagna gewonnen ward. Die Ritter von Nido und Capuana erließen eine Nichtigkeits-Erklärung wider den Beſchluß und gingen damit um, einen Abgeſandten nach Madrid zu ſchicken um die Stimmfreiheit wie ihre Rechte zu retten, was indeß der Vicekönig zu hintertreiben wußte.[54] Bisweilen war der Widerſtand ſo heftig daß es ſelbſt einem Manne von ſo herriſchem Weſen wie der Herzog von Oſſuna war, nicht gelang ihn zu beſiegen.[55] Die Menge war deßhalb den Rittern der genannten beiden Sedilen am meiſten zugethan, was ſich auch während der Empörung der Jahre 1647—48 bethätigte. Wenn die Sedilen von den Vicekönigen zu gedachten Zwecken aufgerufen wurden, ſo wählten ſie ihre Abgeordneten, je vier an der Zahl, die dann in San Lorenzo zuſammentraten. Von dieſen ging auch die Ernennung [illegible] Sendboten an den König aus, wenn es ſich um Dank oder Bitten handelte — Miſſionen welche die Vicekönige

entweder zu eignen Zwecken zu benutzen wußten, indem sie selbst die Person des Ambasciadore in Vorschlag brachten, oder aber zu hintertreiben sich bemühten. Außer den Parlamenten und den Zusammenkünften der Abgeordneten der Sedilen gab es endlich noch eine Art von Vorparlament, wie sie zweimal unter Carl V zusammengekommen und wie im September 1640 der Herzog von Medina ein nur aus Baronen bestehendes in der Kirche von Montoliveto berief. Neapel war damals von einer französischen Flotte bedroht — die Regierung brauchte Geld und der Vicekönig wollte die Berufung der großen Reichsversammlung ihrer Förmlichkeiten wegen für den Augenblick vermeiden. Die Barone geriethen aber alsbald so heftig aneinander daß die Versammlung aufgelöst werden mußte ohne irgend ein Resultat erreicht zu haben. [56]

Die Behandlung welche die Vicekönige den Baronen vom höchsten Adel nicht ersparten, wenn sie deren Opposizion nicht zu besiegen vermogten, legt deutlich an den Tag, in welchem Lichte die spanische Gewaltherrschaft das Scheinbild von Constitution betrachtete, welches für sie im Allgemeinen nur dazu da war, bei vorkommender Gelegenheit des Volkes Haß von sich abzuwälzen. Selbst das Amt eines Sindico schützte nicht vor Verhaftung: unter der Verwaltung Medina's kamen die Sedilen um solches Vorrecht als Gnade ein. Wenn die Häscher nicht in die Sedilen oder das Tri-

bunal von San Lorenzo ſelbſt drangen, ſo ergriffen ſie die Deputirten beim Heraustreten. Der Marcheſe von Mondejar ließ dieſelben zu ſiebenjähriger Verbannung nach Capri verurtheilen weil ſie ohne ſein Vorwiſſen einen Boten nach Hof geſandt hatten. Der Graf von Olivares ließ zwei der vornehmſten Herren greifen, Caſerta (Gaetani) und Vietri (Sangro). Der Graf von Lemos verbot den Sedilen ſich ohne ſeine ſpezielle Erlaubniß zu verſammeln. Der Graf von Benavente hatte einſt, um das Volk zu gewinnen, den Brodpreis ſo niedrig geſtellt daß die Munizipalität von Neapel welche das Getreide liefern mußte, Schulden auf Schulden machte indem ſie täglich zweitauſend Ducaten einbüßte. Als der Sindico von Nido, Cesare Pignatelli, welcher als Aelteſter einer an den Vicekönig geſandten Deputation das Wort hatte, äuſſerte: wäre es nicht wegen der Freude über die Geburt des Infanten, ſo würden ſie in Trauerkleidern erſchienen ſein; ſo antwortete der Vicekönig, er wiſſe nicht was ihn hindere ihn zum Fenſter hinausſchmeißen zu laſſen, gab ihm Hausarreſt und befahl dem Sedile einen andern Deputirten zu wählen. Da drohte freilich die Stadt ſie werde es dem Könige melden, und der Graf entſchuldigte ſich er habe nicht die Gemeinde zu beleidigen gedacht, ſondern nur die Frechheit des Einzelnen ſtrafen wollen. Wie wenig die Regierung auf Adel und Conſtitution achtete, zeigt endlich der Umſtand daß im

Jahre 1625 der Herzog von Alba plötzlich eine auſſerordentliche Steuer von zwei Carlin vom Fuoco einforderte, aus eigener Machtvollkommenheit und ohne das Parlament oder die Sedilen auch nur um ihre Zuſtimmung gefragt zu haben. [57]

So lange die ſpaniſche Herrſchaft währte blieb das feudale Element in der geſammten Landesverfaſſung vorherrſchend, ſo wenig auch dieſe Herrſchaft dem Prinzip des Feudalismus geneigt war, mit welchem ſie ungerne die Gewalt theilte. Von den erſten Zeiten des Aragoniſchen Hauſes an war das Beſtreben offenbar die Macht des hohen Adels zu zügeln und herabzudrücken, ein Beſtreben welches unter Ferrante I wie unter Carl V den Ruin der größten Familien herbeiführte. Während aber die Orſini von Tarent und die San Severini von Salern eine Macht einbüßten welche ſie mehr denn einmal zu Nebenbuhlern der königlichen Gewalt gemacht hatte, während die Tendenz, die Befreiung der Städte und Orte von dem Feudalnexus zu befördern, in zahlreichen Maßregeln und Verordnungen ſich ausſprach, während die Eiferſucht der Vicekönige auf den Adel jede Gelegenheit benutzte deſſen Autorität zu ſchwächen, mehrte ſich die Zahl der Lehen und Lehensträger zuſehends und auf wahrhaft erſchreckende Weiſe. Der Widerſpruch löſt ſich auf wenn man die finanziellen Verhältniſſe in Betracht zieht. Die Regierung betrachtete das Lehenweſen als eine Finanzſache und ſuchte aus

Verkauf und Loskauf ſo viel Geld als möglich zu ziehn. Den finanziellen Zwecken gegenüber konnte kein politiſches Prinzip ſich halten, und wenn dieſe Prinzipien ſtets wieder verletzt wurden, ſo bauten die Vicekönige einzig und allein auf die Ausſicht daß irgend eine gewaltſame Umwälzung ihnen Mittel an die Hand geben würde, die ſcheinbar aufgegebenen Befugniſſe wieder zu erlangen. Sie ſetzten damit nur das Werk der unächten Linie von Aragon fort. Von den früheren Dynaſtien war es nur die Hohenſtaufiſche geweſen, welche den Feudalismus wahrhaft in Schranken zu halten verſucht hatte. Die Anjous ſtellten zwar auch den Städten Privilegien aus, deren Buchſtabe ſie vor dem Verkauf an Barone ſichern ſollte: aber inmitten der Umwälzungen welche das Königreich unter der franzöſiſchen Dynaſtie betrafen, wurden dieſe Privilegien meiſt wenig beachtet. Ferrante I, der ſchlimmſte Gegner des Adels, nahm demſelben zwar viele ſeiner Lehne, theils aber mußte er dieſe ſelbſt ſchon an Familien ſeines Anhangs wieder vergeben, theils kehrten ſie unter ſeinen Nachfolgern zum alten Zuſtand zurück.

Unter der Verwaltung des Grafen von Miranda, wurde im Jahre 1586 eine Zählung der Gemmunen vorgenommen. Von den 1973 Gemmunen die man damals im Königreich Neapel berechnete (unter Carl V nahm man 1563 an, im Jahre 1579 1619 was im Vergleich mit obiger Zahl zu gering ſcheint), waren

neunundſechzig königliche Orte, alle übrigen, das heißt neunzehnhundertundvier, Lehen! In der Terra di Lavoro belief ſich die Zahl der königlichen (Domanial-) Orte auf 9, die der feudalen auf 197. Im Principate Citra jene 13, dieſe 231. Im Principate Ultra Ein königlicher Ort, 13 dem Hoſpiz der Nunziata in Neapel gehörende, 159 im Lehensverbande. In Baſilicata 5 königliche, 104 feudale. In Calabria Citra und Ultra 3 und 9 der erſtern, 139 und 153 der letztern. In Terra d'Otranto 7 von jenen, 169 von dieſen; in Terra di Bari 3 auf 51. In beiden Abruzzen 11 Domanialorte, 466 feudale; in Moliſe 1 auf 104. Endlich in Capitanata war das Verhältniß wie 5 zu 76. Man bedenke daß es ſich hier nur um wirkliche Communen, nämlich um Städte und Orte mit ſelbſtändiger Verwaltung handelte, nicht etwa um die zahlreichen von denſelben abhangenden Ortſchaften oder Caſale, von denen vierundvierzig in einem Umkreiſe von zwölf Millien zur bloßen Hauptſtadt gehörten. Auch nach der gewaltſamen Vernichtung oder friedlichen Einverleibung der großen Lehen zu denen z. B. das Herzogthum Bari, welches nach dem Tode der Königin Bona von Polen an Filipp II zurückfiel, das Orſiniſche Fürſtenthum Tarent und das Sanſeveriniſche Fürſtenthum Salern gehörten, gab es noch ganze Baronalſtaaten wie jener der Grafen von Tagliacozzo und Alba, wo am Fucinerſee in den Abruzzen die Orſini vierundvierzig

Ortſchaften in der Gegend beherrſchten welche Conradin von Schwaben unterliegen ſah, jener der Grafen von Celano mit 34 Orten, der Grafen von Matera mit 25, anderer wie der großen Beſitzungen der Aquaviva, Caracciolo von Avellino u. ſ. w. nicht zu gedenken.

Als Kaiſer Carl V in Neapel war, konnte die Thatſache der Schwächung der Souveränetät durch ſolche Ausdehnung des Lehnweſens ihm nicht entgehn. Eine der Maßregeln welche er dagegen traf, war die Ertheilung des Vorrechtes an die Communen ſich im gegebenen Falle vom Lehnsverbande loszukaufen und ſo unter unmittelbare Autorität der Krone zu kommen. Man nannte dies die Proclamirung des Königlichen Domaniums oder auch wol der Freiheit. Eine Menge Communen beeilten ſich von dieſem Vorrecht Gebrauch zu machen, ſo daß bald Adel und Rechtsgelehrte ihnen daſſelbe zu verkümmern ſuchten. Man ging ſo weit zu behaupten: der einmal verkaufte Knecht könne ſich nicht wieder auslöſen. Unter dem Grafen von Miranda wurde als Termin für eine ſolche Operation die Friſt eines Jahres beſtimmt, was die Folge hatte, daß Feudatare und Communen ſich gegenſeitig überboten und zu Grunde richteten, während nur der Fiscus dabei gewann. So zahlte Amalfi im Jahre 1599 für ſeine ſogenannte Freiheit 216,160 Ducaten, Somma ein Oertchen am Veſuv 112,000 und andere in demſelben Verhältniß oder richtiger Misverhältniß. Die Communen

waren so begierig sich von dem Lehensverhältniß zu lösen daß sie bisweilen gar nicht auf die Schuld achteten mit welcher sie sich belasteten. Um sie abzutragen, verkauften sie dann wol ihre Gabellen oder ihre Gemeindegüter, oder die wohlhabenderen Einwohner hypothezirten ihren Grundbesitz, oder aber die Stadtgemeinden gaben die von ihnen abhangenden Dorfschaften wieder zu Lehen. Nicht selten war dann die Folge daß die Vermögensumstände der Communen durch solchen Loskauf dermaßen in Unordnung geriethen, daß ihnen nichts anderes übrig blieb als sich aufs neue zu verkaufen. Sie baten dann wol daß man sie wenigstens an einen gütigen und christlichen Herrn verkaufen möge, damit sie nicht ganz zu Grunde gerichtet würden! [58]

Es kam aber auch vor daß die Regierung aus eignem Antriebe die Wiederveräußerung von Communen beschloß, die sich losgekauft hatten. Diese Misbräuche fielen namentlich im siebzehnten Jahrhunderte vor, wo die Geldverlegenheit sich so gesteigert hatte, daß zu verschiedenen Malen die Vicekönige beinahe Alles öffentlich dem Meistbietenden zuschlugen, was noch von königlichen Städten und Ortschaften geblieben war. Der Hof hat eine neue Goldmacherkunst entdeckt, meldete im Jahre 1606 der toscanische Agent: [59] er verkauft alle Domänen, mit Ausnahme der Festungen und der verdächtigen Orte. Der Fürst von Conca wollte Sorrento kaufen: die Sorrentiner aber wehrten sich tapfer

und wieſen ihre Privilegien vor, gemäß denen die Aragoniſchen Könige ihre Stadt nicht einmal ihren jüngern Söhnen zu Lehen geben konnten. Vielleicht hätten ſie ihr gutes Recht nicht geltend gemacht, obgleich alle fünf Adelsſedilen ſich zu ihren Gunſten erklärten und ſie den erſten Rechtsgelehrten Neapels zum Advocaten hatten, wäre nicht der Hof durch ein Geſchenk von zehntauſend Ducaten gewonnen worden. Hier abgewieſen, erwarb der Fürſt von Conca Sulmona: kaum aber wurde es ruchbar, ſo ſtanden die Sulmoneſen auf und ſammelten Geld um ſich wieder loszukaufen. Somit gelangte der Hof auf eine oder andere Weiſe zu ſeinem Zweck Geld zu machen. Eine ähnliche Operation, nur noch großartiger machte um das Jahr 1630, durch den Hof um immer neue Geldſendungen gedrängt, der zweite Herzog von Alcalà, mit offenbarſter Rechtsverletzung, indem mehre der verkauften Orte entweder ausdrückliche Privilegien aufzuweiſen hatten oder ihr Loskauf vom Lehnverbande mit eignem Gelde bewirkt worden war. Die oberſten Gerichtsbehörden drückten ſo oft ein Auge dabei zu, daß die Communen ſich durch ausdrückliche Stipulationen die Befugniß der Rebellion im Namen des Königs vorbehielten, um eine Garantie gegen die Raubſucht des Fiscus zu haben.“ Solche Verhältniſſe ſind zu merkwürdig als daß ſie nicht in einzelnen Fällen betrachtet zu werden verdienen. Zwei dieſer Fälle mögen das Verfahren erläutern: Amalfi

und Amantea bieten die Beiſpiele. Antonio Todeschini Piccolomini, Papſt Pius' II Schweſterſohn, war im Jahre 1461 aus Dankbarkeit gegen den Papſt und in Anerkennung eigener Dienſte von Ferrante I mit Amalfi belehnt worden, eine Belehnung welche die nahegelegenen Orte Ravello, Minuri und Tramonto einſchloß. Die Hand einer natürlichen Tochter des Königes, Donna Maria d'Aragona, wurde dieſem Stifter der Piccolomini d'Aragona Herzoge von Amalfi zu gleicher Zeit zu Theil. Als im Jahre 1584 der Heimfall des Lehens durch den Tod des Erben ſtattfand, wollte deſſen Mutter Maria d'Avalos Amalfi an den naheverwandten Marcantonio del Carretto, dann an die Carafa von Stigliano verkaufen. Jedoch die Commune machte ihr Vorkaufsrecht geltend und löſte ſich wie geſagt mit der Summe von 216,160 Ducaten. Die Zahlung ſchien bedeutend, aber der Verkauf einzelner Lehnsrechte an Privatleute trug das Vierfache und mehr ein. So blieb es bis zum Jahre 1642, da verlieh König Filipp IV Amalfi mit allen königlichen Rechten und Einkünften als Lehn dem Marſchall Ottavio Piccolomini, „in Anerkennung der vielen und großen Verdienſte deſſelben um die königliche Krone und um Haus Oeſtreich in Italien, Flandern und Teutſchland." Die Deputirten von Amalfi legten beim Collateralrath Proteſt ein und wußten ihre Sache ſo gut zu betreiben, daß die Belehnung widerrufen ward obgleich ſie bereits durch

ein an den Vicekönig Herzog von Medina gerichtetes königliches Schreiben erfolgt war.[61]

Die Stadt Amantea in Calabrien machte ihr Wort gut. Sie liegt in starker Lage auf einem Felsenvorsprunge der Küste am Mittelmeer, fast wie auf einer Insel. Ob diese Lage ihren Bürgern das Gefühl der Sicherheit gab, ob der calabresische Karakter, stets zur Auflehnung gegen wirklichen oder vermeintlichen Zwang geneigt, gerade bei ihnen schroffer hervortrat: in älterer wie neuerer Zeit hat Amantea eigenthümliches Geschick gehabt. Ursprünglich zur Angioinischen Partei gehörend, pflanzte die Stadt bei dem allgemeinen Abfall nach Carls VIII Ankunft Ferrandino's Banner auf, als der französische König sie an Monseigneur de Persi, einen seiner Begleiter, verlieh.[62] Als nun der Herzog von Alcalà sie im Jahre 1630 dem Fürsten von Belmonte verkaufte, unterwarf sie sich dem ungerechten Beschlusse nicht, sondern vertheidigte ihr gutes Recht mit den Waffen und erlangte eine Revision. Und dieselbe Stadt bethätigte im Jahre 1806 ihre Loyalität als Josef Bonaparte das Reich den Bourbonen nahm. Von einer Handvoll Parteigänger vertheidigt, drei schlechte Kanonen als ganze Artillerie, hielt sie sich vierzig Tage lang gegen die Angriffe der Franzosen und hätte sich länger noch behauptet, wäre sie nicht durch Mangel an Lebensmitteln zu ehrenvoller Capitulation genöthigt worden.[63]

Das Verhältniß der Barone zu ihren Vasallen ergibt sich am deutlichsten aus den Verordnungen welche Kaiser Carl V zum Schutz der Unterthanen erließ. Schon der Eingang der Pragmatica bezeichnet den Zustand des Landes. Seit er die Grenze seines sizilischen Reichs diesseit des Faro überschritten, sagt der Monarch, seien die Klagen seiner Völker über die Härte der Lehnträger stets in sein Ohr geklungen, und es erscheine hart daß Solche, die er vor äußern Feinden durch Waffen geschützt, von den eigenen Landsleuten unterdrückt würden. Alle angeblichen Rechte die nicht in früheren Bewilligungen ausdrücklich enthalten, sollten für alle Zeit aufgehoben sein und keine Verjährung zu Gunsten derselben gelten. Die Gemeindehutungen und Waldungen sollten wieder an die Gesamtheit kommen, nicht aber ein Eigenthum des Lehnsherrn bilden, Anlegung neuer Waldungen und Umzäunungen sollten verboten sein. Den Unterthanen solle der freie Verkauf ihrer Produkte freistehn, ohne Recht des Vorkaufs durch die Barone oder des Vorverkaufs der Erzeugnisse von deren Ländereien; sie sollten ungehindert Mehl mahlen, Brod backen, Schenken halten und Wanderungen unternehmen können, ohne an andere persönliche Dienste oder sonstige Leistungen als die im ursprünglichen Lehnakt ausgedrückten gebunden zu sein. Zugleich setzte der Kaiser unterm 29. März 1536 eine Commission zur Untersuchung der Beschwerden und Abbestellung derselben

ein, gegen deren Beſchlüſſe kein Appelliren ſtattfinden ſollte. Wie wenig dieſe Maßregeln dem Uebel ſteuerten, zeigt der Umſtand daß die Communen des Königreichs bei der von Joachim Mürat eingeſetzten Feudal-Commiſſion dieſelben Beſchwerden vorbrachten und ihr dieſelben Papiere vorlegten die ſie einſt bei den Delegaten Carls V vorgebracht und vorgelegt hatten! [64] Wie fein die Fiscalität Alles ausgeklügelt, mit welchen Harpyenkrallen die furchtbar quäleriſche, Kläger wie Beklagte ausſaugende Jurisprudenz jener Tage, von welcher leider bis auf unſere Zeit in Geiſt und Praxis tiefe Spuren geblieben ſind, an allen Beziehungen zwiſchen Feudatar und Vaſall ſich feſtgeklammert hatte, erſieht man aus dem durch die gedachte Feudal-Commiſſion aufgeſetzten Verzeichniß der Rechte, Laſten und Gravamina des Lehnweſens, wie ſie großentheils in einer oder anderer Form, als wirklicher Dienſt oder Geldleiſtung, bis zur Bourboniſchen Herrſchaft ſich erhalten hatten — ein Verzeichniß, welches in dem erſten Buchſtaben des Alfabets allein aus neunzig Artikeln beſteht. [65]

Nicht aber für die Communen allein war das Syſtem welches ſeit dem Regierungsantritt Filipps II mehr und mehr ſich ausbildete, im höchſten Grade verderblich. Die wohlverſtandenen Intereſſen des Adels ſelbſt litten darunter und zwar auf mehrfache Weiſe. Je häufiger die Belehnungen wurden, um ſo eifriger drängten ſich Solche, welche durch Aemter, durch Zollpachtungen, durch Handel

oder auf irgendwelche Weise zu Reichthum gelangt waren, zu denselben hin. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts fand dies in einem nie erhörten Grade statt: nie wurden so viele Orte verkauft, nie so viele Titel verliehen. Alles wollte Prinzipe und Duca oder zum mindesten Marchese und Conte sein. Auf Geburt wurde dabei gar nicht mehr gesehn und das Grundprinzip aller wirklichen Aristokratie zerstört. Die auf solche Weise Emporgekommenen waren großentheils die härtesten unbarmherzigsten Gebieter und so kam es, daß die Revoluzion des Jahres 1647 beinahe alle diese neuen Reichen und Betitelten auf's Korn nahm, während sie von den alten Adelsfamilien manche gar nicht berührte, wenn man die Exzesse der Pöbeltumulte in der Hauptstadt ausnimmt welche von dem Aufstande der Lehnsleute in den Provinzen in mehr denn einer Hinsicht verschieden sind. Während die Lehenkäufe meist unter sehr drückenden Bedingungen stattfanden, da die Regierung bei denselben nur das momentane Interesse des Fiscus im Auge hatte und oft ein vierprozentiger Ertrag, unter solchen Verhältnissen eine schwer zu erreichende Quote, als Basis angenommen ward, suchten die Käufer, welche ihrerseits in den meisten Fällen begreiflicherweise auch nur das pecuniäre Interesse wahrten, das Mögliche herauszuziehn. Daher die furchtbare Bedrückung der Unterthanen und nebenbei doch häufig schlechte Geschäfte der Feudatare. Verpfändungen der

Einkünfte und Rechte, nicht ſelten auf den noch nicht erlegten Ankaufspreis hin, kamen ſo oft vor, daß bei der Kammer der Sommaria eine Verwaltungs-Commiſſion ſich bildete die mit den Credit-Inſtituten der Landſchafts-Directionen neuerer Zeit Aehnlichkeit hat. Aber dieſe Patrimonial-Adminiſtration ruinirte meiſt die Familien völlig da letztere in die Hände der Rechtsgelehrten geriethen die in Neapel ſeit Jahrhunderten einen ſchlimmen Namen haben, während nirgendwo die Natur der Eigenthumsverhältniſſe ſchon vermöge der Theilung des Beſitzes zu einer größern Zahl von Prozeſſen Anlaß gibt. So brachte die Sucht nach Titeln und das Beſtreben dem neuen Rang gemäß zu leben, viele der neuen Reichen ebenſo raſch wieder an den Bettelſtab.

Das Schlimmſte war, daß die Communen praktiſch dabei nichts gewannen und immer nur auf's neue den Herrn wechſelten. Denn die Leichtigkeit womit man im Königreich zur Aeußerlichkeit des Adels gelangte, zog jedesmal wieder Käufer an. Eine eigenthümliche Einrichtung im Leiſten der Tribute machte dieſen Wechſel oft beſonders nachtheilig für die Communen. Nach geſchehener Vertheilung der Quote der Tribute war nämlich die Commune dem Fiscus gegenüber für die Entrichtung verantwortlich. Sie nahm nun die Vertheilung auf die einzelnen Gemeindeglieder vor, wobei auf den Lehnsherrn als den bedeutendſten Eigenthümer denn auch der bedeutendſte Antheil kam.

In vielen Fällen aber wußte der Lehnsherr ſich der Zahlung zu entziehn: die Commune, welche keine Gnade fand, war genöthigt, ſie für ihn zu leiſten und ſo bildete ſich ein Schuldverhältniß, welches bei der abſoluten Abhängigkeit in der die Communen von den Baronen gehalten wurden, für erſtere außerordentlich drückend war. Oder aber die Barone trieben Wucher mit Summen welche die Communen ihnen ſchuldeten und ließen ſich von ihnen Verſchreibungen höherer Beträge ausſtellen, ſo daß dieſelben nie im Stande waren ihre ökonomiſchen Verhältniſſe zu verbeſſern. Da dies am Ende auch die Nicht-Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen den Fiscus zur Folge haben mußte, ſo ſahn die Vicekönige ſich in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu Maßregeln genöthigt, welche die Veräußerung von Gemeindebeſitz oder Einkünften verboten und eine Reviſion aller ähnlichen Contrakte verordneten, praktiſch aber nur geringen Erfolg hatten. [60]

Die unnatürlichen Geldverhältniſſe, deren ſo eben Erwähnung geſchah, bieten von ſelbſt Anlaß zur Betrachtung der allgemeinen pecuniären Zuſtände des Reiches. Sie waren die jammervollſten die man ſich denken kann und das von der Regierung befolgte Syſtem mehrte dieſen Jammer täglich. Wie bei der Darſtellung des Abgabenweſens genauer erläutert werden wird, fand bei den Zöllen eine Pacht ſtatt. Wenn es ſich um außerordentliche Abgaben handelte, verkaufte man

das Kapital indem man dem Käufer die Mittel und Wege überließ, zu ſeinem Gelde zu gelangen; bei gewöhnlichen Abgaben aber, wie bei den Donanen u. ſ. w. verpachtete man den Ertrag für ſich. Im erſtern Falle bildete ſich alſo eine Staatsſchuld wie die Monti deren Syſtem ſich in Italien im ſechzehnten Jahrhunderte zu ſolcher relativen Vollkommenheit ausbildete, mit der beſondern Klauſel daß die Einziehung der Intereſſen Seitens der Unterthanen, nicht durch Regierungsleiſtung bewerkſtelligt werden mußte; im zweiten Fall war es die gewöhnliche Zollpacht wie ſie mehr denn anderswo in Frankreich Syſtem ward. Alle Kapitaliſten im Lande hatten auf ſolche Weiſe Gelder angelegt, Privatleute und Familien nicht minder als moraliſche Körperſchaften. Bisweilen wurden ſie von der Regierung dazu gezwungen, denn die Willkür womit dieſe wie in allen ſo auch in den Finanzangelegenheiten verfuhr, benahm den Vorſichtigen die Luſt, ſolche Renten zu kaufen. Umſomehr als die Vicekönige keinen Anſtand nahmen die Renten herabzuſetzen wenn das Bezahlen ſchwer ward, wie der zweite Graf von Lemos im Jahre 1611 that, obgleich Parlament und Stadt dagegen ſchrien und Jeſuiten und Theatiner dawider predigten, was mit Entziehung der Predigt-Licenz geahndet ward. [67] Wie ſchlimm diejenigen fuhren welche bei und nach dem Aufſtande des Jahres 1647 Gabellenpachtungen hatten, wird in dem weitern Verlauf dieſer Geſchichte zur Sprache kommen.

Die Zollpächter aber wie die Bankhalter waren großentheils Ausländer, namentlich Genueſen. In den Genueſen erſcheint ſeit den früheren Zeiten des Mittelalters der eigentliche Geldhandelsgeiſt verkörpert, weit mehr als in den übrigen handeltreibenden Bevölkerungen Italiens, den Venezianern, Lombarden und Toscanern. Auch inmitten ſeiner Pracht und ſeines Luxus rechnete der Genueſe, und wenn der lange ſchmale Streifen des Gebietes der Republik ihn wie mit Gewalt zum Seehandel drängte, ſo wies ſeine Karakter-Eigenthümlichkeit ihn namentlich auf Bankgeſchäfte an. Wenngleich die größte und intereſſanteſte Credit-Anſtalt des Mittelalters, die Bank von San Giorgio, längſt zu exiſtiren aufgehört hat, ſo wird man doch heute noch durch ihren mächtigen altersgrauen Palaſt, durch den Rieſenſaal den ſie mit den Bildſäulen verdienter Männer ſchmückte, lebendig an dieſen Staat im Staate erinnert, der wie die oſtindiſche Compagnie auswärtige auch außeritaliſche Beſitzungen hatte, Flotten befrachtete und armirte, Truppen ausſandte und Krieg führte — eine Anſtalt, deren Geſchichte von jener der Finanzen und des Staatsſchuldenweſens unzertrennlich iſt.[88] Daß bei einem ſo vorherrſchenden Streben, nahm es auch großartige Verhältniſſe an, Gewinnſucht und Beengtheit der Anſichten nicht fehlen können, begreift ſich leicht. Daher der Haß gegen dieſe Republikaner in denjenigen Theilen Italiens, wo ſie ſich viel zu ſchaffen machten.

So in Neapel, deſſen Bewohner ihnen an mercantiler Thätigkeit unendlich nachſtanden. Seit König Filipps II Regierung hatten die Genueſen den größten Theil der Geldgeſchäfte im Königreiche in Händen. Sie waren es welche die meiſten Banken hielten: die Verzeichniſſe der Privatbanken zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts enthalten faſt lauter genueſiſche Namen. Sie waren es welche meiſt in den Staatspachtungen ſpeculirten: die Spanier gaben ihnen den Vorzug, weil ſie größere Solidität verſprachen. In demſelben Maße aber wie ſie in den Leiſtungen ſolider waren, waren ſie in den Forderungen unerbittlicher. Deßhalb wurden ſie vom Volke, das mit ihren Executoren täglich in Berührung kam, mit furchtbarem Haſſe und mit blutigen Schmähungen und Hohn verfolgt.

Nicht vom Volke allein wurden den Bewohnern des ligurischen Küſtenlandes Haß, Hohn und Schmähungen zu Theil. Nicht beſſer wurden ſie von Andern behandelt die das Verderbliche dieſes Ausſaugeſyſtems erkannten, welches mit der ſpaniſchen Regierung in dem Beſtreben wetteiferte, alles Geld außer Landes zu ſchaffen, was leider nur zu gut gelang. Genua hieß die H—e Spaniens; die genueſiſchen Handelsleute wurden mit Blutegeln verglichen die der ganzen ſpaniſchen Monarchie (denn nicht Neapel blos war von dieſem Unweſen heimgeſucht) allen Lebensſaft entzögen und ſich fetter geſogen als die Aale der Sümpfe von Comacchio

oder des Sees von Bolsena, von denen Papst Martin IV sich im Fegefeuer durch Fasten säubern muß.[69] Alles fiel in ihre Hände, Banken, Staatspapiere, Gemeindeschulden, kurz was sich nur verhandeln ließ. Aber sie waren sehr vorsichtig und erregten dadurch oft den Aerger der Gewalthaber. Der zweite Herzog von Offuna wünschte die Douana von Foggia an den Genuesen Naselli zu verpachten und als dieser, dem das Geschäft nicht zusagen mogte, sich entschuldigte weil er schon andere Zollpachtungen habe, ward ihm geboten bei Todesstrafe binnen zwei Tagen das Land zu verlassen. Und die einzige Bemerkung die der Annalist dazu macht, ist: „Wahrhaftig, diese Genuesen fressen das Königreich auf und wollen nur in größter Sicherheit und mit größtem Vortheil handeln."[70] Als im Jahre darauf derselbe Vicekönig einen Vorschuß von zweihunderttausend Ducaten auf eine Gabelle von ihnen haben wollte und sie ihm dieselbe abschlugen ließ er ihnen „verständigerweise" dreihunderttausend sequestriren.[71] Die Bank von S. Giorgio selbst stand im Rufe wucherischen Treibens. Manche dieser genuesischen Familien sind in Neapel geblieben und zu den höchsten Ehren gelangt. Unter diesen sind die Ravaschieri zu nennen, die man für einen Zweig der Fieschi von Lavagna hält welche im sechzehnten Jahrhundert eine Bank in Neapel eröffneten, unter der Verwaltung des Cardinals Granvella 1573 fallirten, aber wieder so emporkamen daß

ſie zu Anfange des folgenden Jahrhunderts Herzoge von Cardinale und Girifalco, Fürſten von Satriano und Belmonte wurden, und dem Maeſtro di campo Don Ettore Ravaſchieri die höchſte Auszeichnung des Habsburgiſchen Hauſes, das goldene Vließ, zu Theil ward. [72]

Der Geldmarkt war faſt anhaltend ſchwierig, Procente und Agio ungeheuer und der Verkehr auf jede Weiſe gehemmt. Die plötzliche Störung in den Geldgeſchäften in den Jahren 1848—49 und der kaum mehr möglich erachtete Mangel an Numerar haben in die Zuſtände früherer Zeiten, von denen die Jüngeren ſich keine rechten Begriffe mehr machen konnten, wieder einen Blick thun laſſen. Was jetzt größtentheils vorübergehend, war damals ein chroniſches Uebel. Im Jahre 1573, unter Granvella's Verwaltung, ſtieg der Geldzins auf 30 Procent. Vier Jahre darauf verlor man bei Wechſeln auf Rom 32¼ und im Jahre 1621, wo die Umwandlung des Münzweſens freilich eine arge Verwirrung herbeigeführt hatte, bei denen auf Venedig gar 50 Procent. Der gewöhnliche Zins bei guter Sicherheit war 8 Procent. Dies ſind wenige Proben aus langen Liſten. [73] Der Geſchäftsverkehr mit dem Auslande ja mit andern italieniſchen Städten war ſchwer und nur dem Wucher förderlich. Fallimente waren häufig. Als im Jahre 1598 die große Bank der Mari von Genua ihre Zahlungen einſtellte, lief das Volk im erſten Schreck zu allen Banken ſeine Kapitalien zurück-

zufordern, und die meisten würden gefallen sein, hätte der Graf von Miranda nicht verordnet daß sie einen Monat lang nur ein Zehntel auszuzahlen brauchten. Nur die Banken der Wohlthätigkeits-Anstalten hielten ihren Credit aufrecht. Die Regierung verfuhr den Banken gegenüber mit unglaublicher Willkür. Im April 1605 verordnete der Graf von Benavente eine Anleihe bei den Banken, und als sie das Geld nicht vorschießen wollten, begann er damit von den sechs Wohlthätigkeits-Anstalten 60,000 Ducaten zu nehmen die er mit 8 Procent zu verzinsen versprach. Gemäß einem Befehl des Cardinals Zapata vom Jahre 1622 sollte den Kapitalisten nur über zwei Drittel ihres in den Banken liegenden Vermögens die Verfügung freistehn. Unter seinem Nachfolger Herzog von Alba war im Juni 1623 die Verlegenheit der Banken in dem Maße gestiegen, daß mehre Tage lang keine Geschäfte gemacht wurden und man damit umging die halbruinirten Banken ganz zu schließen. Sie schuldeten drei Millionen und vermogten nicht anderthalbe aufzubringen. [74]

Die Uebelstände des Geldmarktes finden zum Theil in denen des Münzwesens ihre Erklärung. Bis zu Kaiser Carls V Zeiten war dasselbe ziemlich stabil und geregelt gewesen wie denn auch unter der Regierung Ferdinands des Katholischen dieselben Münzsorten, wie sie unter den neapolitanischen Aragonesen üblich, geprägt wurden. Dann aber begannen die Schwankungen in

Folge des veränderten Werths der Metalle. Im Jahre 1554 war nämlich der Preis desjenigen Metalls welches bei der Münze hauptsächlich in Betracht kommt und die eigentliche Norm gibt, des Silbers, nach vierundvierzig Jahren um beinahe ein Fünftel gestiegen, was natürlich auf die Münzproportionen den größten Einfluß üben mußte. Die alten Münzen waren alle beschnitten, und da viel falsches Geld mitunterlief, verordnete Don Pedro de Toledo im Jahre 1552, daß man jene nur nach Maßgabe ihres wirklichen Gewichts annehmen sollte. Und nun begann eine Reihe von Verordnungen und Maßregeln in Betreff des Geldes, von denen manche so übelberathen waren daß Verwirrung und Trug leicht dadurch erklärt werden. Gezwungener Cours über den wirklichen Werth, Billon mit einem Fünftel Silber und dem Rest Kupfer, verkehrte Bestimmung des Preises fremder Münzen, Verantwortlichkeit der Banken für das in ihnen vorgefundene falsche und den Verlust vom beschnittenen Gelde, Misverhältniß zwischen dem (bessern) neapolitanischen und dem spanischen Silbergeld von angeblich gleichem Werthe, häufige Veränderungen des Gewichts und Namens der Münzen, zu große Vermehrung des Kupfers im Vergleich mit den edlen Metallen, ein Fehler den auch heutzutage das neapolitanische Münzwesen hat welchem es zu sehr an kleinem Silbergelde mangelt — alles dies trug zur Steigerung der Uebelstände bei. Unter

der Verwaltung des Herzogs von Oſſuna war es ſo ſchlimm geworden, daß die Zannette oder halben Carline, von denen zwanzig auf den zuerſt vom Herzog von Alba im Jahr 1556 geprägten Ducate gehn, nach welchem auch heute in der Regel gerechnet zu werden pflegt, auf ein Viertel ihres Nennwerthes reduzirt waren und niemand ſie mehr annehmen wollte. Das gab dann zu der größten Verlegenheit im Verkehr und mehr denn einmal zu Volksaufſtänden Anlaß, indem dieſe Zannette die gebräuchlichſte Münze waren. Im Jahre 1622 wurden dieſelben endlich abgeſchafft, außer Cours geſetzt und eingeſchmolzen und eine neue ausgegeben. Aber auch damit war dem tiefwurzelnden Uebel nicht geſteuert. Denn Speculanten trieben mit dem Einſchmelzen der Zannette, deren Maſſe man auf ſechs Millionen Ducaten angibt, Wuchergeſchäfte; der Umſtand daß das Münzamt das neue Geld nicht in ſolcher Quantität zu liefern vermogte daß man das alte auf einmal dem Verkehr hätte entziehn dürfen, förderte dieſen Wucher und veranlaßte blutige Tumulte, während die irrige Berechnung des Verhältniſſes des Metallwerths zum Nennwerth zu neuen Fälſchungen und Verluſten führte. Man berechnete daß beim Umprägen die Einbuße ſich auf fünfzig Procent belief: ſie betraf Privatleute nicht minder als das Gouvernement; Jeder verlor und die Unzufriedenheit mehrte ſich durch Mistrauen indem es allgemein hieß, vom Palaſte ſelber aus werde falſches

Geld in Umlauf gesetzt. In den Jahren 1599 bis 1629 wurden im Königreich Neapel für beinahe 13 Millionen Ducaten Gold- und Silbermünzen geprägt. Da aber dieselben meist besser waren als die mancher andern Staaten, so wurden sie zum großen Schaden des Landes in Menge ausgeführt und es herrschte steter Mangel an gutem Gelde. Abgesehn davon daß in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Silbermünze von 1622 wieder zum Theil an drei Viertel ihres Gehalts durch Beschneiden eingebüßt hatte.[73]

Das Falschmünzen und Beschneiden der Geldsorten war ein zum Großartigen gesteigertes Geschäft geworden, und weder die sich immer wiederholenden und erneuernden Pragmatiken der Vicekönige, noch die vielen an den Fälschern vollzogenen zum Theil sehr grausamen Strafen vermogten demselben zu steuern. Unter der Verwaltung des Cardinals Zapata wurden in einem Monat vier Personen, darunter ein wohlhabender Genueſe, wegen solchen Verbrechens hingerichtet. Und nicht lange darauf nochmals drei, während ein Vierter mit der Galeere, ein Weib mit der Staupe davon kam. Die drei zum Tode Verurtheilten saßen auf einem Karren, dessen Pfosten mit den Instrumenten die ihnen zur Fälschung gedient hatten, „verziert" waren, während sie selbst eine der falschen Münzen auf der Brust trugen. Hinter dem Karren gingen die beiden Andern, von denen das Weib gepeitscht ward. Unter dem Her-

zog von Alba, der dem Cardinal nachfolgte, war's um nichts beſſer: Leute von guter Geburt, Prieſter, Kloſtergeiſtliche waren unter den Fälſchern — „ich ſchäme mich die Familien namhaft zu machen" bemerkt der Annaliſt. Ein gewiſſer Lisco di Auſilio, der zur Zeit Zapata's an den Galgen kam, hatte ein Vermögen von 40,000 Ducaten und geſtand das ſaubere Handwerk achtzehn Jahre lang getrieben zu haben. Die Verbrecher wurden gehangen, gevierteilt und ihre Glieder über den Stadtthoren ausgeſtellt.[76]

Kehren wir von dieſen Betrachtungen über die pecuniären Verhältniſſe unter der ſpaniſchen Herrſchaft zu der Darſtellung der Zuſtände des Adels in ſeinen Beziehungen zum Volk und zur Regierung wie in ſich ſelber zurück, ſo ziehn die Vorrechte der Sedilen als ſolche noch einmal die Aufmerkſamkeit auf ſich. Je höher dieſe Vorrechte angeſchlagen wurden, umſomehr ſtieg das Verlangen der patriziſchen Familien, Mitglieder derſelben zu ſein. Adel und Rang hingen keineswegs von dieſer Mitgliedſchaft ab: manche Familien von den allervornehmſten gehörten nicht zu den Sedilen; wohl aber wurde der Antheil an der ſtädtiſchen Verwaltung und, wie die oben erläuterten Verhältniſſe darthun, die Ingerenz in die Landesregierung dadurch bedingt. So meldeten ſich denn allmälig mehr und mehr Familien zur Aufnahme in die Sedilen. Letztere wurden aber in demſelben Grade ſchwierig. Die bisherigen

Mitglieder wollten ihre Autorität, und ſpäter die in der Zeit der Vicekönige ihnen zufließenden pecuniären Vortheile, nicht mit zu Vielen theilen. Sie entwarfen Statuten, die Aufnahme neuer Geſchlechter an gewiſſe Bedingungen zu knüpfen. Der Seggio von Montagna verfügte z. B. ſchon im Jahre 1500, ein Edelmann alter Familie, nach Edelmanns Art ſowol innerhalb wie außerhalb des Reiches lebend, könne zwar, wenn er ſich im Bezirk der Adelsgenoſſenſchaft anſäſſig mache, mit Zuſtimmung ihrer Mitglieder der Ehren derſelben theilhaftig werden, aber innerhalb fünfzehn Jahren weder Eletto noch Abgeordneter zu den Parlamenten noch auch Wahlmann bei Aufnahme neuer Mitglieder ſein. Sterbe er vor Ablauf der Zeit, ſo gehe die Verbindlichkeit wie die Beſchränkung auf die Söhne über. Ein Gleiches ſolle bei Bürgern ſtattfinden die nach Edelmanns Weiſe lebten.[77]

So war die Ariſtokratie die ſich im Genuß der munizipalen Befugniſſe befand, keineswegs abgeſchloſſen und konnte durch Hineinziehung neuer Familien die nicht geringe Zahl der ausſterbenden erſetzen. Der Sebile von Capuana zählte z. B. in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts dreiunddreißig Familien, während ſchon achtundfünfzig der ſeit Entwerfung der Regiſter zu ihr gehörenden erloſchen waren; der von Nido berechnete vierundvierzig der erſtern, achtunddreißig der letzteren. Wie raſch es mit dem Ausſterben der ariſto-

kratiſchen Geſchlechter geht wenn nicht innerhalb verſtändiger Grenzen eine Erneuerung derſelben ſtattfindet, weiß Jeder, und in dieſer Beziehung bietet die Geſchichte der im vorigen Jahrhundert zu einer beſchränkten und verhaßten Oligarchie herabgeſunkenen Republik Lucca ein nur zu bekanntes Beiſpiel dar. Im Jahre 1768 gab es dort nicht mehr denn zweihundert und ſechsunddreißig Patrizier die zur Theilnahme an den Regierungsgeſchäften befähigt waren, ſo daß nach Abzug der Untauglichen und Kranken nicht genug übrig blieben die geſetzlichen Beſtimmungen zu erfüllen. Zwölf Jahre darauf war dieſe Zahl ſchon zu hundert und ſiebenundſiebenzig vermindert welche achtundachtzig Familien angehörten: ſo gering war die Fortpflanzung.[78] Zu den älteſten und vornehmſten Familien von Capuana und Nido, deren im Verlauf dieſer Geſchichte mehr oder minder oft gedacht werden wird, gehörten, ſo weit der erſtere dieſer Sedilen in Betracht kommt, die Cantelmi, die Capece verſchiedener Linien, Caracciolo beider Stämme, die vom Löwen nämlich und die Rothen, die Filomarini, Loffredi, Della Marra, Mendoza, Orſini von Bracciano, Sconditi, Seripandi, Tomacelli; zum Nido die Acquaviva, Davalos, Brancacci, Caraccioli Bianchi, Carafa, Caetani, Geſualdo, Giron, Guevara, Maſtrogiudice, Orſini von Gravina, Piccolomini, Pignatelli, Sangro, Sanſeverino, Spinelli. Nicht zu gedenken römiſcher Familien die in

jüngeren Zeiten emporgekommen und im Königreiche Lehen erworben hatten, wie in diesem Falle die Buoncompagni Herzoge von Sora und die Barberini. Denn die den großen oder reichen Geschlechtern durch das im Neapolitanischen bestehende Lehenwesen gesicherten Vortheile zogen manche namentlich Nepotenfamilien hin, wie die Borgia Fürsten von Squillaci seit den Zeiten Papst Alexanders VI, 1497; die Ludovisi Fürsten von Venosa, die Peretti-Montalto Fürsten von Venafro 1605, die Borghese Fürsten von Sulmona 1607, die Aldobrandini Fürsten von Rossano 1612, die Altemps u. m. a. Auch fremde souveräne Familien besaßen Lehen und waren zum Theil in die Sedilen eingeschrieben, zu welchen auch manche spanische Geschlechter gehörten. Die Farnesen von Parma waren Fürsten von Altamura in Apulien und Herzoge von Civita di Penna in den Abruzzen, ein Titel der einst Alessandro de' Medici erstem Herzoge von Florenz gehört hatte und durch seine Witwe Margarethe, Carls V natürliche Tochter, an deren Sohn Alessandro Farnese gekommen war. Die Medici waren Fürsten von Capestrano; die Gonzaga vom Hause Don Ferrante's, des Gründers der Guastallaschen Linie, Fürsten von Molfetta und Herzoge von Ariano; die Cybò von Massa-Carrara Herzoge von Aiello. Die Communen zogen es vor, fremde Souveräne zu Lehnsherren zu haben weil sie von ihnen bessere Behandlung hofften, und es geschah wol daß sie

ſich denſelben zum Kauf anboten wie im Jahre 1618 Reggio und im folgenden Cutrò (Cotrone) in Calabrien dem Großherzoge Cosmus II von Toscana.[79] Wolle oder könne der Großherzog ſie nicht kaufen, erklärten die Bewohner der letztern Stadt, ſo würden ſie ſelbſt ihre Kinder verſetzen um ſich vom Lehnsverbande zu befreien.

Die Aufnahme neuer Familien in die Sedilen ſtand folglich wie geſagt den Sedilen ſelber frei. So wurden in den Jahren 1477—1507 die Orſini, Del Balzo, Della Leoneſſa, Cantelmi, Ricci, Caetani, Cardona, Cavaniglia, Acquaviva, Sangro in die Genoſſenſchaften von Capuana und Nido eingeſchrieben. Unter der ſpaniſchen Herrſchaft änderte ſich aber die alte Praxis. Der die munizipalen Vorrechte genießende Adel überließ der Krone den Vorſchlag und behielt ſich nur das Beſtätigungs-Recht vor. Der Grund iſt wol in demſelben Anlaſſe zu ſuchen der zur Beſchränkung der Aufnahme mittelſt der Kapitel führte: die Sedilen wollten ſich vor zu ſtarkem Andrange wahren. Die Krone ihrerſeits glaubte eine kleinere Zahl Stimmen leichter beherrſchen zu können. Es war beiderſeits nur eine Intereſſen-Berechnung. Die Edelleute aber die ſich ſolcherart ausgeſchloſſen ſahen, wollten ſich nicht ohne weiteres zufrieden geben. Zu verſchiedenen Zeiten wurden in Madrid Verſuche gemacht, die Sedilen zu erweitern oder neue zu bilden. Im Jahre 1557 wurde

Giovan Donato della Marra, ſodann 1538 Ettore d'Aquino als Abgeordnete des nicht-ſtimmfähigen Adels zu König Filipp II geſandt. Ihre Inſtructionen gingen auf Erlangung der Gleichberechtigung, wie ſie gleiche Laſten trügen. Form und Praxis der Sedilen, hieß es, ſeien ungerechterweiſe verändert worden. Was einſt allen edlen Familien des betreffenden Stadtbezirks gemein, wozu auch Nicht-Adelige durch Heirath und Verſchwägerung gelangt, ſei heutzutage excluſives Vorrecht Weniger. Wolle der König die alten Sedilen nicht erweitern, ſo ſei das Mittel zur Befriedigung gerechter Anſprüche an die Hand gegeben. Es beſtehe in der Wiedereröffnung des geſchloſſenen Sedile von Portella und Bildung eines neuen an der Toledoſtraße oder bei San Giacomo degli Spagnuoli, wo die Stadt ſich in neuern Zeiten um ein Drittel vergrößert und viele Vornehme ſich angebaut haben. Dieſe neuen Sedilen würden für die Krone Spanien uneinnehmbare Burgen und feſte Säulen ſein. Die eine ſolche Verleihung in Anſpruch nehmenden wären ſämmtlich geborne Neapolitaner, wahre und rechtmäßige Bürger, ſo durch Geburt wie durch gemeines Recht und Kraft der Pragmatica König Ferrante's I, durch welche ihnen Gleichberechtigung in ſtädtiſchen Dingen mit den übrigen Edelleuten zugeſagt worden ſei.

Die Sedilen, denen dieſe Anſprüche unbequem waren, beſtellten Deputationen um ihre Gegengründe

geltend zu machen. Sie widerſetzten ſich der Zulaſſung neuer Familien nicht im Allgemeinen, beſtanden aber auf Befolgung ihrer alten Kapitel „zur Aufrechthaltung des Glanzes, durch welchen der neapolitaniſche Adel in der ganzen Welt berühmt ſei.“ Es war aber gerade die in dieſen Kapiteln vorgeſchriebene Ballottirung welche, nebſt andern Förmlichkeiten, die um Aufnahme ſich Bewerbenden anzuerkennen ſich weigerten. Die Bittſteller ſetzten ihr Anliegen nicht durch. Die Miniſter eröffneten ihnen „que a tal negocios hay mucha contradicion;“ der König trug dem damaligen General-Statthalter in Neapel Don Juan Maurique de Lara Unterſuchung und Berichterſtattung über die Angelegenheit auf, um „proveer en ello como convenga, de manera que ninguna de las partes reçiba agravio, y se haga iusticia.“[80] Aber die Sache blieb beim Alten. Wiederholte im Jahre 1637 geſtellte Anliegen brachten ebenſowenig ein günſtiges Reſultat zuwege. Einzelne Familien wurden wol aufgenommen, doch geſchah es nur ſelten und unter Beobachtung der vorgeſchriebenen Förmlichkeiten. Es geſchah wol daß die Krone ſelbſt eine ſolche Aufnahme nicht durchzuſetzen vermogte. In der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts fanden ſich unter den Geſchlechtern die nicht zu den Sedilen gehörten, die Namen der Ajerbi d'Aragona, Aquino von Caſtiglione, Caſtriota, Concublet von Arena, di Capua von Conca

(Erb-Groß-Admirale des Reiches), Fieramosca, Filangieri, Gambacorta, Grimaldi von Eboli, Imperiali, Medici von Ottajano, Ravaschieri, Ruffo von Scilla und andere — theilweise Geschlechter vom ältesten und normannischen Adel, von denen manche sich freilich nie um die Aufnahme in die Genossenschaften gekümmert hatten.[81]

Den alten Capitulationen zufolge sollten außerhalb der Sedilen keine neuen Titel von der Krone verliehen werden. Daran stieß sich aber der spanische Hof nicht und verlieh Titel auf Titel, namentlich im siebenzehnten Jahrhundert, jener Zeit, welche überhaupt Italien mit dem immer leerer werdenden Gepränge der Außendinge der Aristokratie füllte.[82] Ursprünglich hatte der städtische Adel keine Titel, welche erst durch den Feudaladel in die Sedilen kamen, so zwar daß um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts nicht ein einziger Graf städtischen Adels in denselben gesessen haben soll.[83] Die Feudaltitel mehrten sich seit König Robert's Regierung, besonders aber unter den Durazzischen Fürsten, mehr und mehr, in höherm Grade aber noch unter den Aragonesen, welche in einemfort Principi und Duchi creirten, der Marchesi und Conti nicht zu gedenken. Der erste Herzog wurde durch die Königin Johanna I ernannt: es war Jacopo Marsano Duca di Sessa, an dessen Familie nachmals König Ferrante I so furchtbare Rache für ihre Anhänglichkeit an die Anjous übte.

Während der Epoche der Vicekönige artete dies in wahren Misbrauch aus, und der Hof verkaufte am Ende auch Titel die nicht an Lehen gebunden waren, was früher Niemanden eingefallen wäre. Der Volkswitz geißelte dies Unweſen in Satiren und Comödien: ſo findet ſich in Torquato's Taſſo's Luſtſpiel: die Liebes-Intriguen in der Perſon des Gialaiſe ein ergötzliches Konterfei eines Adelsprätendenten. Nach den amtlichen Verzeichniſſen gab es im Königreiche Neapel um das Jahr 1675 119 Fürſtentitel, 156 Herzoge, 173 Marcheſen. Die Zahl der Grafen verſtieg ſich in viele Hunderte, 42 derſelben gehörten zum höhern Adel wie der Graf von Altavilla aus dem Hauſe Capua, der von Converſano aus dem Hauſe Acquaviva, der von Celano aus dem Hauſe Piccolomini, der von Policaſtro aus dem Hauſe Caraſa u. ſ. w. Eine eigentliche Präcedenz beſtand nicht obgleich der Titel Principe in der Regel für den vornehmſten galt: der Chef der Familie Toledo führte, wie ſchon bemerkt ward, den (ſpaniſchen) Titel eines Marcheſe von Villafranca während Fürſten und Herzoge in ſeinem Hauſe waren. Der Magnus Comes de Altavilla, eine Creirung König Roberts von 1335, ging vielen Fürſten und Herzogen voraus.

Man gab im Mittelalter dem Adel in der Anrede den Titel: Meſſere — würde man dies heute thun, ſagt Summonte der zur Zeit König Filipps II ſchrieb, ſo wäre es ein Crimen läſä. Nach dem Illuſtriſſimo

kam die Eccellenza welche ſchon gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ſo gäng und gäbe geworden war, daß eine der Pragmatiken des Grafen von Olivares, dem Misbrauch zu ſteuern, das Führen von Titeln verbieten mußte die nicht an ein Amt gebunden waren. Was dies gefruchtet, kann Jeder ermeſſen der nur acht Tage in Neapel zubringt, wo übrigens den Principi die Eccellenza nicht von Rechtswegen zukommt wie es z. B. in Rom der Fall iſt. Die großen Kronämter des Adels waren unter den Spaniern meiſt Erbämter geworden, hatten indeß faſt alle wirkliche Bedeutung verloren ſeit der unter Ferdinand dem Katholiſchen begonnenen, während Don Pedro de Toledo's Verwaltung vollendeten Umſchaffung der Verwaltung, wie ſie denn auch ihrer Natur nach an das Vorhandenſein eines Königes und Hofes mehr oder minder gebunden waren. Sie waren nun auch kaum viel anderes als Titel. Die Würde des Connetable war ſeit König Ferdinands des Katholiſchen Zeiten und iſt auch heute noch im Beſitz der Colonna von Paliano. Die des Juſtitiar, unter der ſpaniſchen Herrſchaft erſt den Piccolomini von Amalfi, dann den Gonzaga von Molfetta verliehn, kam endlich an die Spinelli von Fuscaldo. Die Admiralswürde bekleideten Mitglieder der Häuſer Cardona und Capua, dann des Gran Capitano Angehörige, die Cordova von Seſſa. Kämmerer waren die D'Avalos von Peſcara und Vaſto; Protonotare ſeit

1556 die Doria von Melfi, Kanzler seit Filipp III die Caracciolo von Avellino. Das Seneschallamt endlich gehörte seit dem Jahre 1535 den Guevara von Bovino. Wie man sieht, wurden diese großen Kronämter nicht nur Nicht-Neapolitanern sondern auch Nicht-[illegible] verliehn. Beides war auch vor den spanischen Zeiten vorgekommen, und erklärt sich theils durch die ausländischen Dynastien welche einer nach der andren, Normannen, Hohenstaufen, Anjous und Aragonesen, das Land beherrschten, theils lag es in dem Drang momentaner Umstände. So finden wir, um nur mit den Anjous zu beginnen, als Connetable Guillaume L'Etendard, Alberigo da Barbiano, Sforza Attendolo, Braccio da Montone, Gonsalvo de Cordova. Unter der ersten Johanna bekleideten nacheinander zwei der florentinischen Acciaiuoli das Seneschall-Amt. Die beiden französischen Könige vergaben diese Würden an ihre Landsleute.

Schon von den Aragonesen an hatten aber immer mehr spanische Familien sich in Neapel niedergelassen, und so ist es natürlich daß wir in den spätern Jahrhunderten zahlreiche fremde Namen unter dem neapolitanischen Adel finden. Die ersten und berühmtesten unter ihnen waren die D'Avalos. Castilianischen oder Navarresischen Ursprungs hatte Rodrigo d'Avalos durch einen siegreichen Zweikampf mit einem englischen Ritter aus dem Heere John of Gaunt's (des „time-honoured Lancaster" in König Richard II) als dieser seine

viſionären Anſprüche auf Caſtilien verfocht, die Gunſt ſeines Königes Heinrich III und die Connetablewürde dieſes Reiches erworben. Einer ſeiner Söhne, Inigo, war mit Alfons I nach Neapel gekommen, war Groß-Kämmerer geworden, hatte durch Heirath mit Antonia d'Aquino das Marquiſat Pescara geerbt und zwei Söhne hinterlaſſen, deren einer, wie ſchon erzählt der Einzige wahrhaft Treue bei Carls VIII Einfall, Vater des berühmten Ferrante ward, der bei Pavia mit Lannoi und Bourbon Franz I ſchlug, der jüngere jenen Alfonſo Marcheſe del Vaſto zeugte, welcher in Carls V Kriegen kaum geringern Ruhm erlangt hat. In ihrem Herzen blieben dieſe D'Avalos ſtets mehr Spanier als Italiener, und man weiß namentlich wie Ferrante, der Vittoria Colonna Gemal, nur als Spanier betrachtet ſein wollte. Sie vereinigten jedoch im Königreiche Leben mit Leben und Reichthümer mit Reichthümern. Außer Pescara und Il Vaſto, beide in den Abruzzen, gehörte ihnen das ſo maleriſche wie feſte Monteſarchio an der Straße die aus Terra di Lavoro nach Benevent führt, Troia in Apulien, Iſernia und Francevilla und die Inſel Iſchia. Nächſt den D'Avalos ſind die Cordova zu nennen, welche ſchon in der Perſon Gonſalvo's die Titel von Seſſa, Sant'Agata und Terranova erlangten, die Cardona, Sanchez de Luna, Mendoza, de Leyva, Diaz Garlone, Alarcon, Enriquez und manche Geringere die im Gefolge der Vicekönige nach Neapel

kamen und welchen es dort zu gut gefiel als daß ſie das Land hätten verlaſſen mögen. Auch unächte Zweig ſpaniſcher Geſchlechter faßten ſo in Neapel Wurzel, die Afan de Rivera u. m. Es iſt unnöthig hinzuzufügen, daß dieſe Niederlaſſungen von Spaniern mit den erſten einheimiſchen Familien verſchwägerten, auf Sitten und Lebensweiſe nicht ohne Einwirkung bleiben konnten.

Die Sitte des Tragens von Ordenszeichen wurde erſt durch die Spanier allgemein unter dem neapolitaniſchen Adel. In den königlichen Zeiten waren die Ordenszeichen ſelten, wenn man die der Johanniter ausnimmt, welche eine Menge Priorate und Commenden im Königreiche beſaßen, wo der eigentliche Nerv der italieniſchen Zunge lag. Ludwig von Tarent, der zweite Gemal der erſten Johanna, gründete den Ordine del Nodo welcher vielleicht die Idee zu dem Ordine del Collare Amadeus' VI von Savoyen des „Comte Vert" gegeben hat, der noch als Annunziaten-Orden beſteht. Ausländiſche Orden wurden nur ſelten getragen wenn nicht von königlichen Prinzen. Unter der ſpaniſchen Herrſchaft aber ward dies ganz anders. Eine Menge neapolitaniſcher Edelleute wurden Ritter ſpaniſcher Orden, namentlich von San Jago und Calatrava, ſelten von Alcantara. Das goldene Vließ wurde Manchen verliehen, welche vornehme Geburt mit namhaften Dienſten vereinigten: die Vice-

lünige vertraten bei der Uebergabe die Stelle der Monarchen und die Verleihung fand mit großer Feierlichkeit statt. Schon im siebenzehnten Jahrhundert aber finden wir, daß man sich's zur Erlangung des Vließes „unendliche Mühe und schweres Geld" kosten ließ.

Bevor wir von dieser Betrachtung der öffentlichen Verhältnisse des Adels scheiden, ist es nöthig der rechtlichen Zustände soweit sie hier zu berücksichtigen sind, in der Kürze zu gedenken. Die allgemeine Verleihung der höhern peinlichen Gerichtsbarkeit, das Jus gladii oder merum und mixtum Imperium an die Barone, somit die Theilung der souveränen Gewalt zwischen ihnen und den Landesherrn, scheint nicht über die Zeit König Alfons' I hinauszugehn. Denn indem Carl I seinem ältesten Sohne das Fürstenthum Salern überwies, und dabei das merum Imperium innerhalb des Mauerkreises zuerkannte, sollte dies nur eine ganz spezielle Vergünstigung für den Thronfolger sein und bei andern Belehnungen sprach der Herrscher es aus daß er bei allen und jeden Landverleihungen alle Gerichtssachen seiner Curie reservire.[84] Und bei Belehnungen durch Johanna I, durch Carl III und seine beiden Kinder, wo die peinliche Gerichtsbarkeit inbegriffen ist, findet man diesen Umstand jedesmal ausdrücklich angemerkt. Der Weg zu dem spätern Usus war dadurch indeß schon angebahnt. Wie schlecht die Baronaljustiz meist verwaltet wurde, geht schon aus den vielen Ver-

ordnungen hervor, durch welche die Vicekönige den Misbräuchen, namentlich der Käuflichkeit, Einhalt zu thun suchten. Es geschah wol, daß Beschränkungen derselben stattfanden. So nahm der Graf von Monterey den Baronalgerichten alle Prozesse wegen Verbrechen die mit Feuerwaffen begangen worden, aber sein Nachfolger Herzog von Medina widerrief die Verordnung.[85] Verwalteten die Barone die Justiz erbärmlich, so machten sie sich aus der Uebertretung der Gesetze ihrerseits kein Gewissen und die königlichen Gerichte hatten entweder nicht die Macht oder es fehlte ihnen an Muth sie zu strafen. Es giebt viele Fälle von Strafgerichten über Mitglieder des hohen Adels: aber in solchen Fällen mischten sich meist politische Gründe mit ein oder persönlicher Haß und Laune der Regierenden. Prinzipiell kam in beiden Fällen die Justiz nicht um einen Schritt weiter. Es war selten daß der öffentliche Unwille oder die Enormität irgend einer Handlung die Vicekönige veranlaßten, der Gerechtigkeit wahrhaft freien Lauf zu lassen. Einem solchen Falle werden wir im weitern Verlauf der gegenwärtigen Geschichte begegnen, wenn wir zur Darstellung der Lebensweise und Sitten der höhern Stände, namentlich der Jugend, gelangen.

In der vorstehenden Schilderung der öffentlichen Verhältnisse des Adels ist vorzugsweise der Feudaladel — die Barone — im Auge behalten worden. Der

zweite Adel welcher aus dem höhern Bürgerſtande hervorging, läßt ſich im Allgemeinen mit der franzöſiſchen Noblesse de robe vergleichen, und es war wie dem Urſprung ſo der Bedeutung nach zwiſchen ihm und der Noblesse d'épée ein weiter Abſtand. Aber dieſer Abſtand mußte mehr und mehr ſchwinden, je mehr die politiſche Stellung des Adels an Wichtigkeit einbüßte; je tiefer die Vermögensumſtände vieler alten Familien ſanken was namentlich Folge der Umwälzungen um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts; je feindlicher die ſpaniſche Regierung ſich dem Feudaladel zeigte, deſſen Treue ſie doch in jener bedrängten Zeit die Rettung des Königreichs verdankte. Schon in der Epoche der Aragoneſen, mehr aber noch in jener der Vicekönige, kamen die Nobili empor — mehr indeß als ſie emporkamen mehrten ſie ſich an Zahl. Als die Lehen allerwärts und Allen feilgeboten wurden, kauften ſie Lehen wie die Andern. Namentlich ſeit des jüngern Herzogs von Alcalà Verwaltung finden ſich eine Menge obſcurer Namen unter den Betitelten. Die Titel aber waren wie geſagt von da an keineswegs an Eigenthum gebunden. Staatsämter und Richterſtellen waren neben dem Handel, beſonders Geldgeſchäften, die hauptſächlichſten Mittel ſich zu heben. Die Rechtswiſſenſchaft blühte mehr als irgend eine andere. Studium und Ausübung des Rechts waren das Feld auf welchem auch Viele aus den vornehmſten Familien, Capeceletro,

Sanfelice, Capece Galeota, Caracciola u. A., Ruhm und Einfluß erlangten, während viel Zahlreichere sich einen Namen machten. Die Advocatur bahnte den Weg zu den richterlichen Aemtern und zur Verwaltung, und somit zu den Präsidentschaften der Consilien und übrigen höchsten Ehrenstellen, sofern spanische Eifersucht und spanisches Mistrauen die Neapolitaner zu denselben zuließen. So tyrannisch das Volk auch oft vom Feudalabel behandelt werden mogte so war es demselben doch mehr zugethan oder minder Feind als dem zweiten Stande der Nobili. Tradizionelle Clientel und frische Erinnerungen trugen meist in gleichem Maße dazu bei.

Und nun das Volk, die große Masse der Bewohner dieses von der Natur so reichbegabten, von den Menschen so mishandelten Landes? Was war inmitten so häufigen Thronwechsels und Kronzwistes, mit so viel Unsicherheit und Krieg, bei so manchen guten und weisen aber durch die Praxis wenn nicht schädlich doch meist nutzlos gewordenen Institutionen, unter so systematischem Druck aus ihm geworden? Wenn alte Chronisten und Geschichtschreiber, einheimische wie fremde, von ihm reden, so tadeln sie meist zuerst seinen Unbestand und Wankelmuth, seine leidenschaftliche Reizbarkeit und die thierische Wuth zu der diese Leidenschaft sich steigerte. Was soll man zu der Schilderung sagen welche ein Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts

von dem gemeinen Volke der Hauptſtadt entwirft, „die Heſe des Landes, zu Aufſtand und Empörung geneigt, Sitte Geſetze Gehorſam gegen die Obrigkeit mit Füßen tretend, gleichſam verſtümmelte Glieder und verdorbene Säfte die bei jeder auch der geringſten Bewegung nur Störung herbeiführen, ein unſeliges Gemenge von Krämern, Schiffern, Maulthiertreibern, Tagelöhnern und ähnlichen, Ballaſt ohne Subſtanz, nach unehrlichem Gewinn haſchend bei gemeiner Lebensweiſe.“* Uebertreibungen eines Rhetors, der das Buch in welchem er von ſeinen Landsleuten ſolche Dinge ſagt dem Vicekönig Grafen von Monterey widmet, deſſen Perſon „das größte Wunder welches dieſe an Wunderdingen reiche Stadt Neapel aufzuweiſen habe, alle alten und neuen Mirabilien weit übertreffend durch die Feinheit des erhabenen Geiſtes, durch die Klarheit des göttlichen Urtheils, durch die Fruchtbarkeit des lebendigen Gedächtniſſes — kurz das Wunder welches alle übrigen in ſich begreife.“

Nach Urtheilen dieſer Art iſt es nicht ohne Intereſſe die Karakteriſtik zu vernehmen, welche einer der einſichtigſten und beredteſten Hiſtoriker des ſüdlichen Italiens, dem es nicht an Unabhängigkeit der Geſinnung fehlte, Camillo Porzio, von den moraliſchen Eigenſchaften der Bewohner des Königreichs Neapel, wie ſie nach den Verſchiedenheiten der einzelnen Provinzen ſich zeigen, im letzten Drittel des ſechzehnten Jahrhunderts

entwirft.“ „Die Bewohner der Terra di Lavoro, ſagt er, ſind meiſt hoffärtig, prahleriſch, zankſüchtig, faul; gleich haben ſie die Waffen bei der Hand; ungerne verlaſſen ſie das Land; ſie ſind prunkſüchtig und geſticuliren viel bei unendlichem Wortſchwall. Der Bewohner der Principate iſt arm, erfinderiſch, keine Mühe ſcheuend, einfach und ſchlechtgekleidet. Die Küſte liefert gute Schiffer, namentlich die Amalfitaner; ſonſt iſt das Volk beſonders auf den Verkehr und Transport mit Maulthieren angewieſen. Die thätigſten und geübteſten Seeleute ſind die Calabreſen; ſie ſind ſcharfſinnig und ſchlau, kräftig und ausdauernd, Hunger und Durſt nicht ſcheuend, muthig und geſchickt im Waffenhandwerk, ſo daß ſie ohne Zweifel die beſten Soldaten in ganz Italien liefern würden, wären ſie nicht unbeſtändig und zur Empörung geneigt, woher es denn auch kommt, daß dieſe Provinz mehr denn andere mit Räubern und Banditen gefüllt iſt. In dem Binnenlande der Baſilicata lebt und kleidet ſich das Landvolk ſchlecht und grob; mehr als zum Kriege iſt es zum Ackerbau und zu anderer ſchwerer Arbeit wie zum Maulthiertreiben im Bergland tauglich. Die Leute in Terra d'Otranto haben viel von den Sitten der Griechen angenommen, die nicht nur ihre Nachbaren ſondern von denen viele ſich bei ihnen niedergelaſſen und Tracht, Sprache, Karakter bewahrt haben; ſie ſind beherzt und lieben den Kriegsdienſt mehr als das Matroſenleben

ihrer schönen Küsten ungeachtet, so daß die Seeleute, Fischer und Fahrzeuge, welche die dortigen Häfen besuchen, meist von den venezianischen Territorien kommen. Terra di Bari, eine ganz ebene Provinz, hat Bewohner die zum Kriege nichts taugen wol aber zu den Geschäften des Friedens, zum Ackerbau oder sonstigen Zweigen der Thätigkeit worauf diese an Getreide, Oel, Baumwolle, Wein, Zafferan, Salz und anderm reiche Provinz, welche ganze Wälder von Mandelbäumen hat, angewiesen ist. Von den Bewohnern von Capitanata, wie wir das ebene Apulien, die Apulia Daunia der Alten, nennen, ist nicht viel zu melden. Ihre Zahl ist gering im Verhältniß zum Umfang der Provinz, so daß im Sommer die Schnitter aus andern Gegenden hinabsteigen um das Getreide der unermeßlichen Felder zu mähen, wie im Winter zahlreiche Heerden die trefflichen Weiden aufsuchen, so daß diese Gegend die Kornkammer nicht des Reiches nur sondern auch anderer Länder und durch Zölle von Getreide und Vieh der Schatz der Krone ist. Die im Sommer sehr schlechte Luft ist Schuld an dem Mangel von Bewohnern; die vorhandenen sind zum Kriege wie zum Ertragen von Mühseligkeiten unfähig; selbst die Pferde sind schwächlich. Viele der Einwohner sind nicht Italiener, sondern stammen von der gegenüberliegenden sklavonischen Küste. Wie Molise als Landstrich keinen eignen Karakter hat, so ist es auch mit den Einwohnern der Fall: Alles ist

Stückwerk der Provinzen zwiſchen denen dieſe kleinſte des Königreichs mitten inne liegt, da ſie das Principat nach Oſten hat, die Abruzzen weſtlich, Terra di Lavoro ſüdlich, auf der Nordſeite Capitanata. Die Bewohner der Abruzzen, einſt Frentaner, Peligner, Veſtiner, Samniten, waren vorzeiten die tapferſten Leute in Italien, jetzt ſind ſie die friedfertigſten. Sie beſchäftigen ſich faſt alle mit der Viehzucht, wozu das Land mit ſeinen Bergen und Thälern und ſeiner guten Luft ſehr geeignet iſt, und ſind dem Eſſen und Trinken beſonders ergeben. Gegen feindlichen Angriff iſt übrigens Abruzzo durch Ströme und Berge mehr denn andere Grenzen geſichert.

„Was nun die Geſinnung des geſammten Volkes betrifft, ſo ſind die Bewohner des Königreichs, obgleich ſie ſich in drei Stände, Plebejer, Adelige und Barone, ſcheiden, doch dem Karakter nach einander gleich. Sie ſind neuerungsſüchtig, fürchten die Juſtiz wenig, ſind in Ehrenſachen empfindlich, geben mehr auf den Schein als auf die Wirklichkeit, ſind beherzt und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, und, was das ſchlimmſte iſt, ſie ſind insgeſamt mit der gegenwärtigen Regierung wenig zufrieden. Dieſe Unzufriedenheit kommt nicht etwa von Abneigung gegen ihren König her welchen ſie lieben und feiern. Andere Gründe bringen dies zu wege. Die Leute vom Volke ſehn ſich durch drückende Abgaben und Einquartierung fortwährend verarmt und ausgeſogen,

und anhaltend von Nahrungsmangel heimgesucht den sie den Regierenden zur Last legen, obgleich er natürlichen Umständen beizumessen sein mag. Sie sehn sich von beständigem Kriege gequält; denn fehlt ein auswärtiger Feind, so fehlt es nie an Räubern und Banditen und ebensowenig an Corsaren. Die Edelleute sind misvergnügt, weil der Staat sie nicht fördert ja ihnen die kriegerische und gelehrte Laufbahn sozusagen verschließt. Die Aemter und Benefizien, welche zur Zeit der Könige des Hauses Aragon ihnen zu Theil wurden, sehn sie jetzt größtentheils in Händen von Fremden. Auch die Barone sind misvergnügt, denn sie müssen über ihre Kräfte zu den Donativen beisteuern und die königlichen Beamten haben ihren Unterthanen so viele Befugnisse eingeräumt daß sie diese nur mit Mühe im Zaum zu halten vermögen. Und da die Barone stolz und hochfahrend sind, können sie's nicht ertragen, jedes auch des kleinsten Vergehens wegen vor Gericht geladen zu werden, während zwischen ihnen und den übrigen Unterthanen im Prozeß wie im Strafen nur sehr wenig Unterschied gemacht wird."

So endigt diese Schilderung Camillo Porzio's welche in vielen Dingen mit der um dieselbe Zeit geschriebenen des Venezianers Girolamo Lippomano übereinstimmt, was für beide ein Zeugniß ihrer Wahrhaftigkeit ist. Nur schließt der neapolitanische Advocat, welcher durch väterlichen und eigenen Fleiß ein schönes

Vermögen vereinte und das Lehen Centola erſtand wovon heute eine Linie der Doria von Angri den Titel trägt, ſeine Relation mit folgender Captatio benevolentiä für den Vicekönig, die man um der Umſtände willen dem Hiſtoriker nicht zu hoch anrechnen wird: „Man muß geſtehn daß ſeit der Ankunft Eurer Excellenz Plebejer, Adelige und Barone einiger und ruhiger geworden zu ſein ſcheinen, während im Allgemeinen Alle und insbeſondere die Einzelnen hoffen, durch die Gewandtheit, Klugheit und Herzensgüte Eurer Excellenz ſolche Abhülfe in ihren Nöthen zu erlangen, daß ihre Klagen verſtummen und ſie froh und zufrieden leben werden."

Erſtes Buch.

Dritter Abſchnitt.

Die Carafa von Maddaloni.

XV und XVI Jahrhundert.

In dem fruchtbarſten Landſtrich Europa's, der alten Campania Felix jetzt Terra di lavoro genannt, welche weſtlich durch den Fluß Ufento vom Kirchenſtaate getrennt, nördlich durch die Apenninenkette vom Samniterlande, öſtlich durch den Sarno von der Provinz von Salerno geſchieden wird während das Meer ihre ſüdliche Grenze bildet, erheben ſich auf einer niedrigen Anhöhe, einer der letzten Hügelzungen des Monte Tifata, wenige Millien nördlich von Neapel die Trümmer des Caſtells von Maddaloni. Es iſt eine der mittelalterlichen Burgen welche am Rande des großen Gebirgszuges die blühende Ebene beherrſchen die ſich bis zum Meere erſtreckt und die man, auf dieſer Anhöhe unter den Ruinen ſtehend, von Mondragone's marmorreicher Gruppe an bis zum Monte Sant'Angelo welcher als langgeſtrecktes Vorgebirge Neapels Golf von dem Salernitaniſchen trennt, in all ihrer Pracht und in dem magiſchen Farbenglanze der ſüdlichen Regionen mit einem Blicke umfaßt. In geringer Entfernung ſüdöſtlich

von Maddaloni, bei dem Oertchen Cancello, zieht ſich durch die Schlucht des Gebirges, die unter dem Namen der Caudiniſchen Joche an einen der unglücklichſten Tage in Roms glorreicher Geſchichte und an des Samnitervolkes alte Kraft, Schlauheit und Ausdauer erinnert, die maleriſche Straße welche nach Benevent führt. Nordweſtlich, in gleicher Weite, erhebt ſich der glänzende Palaſt von Caſerta, am Fuße der Höhen von König Carl III erbaut der mehr als ein anderer Beherrſcher Neapels für Verſchönerung durch großartige Bauten wie für geiſtigen Aufſchwung durch Einführung oder Wiederbelebung verſtändiger Geſetze und Einrichtungen für ein Land gethan hat, welches auf immer beklagen wird daß ſeine Wirkſamkeit unterbrochen ward, indem das Erbrecht ihn auf Spaniens Thron berief. Das Thal hinter Maddaloni, ſchmal und tief wie all dieſe Bergſchluchten, bietet den ſtaunenden Blicken des Wanderers ein anderes Werk dieſes thätigen Königes, kühner und überraſchender als jene von Gold und Marmor ſtrotzende Villa, die Waſſerleitung, welche den reinen Quell des Berges Taburno von der Grenze Samniums auf zweiundzwanzig Millien Weges nach Caſerta's Garten-Anlagen führt, in dem Schaum der Cascaden ſich zu brechen und das Grün der dichten Boskette zu erfriſchen — ein Aquäduct welcher mit drei zu einer Höhe von hundert und funfzig Fuß ſich erhebenden Bogenreihen das genannte Thal überſpannt, Luigi Vanvitelli's

Werk, der beſten Römerzeiten würdig und gleich ehrenvoll für den Herrſcher der es anordnete wie für den Künſtler der den Rieſenbau leitete.

Gleich Caſerta und andern Caſtellen der Umgebung iſt Maddaloni wahrſcheinlich longobardiſchen Urſprungs. Unter den normänniſchen Herrſchern kommt es als Ritterlehn vor: zur Zeit Wilhelms des Guten hatte Aſcotino Robert's Sohn erſt einen dann zwei Reiſige für den Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu ſtellen. Unter der Regierung des zweiten Anjou, 1309, zahlte das Caſtell zweiundneunzig Unzen Zins. In viel ſpäteren Tagen, als König Ferdinand I von Aragon das Land regierte, ward Maddaloni durch eine Feuersbrunſt verheert. Heute iſt von dem alten Caſtell nicht viel mehr geblieben: was aber geblieben iſt, bildet eine pittoreske Trümmergruppe. Ein hoher Wartthurm von drei Geſchoſſen überragt die ihm ſich anſchließenden Bauten, während eine Ringmauer von Seitenthürmen geſchützt den Hügel krönend den eigentlichen Burgraum einſchließt und von naheliegender Höhe eine zweite Warte herabſchaut. Zu beider Füßen hat der neuere Ort ſich angebaut, welcher über zehntauſend Einwohner zählt die meiſt von Ackerbau leben.

Dieſes Caſtell, an welchem heutigentages die Meiſten, ohne die Bedeutung ſeines Namens in der neapolitaniſchen Geſchichte zu ahnen, auf dem nach Caſerta und Capua führenden Schienenwege raſch vorüberfahren,

indem ſie höchſtens einen flüchtigen Blick auf die Gruppe der Burgtrümmer werfen, hat einem Zweige eines der älteſten, edelſten und thatenreichſten Geſchlechter des Landes den Titel gegeben unter welchem derſelbe vom funfzehnten Jahrhundert an bis auf unſere Zeit bekannt geweſen iſt. Wenn Neapels alter Feudaladel nur aus dem dreifachen C, den Caracciolo, Caraſa und Capece beſtände, ſo würde er ſchon eine anſehnliche Zahl von Familien aufzuweiſen haben welche ſich, obgleich ſie dieſelben Geſchlechtsnamen und zum Theil übereinſtimmende Wappen führen, doch nur mittelſt kühner Griffe der Genealogen auf dieſelben Stämme zurückführen laſſen. Die Caracciolo, in drei große Lager geſchaart, ſind die zahlreichſten: auf ſie folgen die Caraſa. Man hat beiden Geſchlechter-Gruppen dieſelbe Wurzel geben wollen und es kommen wirklich aus frühen Jahrhunderten, ſelbſt noch aus dem vierzehnten, Grabſteine vor, auf denen man den Namen Caraczolus dictus Caraſa lieſt.** Kein Verfaſſer von Familiengeſchichten, und wäre er auch ein Litta, wird jedoch im Stande ſein das Dunkel zu durchdringen welches den Urſprung dieſes wie der meiſten italieniſchen Adelsfamilien höhern Alters umhüllt. Filippo Caraſa ſoll, ſo berichtet die Sage, ein Sohn des letzten Sergius Herzogs von Neapel geweſen ſein welcher im Jahre 1130 nach langer heldenmüthiger Gegenwehr normanniſcher Uebermacht und Tapferkeit wich und dem Könige Roger den letzten

griechiſchen Freiſtaat Italiens überantwortete. Es heißt die Familie ſei griechiſch-piſaniſcher Herkunft geweſen und von Sardinien übergeſiedelt wo die Piſaner herrſchten, damals Gebieter des Mittelmeers, an den italieniſchen Küſten wie an denen des byzantiniſchen Reichs und des Morgenlands als Freunde geſucht und geehrt, als Gegner gefürchtet, der Stadt Neapel ungenügenden Beiſtand leiſtend in ihrer letzten Noth welche den Grundſtein legen ſollte zu künftiger Größe, da das Prinzip des verpflanzten Griechenthums längſt den Todeskeim in ſich trug, friſches Leben hingegen im nordiſchen Elemente blühte. Von einem Urenkel jenes Filippo wird die große bis auf den heutigen Tag beſtehende Verzweigung des Geſchlechtes hergeleitet das ſich in die Caraſa de Spina und Caraſa de Statera theilte, ſo nach ihren Wappenzeichen Dornbuſch und Wage geheißen, beide wieder zahlreiche Familien bildend welche nach ihren Lehen eine Unmaſſe von Titeln führen.

Die letzte Königin Neapels aus dem Hauſe Anjou, Johanna II, welche die Sinnesluſt ihrer unglücklichen Vorgängerin und Namensgenoſſin mit jener angeerbten Treuloſigkeit verband die der Linie von Anjou-Durazzo einen fluchbeladenen Namen gemacht hat, ſchwankte lange, wem ſie die Nachfolge zuzuwenden habe, die am natürlichſten auf ihren Vetter Ludwig, den Repräſentanten der jüngern Linie von Anjou, hätte übergehn ſollen. Ein Parteikampf zerriß das unglückliche Land,

welcher Italiens berühmteſte Condottieren in raſchem Wechſel bald zur Gunſt bald in Ungnade brachte, bald auf den Gipfel der Macht erhob, bald in den Abgrund ſtürzte. Da beſtimmte ein Caraſa die kinder- wie beſtandloſe Frau, Alfons von Aragon, den unternehmungsluſtigen König der die Herrſchaft über den öſtlichen Theil der ſpaniſchen Halbinſel mit jener über Sizilien vereinigte, um Hülfe gegen die ſie bedrängenden innern wie äußern Feinde anzurufen. Antonio Caraſa, zubenannt Malizia, jenem Zweige des Geſchlechts entſtammt den man nach dem Kennzeichen der Wage zu bezeichnen pflegte, erſchien in des Königs Lager, als er mit ſeinen Aragoneſen und Catalanen, dieſen beuteluſtigen Schaaren denen Italiens Küſten wie jene der Levante längſt bekannt waren, Bonifazio berannte, das corſiſche Gibraltar auf der felſigen Südſpitze der Inſel wo der nicht breite Canal ſie von Sardinien ſcheidet. Johanna's Abgeſandter gewann Alfons leicht für das lockende Unternehmen, und wenn mit des Aragoneſen Kommen die Wirren nicht endeten, wenn der unſtäte Sinn der Königin Dem welchen ſie an Kindesſtatt angenommen untreu ward, dem provenzaliſchen Vetter aber die Nachfolge zuwandte, wenn ſie dadurch bei ihrem im Jahre 1435 erfolgten Tode einen Thronſtreit hinterließ der noch ſiebenjährig das Reich in Aufregung erhielt: ſo blieb Malizia Caraſa feſt in der Anhänglichkeit an den König welchen er gerufen hatte. Er ver-

rechnete ſich nicht: im Jahre 1442 eroberte Alfons Neapel und bald gehorchte das ganze Land dem Aragoneſen.

Malizia erlebte dieſen Ausgang des Kampfes nicht. Die dem Täufer gewidmete Kapelle Caraſa in San Domenico maggiore zu Neapel zeigt ſein Grabmal: unter einem Baldachin, in architektoniſcher Umſchließung, liegt auf einer Graburne die geharniſchte Rittergeſtalt, Haupt und Füße auf Kiſſen gelegt, die Arme übers Kreuz, umgeben von Engeln und Heiligen und von ſymboliſchen Figuren, der Großmuth, der Gerechtigkeit, der Klugheit; mit den Wappen des Hauſes in muſiviſcher Arbeit und der Inſchrift nach welcher der erlauchte Ritter Herr Malizia Caraſa am 10. October 1437 verſchied. Eine zweite Inſchrift aber gedenkt ſeiner Verdienſte um den Aragoniſchen Herrſcherſtamm:

Auspice me Latias Alfonsus venit in oras
Rex pius ut pacem redderet Ausoniae.
Natorum hoc pietas struxit mihi sola sepulchrum
Carrafae dedit haec munera Malitiae.

Wie der Vater bewahrte der Sohn dem Königshauſe die Treue — von dem Vater ging die Gunſt der Herrſcher Neapels über auf den Sohn. Diomed Caraſa, erſter Graf von Madbaloni, begründete die Macht und den Reichthum ſeiner Familie. Ein Diplom welches nicht lange vor ſeinem Tode König Ferrante I,

Alfonsens Sohn, ihm ausstellen ließ, nennt ihn den „angesehenen und erlauchten Mann Diomed Caraffa, dem Könige und dem Königsstaate unverwandt getreu und ein würdiger Berather; zum Regieren der Völker geschickt; redlich in Verwaltung der Justiz und mit Tugenden geziert.“ Er diente Alfons, er diente Ferrante. Er war einer von denen welche in der Nacht des 2. Juni 1442 Alfred von Aragons Leute mittelst des Aquäducts in die Stadt einließen. Als der König seinen Sohn Ferrante gegen die Florentiner sandte, machte Diomed mit 300 Reitern und 500 Füßern einen Streifzug bis auf wenige Millien von der Stadt Florenz, überall das Landvolk aufschreckend und die Heerden wegtreibend, so ziemlich die rühmlichste That dieses jammervollen Feldzugs. Als der toscanische Krieg beendigt war, ging er als Gesandter des Königes zu Papst Nicolaus V. In der Eigenschaft eines obersten Aufsehers des öffentlichen Rechnungswesens hatte er großen Einfluß auf die gesammte Verwaltung. Ferrante unternahm nichts ohne ihn zu fragen und dessen zweiter Sohn Federigo nannte ihn Vater und Herr. Außer Maddaloni, welches ihm im Jahre 1465 verliehn ward, belohnten mehre Lehen und Castellaneien seine wichtigen Dienste.[80]

Als unter der Regierung des Letztern jener Krieg begann welchen man gewöhnlich die Verschwörung der Barone nennt — ein Krieg, in welchem mehr denn

Waffengewalt Treuloſigkeit ſiegte und der den ſchon alten Zwieſpalt zwiſchen der Anjouſchen und Aragoniſchen Partei des Adels auf Jahrhunderte wiederanfachte und ſchärfte — ſtand Diomed unter den Erſten auf königlicher Seite. Antonello Petrucci und Francesco Coppola waren die angeblichen Häupter dieſer Verſchwörung welche den Zweck haben ſollte, Ferrante und die Seinigen in die Hände Renés von Anjou zu liefern, des Erben der beſtrittenen provenzaliſchen Anſprüche auf Neapel. Beide hatten ſich durch des Königes Gunſt aus niederm Stande zu höchſten Ehren und glänzendem Reichthum emporgeſchwungen. Antonello, durch Lorenzo Valla den Ueberſetzer des Herodot und erſten Latiniſten ſeiner Zeit gebildet, ſchon von Alfons vielgebraucht, unter Ferrante oberſter Berather und Vollzieher der königlichen Befehle; Francesco, alten Hauſes aber arm, durch eignen Fleiß im Handelsſtande emporgekommen, durch den König ein Theilnehmer an allen Monopolien die das Land auspreßten und den Verkehr beſchränkten, mit ſeinen Fahrzeugen nach Orient und Occident hinüberreichend und gleichſam der Patron der Schifferwelt die ihn zum Schiedsmann in ihren Streitigkeiten zu wählen pflegte. Francesco hatte ein altes Orſiniſches Lehen an ſich gebracht und wurde Graf von Sarno genannt. Antonello behielt ſeinen Namen bei und hieß gewöhnlich der Geheimſchreiber (il Segretario), ein Name unter welchem er in der Geſchichte Neapels bekannt

iſt wie Machiavell in der Florentiniſchen. Aber von ſeinen Söhnen ward der Eine Graf von Carinola, Graf von Policaſtro der Andere, Erzbiſchof von Tarent der Dritte, der Vierte Johanniterprior von Capua, eine reichdotirte Commende der Hospitaliter welche in ſpätern Zeiten Giulio de'Medici, dem nachmaligen Papſte Clemens VII, und nach ihm Leo Strozzi zu Theil ward. Welchen Grund dieſe Männer gehabt haben ſollen das Königshaus zu ſtürzen dem ſie Alles verdankten, klar geworden iſt es nie. Wenn man aber den Karakter in Anſchlag bringt welchen Ferrante und ſein älteſter Sohn Alfons bei jedem Anlaſſe offenbarten, ſo wird man ſehr geneigt denen Glauben beizumeſſen welche da ſagen, die Reichthümer der Unterthanen und des Königes Armuth hätten ſich zum Ruin der Erſteren verſchworen. Herzog Alfons habe inmitten der Bedrängniſſe des Türkenkrieges, welcher nach der Eroberung Otranto's ganz Italien in Schrecken ſetzte, dem Könige vorgeworfen, er habe die Diener auf ſeine Koſten ſich bereichern laſſen: nun ſolle er, in ſo großer Gefahr, ihnen den Raub entreißen und ſie als Betrüger ſtrafen.

So begann dieſer Kampf, einer der blutigſten, grauſamſten, empörendſten in des Reiches Annalen. Die erzenen Thorflügel der ſtarken Burg Carls von Anjou, des Caſtelnuovo von Neapel, zeigen in rohen aber merkwürdigen Darſtellungen in halberhobener Arbeit[99] die Hauptmomente des Krieges welchen König

Ferrante nicht lange nach ſeiner Thronbeſteigung gegen die damals von Herzog Johann von Anjou, Réné's Sohn, geführte franzöſiſche Partei beſtand. Es war ein Kampf um Sein oder Nichtſein des Hauſes von Aragon, und blutige Rache verfolgte noch Kinder und Kindeskinder der Angioiniſchen Führer. Aber er wälzte dem Könige und ſeinem Hauſe kaum eine ſolche Laſt des Haſſes und Abſcheus zu wie dieſer zweite Baronenkrieg. Nur durch ſchmachvollen Treubruch bekam der König die Petrucci und Coppola in ſeine Hände. Welche Rache er an ihnen nahm, berichtet ein gleichzeitiger Chroniſt in einfacher aber ſchaudererregender Erzählung. „Am Montag den 13. November 1486 erfolgte im Caſtelnuovo der Urtheilſpruch gegen Meſſer Antonello de'Petrucci Geheimſchreiber, Meſſer Francesco Coppola Grafen von Sarno, Francesco de'Petrucci Grafen von Carinola und Giovan Antonio de'Petrucci Grafen von Policaſtro. Der Spruch lautete auf Enthauptung und Verluſt aller Ehren und Würden wie Einziehung aller Güter. Mehre Grafen und Barone waren dabei zugegen. Und am 11. Dezember genannten Jahres ward Meſſer Francesco auf einen kleinen Karren geſetzt, mit dem Strick um den Hals und gefeſſelt an allen Adels-Sedilen der Stadt vorübergefahren, bis er zum großen Markte gelangte wo ein hohes Gerüſt errichtet war. Und der Henker Angelo Eiſa ſchlug ihm den Kopf ab und viertheilte ihn, worauf das Viertel mit dem Haupte

auf einem Pfahl mit eiſernem Hacken bei dem Zollhauſe an der Caſa nova ausgeſtellt ward, das andere beim Zollhauſe an Sant'Antonio, das dritte bei der Brücke und dem Hauſe des Angelo Como und das vierte bei der Kapelle. An demſelben Tage aber wurde Giovan Antonio ſein Bruder, Graf von Policaſtro, welcher im Thurme von San Vincenzo ſaß, in Trauerkleidern aus dem Caſtelnuovo auf gleiche Weiſe nach dem nämlichen Gerüſte geführt, geleitet von zwei Brüdern aus dem Orden des heiligen Dominikus und einem Eremiten aus dem Orden von Sta Maria della grazia. Da ward auch ihm der Kopf abgeſchlagen. — Am Donnerſtag den 11. Mai 1487 wurde im Caſtelnuovo bei der Cittadelle auf einem hochragenden mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagenen Gerüſt das auf truncatio capitis lautende Urtheil an Meſſer Antonello de'Petrucci und Meſſer Franceſco Coppola vollzogen. Am Abende kamen die Brüder von S. Dominikus und trugen die Leiche Meſſer Antonello's nach ſeiner Familienkapelle, und gleicherweiſe geleiteten die Kloſtergeiſtlichen von S. Auguſtin den Körper des Grafen von Sarno mitſamt dem Haupte nach ſeiner Kapelle in ihrer Kirche. Es waren ſechzehn Mönche mit zwölf Fackeln ſo die Leichen trugen."[91] Man weiß von andern Augenzeugen daß die zahlreichen Zuſchauer aus dem Volke welche der blutigen Szene innerhalb der Wälle der Veſte beiwohnten, niederknieten und ihre

Mützen abnahmen, als das greiſe Haupt des einſt allmächtigen Geheimſchreibers fiel.

In der Sakriſtei der Dominikanerkirche ſteht heute noch neben den königlichen Särgen der Sarg mit den Gebeinen des enthaupteten Grafen von Policaſtro — welche Nachbarſchaft! Vermodernde Reſte von Gewändern decken noch Theile des Körpers; die Halswirbel ſind durch den Schwerthieb durchſchnitten und nur angeſetzt iſt das Haupt welches die Merkmale des Jugendalters an ſich trägt.

Der Graf von Maddaloni gehörte zu den vornehmſten Gegnern der Männer, an denen Ferrante für unerwieſene Schuld ſo grauſe Rache übte. „Unter denjenigen, ſagt der beredteſte Geſchichtſchreiber dieſer tragiſchen Ereigniſſe[29], welche perſönliche Abneigung durch politiſche Beweggründe zu verdecken ſuchten, indem ſie den König aufhetzten, befand ſich auch Diomed Carafa. Abgeſehn von ſeiner edlen Abſtammung, verſchaffte ihm die Erinnerung an ſeines Vaters Verdienſte nicht minder wie ſeine eignen Leiſtungen beim Könige hohes Anſehn wie ſie ihm des Herzogs Vertrauen erwarben. Gleich den übrigen Baronen, war ihm die große Macht des Grafen und des Geheimſchreibers verhaßt, und als wenn hoher Rang nicht aber vorzügliche Geiſtesgaben die Länder zu regieren hätten, litt er es ungerne daß Männer auf die er herabſehn zu können glaubte, den König beherrſchten und ſo raſch ihm gleich

wurden an Stellung, in des Monarchen Gunſt ihn hinter ſich ließen.“ Wenn Diomed Carafa's Ehrgeiz befriedigt werden konnte durch den Sturz der Gegner, ſo genoß er dieſe Befriedigung nicht lange. Sechs Tage darauf war er eine Leiche. „Mittwoch den 17. Mai 1487 um die fünfzehnte Stunde verſchied im Caſtel dell'ovo der vortreffliche Herr Diomed Carafa Graf von Maddaloni, nach Gottes ewigem Rathſchluß. Am folgenden Tage ward in S. Domenico die Leichenfeier gehalten wobei die Majeſtät des Herrn Königes, die Frau Königin, die Herzogin von Calabrien und viele Herzoge und Fürſten zugegen waren. Der Körper lag auf einer Bahre welche mit einem Teppich von Seidenbrocat bedeckt war, gekleidet in weißen Damaſt mit dem Schwerte und vergoldeten Sporen. Dann beſtattete man ihn in ſeiner Kapelle zur Erde.“[69]

Das Denkmal Diomed Carafa's trägt nicht ſeinen Namen, aber es unterliegt keinem Zweifel daß es das ſeinige iſt. Pilaſter und architektoniſche Theile mit allegoriſchen Figuren der Gerechtigkeit und Freigebigkeit, mit Roſetten und reichen durch Goldgrund erhöhten Ornamenten, ſchließen eine Niſche ein in welcher auf einem Sarkofage die Geſtalt eines Kriegers liegt, die Sturmhaube auf dem Haupte, die Hände über der Bruſt gefaltet, den Dolch an der linken Seite, die Füße auf zwei liegende Hündlein geſtemmt. Ein Rundbogen mit Cherubköpfen und eine von Einſetzroſen

verzierte Wölbung bilden eine Lünette, welche im Basrelief die Verkündigung zeigt; ein Agnusdei krönt zu oberst den Bogen und gibt dem Ganzen den Abschluß. Die Carafaschen Wappen und Embleme, die drei Binden im rothen Felde, die Wage, das im Kreise ausgespannte Leder welches die Linie von Maddaloni kenntlich macht, sind mehrfach auf Schilden angebracht. Die Inschrift der Graburne besagt: Huic virtus gloriam gloria immortalitatem comparavit; beim Kennzeichen der Wage liest man den Wahlspruch Fine in tanto, der zu Zeiten wohl mit dem Hoc fac et vives wechselte. Die Jahrszahl 1470 zeigt daß das Werk noch zu des Grafen Lebzeiten ausgeführt ward. Man schreibt es mit gutem Grunde dem Agnolo Aniello del Fiore zu, welcher durch eigene Leistungen, mittelst deren er der Sculptur des Cinquecento den Weg bahnte, wie als Lehrer des trefflichsten unter den Bildhauern Neapels, Giovanni da Nola, nicht unrühmlich bekannt ist.[94]

Manche Erinnerungen an Diomed Caraffa sind geblieben. Inmitten seines thätigen Lebens war er den Wissenschaften nicht fremd und es gibt von ihm einige kleine Schriften, welche seinen praktischen Verstand, seine Geschäftskunde und Weltkenntniß in gleichem Maße an den Tag legen. So ist er der Verfasser eines im Auftrag und Namen König Ferrante's an König Heinrich von Castilien gerichteten Briefes, welcher diesem in

ſeinem Kriege gegen Portugal militäriſche Verhaltungsregeln gibt, und ihn zu größter Vorſicht und Klugheit mahnt. Andere Sendſchreiben didactiſcher Gattung gibt's von ihm, eines an Herzog Alfons von Calabrien welcher ſich gerade zu einer Reiſe nach Ancona anſchickte, ein anderes an des Königs natürlichen Sohn Francesco Herzog von Sant'Angelo, welcher ſich in Ungarn bei ſeinem Schwager Matthias Corvinus befand, dort das Kriegsweſen zu lernen. Und über das Kriegsweſen ſelbſt verfaßte er drei Bücher, über das Hofweſen ein anderes. Als Beatrice d'Aragona, Ferrante's Tochter, dem Corvinus anverlobt im September 1476 nach Ungarn zog, von wo ſie Jahre darauf, zum zweitenmal verheirathet und mit ſchnödem Wortbruch verſtoßen, in die Heimath zurückkehrte um den Untergang ihres Hauſes zu erleben, überreichte der Caraſa ihr eine Handſchrift mit mancherlei Verhaltungsregeln. „Wiſſet, heißt es darin unter andern, daß euresgleichen Liebkoſungen keine Zahlung ſind und daß ihr nicht immer Gold und Silber geben könnet: jemehr ſchöne Worte aber ihr austheilt, um ſomehr behaltet ihr deren noch in Vorrath.“ Ein ähnliches Schriftchen war für eine andere Fürſtentochter beſtimmt, wahrſcheinlich jene kluge und muthige Eleonore, welche im Jahre 1473 mit Ercole von Eſte, dem erſten Herzoge von Ferrara vermält ward, und mehrmals in des kriegeriſchen Gatten Abweſenheit das Land regierte. Von

ihr meldet die Geſchichte daß ſie, nachdem ſie eben dem Erbprinzen Alfonſo das Leben gegeben, durch eine im eignen Hauſe angezettelte Verſchwörung überraſcht und ſchon das Waffengeklirr auf der Treppe vernehmend, faſt ohne Bekleidung vom Lager aufſprang und den Säugling im Arm durch einen verdeckten Gang nach dem Caſtell eilte, Sohn und Burg dem Gemal errettend. „Denket daran, Madonna, (ſagt der Briefſteller, den oben angeführten Satz weiter erläuternd) daß ihr nicht Allen mit denen ihr redet, Gold, Silber und Güter geben könnet, denn dazu würde die Welt nicht ausreichen. Gute Worte aber und ein freundlich Geſicht könnt ihr für Alle haben und ſolch Geben iſt naturgemäß. Denn wie das Gut beim Austheilen auf die Neige geht, ſo wächſt auch der Schatz der Worte und ſie werden nur zierlicher und gefügiger. Warum denn nicht geben was ſo ſehr erfreut und nutzt und durch Freigebigkeit gemehrt wird? Glaubet mir, Euresgleichen richtet mehr durch ſolche Worte aus denn mit Geſchenken. Darum vertheilet denn reichlich Münze dieſer Art und die guten Früchte werden nicht ausbleiben.“ Wenn unter ſolchem Rath, der Sitte der Zeit und den Neigungen dieſer Familie gemäß, nur nicht Dante's berühmtes Lunga promessa coll'attender corto zu verſtehn war! Vom Verhalten dem Gemal und der Schwiegermutter gegenüber heißt es ferner: „Im Reden mit ihnen befleißiget euch der Beſonnenheit, und ihr

werdet euren Vortheil dabei finden. Man liebt wol aufgeweckte und zungenfertige Frauen, doch nicht im eignen Hause.“ [35]

Durch die Gunst des königlichen Hauses ward der Graf von Maddaloni ein sehr reicher Mann. Philippe de Commines erzählt, beim Einzug Carls VIII habe das Einkommen der Carafa welches sie vom Hause Aragon theils an Gütern theils in Form von Benefizien erlangt, vierzigtausend Ducaten betragen. „Denn, fügt er hinzu, die Könige können dort von ihrem (Kron-) Gut verschenken und verschenken das der Andern dazu, und ich glaube es gibt im ganzen Reiche nicht drei Leute, deren Besitz nicht von königlichen Schenkungen oder Confiscationen herrührt.“ [36] Diomed Carafa machte übrigens edlen Gebrauch von seinen Reichthümern. Der Stadt Neapel hinterließ er ein Denkmal, dessen Werth und Bedeutung um so höher anzuschlagen ist je mehr die Hauptstadt beider Sizilien an ähnlichen Mangel hat. In der unendlich langen Straße welche man auf dem Hügel von Sant Elmo stehend tief unter sich erblickt wie sie bis zum Nolaner Thore hin das colossale Agglomerat von Häusern fast in der Mitte durchschneidet, vom Volke deßhalb Spacca-Napoli genannt, in der Gegend die damals Sammelplatz der Vornehmsten war und auch heute neben den schönsten und merkwürdigsten Kirchen die Wohnungen mehrer der ersten Familien enthält, nicht ferne vom Kloster der Prediger-

mönche erbaute Diomed Carafa einen Palaſt, einen der wenigen durch Styl und Umfang ausgezeichneten und wohlerhaltenen welche aus den ſpäteren Zeiten des Mittelalters geblieben ſind. Man muß nicht an die Florentiner Burgpaläſte denken wie das funfzehnte Jahrhundert ſie der Stufe ihrer höchſten Entwicklung zuführte, denn mit ihnen kann jener Bau ſich nicht an imponirendem Eindruck meſſen. Einfluß aber, beſtimmenden ſogar, haben die Florentiner Architekten welche unter den Anjous wie unter den Aragoneſen viel in Neapel beſchäftigt waren, auf den Styl gehabt, wenngleich noch andere Elemente ſich geltend machen. Der ganze aus zwei Geſchoſſen beſtehende Palaſt iſt aus Quadern von grauem Sorrentinerſtein gebaut die mit vertieften Fugen ſorgfältig aneinander gefügt ſind. Viereckig und ziemlich breit ſind Thor und Fenſter mit Marmorpfoſten, jenes mit einem durch ein Laubgewinde verzierten Architrav und einem eingerahmten Frieſe an welchem außer den Wappenſchildern die Inſchrift ſich bemerklich macht die des Erbauers dankbaren Sinn gegen das königliche Haus ausſpricht: In honorem optimi Regis Ferdinandi et splendorem nobilissimae patriae Diomedes Caraſa comes Matalone MCCCCLXVI. Antike Sculpturreſte und Büſten ſind auf ſinnige Weiſe an der Façade und Seitenwand angebracht; ein Dachgebälk mit Sparrnköpfen nach altem Muſter krönt den Bau, der in ſeinem Ganzen den Ein-

druck der Dauerhaftigkeit macht, aber bei edler Einfachheit mehr zierlich als impoſant iſt. Das Atrium am Aufgange der Treppe iſt in demſelben zierlichen Styl mit flachem breiten Bogen; die Treppe iſt bequem und in dem obern Stock, vor den großen Gemächern lieſt man eine andere Inſchrift, in andern Worten daſſelbe ausſagend: Has comes insignis Diomedes condidit aedes in laudem Regis patriaeque decorem. Der Hofraum, deſſen architektoniſcher Schmuck unvollendet blieb, war einſt durch zwei Monumente bemerkenswerth von denen in unſern Tagen freilich kaum viel anderes als die Erinnerung geblieben iſt. Eine Säule von Seravezza-Marmor trug noch im vorigen Jahrhundert eine bronzene Reiterſtatuette König Ferrante's, dem Florentiner Bildhauer Donatello zugeſchrieben wenn eine verworrene Nachricht in dem von Giorgio Vaſari verfaßten Leben dieſes Künſtlers in dieſem Sinne verſtanden werden darf, was freilich eine ſehr kühne Hypotheſe iſt.[27] Säule und Statuette bezeichneten die Stelle wo der Aragoneſe einſt des Caraſa harrte welchen er zur Jagd abholen kam; Diomed war noch zu Bette und der König wartete im Hofe bis er ſich gekleidet hatte. An der Wand gegenüber dem Eingang war einſt der coloſſale Pferdekopf von Erz aufgeſtellt, der einzige Reſt des weltberühmten griechiſchen Roſſes das als Symbolum der Republik den Platz vor dem Neptunstempel geziert haben ſoll, welchem das Volk im Mittelalter Zauber-

kraft beimaß und König Conrad von Hohenſtaufen, zum Wahrzeichen daß er die ungehorſame Stadt gebändigt, den Zaum angelegt haben ſoll, nach dem Bericht der Inſchrift:

Hactenus effrenis Domini nunc paret habenis
Rex domat hunc aequus Parthenopenis equum.

Bis zum Jahre 1322 ſtand das Roß vor dem Dome, da ließ, ſo berichtet die Tradizion, der Erzbiſchof Uberto Montauro, ein Ende zu machen dem Aberglauben, welcher die kranken Pferde um das Rieſenbild herumführte ſie zu heilen, es zerſchlagen und die Glocken der Kirche aus der Metallmaſſe gießen. Nur der meiſterhafte Kopf ward gerettet und von Diomed an dem bezeichneten Orte aufgeſtellt wo er bis zu neueren Zeiten ſtehn blieb, heute durch einen Gypsabguß erſetzt während das Urbild in das Bourboniſche Muſeum gewandert iſt, eine der Zierden des Saales welcher Herculanums wunderbare Bronzeſtatuen enthält, in folgender von Francesco Caraſa Fürſten von Colobrano herrührenden Inſchrift ſeine ſeltſamen Geſchicke berichtend:

Quae mea fuerit dignitas quae corporis vastitas
Superstes monstrat caput
Barbarus iniecit frenos
Superstitio avaritiesque dederunt morti
Bonorum desiderium auget mihi pretium
Caput heic vides

Corpus maioris templi campanae servant
Mecum civitatis periit insigne
Id genus artium amatores
Francisco Caraffae
Hoc quicquid est deberi sciant.

Nicht dies Denkmal des Alterthums allein, auch viele andere Kunſtwerke ſammelte der Graf von Maddaloni in ſeiner Wohnung, deren Zimmer er durch den Maler Pietro del Donzello ausſchmücken ließ, Gemälde welche Bernardo de' Dominici, der Vaſari Neapels, als Jüngling noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſah, die aber zu ſeiner Zeit bei neuem Ausbau untergingen. * Dieſe Kunſtſachen verſchwanden allmälig aus dem Palaſte, welcher bei dem im Jahre 1561 erfolgten Tode des kinderloſen vierten Grafen und erſten Herzogs von Maddaloni, auch Diomed geheißen, an deſſen Neffen Don Marzio überging und als Fideicommiß bei der Caraffaſchen Nebenlinie der Fürſten von Colobrano blieb, bis im Jahre 1813 ein bekannter Rechtsgelehrter Francesco Santangelo ihn durch Kauf erſtand. Der neue Beſitzer trug für Erhaltung und Herſtellung des Alten Sorge und füllte allmälig die Räume mit jenen Schätzen der Kunſt und Literatur welche, durch ſeine Söhne Niccolo und Michele bedeutend gemehrt, heutzutage die erſte Privatſammlung Neapels bilden, eines königlichen Palaſtes würdig nach Werth und Umfang, ſei es daß man auf die Gemälde und Broncen blicke, oder auf die

Münzen und antiken Thongefäße, oder endlich auf die ausgewählte Bibliothek. [99]

Diomed Caraſa war zweimal verheirathet. Seine erſte Gattin war Maria oder Iſabella Caracciolo, die zweite Sueva San Severino, beide aus des Landes vornehmſten Geſchlechtern. Gian Tomaſo, der ältere ſeiner Söhne, erbte den Rang aber nicht das Glück des Vaters. Anführer der zuſammengerafften königlichen Truppen, als nach Carls VIII Abzug aus Neapel Ferrandino das Vatererbe wiederzuerobern unternahm, wurde er 1495 bei Eboli, ſeitwärts von der nach Calabrien führenden Straße, von den Franzoſen vollſtändig geſchlagen: ſeine Schaaren liefen auseinander ohne recht zu kämpfen und ein Theil des Fußvolks ward auf der Flucht zuſammengehauen bevor die Ausreißer Nola erreichten. [100] Dieſer zweite Graf von Maddaloni ward dann ebenſo wie ſein Vetter Antonio Herr von Mondragone, der Stifter der Linie von Stigliano, in die grenzenloſen Wirren hineingezogen welche den Sturz der Aragoneſen begleiteten. Bei Gonſalvo's Einzug in Neapel im Jahre 1503 als Anhänger der Anjous flüchtig, wurde er ſeiner Lehen und Titel verluſtig erklärt, ſeine Güter wurden confiszirt und erſt nach der Befeſtigung der ſpaniſchen Herrſchaft wurden die Caraſa wieder zu Gnaden aufgenommen. Gian Tomaſo's Sohn kämpfte unter Ramon de Cardona bei Ravenna und pflanzte die Linie der Grafen von Mad-

baloni fort, während die der Grafen von Montorio von Giovan Antonio, dem zweiten Sohne Diomed Caraſa's des Aeltern geſtiftet ward. Jene werden im weitern Verlauf dieſer Geſchichte den Hauptplatz einnehmen: von dieſen ſei jetzt die Rede. In nicht mehr denn zwei Menſchenaltern gelangten ſie zu einer Macht und Größe die ihnen Ausſicht gab auf erblichen Sitz unter Italiens regierenden Herren: raſcher aber noch und furchtbar war ihr Sturz, der die ganze Halbinſel erzittern machte.

Dieſe Geſchicke hätte Gian Antonio Caraſa ſich nicht träumen laſſen, als er, ſchräg gegenüber der väterlichen Wohnung, ein Haus gründete welches ſich heute noch durch ſeine ernſte, etwas ſchwerfällige Architectur und ſeine geſchwärzten Quadern bemerklich macht. Am 28. Juni 1476 wurde ihm von ſeiner Frau Vittoria Camponeschi, aus Aquila in den Abruzzen, zu Sant' Angelo della Scala nach Einigen, nach Andern zu Capriglia in der Provinz des Prinzipato ultra ein Sohn geboren welcher den Namen Gian Pietro erhielt. Jung ſchon machte dieſer in den Wiſſenſchaften raſche Fortſchritte, wurde von ſeinem Verwandten dem Cardinal Olivieri Caraſa an den Hof Papſt Julius' II gebracht, wurde Erzbiſchof von Chieti, dem Hauptort der jenſeitigen Abruzzen, ſtiftete mit S. Cajetan von Tiene den Orden der Kleriker die ſich nach jenem Bisthum Theatiner nannten, ward unter Papſt Pauls III Regierung Cardinal und eines der Mitglie-

der des heiligen Collegiums die durch Wort und Werk am thätigsten zur Wiederbelebung der kirchlichen Richtung beitrugen. Endlich erhielt er das Erzbisthum Neapel. Spanien und spanischer Politik feind, hatte er mit heftigem Widerstande zu kämpfen bevor er von seinem Stuhle Besitz nehmen konnte. Der Vicekönig Don Pedro de Toledo kannte den leidenschaftlich heftigen und störrischen Mann zu gut, um ihn gerne an seiner Seite zu haben. Papst Julius III mußte beim Kaiser einschreiten um die Hindernisse zu heben. Als Julius starb und im Conclave sich bald die Augen auf den Cardinal Carafa richteten, mahnte der kaiserliche Botschafter, sein Herr werde diese Wahl nimmer geschehn lassen. Wenn Gott mich zum Papste will, erwiederte dieser, so kann kein Kaiser hindern daß ich's werde; für mich aber wird's um so besser sein denn ich danke dann keinem Irdischen die Erhebung. Am Himmelfahrttage, den 23. Mai 1555, wurde er zum Nachfolger Petri gewählt: er war damals 79 Jahr alt. Er nannte sich Paul IV.

Welche sturmbewegte Regierung war die seinige! Lange hatten die Päpste zwischen Kaiser und Frankreich geschwankt. Die ungeachtet aller einzelnen Erfolge geringen Resultate der Bemühungen Julius' II und Leo's X und das grausige Unglück der Regierung Clemens' VII schrieben sich von diesem Schwanken her, der nothwendigen Folge einer Politik welche mit geringen eigenen

Mitteln und mit unzuverläſſigen und wechſelnden Bundesgenoſſen Großes ausführen wollte, und ſelber jede Entſcheidung wo ſie zu nahen ſchien verhinderte, aus Furcht von der überwiegenden Macht des Siegers, mogte er auch Freund ſein, erdrückt zu werden. Paul III machte es kaum anders, und wenn es ihm beſſer gelang als ſeinem Vorgänger, ſo hatte er's nicht nur ſeinem feinern Takt zuzuſchreiben, ſondern mehr noch der Zeit die ruhiger geworden nachdem die wildeſten Stürme ſich unter dem Medizeer ausgetobt hatten. Aber das, weshalb Leo und Clemens gekämpft, konnte auch er nicht hindern: die kaiſerliche, oder richtiger die ſpaniſche Macht ſetzte ſich feſt im Norden wie im Süden der Halbinſel. Dasjenige, um deſſenwillen das Papſtthum einſt den Kampf auf Leben und Tod gekämpft mit Hohenſtaufen, mußte es jetzt von Habsburg dulden.

Paul IV wollte es nicht dulden. Er iſt der letzte Papſt geweſen der eine großartig nazionale, eine über die engen Grenzen des Kirchenſtaats nicht nur ſondern über die Grenzen Italiens hinausgehende Politik gehabt hat. Der Italiener, der Edelmann, der Kirchenfürſt regten ſich zugleich in ihm. Von Natur haßte er Kaiſer und Spanien: er ſagte, als guter Italiener könne er's nicht ertragen daß die jetzt ſein Vaterland beherrſchten die dort einſt Köche und Stallknechte geweſen. Er klagte, des Kaiſers Ländergier habe die re-

ligiöſe Bewegung in Deutſchland begünſtigt um die päpſtliche Macht zu ſtürzen und ſo noch den Reſt der Halbinſel an ſich zu reißen. Er dachte ſich Italien als ein harmoniſches Inſtrument mit vier Saiten, Rom, Venedig, Mailand und Neapel; als verloren beklagte er die Seelen Lodovico Sforza's und Alfons' von Aragon, weil ſie dies ſchöne Inſtrument vernichtet. Wolle keiner ſich deſſen annehmen, ſo werde er's thun; höre Niemand auf ſeinen Zuruf, ſo werde er ſich mit dem Urtheil der Nachkommen tröſten.[101] „Hinc omni mali labes" ſagte er einſt zum venezianiſchen Botſchafter indem er der Ereigniſſe in ſeiner Heimath von Carls VIII Zuge bis zum Weggange König Federigo's gedachte. „Damals ward den Barbaren jenes Unglücksthor geöffnet welches wir verſchließen mögten und wobei wir nicht gehört werden, wohl um unſerer Sünden willen. Wir werden es nicht bereuen gethan zu haben was wir vermogten, mehr vielleicht als wir vermogten. Für alle Zukunft laſſen wir denen die uns nicht beigeſtanden die Beſchämung, und daß man erzähle wie es einſt einen ſchwachen achtzigjährigen Greis gegeben, der, als man glaubte er werde ſich in einen Winkel ſtellen über ſeine Gebrechen zu jammern, muthig hervortrat als Kämpfer für Italiens Freiheit, aber von denen im Stich gelaſſen ward die ihm am eifrigſten hätten beiſtehn ſollen. Die Reue wird Euch ankommen, meine Herren Venezianer und euch andern Alle die ihr die Gelegenheit nicht er-

kennen wollte euch von dieſer Peſt zu befreien. Sie begann unter einem Könige der ſeiner guten Eigenſchaften wegen noch erträglich war: dann aber kam dies Geſchlecht, ein Gemiſch von Fläming und Spanier, in welchem nihil regium nihil christianum, das wie die Klette feſthält wo es ſich einmal anheftet. Die Franzoſen ſind anders: die brechen auf mitten im Werke und bleiben nicht würden ſie feſtgebunden. Wir haben ſie als Herren von Neapel geſehn und Herren von Mailand: weg waren ſie. Stare loco nesciunt. Erlauchter Botſchafter, wir reden zu euch im Vertrauen wie wir zur Magnificenz des Dogen reden würden und zu den Berathern und Häuptern der Chriſtenheit, denn wir wiſſen daß ihr unſere Gedanken nicht veröffentlicht. Wir werden nie bereuen daß wir dies Reſtchen Leben hindurch uns abgemüht haben zu Ehren Gottes und zum Heil dieſes armen Italiens, daß wir ein Laſtträgerleben geführt ohne Ruhe und Erholung." Und bald darauf: „Merket auf das was wir euch ſagen. Wir ſind alt und werden von hinnen gehn einen dieſer Tage wenn's Gott gefällt. Doch die Zeit wird kommen wo ihr erkennen werdet daß wir euch die Wahrheit geſagt — Gott gebe, nicht zu eurem Schaden. Sie ſind Barbaren alle beide, und es wäre gut ſie blieben zu Hauſe und man redete in Italien keine Sprache als die unſere."

Er begann den Krieg gegen Spanien — aber welch

ein Krieg! König Filipp II war der mächtigste Monarch der Welt — was hatte der Papst solcher Weltmacht entgegenzustellen? Frankreich half, aber der Herzog von Guise war dem Vicekönig Neapels, Alba, nicht gewachsen, und Spaniens Sieg bei St. Quentin rief ihn zurück. Der alte Leichtsinn der französischen Unternehmungen auf italienischem Boden machte wie einst Ludwigs XII und Franz' I so Heinrichs II Absichten zu nichte. Bald stand der Feind vor Rom. Wenig fehlte daran daß die Stadt nochmals in die Hände eines kaiserlichen Heeres gefallen wäre, wie dreißig Jahre früher in die des Connetable. In der Nacht vom 25. zum 26. August 1557 wollte der Vicekönig einen Handstreich ausführen. Er hatte von seinen Kundschaftern vernommen es werde leicht sein Porta maggiore zu nehmen, wenn man nur zwei Feldgeschütze bei sich habe die Befestigungen anzugreifen. Wer Rom noch vor den letzten zehn Jahren gekannt hat, erinnert sich der Thürme welche dies merkwürdige Thor flankirten, das durch die großartigen Bogen gebildet wird, worüber drei alte Wasserleitungen ihre Steinkanäle gelegt haben, unter des letzten Papstes Gregor's XVI Regierung seiner ursprünglichen Gestalt wieder nähergebracht durch Wegräumung der spätern Bauten. Von der Via Latina her marschirte Alba am 25. August bis La Colonna, einem auf der letzten Anhöhe der Albanerberge gelegenen Oertchen nahe an der von Palestrina nach Rom

führenden Straße; dort blieb er stehn und sandte einen seiner Condottieren, Ascanio della Cornia, einen vornehmen Peruginer und Neffen Papst Julius' III mit hundert Reitern voraus welche ebensoviele Büchsenschützen hinter sich nahmen. Sie sollten auf Leitern die sie mit sich führten die Mauer bei Porta maggiore ersteigen, das Thor aufbrechen und ihn bei der Basilika Sta Maria Maggiore erwarten bis er mit dem ganzen Heere nachrücke. Von da wollte er dann durch das Viertel der Monti ziehn, Campo di Fiore zu erreichen suchen und auf Monte Giordano, im festen Orsinischen Palast, das Geschütz gegen die benachbarte Engelsburg richten. Alles das sollte in der Nacht ausgeführt werden. Ascan zog voraus: um die zweite Stunde nach Sonnenuntergang setzte der Vicekönig sich in Marsch. La Colonna liegt fünfzehn Millien von Rom entfernt; schweres Geschütz und Troß blieben dort zurück. Der Herzog mit Marc Anton Colonna, dem Haupte dieser großen vom Papste tödtlich gehaßten und ihrer Leben beraubten gibellinischen Familie, führte die aus leichter Reiterei bestehende Vorhut, das Mittelstreffen bildete das spanische Fußvolk, die Teutschen die Nachhut. Das Feldgeschrei war „Freiheit" — eine bittere Ironie. Das Wetter begünstigte das Unternehmen: es war eine rabenschwarze regnichte Nacht.

Das Heer war nur noch eine halbe Millie von der Stadt entfernt, Ascan aber längst vor derselben

angelangt. Er ſah die ganze Stadt von Lichtern erhellt und hörte überall Volk hin und her rennen und das Geklirr von Waffen. In Rom war der Aufbruch des Heers bekannt geworden und obgleich man nicht wußte ob es ſich nach der Stadt oder nach Tivoli hin wenden würde, hatte man auf der Hut zu ſein beſchloſſen. Die Truppen des Papſtes blieben die ganze Nacht hindurch unter den Waffen. Cardinal Caraſa, die Seele der päpſtlichen Entſchlüſſe, beſuchte zu Pferde alle Poſten und gönnte ſich nicht einen Moment Ruhe. Der Vicekönig hielt Kriegsrath. Man beſchloß andere Theile der Mauer zu beſichtigen: einer der Hauptleute ritt bis zur Porta Salara. Er fand Alles ruhig und ſagte zum Herzoge: Ich verwette mein Leben — gehn wir vor ſo nehmen wir Rom ehe der Tag graut. Den Colonna aber mahnte er an Agrippinens Rede als Nero ſeine Schergen ſandte; könne er's ertragen, ſagte er zu ihm, daß man ſeine Vaterſtadt vernichte die einen ſo edeln Helden wie ihn geboren? Marc Anton und Alba ſahn einander an und Letzterer beſchloß den Rückzug. Er gönnte den Seinen eine Stunde Ruhe, marſchirte dann nach La Colonna und weiter nach Genazzano und vor Paliano, Burgen der Colonneſen.[103] Der Vicekönig hatte ſeinen Leuten verboten die Stadt zu plündern wenn ſie einzögen und ihnen dafür doppelten Sold verſprochen: ſie gingen's ein, ſollen aber doch heimlich beſchloſſen haben eine ſo ſchöne Gelegenheit ſich zu be-

reichern nicht zu verlieren. Dieſem Umſtande maßen Manche es bei daß Alba nicht vorwärts gegangen: er habe dem Papſt und den Seinigen blos zeigen wollen daß er die Stadt nehmen konnte wenn's ihm beliebte. Andere aber ſagten, er hätte ſie ganz gerne genommen wenn er nur gekonnt: aber die Lichter und das Geräuſch und die Hufſchläge der Roſſe hätten ihn glauben machen daß man vorbereitet und daß franzöſiſche Mannſchaft nahe ſei. [104]

Der Papſt ſah aber endlich ein daß es nöthig ſei Frieden zu ſchließen. Der Krieg war freiwillig, ſagt der venezianiſche Botſchafter, der Friede gezwungen: Paul IV hatte weder Geld mehr, noch Munition, noch Lebensmittel, noch Ausſicht auf Hülfe — es ging ſo in einem andern Kriege welchen lange darauf ein anderer Papſt unternahm. Von ſeiner eignen Mannſchaft war zu fürchten daß ſie in ihrer Zügelloſigkeit die Stadt plünderten. Armes Rom, was iſt aus dir geworden! riefen die Frauen welche der Ausſchweifungen der Soldateska wegen keine Thüre offen laſſen durften. Der Marſchall Strozzi, welchen ſein Vetter König Heinrich II nach Rom geſandt, und der von den Päpſtlichen allein das Kriegsweſen ordentlich verſtand, ſagte es dem Papſte offen, er müſſe ſich ſo gut es gehe mit den Kaiſerlichen vertragen. Venedig rieth zum Frieden — der Berichterſtatter im Rathe hatte ſchon geſagt, wenn es in des Nachbarn Hauſe brenne, ſo ſei man ſelbſt betheiligt. [105]

Der Friede wurde zu Cave bei Paleſtrina am 9. September abgeſchloſſen. Ein Papſt, auch wenn er verliere, ſagte Navagero, komme immer noch weit beſſer weg als irgend ein anderer Herrſcher, dem wol der Friede nehme was der Krieg ihm noch gelaſſen. Das mogte wahr ſein bis zum Vertrage von Tolentino, bis zu Pius VI und Bonaparte. Der Herzog von Alba zog am 19. September in Rom ein, ritt geradezu nach dem Vatican, küßte dem Papſte in aller Ehrfurcht und Demuth den Fuß, und bat im Namen des Königes wie in ſeinem eignen um Vergebung deſſen was ſie gegen den apoſtoliſchen Stuhl und ſeine Heiligkeit unternommen. „Solches Ende, bemerkt Pietro Nores, der zuverläſſigſte Geſchichtſchreiber dieſer Ereigniſſe, nahm Pauls IV hochherziger aber vom Glück nicht begünſtigter Gedanke Italien von den Fremden zu befreien: ein Gedanke deſſen Ausführung vielleicht beſſer gelungen wäre, hätte der Papſt, ſtatt fremde Hülfe zu rufen, nur jener der italieniſchen Fürſten ſich bedient.“ Wie aber dies ausführen, wenn Piemont ganz im ſpaniſchen Intereſſe war, Venedig eiferſüchtig ſtrenge Neutralität beobachtete, auf die Eſte und Farneſe, überdies ſchwach, nicht zu zählen, und Cosmus Medici die verkaufte Seele der ſpaniſchen Politik war, nur darauf ſinnend ſein ſchönes Florentiner Beſitzthum dauernd durch Siena zu vergrößern!

Als Paul IV dieſen Krieg führte, waren ſeine An-

gehörigen noch allmächtig in Rom. Sein älterer Bruder Giovan Alfonso, Graf von Montorio, hinterließ bei seinem Tode 1548 drei Söhne, für die eine glänzende Zeit begann als der greise Oheim Papst ward. Man hatte nicht geglaubt daß unter einem so strengen Eiferer und leidenschaftlichen Verfechter der Kirchenreform eine Nepotenwirthschaft einreißen würde, wüste beinahe wie die der Borgias und hochstrebend wie die der Farneſen: Paul IV aber, die Seele ganz erfüllt von großen kirchlichen und politischen Plänen, glaubte ehrlich das Beste des Kirchenstaates und der Welt durch den Beistand seiner Waffen zu fördern und erklärte offen, der apostolische Stuhl habe niemals einen größern Mann beſeſſen als Carlo Carafa. Carlo Carafa war, als der Ohm den Stuhl Petri bestieg, 36 Jahre alt, der jüngste der drei Brüder. Er hatte sich vielfach im Leben versucht, hatte sich in den Kriegen in Piemont, in Teutschland, im Sieneſerlande umhergeschlagen; sein Wandel war von der Art daß sein Ohm der Cardinal ihn nicht um sich haben mogte. Als dieſer aber Papst geworden, wandte sich das Blatt, und Carlo Carafa's heftiger Haß gegen die Spanier mehr noch als seine Thätigkeit und Gewandtheit in den Geschäften brachte die beiden ungleichartigen Naturen einander nahe. Auch als Cardinal führte er eine freie Lebensweiſe: er ging den Vergnügungen nach, jagte und spielte, gab Gastmäler und nahm gerne Einladungen an. Auf seinen Einfluß war

er ſehr eiferſüchtig: er wollte als Herr anerkannt ſein und die Andern abhängig ſehn. In demſelben Maße wie er Freunde und Anhänger förderte, wußte er ſich an Nebenbuhlern und Gegnern zu rächen. So viel der Papſt ihn auch gewähren ließ, ſo hatte er doch am geiſtlichen Regiment geringen Antheil. Sein älteſter Bruder Giovanni, nach des Vaters Tode Graf von Montorio, war von weicherem Karakter, ſeiner Familie ſehr anhänglich, verſchwenderiſch in einem Grade daß die reichen Einkünfte, welche die Würde eines General-Capitäns der Kirche und das Leben Paliano, das der Papſt den geächteten Colonneſen abgenommen und ihm ertheilt hatte, kaum hinreichten ſeinen Haushalt und den ſeiner Gemalin und ſeines Sohnes zu beſtreiten. Der andere Bruder Antonio Marcheſe di Montebello war talentlos und jähzornig; er hatte einen Sohn Alfonſo, des Papſtes Liebling und von dieſem in zarter Jugend ſchon zur Cardinalswürde erhoben. Von Anfang an hatte unter den Brüdern Zwietracht geherrſcht: die ältern konnten den überwiegenden Einfluß des jüngern nicht verſchmerzen und der jüngere haderte mit den ältern wegen ihrer Lauheit in den kriegeriſchen Unternehmungen, da ſie des Papſtes Politik und Haß gegen Spanien offen tadelten. Es kam einmal ſo weit daß ſie in Pl[illegible] Strozzi's Gegenwart nach heftigem Wortwechſel die Schwerter zogen. Den Römern waren ſie alle verhaßt — als Neapolitaner und weil ſie ſich mit

dem Raube groſser römiſcher Familien bereichert; als übermüthige Gewalthaber denen man das viele Unglück beimaß welches durch Krieg, fremde Soldateska, Erhöhung der Abgaben, Zerſtörung der Häuſer und Villen, Verheerung der Vignen, kurz durch die ganze Regierung eines Papſtes über Rom gekommen, von welchem der venezianiſche Botſchafter im Jahre 1558 ſagte, er habe fünfundzwanzig Monate im Kriege verbracht, ſechs im Frieden. Die Caraſa hatten es mit Allen verdorben, mit dem römiſchen Volke, mit der kaiſerlich-ſpaniſchen Partei wie mit der franzöſiſchen: François de Guiſe ſagte zu Piero Strozzi, er habe es dem Papſte handgreiflich dargethan daß ſeine Neffen den heiligen Stuhl verrathen und ihrer Verpflichtung gegen den König von Frankreich ſchlecht nachgekommen wären. Einen der ärgſten Feinde aber hatten ſie an dem ränkevollen Cosmus Herzog von Florenz, der ihnen nicht vergaß daß ſie das Mögliche gethan ihm ſeine Pläne auf das im Jahre 1555 eroberte Siena zu hintertreiben um ſich dort ſelber einen unabhängigen Staat zu gründen wie in jüngern Zeiten die Cybo in Maſſa, die Medici in Florenz, die Farneſen in Piacenza und Parma.

Der Bogen war zu ſtraff geſpannt: er brach und nie iſt der Sturz eines Nepotengeſchlechts furchtbarer geweſen. Die drei Caraſa wurden auf einmal ihrer Aemter verluſtig erklärt und nach verſchiedenen Orten ins Exil geſchickt. Der Papſt ſagte zu dem römiſchen

Stadtmagiſtrat, den Conſervatoren: „Sie haben die Welt, den apoſtoliſchen Stuhl und Rom zu Grunde gerichtet: wir hoffen daß der gerechte Gott und unſer Nachfolger ſie züchtigen werden!“ Caterina Cantelmo, die Mutter der Dreie, warf ſich vor ihm nieder, er aber ließ ſie wegbringen mit den Worten: „Verflucht ſei der Schoos der ſo ſchlechte und verbrecheriſche Menſchen getragen hat!“ Eine Rechtfertigung wollte er nicht anhören — nie ließ er die Günſtlinge wieder vor ſich. Der junge Cardinal Alfonſo war der Einzige der Familie den er bei ſich behielt.

In jener Zeit ſchon waren die Meinungen getheilt über den eigentlichen Anlaß zu dieſem Uebermaß des Zorns und der Strenge. Denn was auch immer man dem Cardinal Caraſa vorwerfen konnte, den politiſchen Abſichten des Papſtes hatte er mit Eifer und Kraftanſtrengung gedient, umſomehr als ſie auch die ſeinigen waren. Aber es erging Paul IV wie andern leidenſchaftlichen Naturen. Aus einer nur dem Kirchlichen zugewandten ascetiſchen Richtung hatte er ſich im Greiſenalter plötzlich in die Bewegung von Politik und Krieg geworfen. Als er unterlag, als er nach heftigem innern Kampf ſich vertragen mußte mit dem gehaßten Feinde, ging er mit derſelben Energie wieder den Gedankengang ſeines ganzen frühern Lebens. Als der Vertrag zu Cava geſchloſſen war, brachte Cardinal Vitellozzo Vitelli ihm die Kunde. Beim Eintritt ins Gemach ſagte

er: „Heiliger Vater, der Friede iſt geſchloſſen.“ Es war um die zweite Stunde der Nacht: der Papſt ſaß beim Abendeſſen. Er ſtand ſogleich auf, entblößte das Haupt und ſprach: „Gelobt ſei Gott der uns dieſe Gnade gewährt hat die wir über alles Andere erſehnten.“ Dann ſetzte er ſich wieder in der heiterſten Stimmung und beendigte das Nachtmal. [1m] Man weiß daß er von da an ſich faſt nur mit kirchlichen Dingen beſchäftigte: weltliche berührten ihn wenig wenn es nicht die Widerwärtigkeiten waren, welche die Nothwendigkeit mit ſeinen Vaſallen den Colonneſen ſich abzufinden ihm bereiteten. Dieſe Verhandlungen boten einen der Anläſſe zu ſeinem Groll auf den Cardinal Caraſa gegen deſſen Treue und Aufrichtigkeit er nicht grundloſen Argwohn ſchöpfte. Das weltliche Treiben und die Willkürherrſchaft der Nepoten mußte ihm um ſo verhaßter werden jemehr ſeine Gedanken jene Richtung nahmen.

Wie dem auch ſein möge, die Caraſa blieben vom Hofe entfernt bis zu Pauls IV am 18. Auguſt 1559 erfolgten Tode. In Rom hatte großer Jubel über ihren Sturz geherrſcht, aber des Papſtes mönchiſche Strenge erbitterte das Volk noch heftiger gegen ihn als gegen die Nepoten. Er lag noch im Todeskampfe, ſo ſtanden die Römer ſchon auf. Auf dem Capitol erließen ſie ein Decret, die Gefängniſſe ſollten mit bewaffneter Hand erbrochen werden, dann warfen die wüſten Haufen ſich in die Stadt. Zuerſt ſtürmten ſie das Inquiſizionsge-

fängniß, verwundeten die Hüter, ließen alle Gefangenen heraus, plünderten das ganze Gebäude und legten Feuer an. Dann zogen sie vor das Dominikanerkloster Santa Maria sopra Minerva, wo auch manche wegen Ketzerei Verhaftete saßen: sie hätten die Mönche zu den Fenstern hinausgeworfen wenn nicht Giuliano Cesarini sie verhinderte. Die übrigen Kerker, Torre Savella, Tor di Nona und der des Senatorpalastes, wurden gleichfalls erbrochen: über vierhundert Gefangene setzten sie in Freiheit. Wenige Monde zuvor, als Papst Paul der Nepotenwirthschaft ein Ende machte, hatten sie ihm auf dem Capitol eine Bildsäule gesetzt — diese ward nun ein Opfer der Volkswuth. Am zweiten Morgen in aller Frühe versammelten sich Magistrat und Volk auf dem Hügel welcher der Ehrenplatz der alten Republik gewesen und noch bis auf den heutigen Tag so manchen Schimpf hat erleben müssen: der Pöbel riß die Statue herab und zerschlug sie, und Magistrat und Vornehme sahen es lachend mit an, wie ein Jude dem ehrwürdigen Haupte die gelbe Mütze aufsetzte welche gemäß einem Befehle dieses Papstes die Hebräer zur Unterscheidung von den Christen tragen mußten. Den ganzen Tag über blieb der Kopf die Zielscheibe des Hohns des gemeinsten Gesindels, bis gegen Abend Einige aus Mitleid ihn in die Tiber warfen. Zum Festjubel für den dritten Tag, der ein Sonntag war, wurden alle Wappenschilder und Inschriften der Carafa zerschlagen und

getilgt, und auf die Nepoten zu fahnden beſchloſſen. Unter ſolchen Auſpizien traten die Cardinäle in's Conclave. [107]

Schon hatte ſich dies Gewitter über den Häuptern der Caraſa zuſammengezogen, als während der Sedisvacanz ein Vorfall ſich ereignete der ihre Schuld noch mehrte. Es war eine häusliche Tragödie. Der Herzog von Paliano war einſt ein zärtlicher Gatte und Vater geweſen: dennoch trat zwiſchen ihm und ſeiner Gemalin Violante Diaz Garloni, aus dem Geſchlechte der Grafen von Alife, Entfremdung ein. Des Mannes Untreue brachte die Frau zum Fall. Diana Brancacci, eine ihrer Damen, entdeckte dem Herzog ein Verhältniß zwiſchen ſeiner Gattin und Marcello Capece. Marcello ward ergriffen und nach Soriano gebracht, einem jetzt den Albani gehörenden Ort im Gebiet von Viterbo wo der Herzog gerade verweilte. Violanten hielt man unter ſtrenger Bewachung. Der Caraſa wollte Anfangs die Schmach ſeines Hauſes verheimlichen und that als habe die Maßregel andern Grund: aber die Sache war zu offenbar. Da beſchloß er den Flecken mit dem Blute des Ehebrechers zu tilgen, wie Jahre darauf Pietro de' Medici der Bruder des erſten Großherzogs that und deſſen Schwager Paolo Giordano Orſini der berühmte Herzog von Bracciano. Der Bruder Violantes, Graf von Alife ward nebſt einem Vertrauten des Hauſes, einem aus der Familie Toraldo, gerufen: ſie hielten

ein förmlich Gericht über den Capece, welchem sie die Anklägerin und andere Damen der alten Gräfin von Montorio gegenüberstellten. Er leugnete Anfangs; als man ihm aber die Folter zu geben drohte bekannte er Alles. Der Herzog vernahm Marcello's Aussage und sagte zu ihm: Schreib' das Alles auf mit eigner Hand. Sei es aber daß Todesangst ihn unfähig machte oder daß ihm die Hand durch das Seil verletzt worden, er konnte nichts schreiben als die Worte: „Ja ich bin ein Verräther an meinem Herrn — ja, ich habe ihm die Ehre genommen." Giovanni Carafa trat an ihn heran, las das Geschriebene, durchbohrte des Gefangenen Brust mit drei Dolchstößen und ließ die Leiche in eine Kloake des nahen Kerkers werfen.

Als dies geschah, lebte Papst Paul noch. Auf die Nachricht die man ihm davon ertheilte, frug er blos: Und was hat man mit der Herzogin gemacht? Die Herzogin hatte man noch am Leben gelassen weil sie sich Mutter fühlte. Den Herzog zur Rechenschaft zu ziehn dachte niemand, so groß war die Autorität der Barone. Unterdeß starb der Papst und man entdeckte daß die Eingekerkerte, ungeachtet der strengen Bewachung, Gelegenheit gefunden hatte mit dem Todfeinde der Carafa, Marc Anton Colonna, in Verbindung zu treten. Finde er Mittel sie zu befreien, so werde sie ihm ihren Gatten lebend oder todt in die Hände liefern. Am 28. August sandte Giovanni Carafa einen seiner Haupt-

leute nach ſeinem Schloß Galleſe, einem nicht weit von Civita Caſtellana im Tiberthal gelegenen Orte, wo Violante gefangen ſaß. In einem nachmals aus ſeinem Kerker an Papſt Pius IV gerichteten Schreiben ſchildert er den Vorgang und ſeinen Gemüthszuſtand: man merkt es deutlich daß er ſeine Gemalin noch immer liebte, und das Drängen ſeiner Angehörigen die ihn zu verleugnen drohten „wenn er durch den Tod der Schuldigen ſich die Schande nicht vom Geſichte waſche", wenigſtens ebenſoviel über ihn vermogte als das Bewußtſein der gekränkten Ehre. Zwei Tage darauf trafen Don Ferrante Garloni Graf von Alife und Don Leonardo di Cardine, ein Verwandter der Familie in Galleſe ein. Morgens ward der Herzogin der Tod verkündet. Sie verlangte zu beichten und das Sacrament zu nehmen. Als dann die Beiden bei ihr eintraten, frug ſie: „Iſt ein Befehl des Herzogs da, daß ich ſterben ſoll?" Auf Don Leonardo's Ja ſagte ſie ferner: „Zeigt mir ihn." Und nachdem ſie ihn geleſen, ergriff Jener, um der Trauerſzene ein Ende zu machen, ſie bei den Händen in denen ſie ein Crucifix feſt hielt, worauf der Bruder ſie erwürgte. Man ſprach wenig von dem Vorfall, denn von dem Moment an wo man die Einkerkerung Donna Violante's vernommen, hatte man ſie auch ſchon für todt gehalten. Zudem war es die unruhige, herrenloſe, erwartungsvolle Sedisvacanzzeit und die That ge-

ſchah außerhalb der Stadt. Man hatte an Anderes zu denken. [108]

Der Cardinal Gian Angelo Medici von Mailand wurde am 25. Dezember zum Papſte gewählt. Carlo Caraſa hatte namentlich zu dieſer Wahl beigetragen und glaubte ſich ſomit geſichert. Aber er täuſchte ſich. Spanien, der Kaiſer, Toscana verſchworen ſich zu ſeinem und der Seinigen Untergang; die Colonneſen und andere ihnen feindliche Barone bearbeiteten den neuen Papſt, mehr denn irgend Jemand Marc Antons Mutter, jene einſt bildſchöne Donna Giovanna d'Aragona, deren Bildniß von Raffaels Hand in ewiger Jugend ſtralt. Sie konnte nicht vergeſſen, wie ſie mit Lebensgefahr vor Paul IV aus Rom geflohen war. Coſimo de' Medici kam ſelbſt nach Rom, in Begleitung ſeiner Gemalin Donna Eleonora, des verſtorbenen Vicekönigs Don Pedro de Toledo Tochter. Als dieſe wieder abreiſte ſagte ſie: „Ich gehe, um nicht gegenwärtig zu ſein bei der Tragödie der Caraſa." Am 7. Juni folgenden Jahres wurden die Brüder verhaftet und in die Engelsburg gebracht.

Die Caraſa waren keine Heiligen geweſen, aber der Prozeß wurde auf unverantwortliche Weiſe geführt. Der Fiscal-Advocat Aleſſandro Palantieri war dem Cardinal beſonders abhold: Fiscal, hatte dieſer einmal bei früherm Anlaſſe voll Mistrauens zu ihm geſagt, wenn ihr wieder eine Angelegenheit für mich zu beſorgen habt,

werde ich die Augen weit aufsperren. Das vergaß Palantieri nicht, und als die gestürzten Günstlinge in seinen Händen waren, verletzte er selbst die nach der damaligen schlechten Justiz unerläßlichen Formen und fälschte die Aussagen. Die Geständnisse des Herzogs brauchte er gegen den Cardinal, und um die Entdeckung der Fälschungen und des Misbrauchs zu hindern, hintertrieb er die persönliche Gegenüberstellung der beiden Verklagten. Giovanni Carafa bekannte reumüthig die Ermordung seiner Gattin und ihres Buhlen; die Theilnahme des Cardinals blieb unerwiesen. Die Hauptanklage aber gegen Letztern war zugleich eine Anklage gegen den Papst seinen Ohm: es handelte sich um den Krieg wider Spanien. In Betreff der zweiten Beschuldigung, die apostolische Kammer bei den Soldzahlungen an die Truppen beraubt zu haben, konnte man ihm nichts beweisen: er verlangte die Bücher sollten vorgelegt werden und da werde sich ergeben daß er von dem Seinigen zugesetzt — die Bücher kamen nicht zum Vorschein. In den andern Anklagepunkten ward ebensowenig ein juridischer Beweis gegen ihn geführt. Er blieb während des Prozesses wie er früher gewesen, fest, unerschrocken, klar, von wenig Worten. Der Herzog war weicher. Ihn zum Geständniß zu vermögen drohte man ihm mit der Folter. Er war schon an das Seil gebunden, da entfiel ihm der Muth. Wehe, rief er aus, ein päpstlicher Neffe, ein General der Kirche, ein

Herzog, Einer der drei königliche Quartiere im Wappen hat, auf der Folter! Und er legte das Geständniß ab das ihn zum Tode führte.

Das Consistorium in welchem das Schicksal der Carafa entschieden wurde, währte acht Stunden. Die Cardinäle Farnese, Este und Carpi nahmen sich mit Wärme der Beklagten an, aber der Papst war zu sehr gegen sie aufgebracht. Das Todesurtheil ward ausgesprochen. Der Cardinal Carafa wurde zuerst im Castel mit einer seidenen Schnur erdrosselt: er starb beherzt wie er gelebt. Dann wurden der Herzog von Paliano, der Graf von Alife und Don Leonardo de Cardines von Tordinona in die Engelsburg gebracht und enthauptet. Der Herzog ertrug gleicherweise das harte Geschick mit wunderbarer Festigkeit, mit christlicher Ergebung und mit einer seines edeln Hauses würdigen Haltung. Eine Stunde vor seinem Tode schrieb er an seinen Sohn nachfolgenden Brief:

„Theurer, geliebter, gebenedeiter Sohn. Der glorreiche Gott verleihe dir seine Gnade und jenen heiligen Segen den er seinen Erwählten zu senden pflegt. Gelobt sei der Name unseres Herrn Jesus Christ in Ewigkeit. Gegenwärtige werden, so denke ich, die letzten Schriftzüge, Worte und Erinnerungen sein die ich in diesem Leben an dich werde richten können: ich bitte den Herrn daß sie von der Art sein mögen wie ein guter Vater sie an einen einzigen und geliebten Sohn

richten muß. Zuerſt und als das Nothwendigſte muß ich dir in Erinnerung bringen daß du durch all deine Handlungen und Neigungen zeigen ſollſt daß du ein wahrer Diener Gottes biſt, daß du weit mehr als dich ſelber deſſen göttliche Majeſtät liebſt und eignen Genuß, Befriedigung und Willen bei Seite ſetzeſt, verſpräche man dir auch weltliche Größe, Ehren und Glückſeligkeit, um deinen Schöpfer und Erlöſer nicht zu beleidigen. Nimmſt du dieſen guten und nothwendigen Grundſatz an, ſo wirſt du alles Andere gut und ehrenvoll vollbringen. Und da man nächſt Gott dem Fürſten treu ſein muß den Er uns vorgeſetzt hat, ſo wirſt du der Majeſtät des katholiſchen Königes dienen wie es einem braven und ehrbaren chriſtlichen Ritter ziemt. Fliehe die Sünde denn ſie erzeugt den Tod; ſtirb lieber als daß du deine Seele in Gefahr brächteſt; ſei dem Laſter feind; ſuche anſtändige und ehrenwerthe Geſellſchaft auf; gehe oft zur Beichte; empfange oft die heiligen Sacramente welche die wahre Arznei der Seele ſind, die Sünde tödten und den Menſchen in der Gnade Gottes erhalten; hab Mitleid mit Anderer Elend; übe dich in frommen Werken und fliehe den Müßiggang ſo wie Unterhaltungen und Uebungen die ſich nicht für dich ziemen; bemühe dich einige Kenntniß der Wiſſenſchaften zu erlangen denn dieſe ſind ſehr nothwendig für einen wahren Edelmann, beſonders für Einen der Herrſchaft und Vaſallen hat, ſo wie auch um die ſüßen Früchte der

heiligen Schrift genießen zu können die köſtlich ſind für Seele und Leib. Munden dir dieſe, ſo wirſt du die Dinge dieſer traurigen Welt verachten und nicht kargen Troſt im gegenwärtigen Leben finden. Ich wünſche daß du getroſten Muthes ſein mögeſt, bei dieſem meinem Tode, daß du dich nicht wie ein Kind gebehrdeſt ſondern als verſtändiger Mann benehmeſt, daß du nicht auf das Acht nehmeſt was das Fleiſch dir eingibt oder die Liebe zu deinem Vater oder aber das Gerede der Welt. Erwäge wohl und zu deinem Troſte daß, was da kommt, Alles nach dem Willen des großen Gottes geſchieht welcher das Weltall mit unendlicher Weisheit regiert. Und mir ſcheint's daß Er mir große Barmherzigkeit zu Theil werden läßt indem Er mich vielmehr auf dieſem Wege als auf einem andern gewöhnlichen von hinnen nimmt, wofür ich ihm immer danke wie auch du thun ſollſt. Möge es ihm nur gefallen dies mein Leben mit dem andern zu vertauſchen, das falſche und trügeriſche mit dem wahren. Laß dich nicht beunruhigen durch das was man dir ſagen oder ſchreiben mag — ſag' zu Jedem: mein Vater iſt geſtorben weil Gott ihm große Gnade erzeigt hat, und ich hoffe Er hat ihn gerettet und ihm ein beſſeres Daſein verliehen. Hiemit ſterbe ich: du aber ſollſt leben und meinen Tod Niemanden nachtragen.

„Mein Sohn, es bleiben dir viele Kümmerniſſe und große Schuldenlaſt. Es ſchmerzt mich tief und ich

mögte dich davon befreien, aber ich kann's nicht mehr. Es scheint mir für dich nöthig, ehrenvolle Verbindung zu suchen und eine Ehefrau zu wählen: in dieser Hinsicht empfehle ich dich dem Rathe unserer Verwandten, des Herrn Marchese deines Ohms und des Cardinals von Neapel und des Herrn Grafen von Maddaloni. Dann wirst du daran denken deine Schwester zu verheirathen; mit Paola wirst du machen was der Herr dir eingibt: ich empfehle dir alle Beide und du sollst bedenken daß du ihnen Vater bleibest. Die Diener empfehle ich dir an und bitte dich inständigst die Dienste zu lohnen die sie mir geleistet haben: nimm meiner Seele und meinem Gewissen diese Last ab. Liebe und ehre die Vasallen und erzeige dich ihnen gnädig; taste nie die Ehre ihrer Frauen an und sei enthaltsam und keusch so viel du vermagst: das ist eine große Tugend vor Gott. Noch viel Anderes und Besonderes hätte ich zu sagen, doch mir fehlt die Zeit, und ich gehe zum Tode, nein zum Leben. Wenn du ein treuer Diener Gottes bist, wird Er dich lenken, dir helfen, dich berathen. Sei gesegnet mit dem Segen welchen Isaak seinem geliebten Jakob gab! Deine Tage seien lang und beglückt in der Furcht des Herrn.

„Am letzten Tage dieses trugvollen Lebens, das ist am fünften des März 1561 um die fünfte Stunde der Nacht.

Dein Vater, der Herzog von Paliano.“ [1m]

Die Ungunſt des Geſchickes verfolgte die Caraſa von Montorio auch nach dieſen tragiſchen Ereigniſſen. Zwar hatte Papſt Pius V alsbald nach ſeiner Thronbeſteigung eine Reviſion des ganzen Prozeſſes vornehmen laſſen, in Folge deren das Urtheil umgeſtoßen, das Gedächtniß der Hingerichteten wieder zu Ehren gebracht, den Ueberlebenden die confiscirten Güter zurückgegeben wurden. Aber das Haus verödete bald. Diomed Graf von Montorio, des Herzogs von Paliano einziger Sohn, ſtarb zwanzigjährig bald nach ſeiner Verheirathung; ſeine beiden Schweſtern Maria und Paola gingen in's Kloſter der Sapienza, welches Donna Maria Caraſa, des Papſtes Schweſter, dort gegründet wo der Erzbiſchof Cardinal Olivieri Caraſa die Anlage großer Schulen beabſichtigte vor deren Vollendung der Tod ihn abberief. Der einzige Sprößling aus Diomed's Ehe mit Cornelia Caraſa, des Grafen von Cerreto Tochter, Alfonſo, verheirathete ſich kaum den Jünglingsjahren entwachſen mit Vittoria Caracciolo, und wurde, erſt einundzwanzig alt, im Jahre 1584 von Ferrante Loffredo, Marcheſe von Trivico, in einem Duell erſtochen welches durch einen beim Spiel entſtandenen Streit veranlaßt worden war. Nur eine unächte Linie blieb, welcher mit der Zeit die Titel von Caſtelnuovo und Collepietra zu Theil wurden. Der Chef derſelben machte ſich im Jahre 1647 dadurch bemerklich daß er, einer der Wenigen des alten Adels, zur franzöſiſchen Partei überging und

deshalb von König Filipp IV seiner Lehen und Würden beraubt und geächtet ward, worauf er in der Fremde starb.

Schon oben wurde bemerkt, daß ein Einziger der Familie an Papst Pauls IV Seite blieb, der junge Cardinal Alfonso. Als der Ohm starb, war er erst neunzehn Jahre alt: seine Jugend schloß ihn aber nicht von der Verfolgung aus welche unter Pauls Nachfolger über die Familie hereinbrach. Er wurde seiner Würde als Cardinal-Bibliothekar entsetzt, in der Engelsburg gefangen gehalten, um 100,000 Goldscudi bestraft. Rom durfte er nicht verlassen. Ein Theil der ungeheuren Summe ward durch das heilige Collegium, Anderes durch befreundete Familien wie durch Verkauf von Gütern aufgebracht; die Einkünfte seines Erzbisthums Neapel wurden auf eine Reihe von Jahren verpfändet — doch mußte der Papst von der Strafe nachlassen. Pius V, welcher Alfonso Carafa sehr liebgewann, sandte ihn nach Neapel, die Pflichten seiner hohen Würde zu erfüllen. Er that es mit Frömmigkeit und Eifer, aber er ward nie wieder froh, solchen Eindruck hatte das Geschick der Seinigen auf ihn gemacht. Die Trauer verkürzte sein Leben: kaum fünfundzwanzigjährig starb er 1565. Im Dom zu Neapel sieht man das Denkmal welches Pius V ihm errichten ließ: von mehrfarbigen Marmorgattungen ein Bau dorischer Ordnung, auf der Todtenlade die Statue des Cardinals,

liegend und das Haupt auf den linken Arm gestützt, drüber in halberhobener Arbeit die Madonna mit dem Kinde, ein gutes Werk der Buonarrotischen Schule. Vom Papste selbst soll die Inschrift sein, welche ausspricht daß Pius V dies Monument dem Alfonso Carafa setzte: „adolescenti non minus sua virtute quam maiorum splendore claro, patrui Pauli IIII. pont. max. religionem integritatemque referenti, ea sapientia praedito ut in secundis rebus summam eius temperantiam, in adversis miram constantiam omnes laudaverint." [10]

Bevor wir die Linie der Grafen von Monterio des Hauses der Carafa von Maddaloni verlassen, bei denen in so kurzer Zeit solche Größe, solche Aussichten, solcher Ruin einander folgten, müssen wir die Schritte zurücklenken und des Mannes gedenken, unter dessen Schutze Gian Pietro Carafa seine Laufbahn begann. Unter Neapels Erzbischöfen ist kaum irgend einer mit größerm Rechte gefeiert als Olivieri Carafa. Ein Neffe Diomeds, des ersten Grafen von Maddaloni, wurde er 1430 geboren. Seinem Vater Francesco ließ der liebende Sohn in San Domenico, in der Nähe des obenbeschriebenen Denkmals des Genannten, ein diesem ähnelndes Monument errichten welches für ein Jugendwerk des Giovanni da Nola gehalten wird und in gleicher Anordnung die Gestalt des Ritters auf der Graburne liegend zeigt, mit der Inschrift: Par vito religiosus

exitus. Schon mit achtundzwanzig Jahren ward Olivieri durch Pius II zur erzbischöflichen Würde erhoben, neun Jahre darauf von Paul II mit dem römischen Purpur bekleidet. Er war Jurist, Theolog, Alterthumskenner, Staatsmann — im Kriegswesen selbst versuchte er sich als Admiral einer Galeerenflotte gegen die Türken, doch ohne glücklichen Erfolg. Gleich den Meisten seines Geschlechts den Aragonesen treu und lieb, nahm er an deren Gunstbezeugungen reichlichen Antheil und vertrat oft in Rom, inmitten der Schwierigkeiten wechselnder Politik der Päpste Sixtus IV, Innocenz VIII, Alexander VI, die Interessen seines Herrscherhauses. Nach der Sitte oder Unsitte jener Zeit, cumulirte er neben seinem Erzbisthum Neapel, das er nur von Zeit zu Zeit besuchen konnte, eine Menge Bischofsitze und Abteien — Chieti, das er seinem Vetter dem nachmaligen Papste abtrat, Rimini, Terracina u. s. w., und die berühmten Benedictiner-Abteien von La Cava und Monte Vergine, welche man heutzutage nicht blos wegen ihrer malerischen Lage im Gebirge besucht sondern auch wegen der reichen Schätze ihrer Archive. Von Monte Vergine brachte sein Bruder und Nachfolger in der erzbischöflichen Würde, Alessandro Carafa, noch zu seinen Lebzeiten die Gebeine des heiligen Januarius in die Kathedrale von Neapel. Wie geehrt Olivieri Carafa in der Heimath war, zeigt die Schilderung seines Einzugs im Jahre 1498. „Am

Sonnabend den 28. April, berichtet ein gleichzeitiger Chroniſt deſſen Aufzeichnungen ſo manches wiſſenswerthe Detail enthalten[111], zog der hochwürdigſte Olivier Caraſa Cardinal von Neapel in die Stadt ein, nachdem er Freitag Abend mit zwei Galeeren von Rom angelangt und im Caſtel dell'Uovo abgeſtiegen war. Die Majeſtät des Herrn Königes (Federigo) ging ihm entgegen bis zur Heiligengeiſt-Kirche und leiſtete ihm Geſellſchaft bis zum Palaſte mit vielen Herren und Edelleuten und großem Pomp von Trompeten, ſo daß dem Cardinal große Ehre geſchah."

Wenige Cardinäle ſind in Rom ſo populär geweſen. Er verdiente dieſe Gunſt durch den Gebrauch den er von ſeinem reichen Einkommen machte, wie durch die Leutſeligkeit ſeines Karakters. Wiſſenſchaft und Gelehrte unterſtützte er reichlich: viele Jünglinge ſind durch ihn der Kirche und den ernſten Studien gewonnen worden. Den lateraniſchen Domherren baute er das Kloſter neben Santa Maria della Pace, jener Kirche die von Papſt Sixtus IV zur Feier des nicht durch aber nach den langen Kriegen ſeiner Regierung erlangten Friedens errichtet ward, wo Raffaels Sibyllen und Bramante's Kloſterhof bewundert werden. Seine ſchöne Bücherſammlung vermachte er dieſer Anſtalt. Ein Geſchenk aber verdankt ihm Rom, wodurch allein ſchon er ſeine Popularität verdient haben würde, die Paſquinsſtatue. Er war es der den verſtümmelten Reſt

der Menelaos-Patroklos-Gruppe neben ſeiner Wohnung an der Piazza Navona aufſtellen ließ welche ſpäter an die Caracciolo von Santobuono und dann an die Orſini von Bracciano kam und von Papſt Pius VI für ſeinen Neffen Braschi-Oneſti ganz umgebaut ward. Eine Inſchrift beſagt es auf dem Poſtament: Oliverii Caraſa beneficio hic sum Anno salutis MDI. Ein anderes Haus hatte er auf dem Quirinal der damals noch beinahe ganz wüſte lag und wo ſpäter erſt der Cardinal Luigi von Eſte die Villa anlegte welche größtentheils in den von Gregor XIII begonnenen, von Clemens VIII und Paul V ausgebauten päpſtlichen Palaſt gezogen ward, während der Cardinal Scipione Borgheſe, die Aldobrandini und Andere dort inmitten der coloſſalen Ruinen der Conſtantiniſchen Thermen ein Gebäude nach dem andern entſtehn ließen, in reinſter Luft und ſchönſter Lage. In der Caraſaſchen Wohnung „ante equos lapideos" wie es von den Dioscurengruppen hieß, war es wo Papſt Paul III verſchied, der ſich dahin aus dem Palaſt von San Marco, dem jetzigen Palazzo di Venezia, hatte bringen laſſen, der ſeine gewöhnliche Reſidenz war.[112]

Nicht um Rom allein wo er meiſt weilte, machte ſich Olivieri Caraſa verdient. In ſeiner Kathedrale zu Neapel, deren Hochaltar er mit einer Himmelfahrt der Jungfrau von Pietro Perugino's Hand geziert hatte, welche ſpäterer Umänderung weichen mußte und heute

an der Wand neben der Thüre der Sakriſtei zu ſehn iſt, baute er die Confeſſion, in welcher die Gebeine des Schutzheiligen liegen. Tommaſo Malvico von Como war der Architekt deſſen er ſich bediente: im Jahre 1497 wurde das Werk begonnen und nicht lange vor des Gründers Tode vollendet. Eine marmorne Doppeltreppe führt aus der Kirche hinab: Bronzegitter ſchließen die Thüren, mit dem Wappenſchild das die Wage zeigt und die gewohnte Deviſe: Hoc fac et vives. Zehn ioniſche Marmorſäulen tragen das marmorne Gewölbe. Unter dem Altar ruhen die Reliquien des heiligen Januarius; zu deſſen Linken kniet betend der Cardinal Olivieri Caraſa, wie in S. Peter zu Rom vor dem Apoſtelgrabe der ſechſte Pius. Die marmorne Statue ſoll römiſcher Arbeit ſein und gehört zu den beſten Sculpturen Neapels. Moderne Ausſchmückungen haben den Reichthum aber ſchwerlich den Kunſtwerth dieſer ſchönen Confeſſion gemehrt.

Olivieri Caraſa, von welchem die Zeitgenoſſen als Eigenheit melden, daß er gegen den Roſenduft eine unüberwindliche Idioſynkraſie hatte, ſtarb zu Rom als Decan des heiligen Collegiums, einundachtzigjährig, im Jahre 1511. Seine Leiche wurde nach der Heimath gebracht. So geſegnet auch das Andenken war das er in der Hauptſtadt der Chriſtenheit hinterlaſſen hatte, ſo ſchützte es doch ſeine Wappenſchilder und Inſchriften nicht vor der Vernichtung, als nach Pauls IV Tode

der Pöbel Wahrzeichen und Namen der Carafa allerwärts vertilgte. Rom hat eine lebendige Chronik in ſeinen zahlreichen Inſchriften und Wappen: aber wie viele derſelben ſind verſchwunden, wie viele Schilder zeigen heutzutage leere Felder! Eine einzige Carafa-Inſchrift Pauls IV iſt geblieben, und auch dieſe erneuert, ein Denkſtein der Tiber-Ueberſchwemmung vom 15. September 1537 bei Santa Maria ſopra Minerva.

Zweites Buch.

Die Verwicklung.

Erſter Abſchnitt.

Die Vicekönige unter Filipp IV

bis zum Jahre 1647.

„Plus ultra.“ Der Wahlſpruch Kaiſer Carls V war auch der ſeines Sohnes Filipp. Das Streben des mächtigſten Monarchen Europa's war nach außen hin Eroberung, im Innern Aſſimilirung durch Vernichtung der Individualitäten. In der erſtern Beziehung iſt Filipp II zugleich glücklich geweſen und geſcheitert. Er hat Spanien, auch nachdem es vom Kaiſerreiche getrennt war, auf derſelben Stufe der Autorität erhalten zu welcher ſein Vater es emporgehoben hatte. Aber er hat während ſeiner zweiundvierzigjährigen Regierung die innere Kraft der Monarchie durchaus geſchwächt — des äußern Glanzes ungeachtet hat mit ihm die Zeit des Verfalls begonnen welcher, langſamer Schwindſucht gleich, nach ſeinem Tode noch ein Jahrhundert lang ſich hingeſchleppt hat, Allen offenbar wenngleich geraume Zeit hindurch mit hohlem Formengepränge verhüllt. Es war in gleichem Maße König Filipps auswärtige Politik wie die innere, welche den Ruin heraufbeſchwor.

Man kann Filipp II als die Personification der Idee des Katholizismus in ihrer schroffsten Exclusivität und misverstandenen Anwendung betrachten. Sein ganzes Wirken ist einheitlich in diesem Sinne. Seine Politik verwuchs so sehr mit seinen religiösen Ansichten daß er am Ende Religion und Politik nicht mehr von einander zu trennen wußte. Die Idee einer christlichen Universalmonarchie faßte er etwa in der Weise auf wie sie aus der Zelle eines Dominikanermönches hervorgehn konnte. Diese Idee zu verwirklichen, setzte er sein Leben ein und sein Reich. Schon zwei Jahre bevor er König war, legte er durch seine Vermälung mit Maria Tudor den Grundstein zu dem Gebäude das er aufzuführen gedachte — erst vier Monate vor seinem Tode sah er sein Unvermögen ein, als er zu Vervins mit Heinrich IV Frieden schloß. Alle seine Unternehmungen in mehr denn vierzig Jahren muß man aus demselben Gesichtspunkte betrachten weil sie dieselbe Grundlage, weil sie dasselbe Ziel hatten. In England versuchte er es erst auf friedlichem Wege während des Lebens seiner Gemalin, dann im Kampfe gegen Elisabeth. Er wollte über Frankreich herrschen sei es nun indem er nach dem Aussterben der Valois den Guisen die Nachfolge verschaffte, oder indem er den Thron für sich selber oder für seine Tochter und einen östreichischen Erzherzog erlangte. Burgund nahm er überdies in Anspruch als Urenkel Carl des Kühnen, die Provence als Erbe der

Grafen von Barcelona. Der Norden Europa's ſelbſt war das Ziel ſeiner Beſtrebungen, während er andrerſeits wider die Osmaniſche Macht an den griechiſchen und afrikaniſchen Küſten unabläſſigen Kampf führte.

Zugleich wollte er als Souverän nicht blos ſondern als unumſchränkter Herr über die rieſige ſpaniſche Monarchie gebieten. Wie viele Königreiche und Herrſchaften bildeten dieſelbe — wie viele verſchiedene Nazionalitäten — wie viele von einander abweichende Entwicklungen und Rechte! Es war ein Agglomerat der widerſprechendſten Beſtandtheile, und in dies wollte er Einheit bringen! Vicekönige ſaßen in Neapel, in Palermo, in Cagliari, in Mexico und Lima, Gouverneure verwalteten die Lombardei, die Niederlande, die Freigrafſchaft (Franche-comté); in Spanien ſelbſt gab es Vicekönige in Aragon, in Catalonien, in Valencia. Dies Spanien war weit davon entfernt ein Ganzes zu bilden. Die mittelalterlichen Königreiche waren allmälig den Beherrſchern von Aragon und Caſtilien anheimgefallen, aber es war meiſt nur ein äußeres Band das ſie vereinte. Nicht nur waren die einzelnen Provinzen dem Karakter nach von einander ſehr verſchieden, mit andern Geſetzen und andern Rechten, mit anderer Verwaltung und andern Intereſſen: in den Provinzen ſtanden dann wieder einzelne Städte wie unabhängig da, und von der Königsgewalt gab es bisweilen kaum anderes als den Namen. Es iſt wahr, ſchon Ferdinand

der Katholiſche und Carl V hatten an der Uniformirung Spaniens gearbeitet: aber was Jahrhunderte geſchaffen und gekräftigt, ſtießen ein oder zwei Menſchenalter nicht um. Carl wie ſein Großvater hatten vom Centrum aus ihre Wirkſamkeit begonnen. Der Sieg bei Villalar dämpfte im Jahre 1522 den Aufſtand der Communeros und unterwarf Caſtilien, das den Kern der Monarchie bildete, drei Viertel der Bevölkerung lieferte und namentlich faſt allein die Reihen der Heere füllte. Damit begann denn die Vernichtung der politiſchen Macht des Adels und deſſen Ausſchließung von den Cortes. König Filipp ſchritt auf dem betretenen Wege fort. Der Aufſtand in den Alpujarren bot im Jahre 1570 den Anlaß zu der gänzlichen Unterdrückung der Mauren welche auch nach dem Fall ihres letzten Königreichs einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Spaniens bildeten. Der Widerſtand Saragoza's im Jahre 1591 führte zum Ruin der Conſtitution von Aragon, einer der freieſten welche das Mittelalter überlebt haben. Die Königin Iſabella hatte einſt geſagt, die Aragoneſen könnten dem Könige keinen größern Gefallen thun als indem ſie ſich empörten. Die Fueros oder Statutarrechte der andern kleineren Provinzen ließ Filipp noch beſtehn. Während er ſo äußerlich eine unvollkommene Einheit ſchuf, konnte er nicht hindern daß die Bewohner der verſchiedenen Landestheile einander als Fremde betrachteten, daß der Caſtilianer auf den Andaluſier als

auf den Bewohner einer eroberten Provinz herabsah. So war's in Spanien selbst beschaffen. Aber Spanien war nur ein Theil des unermeßlichen Reiches. In welcher Weise die Statthalter Filipps II in Neapel verfuhren, ist Gegenstand der Schilderung in einem früheren Theil dieser Geschichte gewesen. In Sizilien stießen sie auf nachhaltigeren Widerstand. Am ärgsten war aber die Bedrückung in der Lombardei. Ein italienisches Sprüchwort sagte: in Sizilien nagt der Beamte, er esse in Neapel, in Mailand verschlinge er. Das Regierungssystem König Filipps in den Niederlanden führte zum Aufstande des ganzen Landes und zum Verlust der nördlichen Provinzen. Von Amerika zu reden ist nicht nöthig.

In seiner auswärtigen Politik war der Sohn Carls V nicht glücklich. Er eroberte Portugal — dies war sein einziger Erfolg, und er hat Spanien keinen Vortheil gebracht. Seine Einmischung in die französischen Angelegenheiten ließ eine Entfremdung zurück wie die zwischen seinem Vater und Franz I: der lange Krieg unter seinem Enkel ha[illegible] es bewiesen. Der Kampf gegen England und Holland hatte zur Folge die Vernichtung der spanischen Marine und führte die Engländer nach Cadiz. Die Finanzen der Monarchie wurden durch die anhaltenden Kriege und den Aufwand welchen die Vertheidigung der Interessen der spanischen Politik in so vielen Ländern erheischte, völlig zu Grunde

gerichtet. Die Goldbergwerke Amerika's konnten nie so viel liefern als der Krieg verschlang. Spanien selbst war großentheils kein reiches Land; die unerschöpflich geglaubten Hülfsquellen Flanderns und Brabants wurden durch die Rebellion paralysirt und die Anforderungen an die italienischen Besitzungen waren um so bedeutender und in gleichem Maße drückender, da außer der elenden Geldwirthschaft im Allgemeinen die commerziellen und industriellen Zustände der Monarchie seit dem Abfall der Niederlande, die verkehrte Handelspolitik, die hochmüthige Abneigung der Spanier gegen die mechanischen Künste und den Handel die Einkünfte täglich verringerten während in Folge der alten Verfassungen die ordentlichen Steuern in Spanien selbst keineswegs im Verhältniß zu den Mitteln des Landes, noch viel weniger aber im Verhältniß zu den Bedürfnissen der Regierung waren.

Die Privilegien des Mutterlandes und die besonders durch die unablässigen Kriege gesteigerte Noth der Könige machten das Loos der spanischen Provinzen zu einem traurigeren als das von Provinzen gewöhnlich ist.

Unter Filipp III wurden nicht solche Kriege geführt, aber alle Nachwehen der beiden vorhergegangenen Regierungen wurden fühlbar. Marine, Handel, Gewerbfleiß, Alles lag danieder. Die Staatsschuld war auf das Dreifache des Betrags gestiegen welchen Filipp II vorgefunden hatte. Das Geld war so selten daß der

Zinsfuß auf dreißig Procent ſtieg. Die Regierung prägte ſchlechte Münze um ſich augenblicklich aus der Verlegenheit zu ziehn. Man ſuchte durch Vermehrung der Monopole Geld zu machen und ruinirte was noch von Induſtrie geblieben war. Der Ackerbau, in einem Theile Spaniens in höchſter Blüte, in mehren ganz darniederliegend, nahm mehrundmehr ab, ſeit durch das Edict vom Jahre 1609 die Mauren ausgetrieben worden waren: es gab Provinzen in denen drei Viertel der Dörfer leer ſtanden und die Hälfte der Aecker brach lagen. Während Filipps II Regierung hatte die Bevölkerung ſich ſchon um anderthalb Millionen gemindert; während jener ſeines Sohnes die nur halb ſo lang war nahm ſie um mehr denn zwei Millionen ab, und beim Antritte Filipps IV zählte Spanien nicht über ſechs Millionen Bewohner. Die nördlichen Niederlande waren als verloren zu betrachten; die ſüdlichen waren von ihrer alten Blüte tief herabgekommen und an ihren Grenzen durch das täglich erſtarkende Frankreich in immer ſteigendem Maße bedroht.

Mogte auch die innerliche Kraft der ſpaniſchen Monarchie unter Filipps III ſchwächlicher Regierung noch ſo ſehr gelitten haben, der Länderumfang des ungeheuren Reiches war unverändert, ſeine Stellung im europäiſchen Staatenſyſtem dieſelbe als im Jahre 1621 Filipp IV den Thron beſtieg und die Zügel der Regierung dem Grafen-Herzoge von Olivares in derſelben

Weiſe ja noch mit größerer Macht-Entäußerung überließ als ſein Vater es beim Herzoge von Lerma gethan hatte. Noch herrſchte die ſpaniſche Linie des Hauſes Habsburg über die geſammte Iberiſche Halbinſel, über die Balearen, Sardinien, Mailand, Neapel, Sizilien, ſomit ihren moraliſchen Einfluß auf ganz Italien geltend machend, wenngleich Venedig, Savoyen und der Papſt von Zeit zu Zeit ſich demſelben mit größerm oder geringerm Erfolge zu entziehn verſuchten. Die kleinen Häfen und Veſten an der toscaniſchen Küſte, welche, den Namen der ſpaniſchen Präſidien führend, Filipp II ſich vorbehalten hatte als er im Jahre 1557 das Sieneſerland, mit welchem Carl V ihn belehnt hatte, an Cosmus von Medici unter ſpaniſcher Hoheit abtrat, ſicherten dieſen Einfluß auf das mittlere Italien ebenſo wie die Herrſchaft über einen Theil der Inſel Elba. Flandern und Brabant, Hennegau und Freigrafſchaft und was ſonſt nach der Losreißung der nördlichen Niederlande von dem Erbe Mariens von Burgund geblieben, waren immer noch ein köſtlicher Beſitz. Dazu die feſten Plätze an der nordafrikaniſchen Küſte, die portugieſiſchen Inſeln und jene rieſigen Reiche Amerika's und die Colonien des ſüdöſtlichen Afrika und die oſtindiſchen Beſitzungen. Und auf dem teutſchen Kaiſerthron die jüngere Linie des Hauſes, ſeit der Wahl Ferdinands II mehr denn je in politiſchen und religiöſen Anſichten und Intereſſen mit der ältern verbunden.

Wer hätte ſolcher Macht ſo raſchen und tiefen Fall vorhergeſagt? Und doch war dieſer Fall vor der Thüre.

Spanien ſchien des langen Friedens müde welchen Filipp III und Lerma erhalten hatten. Am 9. April 1609 war ein zwölfjähriger Waffenſtillſtand mit Holland geſchloſſen worden und Holland hatte ſich während deſſelben ſo entwickelt daß man ſagte, Spanien habe während des Friedens mehr verloren als in fünfundzwanzigjährigem Kampfe. Dieſer Kampf entbrannte aufs neue im Jahre 1621. Er währte neue ſiebenundzwanzig Jahre und ſchloß mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Niederlande. Zwei große Männer ſtanden einander Anfangs gegenüber, Ambrogio Spinola und Moritz von Naſſau; auf der See zeigte ſich glänzender noch als zu Lande der Holländer Kühnheit und Glück. An dem großen teutſchen Kriege, den man den dreißigjährigen nennt, hatte Spanien ſchon in den letzten Tagen Filipps III ſich zu betheiligen begonnen und ſein treffliches Fußvolk hatte nicht geringen Antheil an dem Sieg am weißen Berge, welcher Friedrich von der Pfalz die Böhmenkrone vom Haupte riß. Am Rhein ſtanden die Spanier dem Schwedenkönige gegenüber: bei Oppenheim, Frankenthal, Mainz kämpften ſie tapfer aber unglücklich. Vierzehntauſend Mann ſandte im Jahre 1633 der Cardinal-Infant, Filipps IV Bruder und Governator von Mailand, gegen die Schweden ins Elſaß: auch ſie waren unglücklich und gingen

auf dem Rückzuge meist in den Alpen zu Grunde. Doch wiederum standen im folgenden Jahre zehntausend unter Erzherzog Ferdinand bei Nördlingen und halfen den glänzenden Sieg erringen, welcher die schwedische Uebermacht in Teutschland brach wenn er auch den Frieden nicht herstellen konnte.

Die Kämpfe in den Niederlanden und in Teutschland verwickelten Spanien in den dritten Krieg, der ihm weit verderblicher ward als jene beiden. Längst schon hatten anhaltende Reibungen mit Frankreich stattgefunden. Heinrichs IV Zeiten waren nicht vergessen, ebensowenig die spanischen Intriguen mit Gaston von Orleans, dem bestandlosen Bruder Ludwigs XIII. Im Jahre 1627 hatten Frankreich und Spanien einander in Ober-Italien feindlich entgegengestanden, als das Aussterben der ältern Linie der Gonzaga die Ansprüche der Nebenlinien von Nevers und Guastalla auf die Mantuanische Erbschaft einander gegenüberstellte. Die im Jahre 1630 erfolgte Entscheidung zu Gunsten Carls von Nevers versetzte dem spanischen Einfluß einen Stoß der nicht leicht zu verschmerzen war. Von jener Zeit an hatte der Cardinal von Richelieu, welcher die Geschicke der französischen Monarchie lenkte und seinem Gegner Olivares an Scharfsinn und Berechnungsgabe unendlich überlegen war, die Haupt-Tendenz seiner Politik, das Haus Habsburg zu demüthigen, nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen. Nachdem er im

October 1634 einen Vertrag mit Schweden geſchloſſen, erklärte er im darauf folgenden Jahre Spanien und Oeſtreich den Krieg. Deſſen Erfolge in Teutſchland zu erzählen, iſt hier nicht der Ort. Auf allen Grenzen, in Flandern und Burgund, in der Freigrafſchaft und in den Pyrenäen, entbrannte der Kampf. Er ward mit ungleichem Glück geführt. Einmal waren die Spanier nur noch dreißig Lieues von Paris: König Ludwig XIII ſelbſt marſchirte gegen ſie. Sie wurden zurückgeworfen: in Guyenne waren ſie nicht glücklicher. Der Prinz von Condé nahm Irun und belagerte Fuenterabbia; der Erzbiſchof von Bordeaux ſchlug ihre Flotte vor gedachter Stadt, der Marquis von Pontcourlay ſchlug eine zweite vor Genua. Burgund wurde entſetzlich verwüſtet.

So war das Jahr 1640 herangekommen, als Spanien auf zwei Seiten angegriffen ward wo es am verwundbarſten und deſſen am wenigſten gewärtig war! In Catalonien und in Portugal brachen Aufſtände aus. Durch neunzehnjährigen Krieg gegen das Ausland war die Monarchie der Erſchöpfung nahegebracht: nun ſollte ſie den gefährlichſten Kampf, den gegen eigene Landestheile, beſtehen.

Noch hatte Catalonien viel von ſeiner alten Verfaſſung und ſeinen Freiheiten bewahrt und damit Wohlſtand und Leben, während Caſtilien und Aragon tief geſunken waren. Seine Bewohner hatten noch manche

der Eigenthümlichkeiten welche ihre Vorfahren im zwölften bis vierzehnten Jahrhundert im byzantiniſchen Reiche und an den italieniſchen Küſten gefürchtet gemacht hatte: ſie waren unternehmend, thätig, rauh, keinen Zwang ertragend, unruhig, kampfluſtig. Sie hatten ſich wider die Franzoſen tapfer gehalten, ermüdeten aber inmitten der um ſich greifenden Ermattung des Reiches. Stände und Volk remonſtrirten gegen die anhaltende Einquartierung, gegen die vielen Kriegskoſten und das Uebermaß der Laſten. Der Particularismus, welcher Intereſſe und Bedürfniß der Geſammtheit dem Intereſſe und Bedürfniß der einzelnen Provinz oder Stadt hintanſetzt, dieſer Particularismus welcher überhaupt einen der Grundzüge des Mittelalters bildet und ſich im vorliegenden Falle noch beſonders durch die Geſchichte der Entſtehung der ſpaniſchen Monarchie erklärt, wollte der dringenden Noth der letztern nicht weichen und Olivares' Ungeſtüm mehrte das Uebel. Der König und ſein Miniſter wurden ungeduldig. „Die Catalanen ſind bald guten Willens, bald widerſpänſtig, ſchrieb Olivares an den Vicekönig. Das Heil des Heeres und des Volkes ſteht höher als die Geſetze und Privilegien der Provinz. Es muß für die Soldaten geſorgt werden. Nehmt den vornehmſten Edelleuten des Landes die Betten: eher ſollen ſie auf dem Boden ſchlafen als daß die Soldaten leiden." Und König Filipp: „Laſſet einige ihrer Magiſtratsperſonen verhaften wenn's euch zweck-

dienlich scheint; nehmt ihnen die Verwaltung ihrer öffentlichen Gelder und braucht dieselben für das Heer; confiszirt die Güter von zwei oder drei der Unruhigsten um die Provinz zu schrecken. Es ist gut, daß eine exemplarische Züchtigung stattfinde."

Die Folgen blieben nicht aus. Wilder Aufstand ergriff Barcellona und bald das ganze Land; Catalonien begab sich unter den Schutz Frankreichs und der französische König nahm den Titel eines Grafen von Barcellona an wie ihn einst die Berengers getragen. Schonungslos verheerten die spanischen Truppen, meist aus Castilianern, Italienern, Irländern bestehend, die Provinz, welche erst nach dreizehn Jahren und nach unsäglichen Verlusten wieder beruhigt ward.

Zu derselben Zeit erfolgte die Auflehnung Portugals wider das spanische Joch. Ein Joch war es, denn Filipp II hatte das Königreich als erobertes Land behandelt. Es trug dieselben Lasten mit andern Theilen der Monarchie ohne deren Vortheile zu genießen. Die spanischen Herrscher hatten keinen Sinn gehabt für den großen Zuwachs nicht sowol an äußerm Umfang sondern, worauf es viel mehr ankam, die Kräftigung innerer abgerundeter Macht welche die Assimilirung dieses Theils der Halbinsel ihnen gegeben haben würde. Wenn ihre Blicke auf das Weltmeer gerichtet waren, so spähten sie nur nach den Gold- und Silberflotten transatlantischer Reiche. Am 1. Dezember 1640 brach der

Aufstand in Lissabon aus. Der Herzog von Braganza, ein Urenkel König Emanuels des Großen, wurde als Dom Joao IV zum Könige ausgerufen. Achtundzwanzig Jahre später erkannte Filipps IV Nachfolger die Unabhängigkeit Portugals an.

Während Spanien rechts und links vollauf zu thun hatte, griff Frankreich es auch in der Lombardei an. Vor Casale schlug der Graf von Harcourt den Marquis von Leganez: auf 6000 Mann schätzte man den Verlust an Todten und Verwundeten. Bei Cadiz vernichtete der Marquis von Brézé die spanische Flotte. Die Franzosen standen an der aragonischen Grenze, als am 4. Dezember 1642 der Cardinal von Richelieu starb, welchem fünf Monate später Ludwig XIII nachfolgte. Spanien gewann nichts beim Thron- und Ministerwechsel. Am 22. August 1643 schlang des zweiundzwanzigjährigen Condé glänzender Sieg bei Rocroy den ersten Lorbeer um das jugendliche Haupt Ludwigs XIV. Der Cardinal Mazarin, welcher an Richelieu's Stelle trat, blieb der Politik seines Vorgängers treu. Wie er Spanien auch im mittlern und südlichen Italien angriff, wird bald berichtet werden. Achtunddreißig Jahre lang, von 1621 bis 1659 kämpfte Spanien; eine Zeitlang konnte Filipp IV mit Wahrheit sagen: Alle gegen Uns, Wir gegen Alle. Dann war es zu Grunde gerichtet. Der Pyrenäenfriede, so unvortheilhaft er sein mogte, rettete mehr als die entsetzliche Lage der Monarchie

rechtfertigte. Der Herzog von Olivares, die Seele der Politik welche solches Unglück über das Land herbeigezogen hatte, war schon seit fünfzehn Jahren von der Schaubühne abgetreten.[113]

So waren in dem Zeitraume, dessen Schilderung mit Rücksicht auf Neapel der Zweck des nun folgenden Theiles dieser Darstellung ist, die politischen Verhältnisse Spaniens beschaffen. Ehe wir weiter gehn ist es, zur besseren Verständniß, erforderlich einen flüchtigen Blick auf die italienischen Staaten zu werfen.

Ueberall Verfall: nur das einzige Piemont hob sich. Zwei starken Fürsten verdankte es dies, Emanuel Filibert und Carl Emanuel. Der Friede von Cateau-Cambresis (1559) hatte Jenem Piemont zurückgegeben: Dieser ließ bei seinem Tode 1630 ein vielfach erweitertes und gekräftigtes Besitzthum zurück, mogte auch das Kriegsglück zu Zeiten noch so launisch gewechselt, mogte es dem Alternden den Rücken gewandt haben. Unruhige Zeiten waren die seiner Nachfolger. Denn Richelieu bekämpfte Habsburg ebensosehr in Ober-Italien wie an den burgundischen und spanischen Grenzen: das Haus Savoyen wurde stets in den Kampf hineingezogen und schwankte umsomehr zwischen den beiden Mächten als häusliche Zwistigkeiten ausbrachen, so daß erst der Pyrenäenfriede und Carl Emanuels II wohlthätige Regierung (1638—1675) auch diesem Lande Ruhe brachten. Venedig hatte seit dem Kriege den man

nach der Ligue von Cambrai benennt mehr und mehr auf jene Neutralitätspolitik ſich zurückgezogen die am beſten mit der fortſchreitenden Abnahme des höhern Alters zu vergleichen iſt. Es regierte ſeine Feſtlandbeſitzungen gerecht und gut, wenn man den tradizionellen Druck von Republiken in Anſchlag bringt; ſuchte die Herrſchaft auf dem Adriatiſchen Meer ſo gut es anging zu behaupten; kämpfte wider Seeräuber und Türken und mußte ſehn wie dieſe, nachdem ſie ſchon im ſechzehnten Jahrhundert Cypern weggenommen, gegen die Mitte des ſiebenzehnten den Kampf wider Candia begannen welcher mit dem Verluſt dieſer ſchönſten der levantiniſchen Beſitzungen endete. Der Mantuaniſche Erbfolgekrieg (1627—1630) ſchürte noch das ſchon in Ober-Italien brennende Feuer; die Farneſen von Parma und die Eſtes von Modena wurden immer wieder in das Getriebe der allgemeinen Politik gelockt und die Erſtern veranlaßten 1642 einen blos von italieniſchen Fürſten um eigener Angelegenheiten willen geführten Krieg, welcher die unendliche Miſere italieniſcher Politik und Kriegskunſt auf tragi-komiſche Weiſe an den Tag brachte. Es war der Kampf um das Lehn von Caſtro und Ronciglione, das die Farneſen ſeit Papſt Pauls III Zeiten im Kirchenſtaat beſaßen und welches die Barberini, allmächtig unter dem Pontificat Urbans VIII, ihnen zu entreißen ſtrebten. In Rom kämpften geiſtliche mit weltlichen Intereſſen unter den Päpſten Urban

und Innocenz X, gerade wie spanischer und französischer Einfluß sich am päpstlichen Hofe bekämpften. In Toscana war gerade in jenem Jahre 1621, welches Filipps IV Thronbesteigung sah, ein junger Fürst Ferdinand II Medici zur Regierung gekommen die noch um fünf Jahre länger währte als die des spanischen Königes und, ebenso friedlich wie diese kriegerisch, langsam aber eben so unaufhaltbar den Verfall Toscana's herbeiführte, wenngleich das Land an äußerem Umfang zunahm. Das Herzogthum Urbino verschwand um diese Zeit durch das Aussterben des Geschlechts der Della Rovere (1631) und den Heimfall an den Kirchenstaat aus der Reihe der italienischen Staaten; Massa-Carrara, Lucca, Guastalla und Genua hatten keine politische Bedeutung und man wunderte sich beinahe über die Kraftanstrengung der Genuesen als sie, Jahre darauf, sich eines Angriffes von piemontesischer Seite nicht ohne Ruhm erwehrten. In solcher Weise stand Italien im zweiten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts da, vielgetheilt und politisch ohnmächtig, durch fremde Interessen geleitet, die lombardischen und piemontesischen Ebnen der Kampfplatz dieser Interessen, die Halbinsel ohne irgend eine Bedeutung in den europäischen Verhältnissen insofern nicht spanischer und französischer Einfluß in Betracht kamen. Dabei Industrie, Handel, Schifffahrt tief gesunken, schöne Literatur und Kunst in kläglicher Abnahme, die Wissenschaften sich emporringend

unter tauſend Hinderniſſen welche die geiſtige Entwicklung zurückzudrängen ſuchten.

Wenn man in Anſchlag bringt, mit welchen innern und äußern Schwierigkeiten Spanien ſeit Filipps IV Thronbeſteigung zu kämpfen hatte, ſo ermißt man unſchwer, welche Anforderungen an die italieniſchen Provinzen geſtellt wurden. Namentlich an Neapel welches, hierin minder unglücklich als Mailand, vom Kriegsſchauplatz entfernt war, dafür aber in höherm Grade Geld, in nicht geringem Grade Menſchen beiſteuern mußte.

Als Don Antonio de Toledo Herzog von Alba Mitte Dezembers 1622 in Neapel ankam, um den Cardinal Zapata in der Verwaltung des Königreichs abzulöſen, fand er Land und Volk im jammervollſten Zuſtande. Wehklagend und weinend zog die Menge ihm entgegen: Brod! Brod! ſchrien ſie. Er ermunterte ſie gutes Muthes zu ſein: er wolle thun was in ſeiner Gewalt ſtehe. Und ſeine Maßregeln würden den erwünſchten Erfolg gehabt haben, hätten die Kriege in Ober-Italien ſeinen Arm nicht gelähmt. Es handelte ſich zunächſt darum dem immenſen Ruin einigermaßen abzuhelfen, welcher in Folge der Umprägung des alten Geldes, wovon im zweiten Abſchnitt dieſer Geſchichte die Rede geweſen iſt, Banken und Privatleute betroffen hatte. Die Art wie man's that iſt ein ſchlagender Beweis der damaligen ökonomiſchen Grundſätze. Man

legte eine neue Steuer auf den Wein in Fäſſern (der Wein in Flaſchen war längſt beſteuert), verpachtete ſie um etwa 90,000 Ducaten jährlich, wies dies Einkommen den Gläubigern der Banken für ein Drittel ihres Guthabens an, und erſtattete ihnen ein anderes Drittel ſogleich in neuer Münze. Durch dieſe Operation, und indem man denen welche Silber in die Münze geliefert, Anweiſungen auf eine andere Steuer, die Fremdentaxe, gab, beſchwichtigte man für den Augenblick die dringendſten Forderungen und ſchützte eine Menge Banken vor dem Falliment.

Aber kaum hatte der neue Vicekönig ſich dieſe drohende Sorge vom Halſe geſchafft, ſo kamen von Madrid neue Forderungen. Zwiſchen Piemont und Genua war Streit ausgebrochen: nicht in dieſen allein miſchte ſich Spanien ſondern es kämpfte auch mit den Eidgenoſſen um den Beſitz des Veltlin welches es zum Herzogthum Mailand ſchlug. Neapel ſollte mit Geld und Menſchen beiſtehn. Alba ſchaffte beides wenngleich mit genauer Noth. Geld, indem er den Staatsgläubigern ein Drittel des Jahresertrags der Gabellen und Fiscal-Einkünfte zurückhielt wofür eine neue fünfprozentige Erhöhung der Ein- und Ausfuhrrechte ſie entſchädigen ſollte, ſo wie durch eine außerordentliche Auflage auf die Fuchti. Menſchen, indem allen Delinquenten und Banditen Verzeihung verkündet ward wenn ſie ſich anwerben ließen, während die Communen

des Reichs im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl Leute ſtellen mußten, letztere 6000 an der Zahl. Dazu bewilligte die Hauptſtadt noch ein bedeutendes Geldgeſchenk, und Alba ſah ſich im Stande, anſehnliche Summen aus dem nothleidenden Lande zu ſenden und unter neapolitaniſchen Hauptleuten, den Sangro, Caraſa, Ravaſchieri, Del Tufo, Suardo u. A. neugeworbene Schaaren marſchiren zu laſſen, welchen die Spanier in der Eile etwas Kriegskunde aber weniger Mannszucht beigebracht haben. Als aber von Madrid das Anſinnen geſtellt ward, während der Kriege in welche die Monarchie verwickelt war, für alle Fälle ein ſtehendes Heer zu halten, war die Oppoſizion auch bei Alba's Räthen ſo ſtark, daß man die Sache fallen ließ.

Die Hungersnoth hatte unterdeß etwas nachgelaſſen und das Proviant-Amt der Hauptſtadt ſtrengte alle Kräfte an, für Nahrung zu ſorgen. Das Volk war zur Ruhe zurückgekehrt. Neuer Miswachs kam dann, und verheerende Erdbeben in mehren Theilen des Landes und Türken- und Barbaresken-Angriffe an den Küſten Apuliens und der Terra di Lavoro — die alten Uebel, die alte Schmach! Der Admiral Marquis von Santa-Cruz mußte mit der Armada gegen das Raubgeſindel ziehn, mit ihm neapolitaniſche, päpſtliche, toscaniſche Galeeren. In fremden Ländern mußten die Neapolitaner Krieg führen, und ihre eignen Küſten waren den Feinden preisgegeben.

Der Herzog von Alba wurde im August 1629 abberufen. Ihn ersetzte ein zweiter Herzog von Alcalà; diesen nach nur zweijähriger Verwaltung Don Emanuel de Gusman Graf von Monterey, der Schwager des Premier-Ministers. Sechs Jahre währte Monterey's Amtsführung, als ihm Olivares' Schwiegersohn nachfolgte, Don Ramiro Felipe de Gusman, Herzog von Medina de las Torres. Der allmächtige Lenker der Geschicke Spaniens wollte die Regierung Neapels in den Händen von Leuten wissen, die durch Bande des Blutes und der Dankbarkeit an ihn geknüpft seinem Willen keinen Willen entgegenzusetzen hätten, und nie ist Neapel fürchterlicher bedrückt worden als unter den beiden Gusmans. Das erbarmenlose Auspressungssystem hat unter ihnen seinen Gipfel erreicht.

Es waren allerdings schlimme Zeiten für die spanische Monarchie, und der geringe Widerstand welchen Neapel mit seiner mangelhaften Constitution, mit seinen untereinander zerfallenen Ständen, mit seinen längst verachteten Privilegien der arbiträren Gewalt der Krone entgegenzustellen vermogte, konnte ihm wenig fruchten wenn solche Provinzen selbst erlagen die ganz andere Rechte aufzuweisen hatten und kräftigeren Geist der Bewohner, deren Verfassung ganz anders gehandhabt und aufrechtgehalten worden war. Schon unter Alcalà waren die Truppensendungen namentlich nach der Lombardei bedeutend: unter dem Grafen von Monterey aber

überſtiegen ſie alle bisherigen Leiſtungen. Im Montferrat, im Mailändiſchen, an der Pyrenäengrenze, in der Provence, in Teutſchland kämpften die Neapolitaner; unter Fra Lelio Brancaccio vertheidigten ſie die Hyeren-Inſeln Ste Marguerite und St. Honoré gegen die Franzoſen, unter dem Fürſten von San Severo ſchlugen ſie bei Nördlingen. Man berechnete daß Monterey in ſechs Jahren 48,000 Füßer und 5500 Reiter, großentheils Eingeborne, zu Felde geſandt, mit 208 Geſchützen, mit 70,000 Büchſen und andern Waffen, mit Galeeren und Transportſchiffen, Munition und allem ſonſtigen Zubehör. Doch Neapel konnte ſo raſch nicht liefern wie dieſer unſelige Krieg verſchlang, Menſchen wie Geld. In einemfort mußten die Lücken der neapolitaniſchen Truppen ausgefüllt werden: auch ſolche mußten ins Feld, die ihren Capitulationen nach nur zum Dienſt in der eignen Provinz verpflichtet waren. Am Ende der Verwaltung Monterey's hatte die Hauptſtadt eine Schuldenlaſt von fünfzehn Millionen Ducaten welche großentheils durch Rüſtungen und Zuſchüſſe entſtanden und deren Zinſen auf den Ertrag der Gabellen angewieſen waren. Und unter Medina ward es nicht beſſer. Die Aufſtände der Catalanen und Portugieſen mehrten die Verlegenheit; furchtbare Erdſtöße verheerten Calabrien, zerſtörten ganze Städte wie Nicaſtro, begruben an 10,000 Menſchen unter den Trümmern. Franzöſiſche Flotten bedrohten die Küſte und die Hauptſtadt ſelbſt

in welcher man dem Volk die Waffen in die Hand geben mußte, während vom Cap Miſen an bis Salern der Strand und die Inſeln mit Truppen und Artillerie beſetzt wurden.

Der ganze vornehme Adel des Königreiches widmete ſich dem Kriegsdienſt und ſtellte großentheils auf eigene Koſten anſehnliche Mannſchaft. Der Fürſt von Belmonte Pignatelli führte ein Regiment von vierzehn Compagnien, das er ſelbſt geworben, nach der Lombardei, der Fürſt von Satriano Ravaſchieri eins von zweiundzwanzig Compagnien. Ueberall begegnen wir den Namen der Orſini, Caraffa, Caracciolo, D'Avalos, Brancaccio, Toraldo, Tuttovilla, Liguoro u. A. Albrecht von Wallenſtein pries vor allen die Bravour und Tüchtigkeit der neapolitaniſchen Truppen, Offiziere wie Soldaten, welche König Filipp dem Kaiſer zu Hülfe geſandt hatte, und Marco Foscarini, der Doge und Geſchichtſchreiber von Venedig, erinnerte noch in ſpäten Jahren an die ehrenvolle militäriſche Laufbahn des hohen Adels, der Herzoge von Nocera und von Maddaloni aus dem Hauſe Caraffa, des Fürſten von Avellino, des Grafen von Santa Severina, Carlo della Galla's und mancher Andern aus den Jahren von denen hier die Rede iſt, jenes Marcheſe von Montenero endlich, welchem Heinrich IV, der ihn bei der Belagerung von Amiens zum Gegner hatte, ein ſo rühmendes Zeugniß ausſtellte.[114] Und außer durch perſönlichen

Dienſt und Werbungen kamen die Edelleute auch durch freiwillige Anleihen dem Staat in ſeinen Nöthen zu Hülfe.

Aber die Laſt war nicht mehr zu ertragen und die Willkür verdoppelte ſie. Monterey und vor Allen Medina ſpotteten offen der Privilegien der Sedilen. Wenn Medina Geld brauchte, ließ er durch den Collateralrath beſchließen eine oder ein Paar neue Gabellen zu ſchaffen. So geſchah es im Jahre 1638 wo mittelſt eines einfachen Edicts eine Mehrabgabe von vier Carlin vom Scheffel Getreide eingefordert ward. Die Sedilen von Capuano und Montagna traten zuſammen und remonſtrirten: der Vicekönig habe dazu ohne ihre Zuſtimmung keine Befugniß. Sie wählten Deputirte um demſelben Vorſtellungen zu machen: dieſe wandten ſich zuerſt an den Beichtvater der Herzogin von Medina, einen Theatiner, um durch deſſen Verwendung ein günſtiges Ohr zu erlangen. Dahin war es mit den Privilegien der Stadt und ihren Vertretern gekommen! Die Deputirten beriefen ſich unter andern auf eine Bulle Papſt Honorius' IV bei Gelegenheit der Inveſtitur Carls II: der Pater, welcher Erzbiſchof von Reggio zu werden hoffte, frug mehr nach den Edicten eines Vicekönigs des ſiebenzehnten als nach den Bullen eines Papſtes des dreizehnten Jahrhunderts. Er wies nicht nur die Deputirten ab, ſondern verklagte ſie auch wegen verfänglicher Reden. Medina ließ die Deputation vor ſich kommen

und ſchlug ihr Begehren ab, und da Don Francesco Capecelatro, der bekannte Hiſtoriker, ihm als einer der Hauptopponenten bezeichnet worden war, ließ er dieſem bei achttauſend Ducaten Strafe befehlen, binnen acht Tagen ſich als Gefangener im Caſtell von Otranto zu ſtellen. Die Criminalrichter welche den Befehl überbringen ſollten, trafen Don Francesco nicht, Medina überlegte ſich die Sache noch einmal und ließ ſie auf ſich beruhen. Die Sedilen traten zuſammen und beſchloſſen eine Geſandtſchaft an den König zu ſenden; der Vicekönig ließ die Protocolle ihrer Sitzungen unterſuchen um zu ſehn ob aus den gehaltenen Reden irgend etwas Verfängliches herausgeleſen werden könnte, worin er ſich aber getäuſcht fand; die Sedilen hintertrieben die Wahl des von ihm zum bevorſtehenden Parlament gewünſchten Syndicus und ernannten die beabſichtigte Geſandtſchaft.[115] Aber dieſe fruchtete nicht mehr als diejenige welche einige Jahre zuvor nach Madrid gegangen war um gegen Monterey Recht zu ſuchen: das Recht war, ſo lange Olivares am Ruder und Monterey und Medina an der Verwaltung waren, ſtets auf Seiten der Vicekönige. Als dann das Parlament gehalten ward, erlangte Medina daß ſtatt der neuen Getreideſteuer die auf das ganze Königreich ausgedehnt werden ſollte, ein Donativ von einer Million Ducaten votirt wurde. Bereits in den beiden erſten Abſchnitten dieſer Geſchichte, wo von den Finanzangelegenheiten zu den

Zeiten Ferdinands des Katholischen und Kaiser Carl V die Rede war, ist der Donative und des Steuerwesens überhaupt gedacht worden. An dem gegenwärtigen Orte aber wo wir zu den Zeiten gelangt sind in denen die Auswüchse des Fiscalsystems alle Grenzen überschritten hatten, ist es um so mehr nöthig eine Uebersicht der von der spanischen Verwaltung aus dem Lande gezogenen Summen wie eine Darstellung der Art der Besteuerung zu geben, da die Ereignisse von welchen bald zu erzählen sein wird, gerade in diesen finanziellen Verhältnissen ihren Ausgangspunkt haben.

Nach Maßgabe der im Jahre 1505 vorgenommenen Zählung, wobei, wie an der bezeichneten Stelle bemerkt ward, die Fuochi oder Herde, das heißt die einzelnen Haushaltungen, auf 262,345 geschätzt wurden, überstieg damals die Hauptabgabe des Königreichs oder sogenannte Fiscalsteuer nicht die Summe von 393,517½ Ducaten. Fünfundvierzig Jahre später kann man, in Folge der Vermehrung der Fuochi und der Steigerung der Steuer, ihren Betrag zu etwa 700,000 annehmen. Noch ein Vierteljahrhundert, und der venezianische Gesandte berechnete die Summe zu 1,040,248. Bei dieser Gelegenheit schätzte er das Kron-Einkommen im Reiche auf 2,355,000 Ducaten, wovon auf das gewöhnliche Donativ 600,000, auf den Ertrag der Kronweide in Apulien 225,000, auf die Douanen 214,500, auf den Zehnten der Geistlichkeit und andere Abgaben

375,252 Ducaten kamen.[116] Darin waren indeß die außerordentlichen Steuern, mit denen die Fuochi bei jedem Anlasse belastet wurden, nicht miteinbegriffen. Ebensowenig die Steuer der Küstenorte zum Unterhalt der Wachtthürme; die in den Provinzen zur Bestreitung der Polizeikosten welche je nach der größern oder geringern Zahl der Wegelagerer höher oder niedriger war so daß die von Banditen am meisten Heimgesuchten auch am meisten zu zahlen hatten; die Abgabe zu den Zwecken des Straßenbaues die in den meisten Fällen zu ganz andern Dingen verwandt ward da die Mehrzahl der Straßen sich in jammervollem Zustande befand. Auch die Einkünfte von den durch Aussterben heimfallenden Lehen gehörten nicht dahin, die von dem Aemterverkauf, die von den Domanialstädten und Orten, endlich die von den Bisthümern königlichen Juspatronats, von welchen indeß eine Abgabe an den römischen Hof gezahlt wurde. Camillo Porzio schätzte um dieselbe Zeit das gesammte Einkommen auf 2,375,014 Ducaten, wobei er die Feuerstellensteuer mit 737,100 und mit Einschluß des Extra für die spanischen Truppen auf 968,230 Ducaten ansetzte.[117] Alle diese Summen dürfen überhaupt nur als approximative betrachtet werden.

Diese Angaben beziehen sich auf das Jahr 1575. Im Jahre 1595 ward eine neue Zählung der Fuochi vorgenommen welche man in den Jahren 1631 und 1640 auf eine sehr arbiträre und summarische Weise

ergänzte. Die Zahl derselben ward damals zu 199,647, also beinahe das Doppelte vom Jahre 1505, geschätzt. Diese Schätzung war aber völlig unrichtig und viele Communen waren weit über die Wirklichkeit tarirt. Daher anhaltende Reclamationen, welche endlich so dringend wurden daß man zu einer neuen Zählung schritt welche im Jahre 1666 vollendet ward und nur 394,721 als wirklich existirende Feuerstellen angab. Freilich war unterdeß die Bevölkerung des Königreichs durch die große Pest des Jahres 1656 dezimirt worden, aber die um mehr denn hunderttausend herabgesetzte Zahl gibt doch deutlich genug an, wie willkürlich man vorher verfahren war. Und im Jahre 1643 war die Steuer vom Fuoco auf beinahe fünf Ducati (vier Ducaten siebenundachtzig Gran) gestiegen und sie sollte in Folge der vom Herzoge von Medina erlangten Zusage eines Donativs von eilf Millionen noch erhöht werden, als der Aufstand des Jahres 1647 auf andere Gedanken brachte und eine wenngleich nicht hinlängliche Verminderung der Abgaben veranlaßte. Die Feuerstellensteuer belief sich nach dieser Reduction auf nahe an zwei Millionen Ducaten, aber die Regierung war so tief verschuldet, daß sie beinahe die Hälfte ihren Gläubigern anweisen mußte. Die Steuer-Quote wurde, wie bereits bei anderer Gelegenheit bemerkt worden ist, von der Regierung der Commune zugewiesen, und diese war für deren Zahlung verantwortlich während die Vertheilung auf die

einzelnen Gemeindeglieder ihr überlaſſen blieb. Dieſe Zahlung welche ein eigentlicher Grundzins war wenn ſie auch eine andere Form hatte, und die man Bonatenenza nannte, war für die Communen eine um ſo ſchwerere Laſt da ſie meiſt den ärmern Theil der Einwohner drückte, indem der Adel gewöhnlich Mittel fand, ſich auch für ſeinen freien, außer dem Lehnsverbande liegenden Grundbeſitz der Steuer zu entziehn, oder die Communen keine Gewalt in Händen hatten, die dadurch entſtehenden Schulden einzutreiben welche ſich auf hunderttauſende beliefen. Dies war ein Misbrauch deſſen die ſpaniſche Verwaltung nie Meiſter werden konnte und der ſich bis zur Aufhebung des Lehnweſens hingeſchleppt hat. Die ſämmtlichen Abgaben der Feudatare, welche unter dem Namen Adoa, Devolutionsrecht, Ablöſungsrecht u. ſ. w. gingen, ſcheinen nicht mehr als etwa 225,000 Ducaten jährlich abgeworfen zu haben!"

War ſo die ordentliche Steuer beſchaffen, ſo kam neben derſelben die außerordentliche noch mehr in Betracht. Die ſogenannten Donative waren eine ſchlimme Art der Beſteuerung, weil ſie der Willkür Thüre und Fenſter offen ließen, und eine ſo habſüchtige zugleich und verſchwenderiſche Regierung wie die ſpaniſche alle Mittel benutzte Geld zu machen. Bei jedem Donativ ward die Bedingung geſtellt daß keine andern Tribute auferlegt werden ſollten: aber bald unter dieſem bald

unter jenem Namen wurde doch wieder eine Steuer-Erhöhung ersonnen. Und noch war ein Donativ nicht bezahlt so wurde schon ein anderes verlangt und bewilligt, und um die bewilligten Summen aufzutreiben, besteuerte man dann wieder irgend einen Gegenstand der Industrie, des Handels und Verbrauches, bis es nichts mehr zu besteuern gab wenn man etwa Luft und Sonnenlicht ausnimmt. Die Donative unter König Ferdinand dem Katholischen beliefen sich, mit Einschluß der Zuschüsse zu den Kriegskosten beim Kampfe gegen Ludwig XII, auf 1,750,924 Ducaten wie schon im ersten Abschnitt angeführt ward. Kaiser Carls V Regierung begann und sogleich mußte ein Geschenk von etwa 116,000 Ducaten zur Vermälung seiner Schwester Eleonore mit dem Könige von Portugal dargebracht werden. Dann kamen die Krönung in Aachen, die Kaiserkrönung in Bologna, die Kosten der italienischen Kriege, die Expedizion gegen Tunis, der Türkenkrieg, der teutsche Krieg, der dritte und vierte französische Krieg — überdies Nadelgeld („per le pianelle") der Kaiserin, Zahlung für die Windeln eines Erzherzögleins, Hochzeitsteuer bei der Vermälung Erzherzog Maximilians des nachmaligen Kaisers, Geschenk an Erzherzog Filipp bei seinem Abgang nach Flandern, nicht zu vergessen 22,000 Ducaten welche Don Pedro de Toledo als Beweis der Dankbarkeit zuerkannt wurden. Die Summe der an Carl V von 1518 bis 1554 gezahlten Donative betrug

6,361,000 Ducaten, und die Noth des Kaisers traf mit der Noth Neapels gewöhnlich so gut zusammen daß das Land gerade dann zahlen mußte wenn's ihm am erbärmlichsten ging. So in den Jahren 1530—31 nach Krieg, Belagerung, Confiscationen und Pest. Wenn in Spanien die Communeros tumultuirten oder die Stände Subsidien verweigerten, „weil es gefährlich sei solche Sitte aufkommen zu lassen," so wußten die Vicekönige schon die neapolitanischen Börsen zu öffnen.

Was ursprünglich freiwillige Beisteuer für außerordentliche Fälle war, machte schon Toledo zur regelmäßigen Steuer und wenn damals der Betrag noch nicht bestimmt ward, so geschah dies aus alleiniger Rücksicht auf die Convenienz der Regierung, um dieser immer höhere Forderungen anheimzustellen. Vom Jahre 1566 an wurde der zweijährige Betrag auf 1,200,000 Ducaten festgestellt, was dem Prinzip nach bis zum Jahre 1642 aufrecht erhalten ward. Aber das Land wurde durch diese regelmäßigen Donative keineswegs von den außerordentlichen befreit — in dem einen Jahre 1575 mußte es sich zur Leistung einer Million bequemen um einer neuen Zählung der Feuerstellen, welche den Communen viele Beschwerden und Kosten verursachte und wobei man immer einer Steigerung der Fiscalsteuer entgegensah, zu entgehn. Im Jahre 1611 zahlte es wieder 300,000 zu gleichem Zweck. Im Jahre 1643, inmitten der größten Verarmung und Noth,

erlangte dann der Herzog von Medina ſtatt der bisherigen Zahlungen vom Parlament die Bewilligung von eilf Millionen welche in gleichmäßigen Raten entrichtet werden ſollten, wovon aber bis zum Jahre 1647 nur ein Theil wirklich eingezahlt war, als der Aufſtand ausbrach, welcher eine wenigſtens zeitweilige Modification des Steuerweſens zur Folge hatte.

Bei jener Feſtſtellung des Betrags der Donative im Jahre 1564 wurde beſtimmt, daß der Lehnadel ein Viertel derſelben zuſchießen ſollte, die Geſamt-Einwohnerſchaft den Reſt. Der Adel theilte ſich in die ihm auferlegte Quote nach Maßgabe der Raten der alten Feudalſteuer oder Adoa die er bis dahin gezahlt hatte und welche nichts als eine Geldablöſung des urſprünglichen Kriegsdienſtes war, ſo daß in ſpätern Zeiten die Benennung Adoa blos die Bezeichnung desjenigen Theils der Tribute iſt, zu welchem der Lehnadel verpflichtet wurde. Noch unter Ferdinand dem Katholiſchen und zuletzt im Jahre 1533 hatten die Barone verſucht, dieſe Leiſtungen auf die Dauer von Kriegen zu beſchränken, aber ſie drangen damit nicht durch. Drei Viertel der Zahlungen laſteten alſo auf dem Volke, und die Art und Weiſe wie die Einziehung bewerkſtelligt wurde, trug Schuld daran daß gerade für die ärmeren Claſſen die Laſt am größten war. Die bewilligten Summen wurden, wie ſchon erläutert ward, gewöhnlich durch Zölle oder indirekte Steuern eingetrieben. Selbſt ſolche Be-

willigungen, welche nur einmal stattfinden sollten, wurden verpachtet als wäre es ein regelmäßiges Einkommen. Die Stadt Neapel hatte für ihre Gabellen oder Verbrauchsteuern eine besondere Administration welche von jener der Ein- und Ausfuhrzölle oder Donanen getrennt war. Die Gabellen beliefen sich zum Theil wie beim Wein auf 66 Prozent vom Preise wozu das Product bis an die Thore geliefert ward. Was von denselben aus den aragonesischen Zeiten sich herschrieb, wurde allmälig verdreifacht und vervierfacht. Der Ertrag ging, in Folge der ruinösen Wirthschaft, fast ganz an die Staatsgläubiger, an Kapitalisten und einige Klöster, so daß der Stadt für ihre besondern Zwecke, für Wohlthätigkeit, Bauten, öffentliche Arbeiten u. s. w. ebensowenig davon zu Gute kam, wie der Finanz-Verwaltung. Letztere bezog nach der in Folge der Empörung von 1647 vorgenommenen Reform nicht viel über 58,000 Ducaten jährlich. Adel und Geistlichkeit waren im Allgemeinen von den Gabellen frei, und wenn man letztere zu irgend einer Zahlung anhalten wollte, so mußte man sich mit der apostolischen Kammer durch Anweisung eines Tantième des Ertrags verständigen. In den Provinzen aber war das Gabellenwesen begreiflicherweise noch drückender als in der Hauptstadt, welche sich in manchen Fällen von den Abgaben frei zu erhalten wußte.

Neben den Verbrauchsteuern bestanden die soge-

nannten Arrendamenti oder prohibitiven Rechte, welche ſich nach dem damaligen Syſtem auf beinahe ſämmtliche Productionszweige erſtreckten. Auch von dieſen Rechten waren mehre von Altersher dageweſen, namentlich ſeit der monopoliſirenden Verwaltung König Ferrante's I. Seine ſpaniſchen Nachfolger aber hatten Alles geſteigert und ausgedehnt. Dieſe Rechte waren ſämmtlich verpachtet, woher der nicht-italieniſche Name. Die wichtigſten waren die von Seide, Oel, Salz, Eiſen u. ſ. w., und die veraterische Art der Erhebung fügte der Production faſt noch mehr Nachtheil zu als ihre Höhe. Die Kanzleigebühren, Stempelrechte, Wechſelabgaben u. ſ. w., meiſt ſpaniſcher Erfindung (das Stempelpapier wurde im Jahre 1636 eingeführt, und Don Francesco Capecelatro erzählt zu welcher Unzufriedenheit es Anlaß gab [112]), waren in demſelben Verhältniſſe, wie überhaupt die Gerichtsſporteln. Eine beſondere Einnahme bildeten die ſogenannten Compoſizioni, nämlich die Geldabfindungen in Criminalfällen, nicht mit den Geldſtrafen zu verwechſeln. Sie brachten um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts gegen 60,000 Ducaten ein. Zuletzt ſind noch die Ein- und Ausfuhrrechte zu erwähnen, mit allen ihren Unterabtheilungen für die Land- und Seezollämter. Bis zum Jahre 1625 waren dieſe, auffallenderweiſe, bei denſelben Sätzen gelaſſen worden, welche in den aragoneſiſchen Zeiten beſtanden hatten. Dann aber veranlaßte die Geldnoth allmälige wenn

auch nur mäßige Steigerung, bis man im Jahre 1643 zu dem durchschnittlichen Einfuhrzoll von 20 Prozent gelangt war, welcher übrigens nach dem mehrgedachten Aufstande auf die Hälfte ermäßigt ward, so daß in diesem Falle verständigere Grundsätze befolgt wurden als in allen übrigen.[130]

So war das Abgabenwesen unter der spanischen Verwaltung beschaffen. Und da alle Donative, Steuern, Zölle, Sporteln nicht ausreichten das Deficit zu füllen welches spanische Kriege und Vergeudung immer aufs neue schufen, so nahm man seine Zuflucht zu Zwangsanleihen, zu Tributen vom Einkommen der im Reich ansässigen Ausländer, zu Abzügen vom Gehalt der Beamten, zum Aemterverkauf, zu ruinösen Anleihen bei fremden meist genuesischen Kaufleuten welche sich beim Feststellen des Zinses umsomehr versahen da die Ehrlichkeit der Regierung ihnen für solche schwebende Schulden umsoweniger Garantien gab, als diese sich kein Gewissen daraus machte, die Zinsen der Staatsschuld willkürlich herunterzusetzen wenn sie sich nicht mehr zu helfen wußte. Oder sie griff auch wol zu dem nicht minder ruinösen Mittel des Verkaufs der noch übrigen königlichen Städte und Ortschaften, wie unter den Vicekönigen Alcalá und Medina in großartigem Maßstabe geschah — eine Maßregel welche nicht nur das Einkommen dauernd verringerte um augenblickliche Hülfe zu erlangen, sondern auch die

Rechte der Bewohner ſchnöde verletzte und, wie bereits erzählt ward, ſelbſt zu Aufſtänden Anlaß gab. Es iſt leicht begreiflich, daß dieſe Maßregel ſich nicht auf Neapel beſchränkte: die fürchterlich zu Grunde gerichtete Lombardei wurde auch auf dieſe Weiſe noch ärger ausgeſogen. Ein königlicher Befehl vom Juli 1649 ertheilt u. A. dem Gouverneur von Mailand Befugniß, alle Einkünfte zu verpachten, zu verpfänden und veräußern, Ortſchaften und Ländereien zu Lehen zu geben um nur Geld zu machen, da das königliche Patrimonium ſich in ſo großen Nöthen befinde.

Eine Finanz-Verwaltung dieſer Art, ſo entſetzlich ſchlecht und drückend ſie war, hätte in der Zeit der Noth welche die ſpaniſche Monarchie bedrängte, vielleicht auf irgend eine Entſchuldigung Anſpruch machen können, wäre nur die übrige Verwaltung einigermaßen erträglicher geweſen. Aber während das unſinnige Syſtem welches im Lande ſelbſt Induſtrie wie Communication hemmte und durch immer wiederkehrende Hungersnoth nicht an das Verderbliche der in Betreff des Getreideweſens herrſchenden Geſetze der zum bittern Spott gewordenen Abundanza, der innern Zolllinien, der Monopole und beſchränkenden Privilegien gemahnt ward, die Hülfsquellen eines urſprünglich reichen Landes mehr und mehr verſiegen machte, war die Juſtiz nicht beſſer und redlicher verwaltet, waren die Küſten nicht vor Barbaresken, das Land nicht vor Banditen

geſichert. Unter dem Herzog von Medina war das Banditen-Unweſen in dem Grade geſtiegen, daß der Fürſt von Torella, Don Giuſeppe Caracciolo, zum General-Vicekönig des offnen Landes, zur Säuberung deſſelben von den Räuberbanden, ernannt wurde. Es war ein alter Krebsſchaden, der ſich durch das ganze Mittelalter Italiens gezogen hat und im Königreich Neapel wie im Kirchenſtaat ſchlimmer und gefährlicher als anderswo zum Ausbruch gekommen iſt.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte das Räuberweſen ſich in den berüchtigten Compagnien oder Söldnerhaufen, die anfangs meiſt fremden Urſprungs ſich dann auch unter den Italienern recrutirten und beſonders von den ungariſchen Heerzügen im Neapolitaniſchen ihren Urſprung herleiteten (Italienern wie Teutſchen iſt dabei Herzog Werner von Urslingen, erbarmenloſen Andenkens, gegenwärtig!), mit dem Kriegsweſen enge verbunden, ſo daß ſelbſt die Condottieren der ſpätern Zeit, wenn ſie auf eigne Hand Krieg zu führen genöthigt waren, von Anführern von Räuberſchaaren Manches an ſich hatten. Als dann im ſechzehnten Jahrhundert das Condottierenweſen ein Ende nahm, dem Adel die kriegeriſche Laufbahn großentheils verſchloſſen ward weil die italieniſchen Kriege nach dem ſieneſiſchen immer unbedeutender wurden, dieſer Adel aber großentheils verarmt, abenteuernd, unbeſchäftigt war, traf es ſich wol daß Männer aus vornehmen Familien wahre Banditenchefs

wurden, wie in der Lombardei ein Babiano von Belgiojoſo, ein Graf Francesco von Vimercato, ein Graf von Tiene, der berüchtigte Marcheſe Annibale Porrone und Andere, deren Typus der „Innominato“ der Verlobten bildet welchen Aleſſandro Manzoni nicht erfunden ſondern, gleich allen Perſonen und Zuſtänden ſeines nur zu wahren Buches nach gleichzeitigen Berichterſtattern ins Leben gerufen hat. Banditencheſs endlich, wie jener Alfonſo Piccolomini Herzog von Montemarciano, welchen Großherzog Ferdinand I von Toscana im Jahre 1591 aufknüpfen ließ. Das Unweſen welches unter der Regierung Pabſt Gregors XIII im Kirchenſtaat herrſchte und in Rom ſelbſt die Straßen unſicher machte, wogegen dann Sixtus V ſo energiſche Maßregeln anwandte, hing mit den Erſcheinungen in Toscana und im Königreich zuſammen. Unter dem erſten Herzog von Alcalà bildeten die Banditen (fuorusciti) in Calabrien eine Schaar von mehr denn ſechshundert Reitern. Sie wählten ſich einen König Marco Berardi von Coſenza welcher Re Marcone hieß, ſein Conſeil mit Geheimſchreiber, Offizieren und Beamten hatte und jedem Banditen neun Scudi Monatsgeld zahlte, Privilegien ertheilte und Patente ausſtellte und ſich wie ein regierender Herr benahm. Es fehlte wenig daran ſo bekam er Cotrone in ſeine Gewalt. Der Marcheſe von Cerchiara Pignatelli mußte gegen ihn ausgeſandt werden: er hatte tauſend Mann ſpaniſchen Fuß-

volks, zweihundert ſchwere und ebenſoviele leichte Reiter unter ſich. Doch zweifelte man von Anfang an daß es eine leichte Unternehmung ſein würde und wirklich reichte die Militärgewalt nicht hin das Geſindel auszurotten.[121] Schlimmer denn je ward es unter dem Grafen von Miranda welcher 1586 die Verwaltung übernahm. Zwei Räuberhauptleute machten ſich vor allen gefürchtet, Benedetto Mangone in der Gegend um Salern und Eboli, und Marco Sciarra in den Abruzzen welcher ſich König der Campagnen nennen ließ. Den Königsnamen führten die Banditen gerne. Lange erzählte man ſich von Re Guello welcher in Don Pedro de Toledo's Tagen die Abruzzen unſicher machte; er raubte nur ohne Jemand zu tödten, mit Ausnahme der Mönche und Prieſter denen er wo er ſie fing die Kehle abſchneiden ließ, eine Praxis die ſein Sohn fortſetzte der einem einzigen Kloſterbruder das Leben ſchenkte und von dieſem verrathen ward.[122] Benedetto Mangone ward eingefangen: auf dem Markte zu Neapel zerſchlug ihm der Henker die Gebeine auf dem Rad mit dem Hammer. Marco Sciarra jedoch entging immer wieder den Verfolgern: es fruchtete nichts daß der Vicekönig mit dem Papſte einen Vertrag ſchloß ihn zu fangen. Mit viertauſend Mann durchſuchte Don Carlo Spinelli die Abruzzen nach ihm: der Banditenhäuptling plünderte Serra Capriola, Vaſto, Lucera: der Biſchof letzterer Stadt blieb bei dem Auflauf. Das Landvolk war dem

Häuptling gewogen, denn er that ihm nichts zu Leide und gewährte ihm Antheil am Raube. Der Graf von Conversano wurde im Jahre 1592 mit neuen Truppen ausgesandt und trieb endlich Sciarra in die Enge, so daß er das Gebieten der Republik Venedig annahm gegen die Uskachen zu dienen wie auch Piccolomini gethan hatte. Als er später einmal zurückkehrte ward er erschossen.

Die Raubzüge nahmen damals ab, doch nur zeitweilig: die Lust am wüsten Leben steckte zu tief im Volke und schlechte Regierung wie die Noth trugen bei sie zu mehren. In den Augen des Landvolks namentlich war das Banditenwesen gar nicht so schlimm: das Unsittliche kam ihnen nicht leicht in den Sinn. Oft war's auch eben nur eine Art Nothwehr gegen die furchtbaren Bedrückungen von Baronen wie Beamten. Wen die Justiz ausplünderte, oder wem der Soldat der Squadra di campagna, die ihn vor Raub schützen sollte und welcher er diesen Schutz bezahlte, das letzte Geldstück aus der Hand riß, der griff zur Büchse und zum Messer und ging in den Wald. Der Spanier machte es ebenso: der Catalane nannte es „anclar en trabajo" wenn er Bandit wurde. Mehre Vicekönige des siebenzehnten Jahrhunderts haben mit dem Räuberunwesen viel zu schaffen gehabt. Unter dem jüngern Herzog von Alcalà war ein Edelmann Giovan Vincenzo Tomminoberto Baron von Pellaterianello einer

der berüchtigtsten Chefs. Er rettete sich einmal aus der Gefangenschaft in einem Korbe in welchem man das Essen brachte. Bei Serra Capriola in einer Kirche gefaßt, ward er gefoltert und zum Tode verurtheilt. Vergebens erließen der Bischof und der päpstliche Nuntius Monitorien wegen des verletzten Asils: vor der Vicarie wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Das Volk murrte, denn es hatte seine Begnadigung erwartet.[123] Der Graf von Monterey setzte Preise von dreitausend Ducaten auf die Köpfe einzelner Hauptleute. Der Graf von Onate und der Graf von Pennaranda schritten besonders gegen die Edelleute ein bei denen die Banditen Schutz fanden, wovon im letzten Abschnitte dieser Darstellung ausführlicher die Rede sein wird.

Alles dies vermogte das Uebel nicht auszurotten, ja unter dem Marchese d'Astorga, 1672, wurde es wieder so schlimm wie ein Jahrhundert zuvor. Bis zu den Thoren Neapels streiften die Banden: in Calabrien und in den Abruzzen schlugen die königlichen Truppen sich mit ihnen. Den meisten Erfolg hatten die Maßregeln des Marchese del Carpio welcher elf Jahre später die Verwaltung antrat und zu Neapels besten Vicekönigen gehörte. Energisches Verfahren wider die Hehler, Truppensendungen und Vernichtung selbst ganzer Ortschaften, Preise auf die Häupter der Anführer, Straflosigkeit für die welche sich selbst ausliefern würden — alles dies vereint befreite das Land mehr als bis dahin der Fall

von dieſer entſetzlichen Plage. Aber die neuere Geſchichte Neapels und des Kirchenſtaats hat nur zu ſehr gezeigt, wie wenig man auch in unſern Tagen des Banditenweſens wirklich Herr geworden iſt. Wenn man endlich bedenkt daß das Hauptmittel zur Ausrottung des Raubgeſindels gewöhnlich darin beſtanden hat, daſſelbe in den Kriegsdienſt aufzunehmen, ſo iſt es leicht ſich von der Beſchaffenheit der Truppen einen Begriff zu machen. Oſſuna und Medina brachten auf dieſe Weiſe ſtarke Haufen zuſammen; Alva bot im Jahre 1623 ſelbſt den zum Tode in contumaciam Verurtheilten Verzeihung an. Gewöhnlich waren die Soldaten freilich auch nicht beſſer als Banditen und im Jahre 1642 kam es zu einem blutigen Kampfe zwiſchen zwei Schaaren weil eine die andere verhindern wollte, die Bewohner des in der Nähe gelegenen Ortes Marigliano auszuplündern. Die Sitte, Banditen in den Militärdienſt zu nehmen, beſchränkte ſich übrigens keineswegs auf Neapel wo wir ſie bis zu den Zeiten König Ferdinands I von Bourbon finden. Venedig bediente ſich ihrer wie geſagt in ſeinen Kämpfen mit den Seeräubern. Großherzog Ferdinand II von Toscana hatte den berüchtigten Fra Paolo, mit ſeinem wahren Namen Ceſare Squilletta von Catanzaro, im Dienſt, und ſelbſt Papſt Urban VIII (oder ſeine Neffen in ſeinem Namen) ſcheute ſich nicht, Banditenhaufen zur Beunruhigung von Nachbarſtaaten zu ge-

brauchen. Er ſandte einen bekannten Chef von „Aſſaſſini", Tagliaferro, mit einem ganzen Haufen in's Sieneſerland. Ferdinand II wollte im Barberiniſchen Kriege das Ding ins Große treiben: Fra Paolo ward ins Königreich Neapel geſandt alle dortigen Banditen gegen den Kirchenſtaat zu hetzen; Giulio Pezzóla, ein anderer Chef den wir ſpäter im königlichen Dienſte finden, erbot ſich in Accumoli, einem großherzoglichen Lehn in den Abruzzen, 500 Mann zu ſammeln und bis zu den Thoren Roms das Land in Feuer und Flamme zu ſetzen, während ein Dritter Namens Pagani, mit 1000 Freibeutern Rieti oder Spoleto überfallen ſollte. Der im März 1644 zu Venedig abgeſchloſſene Friedensvertrag ſetzte ſolchen Greueln ein Ziel. [121]

Dem neapolitaniſchen Volke wäre aber überhaupt die Wahl ſchwer geworden, hätte man ſie ihm zwiſchen Räubern, einheimiſchen und ſpaniſchen Truppen frei gelaſſen. Vielleicht hätte es den Räubern den Vorzug gegeben. Denn die Spanier waren eben ſo wüſte Gäſte wie gute Soldaten. Zur Zeit als Don Juan d'Auſtria nach dem Siege von Lepanto ſich als General-Capitän im Reiche befand, wurden von allen Seiten Klagen laut über die ausſchweifende Soldateska. Von allem entblößt ſandte man ſie aus Spanien: der Spottname Biſogni ſchreibt ſich davon her. Wir haben das niederträchtigſte und frechſte Volk hier das man ſehn kann, ſchreibt der Governatore von Sora; es ſind Biſogni die

geradeswegs von der Galeere kommen: man stelle sich vor wie sie hausen.[125] Sie pflegten in einem so jammervollen Zustande einzutreffen daß sie nicht Wache beziehn konnten: der Herzog von Ossuna mußte sie erst im Arsenal von fremden Kaufleuten kleiden lassen ehe er sie sehn ließ.[126] Unter seiner Verwaltung war das Uebel aufs höchste gestiegen, denn das Land war mit fremden Truppen gefüllt die sich Alles erlauben zu dürfen glaubten. Zu den frechsten und verhaßtesten gehörten die Wallonen, an denen das Landvolk blutige Rache nahm — man berechnete daß in den Abruzzen und Calabrien jeden Tag mindestens zehn gemordet wurden. Die Sedilen versammelten sich um wider die Last der der Einquartierung, welche die Privilegien der Stadt verletzten, zu protestiren: der Herzog von Vietri erklärte dem Vicekönige: das Volk werde sich revoltiren und in einer halben Stunde mit all seinen Soldaten fertig werden. Während ihrer Einquartierung, schreibt der toscanische Agent, haben diese Bösewichter von Hauptleuten und Soldaten unglaubliche Schlechtigkeiten begangen, indem sie die armen Ortschaften ausplünderten. Einen andern Ausdruck gibt's dafür nicht. Ein strenger Befehl ist ergangen das gestohlene Gut anzugeben und man hat bereits für mehr denn vierhunderttausend Ducaten aufgefunden: dies ist aber noch gar nichts, denn aus den Städten sind bis jetzt keine Anzeigen eingegangen. Es gibt von hier immerfort fau-

bere Dinge zu berichten.[127] Der Herzog von Alcalà ſandte im April 1630 ſeinen natürlichen Sohn Don Ferrante de Ribera mit großer Machtvollkommenheit als General-Statthalter in's Land um die Feſtungen zu inſpiziren ſo wie gegen die Banditen. Das Reſultat, ſagt ein gleichzeitiger Berichterſtatter, wird nur Steigerung des Elends dieſes armen Reiches ſein, denn das Mittel iſt ſchlimmer als das Uebel, und alle Banditen zuſammengenommen würden ſchwerlich ſo viel Unheil anſtiften als dieſer wahrſcheinlich Schaden thun wird. Nicht blos hat er ſchon 7000 Ducaten Gehalt und wird von einem zahlreichen Gefolge von Glücksrittern und Clienten begleitet, ſondern er hat auch zwei Compagnien ſpaniſchen Fußvolks und eine Menge Reiterei bei ſich welche Alles ausplündern werden. Und es heißt dies Treiben werde mehre Monde währen. Die erſte Probe haben ſie ſchon in Nola gezeigt, wo man ſich, abgeſehen von der Einquartierung, mit einem tüchtigen Geſchenk hat loskaufen müſſen.[128]

Und unter dem Herzoge von Medina war es um nichts beſſer. Längere Zeit hindurch, ſchreibt einer der Nachfolger des genannten Agenten, haben die ſpaniſchen Soldaten wegen Mangels an Sold und Koſt bei Tag und Nacht in ganzen Haufen öffentlich geraubt. Was ſie an Brod und ſonſtigen Nahrungsmitteln fanden nahmen ſie mit Gewalt weg. Da hat es denn zwiſchen ihnen und den Verkäufern Schlägerei und

Wunden abgesetzt und letztere haben sich an den Deputirten des Bürgerstandes gewandt, damit dem Uebel gesteuert würde, da sonst eine Empörung des Volkes gegen die Soldaten zu befürchten stände, umsomehr als bei Nacht eine Menge Mordthaten vorfielen. Seine Excellenz hat auch die Truppen im Arsenal versammelt und ihnen Sold auszahlen lassen, zugleich aber die Hauptleute abgesetzt die ihren Soldaten solche Diebereien nachgesehen hatten. [12]

Nach Allem was vorausgegangen ist es leicht, sich von der Art wie in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Justiz verwaltet wurde, einen Begriff zu machen. Furchtbare Strafen und keine Gerechtigkeit. Eine Menge verworrener Gesetze und nichts als Willkür. In Civilprozessen Instanzen über Instanzen, Käuflichkeit der Richter und Spitzfindigkeiten der über alles Maß gesteigerten Schaar der Advocaten; in Criminal-Sachen Grausamkeit oder Abfinden mit Geld. Obrabschneiden, Handabhauen, mit Zangen-Zerreißen, Rädern, Alles das finden wir, daneben Verbannung ganzer Familien, Zerstören der Wohnungen, Vernichten von Ortschaften. Nicht blos Ossuna verurtheilte ohne Procedur. Unter dem Grafen von Benavente wurden Angeklagte ohne Urtheil auf die Galeeren gesandt weil an Ruderknechten Mangel war. Der Deputirte des Proviantamts machte es eben so mit Krämern wenn er sie auf einem Vergehn ertappte, und

wer Nachts aufgefangen ward und ſich nicht ausweiſen konnte, mußte gleich ans Ruder. Für Geld dagegen, oder wenn man den Kopf eines Banditen einlieferte, erlangte man auch nach einem Mord Strafloſigkeit. [130]

Wußte ſich der Adel durch Präpotenz oder Gold meiſt den Strafen zu entziehn, ſo gab es für das ganze Volk ein Mittel der Juſtiz zu ſpotten, welches namentlich in der Zeit wovon hier die Rede iſt zu den ſchreiendſten Misbräuchen führte. Es war das Aſilrecht der Kirchen und Klöſter. Je größer deren Zahl in der Hauptſtadt und im ganzen Reiche, um ſo ärger war die Verlockung. Je ſchnöder der Misbrauch, um ſo häufiger war die Verletzung des Aſils durch die Juſtizleute und Häſcher. Die Folgen waren dann ſtete Zwiſte mit den Biſchöfen und Nunzien, Drohungen, Mandate, Excommunicationen wegen uſurpirter Jurisdiction. Der päpſtliche Nunzius ſelbſt meldete im Jahre 1600, die Aufnahme der Banditen an gottesdienſtlichen Orten und deren Umgang mit den Klerikern und Mönchen gewiſſer Klöſter ſei zu dem Punkte geſtiegen, daß es durchaus nothwendig ſei Maßregeln zu treffen um zu verhindern, daß Kirchen und Klöſter immerfort von den Juſtizbeamten durchſucht würden welche laut klagten, dieſe Klöſter und Kirchen ſeien Schlupfwinkel von Geſindel und Mördern geworden, was leider nur zu wahr ſei. Benediktiner von Monte-Vergine bei Avellino, welche ein Kloſter in der Gegend von Troia in Apulien hätten, nähmen

die Uebelthäter nicht nur auf ſondern theilten den Raub mit ihnen und dienten ihnen als Briefträger. Es ſei ein wahrer Scandal der immer ärger werde und nur zu Gewaltſchritten der weltlichen Obrigkeit führen könne unter denen die Würde der Kirche leiden müſſe.[131] Der Nunzius iſt ein unverfänglicher Zeuge wenn er an ſeinen Hof über das wüſte Leben eines Theils der Geiſtlichkeit und Derjenigen berichtet welche vom Klerikat nur den Namen und die Tracht, bisweilen ſelbſt dieſe nicht, hatten und die daran geknüpften Privilegien des eximirten Gerichtsſtandes zu allen erdenklichen Schlechtigkeiten benutzten. „Es iſt nur zu wahr, ſchreibt Monſignor Aldobrandini, daß es nichts gibt was die Kloſtergeiſtlichen in dieſem Lande nicht zu thun wagen, ſo lax iſt ihre Disciplin geworden. Man muß auf irgend ein Mittel ſinnen, der Nachläſſigkeit ihrer Obern abzuhelfen.“ Der Graf von Lemos hatte bald nach ſeiner Ankunft mit dem Nunzius eine Unterredung, in welcher von dem zuchtloſen Leben des Klerus die Rede war, namentlich jener Kleriker die man „wilde“ (salvatichi) nannte und welche zu der obenbezeichneten Claſſe gehörten. Da der Vicekönig äußerte, es widerſtrebe ihm, Geiſtliche auf der Galeere und jeder Schmach preisgegeben zu ſehn, mußte Aldobrandini ihm zur Antwort geben: es ſei das einzige Mittel ſie zu züchtigen und die Galeere rette ſie oft vor dem Galgen.[132]

Man mag ſich vorſtellen, was unter ſolchen Um-

ſtänden die Aſile waren. Die Päpſte Clemens VIII und Paul V bemühten ſich eifrig dem Unweſen zu ſteuern. Beide ertheilten dem Nunzius Facultät, auf's ſchärfſte gegen die Mitglieder des Clerus, Kloſter- oder Weltgeiſtliche, einzuſchreiten welche Miſſethätern Aufnahme und Schutz gönnten. Kein Privilegium welches es immer ſei ſollte dagegen gelten. Alle Geflüchteten ſollten ausgetrieben werden, und zwar unter Beiſtand der Prieſter.[133] Binnen ſechs Monaten ſollten Kirchen und Klöſter gereinigt ſein, müßte auch die Hülfe des weltlichen Arms dabei angerufen werden. Wie wenig dies fruchtete zeigt der Umſtand, daß im Jahre 1617 der Erzbiſchof Cardinal Decio Caraſa auf Befehl Papſt Gregors XV eine ähnliche Verordnung erlaſſen mußte.[134] Da die Geiſtlichkeit ſelbſt keine Polizei hielt, ſo ſchritt die Obrigkeit ein wenn es ihr gutdünkte und nahm nicht den mindeſten Anſtand Laien aus den Kirchen herauszuholen indem ſie erklärte, die betreffende Bulle Gregors XIV exiſtire für ſie nicht, da ihr nie das Exequatur ertheilt worden ſei. Oſſuna ließ einmal eine Menge Uebelthäter und ſelbſt mehre Kleriker greifen und auf die Galeere bringen: nach einigen Tagen kehrten ſie indeß zu ihren Aſilen zurück.[135] Unter Alba brachte Einer dem Richter Don Michele Sanſelice eine tiefe Kopfwunde bei, flüchtete ſich in eine Kirche, wurde ſogleich verhaftet und gehangen — der Richter aber der ihn verurtheilt wurde excommunizirt und konnte lange Zeit

seinem Amte nicht vorstehn.[136] Unter Monterey verhafteten Sbirren und Gerichtspersonen in S. Domenico Soriano den Predigermönch Fra Tommaso Pignatelli, einen natürlichen Sohn des Fürsten von Noia, und führten ihn erst vor den Vicekönig dann ins Criminalgefängniß. Er war der Vergiftung so wie des Versuches angeklagt, durch äußere Mittel ansteckende Krankheiten zu erzeugen — jenes Verbrechen an welches man zur Zeit der Athenischen Pest des Thucydides wie während der Verheerungen der Cholera in den dreißiger Jahren geglaubt hat, und dessen Annahme im Jahre 1630 in Mailand den berüchtigten Prozeß der Untori herbeiführte, welcher mit seinen Anlässen und Folgen in dem schon erwähnten Buche geschildert worden ist das, obgleich Roman, mehr denn irgend ein Geschichtswerk zur Kenntniß des wahren Zustands der Lombardei unter der spanischen Herrschaft beigetragen hat. Der Papst, welchem über den Fall berichtet ward, beauftragte dann den Nunzius mit der Instruction des Prozesses.[137] Der Herzog von Medina ließ zwei salernitanische Edelleute, welche sich wegen verschiedener Verbrechen in Sant' Orsola geflüchtet hatten und Nachts neues Unwesen trieben, ohne weiteres herausholen und enthaupten. Das Asil, sagte er, könne doch wahrlich nicht zum Deckmantel für stets wiederholte Missethaten dienen. Die vielen in Kirchen und Klöstern Verborgenen bekamen

dadurch einen ſolchen Schreck, daß ſie ſich meiſt anwerben und nach Spanien einſchiffen ließen.[138]

Es gab keine Unordnung, keine Entheiligung, kein Unglück, die nicht durch ſolche Misbräuche veranlaßt worden wären. Die ſcheuslichſten Verbrechen wurden in und neben den Kirchen begangen. Den Gottesdienſt ſtörten jeden Augenblick Lärm und Zank. Ein Vagabund ermordete den Andern in Sto Stefano bei Porta Capuana, und rettete ſich dann durch die Flucht.[139] Verſchiedene Miſſethäter welche in einer an die Kirche San Giorgio auf dem alten Markt ſtoßenden Kammer hauſten, gingen mit dem Feuer ſo nachläſſig um daß die Kirche bis auf den Grund abbrannte.[140] Mit Mühe rettete man die Reliquien.

Die Eiferſucht zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, beſonders aber zwiſchen Rom und den Vicekönigen (denn ein Theil des Clerus namentlich des regulären pflegte ſich auf Seite der letztern zu ſtellen), verhinderte immer wieder ein Zuſammenwirken welches allein ſolchen Uebelſtänden zu ſteuern vermogt hätte. Auch wenn nicht offenbare Mishelligkeiten ſtattfanden, wie unter der Regierung Papſt Urbans VIII der zum ſpaniſchen Hofe in unfreundlichen politiſchen Beziehungen ſtand, fehlte es an rechter Harmonie. Ein Theil ſah in dem andern einen Nebenbuhler und Gegner, vor deſſen Uebergriffen er ſich zu hüten hätte. Die geiſtlichen Gerichte erſchwerten den weltlichen ihre Thätigkeit:

die weltlichen bestritten immerfort die Jurisdiction der geistlichen. Letztere klagten daß die ordentlichen Tribunale alle Fälle von Meuchelmord, mogten auch Geistliche darin verwickelt sein, an sich zogen und Todesurtheile ausführen ließen, daß dieselben das Forum ecclesiasticum in gemischten Fällen abwiesen, daß sie über die weltliche Dienerzahl von Geistlichen Gerichtsbarkeit in Anspruch nahmen und was dessen mehr ist. Alles war auf die Spitze gestellt. Ein merkwürdiger Fall aus dem Jahre 1643 gibt ein deutliches Bild dieser unnatürlichen Zustände. Eines Morgens im Juli waren die Deputirten der Sedilen, denen das Proviantwesen oblag, mit der Revision der Bäckerläden beschäftigt. Im Toledo, in der Nähe des Nunziaturpalastes, ließen sie Brod wiegen um sich zu überzeugen daß es das richtige Gewicht habe, als ein Diener des Nunzius Altieri („ein Gezücht von Halbpriestern" wie der Berichterstatter sich ausdrückt) darüber kam und den Deputirten sagte sie sollten das lassen: das Brod sei aus seiner Bäckerei. Die Bäckeröfen der Klöster und aller geistlichen Orte waren nämlich frei, womit viel Unfug getrieben ward. Es war eine Lüge, aber der Mensch war so frech daß, als der Deputirte des Bürgerstandes sich in seinem Amte nicht hindern ließ, er eine Pistole zog und auf ihn zielte. Die Diener der Eletti griffen ihn: er ward vor das Tribunal in San Lorenzo gestellt, man gab ihm ein Paarmal

die Wippe und hielt ihn gefangen. Der Nunzius gerieth in heftigen Zorn und excommunizirte die Deputirten; diese sandten einen Bevollmächtigten nach Rom sich über den Nunzius zu beklagen, und nahmen zugleich den Beistand des Vicekönigs in Anspruch. Der Herzog von Medina antwortete, wenn sie den Delinquenten sogleich aufgeknüpft hätten so würde er nichts einzuwenden gehabt haben; jetzt wolle er sich in keine Händel mit dem Nunzius einlassen. Sie mögten selbst in Rom auf die Abberufung Monsigner Altieri's dringen; es würde nicht das erste Mal sein daß so etwas vorkomme. [141]

Die Uebelstände waren um so größer, wenn die Persönlichkeit des Erzbischofs von Neapel die Conflicte nicht vermittelte. In den nachfolgenden Blättern wird der Cardinal Ascanio Filomarino, welcher im Jahre 1641 dem Cardinal Francesco Buoncompagno in der erzbischöflichen Würde nachfolgte, oft genannt werden. Vornehmer Familie angehörend, war Ascan im Jahre 1583 geboren, hatte in seiner Jugend meist in Rom gelebt und war dort in genaue Beziehungen zur Barberinischen Familie getreten. Als Urban VIII zur Regierung kam nahm dieser ihn in die Prälatur auf. Er schloß sich dann dem Cardinal Francesco Barberini Neffen des Papstes an, folgte diesem auf seinen Legationen, nach Paris und Madrid wie nach Bologna und Urbino, ging als Ab-Legat nach Spanien und sollte

Erzbiſchof von Salerno werden, was er aber ausſchlug. Wie geſagt verlieh Urban VIII ihm das Erzbisthum Neapel und, der Sitte gemäß, bald darauf die Cardinalswürde. Ascan Filomarino war ein beſchränkter und kleinlicher Geiſt, aber ein vorſorglicher und liebevoller Oberhirt, wodurch die große Anhänglichkeit des Volkes ſich erklärt. Er ſchien die Abneigung der Barberinen gegen Spanien mit den Antipatien eines Theils des neapolitaniſchen Adels zu vereinigen. Zwiſchen ihm und dem Herzog von Medina kam es zu offnen Mishelligkeiten. Wegen leerer Ceremonienſachen ſtritten ſie ſo daß der Erzbiſchof über den Vicekönig die Excommunication ausſprach, der Vicekönig des Erzbiſchofs Verwandte im Fort von Gaeta einſperren und demſelben befehlen ließ, Neapel zu verlaſſen, wenn nicht augenblicklich die Einkünfte der Kirche mit Beſchlag belegt werden ſollten. Ein rother Hut mache noch keinen Fürſten (Papſt Urban hatte doch erklärt: nostri Cardinales aequiparantur regibus!) und er als Herzog von Medina ſei von ganz anderm Adel als das ganze Haus der Filomarino. Man fürchtete, der erzürnte Prälat würde das Interdict über die Stadt ausſprechen. [142] Aber im folgenden Monat wurde Medina abberufen und der Streit ſcheint ſich gelegt zu haben. Nicht ſo, daß der Cardinal nicht einen tiefen Groll gegen die Spanier bewahrt hätte, welcher deutlich ward als er während der Empörung des Jahres 1647 für

das Volk, das ihn vergötterte und sich von ihm mehr als von irgend Einem leiten ließ, auf eine Weise Partei nahm, welche ihn in eine ganz unhaltbare Stellung zu Spanien hätte bringen müssen, hätte Spanien damals nicht Grund gehabt, Manches durch die Finger zu sehn. Noch mehr aber als mit den ausländischen Gewalthabern verfeindete sich Ascan Filomarino bei jener Gelegenheit mit dem neapolitanischen Adel, zu welchem er sich in die schroffste Opposizion stellte, obgleich er aus demselben hervorgegangen war.

So waren die öffentlichen Zustände in Neapel während der ersten zwanzig Jahre der Regierung König Filipps IV beschaffen. Von dem Leben was man führte, den Sitten der höhern Stände, den geselligen Verhältnissen wird bald die Rede sein. Hier möge nur die Bemerkung stehn, daß inmitten aller Noth und aller Verwilderung die Vicekönige ein glänzendes und lustiges Leben führten. Die Hofhaltung war nie reicher und verschwenderischer gewesen. Der ganze Zuschnitt derselben war seit Toledo's Tagen fast mehr für einen Herrscher als für einen noch so hoch stehenden Unterthanen berechnet. Palastämter und militairische Würden, ein Cappellano maggiore welchem die priesterliche Aufsicht über die Truppen anvertraut war, Nobelgarden und zahlreiche Dienerschaft machten die vicekönigliche Wohnung zu einer wahren Residenz, und die spanische Etikette überwachte strenge alle geschäftlichen sowol wie

geſelligen Verhältniſſe und beleidigte oft den Adel welcher ſich nicht geringer dünkte als ſeine ſpaniſchen Gebieter. Einzug und Cavalcaden der Vicekönige waren prächtig. Sie ſtiegen nach ihrer Ankunft gewöhnlich in einer der Villen vornehmer Familien an Poſilipp und Chiaja ab um zu warten, bis der Vorgänger den Palaſt geräumt. Dann fuhren ſie in reichgeſchmückten Feluken zum Hafen wo ein Molo von Holz, mit rothem Damaſt bedeckt, mit einem buntfarbigen Baldachin überſpannt, für ſie gebaut war. Unter Muſik und Geſchützſalven ſtieg der Vicekönig ans Land wo die Deputirten der Stadt ihn empfingen, während die Soldaten der Leibwachen und die Matroſen der königlichen Galeere, einem alten Vorrecht zufolge, Molo und Baldachin plünderten und dabei ein Scharmützel lieferten. In reichen Carroſſen fuhren Seine Excellenz und Gefolge nach dem Palaſt. Am folgenden Tage große Cavalcade, an welcher bisweilen zweihundert Edelleute vom hohen Adel theilnahmen, erſt nach dem Dome, an deſſen Thore der Erzbiſchof mit dem Clerus den Repräſentanten des Monarchen empfing und wo das Tedeum geſungen wurde, dann durch die Stadt. Dies war die Beſitznahme (il Possesso). Je nach Karakter und Geſchmack des Einzelnen ging es mehr oder minder prächtig zu. Der ältere Herzog von Oſſuna richtete Alles glänzend ein: er ſelbſt erſchien ganz in weißer Seide, mit hohen wehenden Federn, Degen,

Koppel, Sporen und Steigbügel vergoldet, die Pferdedecke ſtrotzend von den reichſten Goldſtickereien. Unter ſolchen Herren mußte dann Alles großartig hergehn, Feſte und gewöhnliches Leben. Sie machten Geſchenke wie Könige. Wenn ſie im Lande umherreiſten, geſchah's mit zahlreichem Gefolge. Als der Herzog von Alcalà im April 1630 nach Amalfi ging, in der Kapelle des heiligen Matthäus ſeine Andacht zu verrichten, fuhr er am erſten Tage bis Torre del Greco wo die Fürſtin von Stigliano ihn bewirthete, am zweiten nach Nocera wo er beim Herzoge, auch einem Caraſa, einkehrte, am dritten bis Salern wo der Erzbiſchof Cardinal Savelli ihn aufnahm. Erſt am vierten Tage erreichte er den Ort ſeiner Beſtimmung. [143]

Monterey und Medina ſuchten es ihrem Vorgänger Oſſuna gleichzuthun welcher wie ein Souverän gewirthſchaftet hatte: Medina konnte dies, denn durch ſeine Gemalin war er der reichſte Mann im Königreich. Und nie war das Elend ſo groß daß man nicht, wie für Madrid Donative, für die Repräſentanten Madrids Geſchenke aufzutreiben gewußt hätte. Der Herzog von Alba, obgleich er ſich mit der Stadt ſchlecht geſtellt und ſchon die Sporen an den Stiefeln hatte um das Land zu verlaſſen, erlangte noch im Scheiden ein Geſchenk von 75,000 Ducaten und reiſte dann ab ohne ein Wort des Danks zu ſagen. [144] Königliche Schreiben unterſagten zwar ſolche Gaben, aber man ſcheint

ſie nicht ſehr beachtet zu haben. Don Pedro de Toledo erhielt einmal 22,000 Ducaten, der ältere Herzog von Alba 25,000, ebenſoviel der ältere Graf von Lemos und der Graf von Benavente, der erſte Herzog von Alcalà 50,000, Oſſuna 40,000 und was deſſen mehr iſt. Man wollte im Jahre 1639 der ſteinreichen Herzogin von Medina 50,000 Ducaten ſchenken, aber der Antrag fiel durch. Wie viel man dem Grafen von Monterey ſchenkte wird nicht angegeben, aber Don Francesco Capecelatro berechnet daß während ſeiner ſechsjährigen Verwaltung an 45 Millionen Ducaten erpreßt wurden, wovon nicht über ſiebenzehn in die königlichen Kaſſen floſſen während er und ſeine Helfershelfer den Reſt einſteckten. Bei ſeiner Abreiſe waren vierzig Schiffe nöthig ſeine Habe wegzuſchaffen: 4300 Päcke enthielten koſtbares Hausgeräth, goldene und ſilberne Geſchirre, Bilder und andere Kunſtſachen und baares Geld. Und Manches hatte er ſchon vorausgeſandt.[145] Er benutzte Alles um Geld zu machen. Durch einen ehemaligen ſchlechten Comödianten Namens Geronimo Favella welcher, nachdem er auf der Bühne als Innamorato durchgefallen Zeitungſchreiber geworden und als ſolcher von Monterey in Dienſt genommen worden war, ließ er eine Menge falſcher Nachrichten fabriziren und in Umlauf ſetzen. Jede Niederlage der Spanier wurde ein Sieg und dieſer Sieg wurde dann Anlaß zu einer neuen Forderung und einem neuen Geſchenk, deſſen

Nothwendigkeit oder Convenienz der Vicekönig mit groſſer Beredſamkeit demonſtrirte.[165] Das Volk verhungerte unterdeß und hatte regelmäßig drei Viertel der öffentlichen Laſten zu tragen.

Das Jahr 1644 war herangekommen. Die ſpaniſche Monarchie, von äußern und innern Feinden gedrängt, mit bankerotten Finanzen und täglich geſchlagenen Armeen, erndtete die traurigen Früchte der Politik des Herzogs von Olivares, als die Macht des allmächtigen Miniſters unter der Laſt des Haſſes und der Verwünſchungen des ganzen Landes zuſammenbrach. Seine Ungnade hatte die Abberufung ſeines Schwiegerſohns zur Folge. Am 6. Mai 1644, nach mehr denn ſechsjähriger Verwaltung, räumte der Herzog von Medina ſeinem Nachfolger, dem Almirante von Caſtilien, den Platz. Man ſchätzte die Summen welche er während dieſer ſechs Jahre aus dem Königreich in einer oder andern Form herausgezogen haben ſoll, auf dreißig Millionen Ducaten. Bei ſeinem Abgange ſoll er geſagt haben, er laſſe Neapel in einem Zuſtande daß nicht vier gute Familien ein gutes Gericht auftiſchen könnten. Wenn heute der Bewohner der Hauptſtadt die breite und volkreiche Strada Medina entlang geht, oder den Brunnen und das Thor betrachtet die nach dieſem Vicekönige den Namen tragen, denkt er ſchwerlich dieſer jammervollen Zeiten.

Der glänzende leichtſinnige Medina machte einem ältern gewiegten beſonnenen Manne Platz. Don Juan

Alfonso Enriquez de Cabrera, Almirante von Castilien, hatte im Kriege wichtige Dienste geleistet. Im Jahre 1638 hatte er den Prinzen von Condé zur Aufhebung der Belagerung von Fuenterabbia genöthigt und war drei Jahre lang Vicekönig von Sizilien gewesen. Don Luis de Haro, welcher allmälig bei König Filipp einen bedeutenden Theil des Einflusses gewann, den der Conde-Duque gehabt hatte, soll den Admiral nach Neapel gesandt haben weil er ihn als Nebenbuhler in Madrid fürchtete. Aber seine Verwaltung währte nicht lange. Er überzeugte sich bald von der Unmöglichkeit in derselben Weise zu regieren wie seine Vorgänger. An ihn wie an diese ergingen dieselben Aufforderungen Geld zu schaffen: die Jahressumme des unter Medina bewilligten Donativs von eilf Millionen ließ sich nicht zusammenbringen, und schon ward ein neues verlangt. Der Vicekönig hatte Mitleid mit dem Lande und Volke. Er bat man möge ihn abberufen: er könne es nicht ertragen daß ein so kostbarer Kristall in seiner Hand zerbrechen sollte. Man rief ihn ab: es hieß er sei nicht fähig ein Mönchskloster zu regieren geschweige einen Staat wie Neapel. Er war nicht ganz zwei Jahr dort gewesen, als der Herzog von Arcos sein Nachfolger ward.

Wir nähern uns der verhängnißvollsten Epoche der spanischen Herrschaft. Der Zustand des Königreichs war nachgerade unerträglich geworden. Das Elend der niedern Classen war grenzenlos. Die Vornehmen waren

durch die ſchweren Opfer, welche ſie bereitwillig zur Fortſetzung des Krieges gegen Frankreich gebracht hatten, um einen bedeutenden Theil ihrer disponibeln Einkünfte gekommen. Man hatte gehofft, Olivares' Sturz werde einen Wechſel herbeiführen: aber die Monarchie war zu tief in das politiſche Syſtem dieſes Mannes hineingerathen um ſogleich einen andern Weg einſchlagen zu können. Frankreich, das die Demüthigung des Hauſes Habsburg vollenden wollte, ließ keine Wahl. Die letzten Kräfte ſollten aufgeboten werden den Kampf zu beſtehn. Neapel hatte während der kurzen Zeit der Verwaltung Enriquez' verhältnißmäßig Ruhe genoſſen: nun ſollte es wieder heran. Don Rodrigo Ponce de Leon Herzog von Arcos ſollte vollbringen was der Almirante von Caſtilien nicht gekonnt oder nicht gewollt hatte. Er hatte als Vicekönig von Valencia wenigſtens beim Hofe ſich einen guten Namen gemacht. Aus frühern Zeiten ſchon hatte ſich der Ruf der Kühnheit und des Unternehmunggeiſtes dieſem Namen vereint, wenngleich nicht die Aureole des Glücks ihn umgaben. Don Juan Ponce de Leon, einer der Unterbefehlshaber Ovando's, des Nachfolgers Colombo's in der Verwaltung der Antillen, hatte im Jahre 1512 die Küſte Florida's entdeckt. Unter den Eingebornen der Inſel Puertorico, welche Don Juan ſpaniſcher Herrſchaft unterworfen hatte, lebte eine Sage von einem Quell ewiger Jugend der auf einem der Eilande des großen Golfs ſprudeln ſollte. So

manche Träume der Caſtilianer waren Wahrheit geworden, daß ihre Fantaſie ihnen nichts mehr als außer dem Bereiche der Möglichkeit liegend erſcheinen ließ. Hatte doch Colombo ſelbſt den Ort zu finden geglaubt wo das Paradies der erſten Menſchen geweſen! Juan Ponce de Leon fand nicht den Jugendquell ſondern den Tod im Kampfe mit den Eingebornen: aber er entdeckte einen blühenden und fruchtbaren Theil des Feſtlandes, den nördlichſten Punkt damaliger ſpaniſcher Eroberungen.

Der Herzog von Arcos hatte am 11. Februar 1646 Beſitz genommen. Nicht drei Monate war er in Neapel als der Cardinal Mazarin, nicht zufrieden damit, Spanien in Flandern und Burgund zu bekämpfen, den Aufſtand der Catalanen zu unterſtützen, den Unabhängigkeitskrieg der Portugieſen zu ermuthigen, eine Diverſion an der italieniſchen Küſte machte die zwar nur halb gelang aber die ganze Halbinſel in große Aufregung verſetzte.

Im Augenblick wo der Schlüſſel Flanderns, Dünkirchen, verloren ging, verließ eine mit beinahe ſiebentauſend Mann Landungstruppen bemannte Flotte die Küſte der Provence. Der Admiral Herzog von Brézé befehligte ſie. Am Var nahm ſie den Prinzen Thomas von Savoyen auf welchen der Cardinal durch Vorſpiegelung einer ſüditalieniſchen Krone für das Unternehmen gewonnen hatte. In den Gemäldeſammlungen zu Turin und Berlin ſieht man, beidemale von Van Dycks Hand, das ſprechende Bildniß des Stifters der Carig-

nanſchen Linie welche im Jahre 1831 Sardiniens Königsthron beſtieg. Dieſe männlichen Züge, dieſer entſchloſſene Ausdruck, dies lebendige Auge, dieſe blühende Carnation zeigen uns den Mann welcher für ſeine Heimath hätte bedeutend werden können, wären die italieniſchen Verhältniſſe nicht von der Art geweſen daß ſie den Ehrgeiz ſtachelten und nicht befriedigten, während ſich Kraft und Talent nutzlos in Zwiſt und Intriguen erſchöpften. Lange auf ſpaniſcher Seite weil er ſeiner Schwägerin Madame Royale, Heinrichs IV männlicher Tochter, die Regentſchaft in Piemont nicht gönnte, hatte Prinz Thomas endlich Mazariniſchen Vorſtellungen ein Ohr geliehen und das Commando der gegen die ſpaniſchen Beſitzungen in Italien gerichteten Expedizion übernommen. Den toscaniſchen Präſidien galt der erſte Schlag. Schon oben ward geſagt daß König Filipp II ſich den Beſitz dieſer Küſtenorte vorbehalten, um in Mittel-Italien feſten Stand zu haben. Sie waren wie eine Kette am Fuß Toscana's. Eine gewaltige Maſſe übereinandergethürmter Felſen, nur durch zwei ſchmale Landſtreifen mit dem Continent zuſammenhangend, ſchiebt ſich der Monte Argentaro weit hinaus ins Tyrrheniſche Meer das um den Saum des mächtigen Vorgebirges brandet. Um ihn liegt die Gruppe der kleinen Häfen die einſt für die Republik Siena nicht ohne Wichtigkeit waren obgleich Siena nie zu einem Handelsſtaate wurde. Hier wurde noch ge-

kämpft als im Jahre 1555 Siena, ausgehungert und menſchenleer, bereits der Uebermacht unterlegen war; hier focht der heldenmüthige Piero Strozzi gegen ſeinen glücklicheren Gegner den Marcheſe von Marignano, welcher einen nach dem andern dieſer ſchwachen Küſtenorte einnahm. Südlich Port' Ercole, nördlich Santo Stefano, in neueſter Zeit des toscaniſchen Herrſchers Zufluchtsort vor der demokratiſchen Umwälzung in ſeinem Lande; noch nördlicher in einiger Entfernung an der ungeſunden Maremmenküſte Talamone, wo König Ladislaus' Flotte die der Florentiner ſchlug und wohin die Letzteren ihre Niederlaſſungen für den Seehandel zu verlegen dachten als ſie den Piſaner Hafen aufgeben mußten. Der wichtigſte Punkt aber iſt Orbetello, auf der Spitze einer Landzunge ſozuſagen mitten in dem See gelegen welcher von jenen zwei ſchmalen Erdſtreifen eingedämmt, den Mont'Argentaro zur Halbinſel macht die man von Ferne ſchon aus dem Wellenſchooſe ſich erheben ſieht.

Gegen dieſe Küſte wandte ſich die franzöſiſche Flotte. Die kleinen Häfen waren im Nu genommen, aber der Herzog von Arcos hatte Zeit gehabt, ſiebenhundert Mann unter einem tapfern und geübten Kriegsmann, dem Neapolitaner Don Carlo della Gatta, mit Geld und Vorräthen nach Orbetello zu werfen. Der Prinz von Savoyen begann die Belagerung. Die neapolitaniſchen Galeeren erlitten bei Palo einen bedeutenden Verluſt; die Veſte widerſtand mannhaft, aber der Aus-

gang wäre ſchwerlich ein günſtiger geweſen, hätte nicht die franzöſiſche Flotte in einem Seegefecht gegen die herbeigeeilte ſpaniſche ihren Admiral verloren und das Weite geſucht. Eine zweite neapolitaniſche Hülfsmacht unter dem Marcheſe di Torrecuſo kam Orbetello von der Landſeite zu Hülfe, ſo daß die Franzoſen nach mehr denn zweimonatlicher Belagerung am 24. Juli die Trancheen verließen und ſich auf ihre Transportſchiffe zurückzogen die ſie zu den provenzaliſchen Küſten heimführten.

Je größer der Jubel in Spanien und Neapel war, umſoweniger konnte ſich Mazarin zufrieden geben über das Mislingen ſeines Planes. Kaum vernahm er daß die ſpaniſche Flotte die italieniſchen Häfen verlaſſen habe, als die franzöſiſche von neuem auslief. Die Marſchälle La Meilleraie und Du Pleſſis Praslin commandirten die Expedizion. Man glaubte ſie wiederum gegen die Präſidien oder gegen Neapel ſelbſt gerichtet, als ein Theil der Flotte am 27. September im Golf der Stella an der Südküſte Elba's 3000 Füßer und 300 Reiter mit zahlreichem Belagerungsgeſchütz ausſetzte. Die andere Abtheilung wandte ſich unterdeß dem Feſtlande zu und begann am 5. October die Belagerung von Piombino welches Don Niccolo Ludoviſi Fürſt von Venoſa als Reichslehn unter ſpaniſcher Hoheit beſaß. Piombino liegt, von Natur feſt, auf einem Vorgebirge: ein einziges Thor hat die Landſeite wie Gaeta Aber man war nicht vorbe-

reitet auf einen Angriff und nach vier Tagen ergab ſich die Veſte.

Länger währte der Kampf auf Elba. Heutzutage liegen die Befeſtigungen von Porto Lungone in Trümmern, aber es war eine ſtarke Veſte, deren Bau die Spanier im Jahre 1602 in günſtiger Lage begonnen hatten. Die Cittadelle von Antwerpen ſoll das Vorbild geweſen ſein. Fünf große Baſteien waren miteinander durch Cortinen verbunden welche durch Halbmonde gedeckt wurden; vier gedeckte Gänge und bombenfeſte Caſernen für 2000 Mann bildeten mit denſelben ein anſehnliches Fort. Nur achtzig Mann Beſatzung waren da, aber ſie verloren den Muth nicht. Ihre Batterien wurden ſo gut bedient daß ſie die feindlichen meiſt demontirten. Doch die Uebermacht war zu groß. Am 26. October war die Breſche practikabel. Der erſte Sturm wurde abgeſchlagen, aber vier Tage darauf mußten die Belagerten capituliren. Eine franzöſiſche Denkmünze mit der Inſchrift: Plumbino et Porto lungo expugnatis MDCXXXXVI diente zur Erinnerung an die Eroberung, welche Frankreich zwei wichtige Waffenplätze in der Nähe der ſpaniſchen Beſitzungen gab, und indem ſie den Canal von Piombino beherrſchte die Communication zwiſchen Neapel und Spanien wenn nicht unterbrach doch ſehr erſchwerte. Zugleich ließ Mazarin ſich angelegen ſein den Großherzog Ferdinand in das franzöſiſche Intereſſe zu ziehn,

indem er ihm Elba und die Präſidien als Preis zuſagte. Der Preis war lockend, aber die Mediceer, obgleich neutral in dieſem Kampfe, waren mit zu vielen Banden an Spanien gefeſſelt und mistrauten zu ſehr dem alten Wankelmuth franzöſiſcher Politik. Mehr denn anderthalb Jahrhunderte ſollten noch vergehn bevor Toscana ſeine natürlichen Grenzen erlangte.[147] Mehr Eindruck als auf den Großherzog machten die Fortſchritte der Franzoſen auf Papſt Innocenz X, welcher den Vorſtellungen Mazarins zu Gunſten der Nepoten ſeines Vorgängers, der einſt ſo übermüthigen Barberini, Gehör gab, ſie wieder zu Gnaden aufnahm und ſich mit Frankreich verſtändigte ohne mit Spanien zu brechen.

Der Herzog von Arcos befand ſich in bedrängter Lage. Neapel war ſo erſchöpft daß man nicht wußte wie man die Rückſtände der letzten Donative aufbringen ſollte. Und nun war das Königreich ſelbſt vom Feinde bedroht. In aller Eile ließ er Gaeta rüſten. Er befahl die Landmiliz ſolle ſich zum Marſch bereit halten, aber dieſe erklärte ſie ſei nicht zum auswärtigen Dienſt verpflichtet. Mit Hülfe einer freiwilligen Anleihe von Baronen und reichen Leuten bewerkſtelligte er einige Truppenwerbungen, namentlich in Teutſchland. Auch die Flotte ſetzte er ſo viel wie möglich in guten Stand: es war nöthig, denn eine kleine franzöſiſche Eſcadre mit Brandern hatte die Frechheit im Golf von

Neapel ſelbſt zu erſcheinen. Kaum war ſie weg, ſo ereignete ſich ein großes Unglück. In der Nacht des 12. Mai 1647 flog das Admiralſchiff, die Capitana, in die Luft. Vierhundert Menſchen verloren das Leben — dreihunderttauſend Ducaten außer Schiff und Kriegsbedarf betrug die Einbuße. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr: an allen Häuſern der Seeſeite blieb nicht eine Scheibe heil. Man iſt dem Anſtifter, wenn's nicht ein unſeliger Zufall war, nie auf die Spur gekommen.

Don Rodrigo Ponce de Leon wußte ſich nicht mehr zu helfen. Geld mußte geſchafft werden, es koſte was es wolle. Das Parlament wurde berufen und bewilligte eine Million. Aber wo ſie finden, während von den eilf Millionen Medina's noch drei Viertel rückſtändig waren und man nicht gewagt hatte, eine im Jahre 1645 auf die Wohnungsmiethen in Neapel und ſeiner Umgebung gelegte Steuer von 600,000 Ducaten einzufordern? Es fanden ſich doch Kapitaliſten welche das Geld vorſchoſſen. Um aber die Schuld abzutragen, ſchritt man wieder zu einer Steuer. Es war die Obſtſteuer. Etwa vierzig Jahre früher hatte der Graf von Benavente eine ſolche Steuer einzuführen verſucht, aber es war bei dem bloßen Verſuche geblieben weil das gemeine Volk tumultuirte und das Zollhaus auf dem großen Markte zerſtörte. Da man in Verlegenheit war

was noch zu beſteuern, indem die meiſten Verbrauchsgegenſtände mit zum Theil zwei- und dreifach erhöhten Gabellen beſchwert waren, kam man noch einmal auf dieſen unglücklichen Gedanken.

Das Maß war voll.

Die Geſchichtſchreiber jener Zeit, Neapolitaner und Fremde, erwähnen eines Wortes das mehr denn Alles von dem Zuſtande Zeugniß ablegt in welchem das Königreich ſich befand. Als arme Leute aus der Provinz in die Hauptſtadt kamen und einem der vornehmſten Beamten vorſtellten, es ſei ihnen nichts mehr geblieben um die Habgier der grauſamen unerbittlichen Zoll-Einnehmer zu befriedigen, erhielten ſie zur Antwort, ſie ſollten die Ehre ihrer Frauen und Töchter verkaufen und mit dem Erlös ihrer Verpflichtung nachkommen.

Neapolitaniſche Unterthanen die nach den türkiſchen Küſten ausgewandert waren, meldeten von dort, das Regiment der Ungläubigen ſei beſſer als das des Katholiſchen Königs.

Es fehlte nur noch an einem zufälligen Anlaſſe um den Ausſchlag zu geben.

Ehe wir aber die Ereigniſſe betrachten, welche um ein Haarbreit Spanien um ſeine ſchönſte italieniſche Provinz zu bringen drohten, müſſen wir innehalten um zugleich mit den Ortsverhältniſſen der Stadt Neapel das Leben und Treiben in derſelben in Bildern an uns

vorüberziehn zu laſſen, geknüpft an das Treiben und Leben des Mannes, welcher als Repräſentant der Jugend der vornehmen Stände jener Zeiten gelten kann und an den nachfolgenden ernſten Begebenheiten beſtimmenden Antheil nahm.

Zweites Buch.

Zweiter Abſchnitt.

Diomed Carafa's Jugendleben.

Der Adel im XVII Jahrhundert.

Die männliche Nachkommenſchaft gerader Linie des erſten Grafen von Maddaloni erloſch in der vierten Generation. Es war der dritte Diomed welcher, nachdem er in dem letzten Kriege der Kaiſerlichen und des Herzogs Cosmus von Florenz gegen die Republik Siena eine Compagnie Panzerreiter befehligt und bei dem Feldzuge Alba's gegen Paul IV die Grenzveſte Atri vertheidigt hatte, am 6. April 1558 durch Verleihung König Filipps II den Grafentitel mit dem eines Herzogs vertauſchte. Er ſtarb in demſelben Jahre in welchem jenes furchtbare Schickſal, welches früher erzählt worden iſt, ſeine Vettern von Montorio erreichte. Er war mit einer Verwandten verheirathet, Roberta, der Tochter Antonio's, erſten Herzogs von Mondragone und Fürſten von Stigliano, von einer andern Linie des großen Geſchlechts der Caraſa, deren bald nähere Erwähnung geſchehn wird. Da er kinderlos ſtarb, gingen Titel und Leben auf ſeinen Neffen über, den älteſten Sohn ſeiner Schweſter Donna Girolama, ihrerſeits vermält an einen

der jüngern Söhne des gedachten Fürſten von Stigliano. Von jetzt an finden wir abwechſelnd immer Diomed und Marzio als Taufnamen der Herren von Maddaloni. Der erſte Marzio, des Oheims Erbe als Herzog wie als Graf von Cerreto, war mit einer Spinelli verheirathet und ſtarb im Jahre 1607, unter der Regierung König Filipps III. Sein Sohn Diomed, der auch den Titel eines Marcheſe von Arienzo führte, ehelichte Margherita d'Acquaviva d'Aragona. Von ſeinen Kindern führte Marzio die Hauptlinie fort, während der jüngere Sohn Fabio durch ſeine Heirath mit einer Verwandten den Titel eines Fürſten von Colobrano erbte und die heute noch beſtehende Familie gründete welche unter ſehr veränderten Umſtänden das einſt ſo mächtige Haus der Carafa von Maddaloni repräſentirt.

Don Marzio Carafa zeigte ſich des Namens den er trug und ſeiner durch großen Grundbeſitz wie durch ausgedehnte Clientel über gewöhnliche Verhältniſſe hinaus glänzenden Stellung würdig. Er war nicht viel über zwanzig alt als er zur Theilnahme an dem lombardiſch-piemonteſiſchen Kriege aufbrach, welchen zur Zeit der Verwaltung des Herzogs von Oſſuna in Neapel, Don Pedro's de Toledo Marcheſe von Villafranca in Mailand, die Anſprüche des Hauſes Savoyen auf das Herzogthum Montferrat entzündeten, das nach dem Ausſterben der Paläologen im Jahre 1536 von Kaiſer

Carl V dem Herzoge von Mantua verliehn, bei dem erwarteten Erlöschen der Hauptlinie der Gonzaga Zankapfel der spanischen und der französischen Partei ward und erst achtzig Jahre später den italienischen Provinzen der Krone Sardinien die Abrundung gab, nach welcher ihre Herrscher so lange gestrebt hatten. Ossuna hatte an Toledo einen thätigen Bundesgenossen bei seinen Plänen gegen Venedig: so war es denn nicht mehr denn billig, daß er ihm den Rücken freihielt. Mehr ehrgeizig als bedachtsam, mehr kühn als gewandt, rasch im Befehl und lässig in der Ausführung, hatte Toledo in diesen Kriegen nur geringes Glück, und diese Kriege waren es, welche die Kräfte Neapels über das Maß in Anspruch nahmen. Don Camillo Caracciolo Fürst von Avellino führte vier Compagnien leichter Reiter und sechzehn Compagnien Hommes d'armes; der Herzog von Maddaloni verwendete 25,000 Ducaten um zwei Reitercompagnien, Lanciers und Arquebusiers, zu stellen. Von seinen eignen Vasallen bot er fünfhundert auf mit denen er zum Heere des Marchese von Villafranca stieß, zeichnete sich in zahlreichen Gefechten aus und nahm Theil an der Belagerung von Vercelli. Durch Ossuna's Hülfe und wallonische Truppen verstärkt, war der Governator von Mailand plötzlich im Mai 1617 vor dieser Veste erschienen: Herzog Carl Emanuel that alles Mögliche sie zu entsetzen; die piemontesische Besatzung leistete den tapfersten Widerstand und eine Menge

der besten Offiziere des spanischen Heeres fanden den Tod in den Tranchéen und beim wiederholten Sturme. Aber nach zweimonatlicher Berennung mußte die Stadt doch capituliren, wenn auch unter ehrenvollen Bedingungen. Nach dem Tode des Fürsten von Avellino ward Don Marzio Caraffa General-Capitän der Hommes d'armes und der ganzen leichten Reiterei des Königreichs und starb im kräftigen Mannesalter 1628. Seine Heirath hatte der Familie Aussicht auf einen bedeutenden Zuwachs an Vermögen eröffnet. Donna Maria di Capua Pachero, Tochter des Fürsten von Conca, stammte aus einem der vornehmsten Häuser aragonesischer Partei welches nicht nur im Königreich sondern durch Verschwägerung mit den Zunicas auch in Spanien schönen Besitz hatte. Matteo di Capua Graf von Palena, der Gründer der Familie, hatte sich durch Treue und Tapferkeit um Ferrante und Alfred von Aragon vielfach verdient gemacht und seine Nachkommen hatten immer in glänzendem Styl gelebt, ihrer vornehmen Abstammung entsprechend wie ihrem fürstlichen Vermögen. Wenn der Herzog von Maddaloni durch die Stadt fuhr, geschah's sechsspännig und mit zahlreicher Dienerschaft, und mit sechsen fuhr zu gleicher Zeit seine Gemalin wenn sie die Vicekönigin Herzogin von Ossuna abholte um im Toledo auf und abspazierend das Schauspiel der unaufhörlich hin und her sich

bewegenden Volksmenge zu genießen welches noch neu war für die spanischen Herrschaften.

Diese waren die Eltern von denen Don Diomede Caraffa, fünfter Herzog von Maddaloni, im Jahre 1611 geboren wurde.[1*] Seine Jugend war von Allem umgeben was nach menschlichen Begriffen Glanz nicht nur sondern Glück im Leben sichern kann. Seine Familie war dem spanischen Interesse ergeben und die Spanier schienen auf Jahrhunderte im ruhigen Besitze Neapels gesichert. Mit den edelsten Geschlechtern verschwägert, reich über die gewöhnlichen Privatverhältnisse hinaus, Herr zahlreicher Ortschaften und Gebieter über tausende von Vasallen, nach damaligen Zuständen fast unbeschränkt wenn nicht vor Willkür der spanischen Oberherren gesichert, sah Diomed Caraffa sich im Alter von siebenzehn Jahren an der Spitze seines Geschlechtes. Er war nur fünfzehn alt und führte den Titel eines Marchese d'Arienzo als er auf Befehl des Vicekönigs Herzogs von Alba eine Reitercompagnie von zweiundfünfzig Mann zu stellen und deren Sold von seiner Apanage zu zahlen gehalten ward. Als Hauptmann derselben wollte er in den lombardischen Krieg ziehen aber die Eltern erlaubten es ihm nicht als dem Erben des Hauses, und ein spanischer Edelmann Don Francisco della Cueva ging an seiner Stelle. War ihm auch diese Gelegenheit nicht vergönnt, im größern Feldbienste Uebung und Kriegs-Erfahrung zu erlangen, so vernachlässigte

er darum ebensowenig wie seine Standes- und Altersgenossen die Waffenkunst, welche ihm in reiferen Jahren, während der blutigen Tage Neapels, sehr zu statten kommen sollte. In andern Kenntnissen und Fertigkeiten welche einen guten Theil des Lebens des höhern Adels ausfüllten, that er sich nicht minder hervor.

Der neapolitanische Adel, so fern er nicht an Staatsgeschäften sich betheiligte, sah nur den Kriegsdienst oder das Hofleben vor sich. Gewöhnlich vereinigte er beide. Was der Kriegsdienst war, ist schon in einem frühern Abschnitt dieser Darstellung geschildert worden. Das Hofleben aber hatte in diesem Lande weder die Anziehungskraft noch die höheren Vortheile welche anderwärts zu seinen Gunsten reden, wo es sich, wie es in Frankreich seit Ludwigs XIII und Richelieu's Tagen der Fall war, um Centralisirung des Glanzes, des Reichthums, der Größe einer Nazion handelt, manche unleugbare Nachtheile durch vielfache wohlthätige Rückwirkungen auf die Provinzen wiedergutmachend, wovon eine würdevolle Repräsentation dem Auslande gegenüber kaum zu trennen ist. Vortheile, welche die Gegner der Höfe, die blos die Entfremdung des Adels von den Insassen seiner Besitzungen, und die verschrieene Demoralisirung und die Geldvergeudung gesehn, freiwillig oder unwissentlich zu sehr außer Augen gelassen haben. Dem neapolitanischen Adel fehlte das Centrum einer nazionalen Dynastie. Seit mehr denn einem Jahr-

hundert wurde das Königreich von auswärts her regiert — das einſt ſo blühende Normannen- und Hohenſtaufenreich war in zwei Provinzen zerſchlagen welche in Glück und Leid ihre Blicke nach Spanien richten mußten. Der Schwerpunkt war verrückt, die ganze Bewegung des Räderwerks dieſes Staates war eine unnatürliche geworden.

Die politiſchen Verhältniſſe und die bürgerliche Stellung des Adels zur Zeit der Vicekönige waren bereits Gegenſtand der Betrachtung. Seine geſelligen Zuſtände krankten an den Uebeln die das ganze Leben der höhern Stände im innerſten Mark vergifteten. Von den alten Formen war viel geblieben. Man merkte es bald daß man einen Lehnadel nach mittelalterlichem Zuſchnitt vor ſich hatte, einen wirklichen Stand mit wenn nicht immer ruhmwürdigen doch durch ihren Thatenreichthum immer noch anregenden Erinnerungen, mit geſchloſſenen Gliedern ſo daß nur Wenigen der Zugang geöffnet war, mit einem Selbſtbewußtſein welches gerade dann am öfteſten in ſchroffen Hochmuth ausartete wenn es ſich um bloße Aeußerlichkeiten, um die hohle Larve voriger Macht handelte. Es iſt nicht ohne Intereſſe zu beobachten welchen Eindruck dies Treiben auf Angehörige anderer italieniſchen Staaten machte, z. B. auf die berechnenden ſparſamen Florentiner welche bis tief in die Zeiten Mediziſchen Verfalls hinein es nicht vergeſſen konnten daß ihr eigener Adel aus dem Handels-

ſtande hervorgegangen war; welche Lorenzo de' Mediei, Bernardo Rucellai, Filippo Strozzi, die Väter und Vettern von Päpſten, Königinnen, Herzogen und Marſchällen, um nichts geringer achteten weil ſie in der Heimath wie in Rom, in Lyon wie in Brügge Banken und Handelsverbindungen hatten. Der Graf von Caſtro meldet ein Agent des Herzogs von Urbino indem er von dem Bruder des Vicekönigs Lemos redet, ſucht ſich die Liebe des hieſigen Adels durch leutſeliges Benehmen zu erwerben. Allen titulirten Adeligen gibt er den Illuſtriſſimo, erſchöpft ſich in Höflichkeit und ſpricht mit Jedermann. Kurz, ich glaube er paßt beſſer für Neapel wo man von lauter Eitelkeit lebt, als für Rom wo es ſich zu verſtellen gilt.[149] Die Adeligen ſchreibt ein Anderer an den Großherzog Ferdinand von Toscana, leben in großem Styl und würden es für eine Schande halten ſich mit Handelsangelegenheiten abzugeben. Ja ſie erachten es ihrer nicht würdig ſich perſönlich um ihre häuslichen Intereſſen zu kümmern. Die Zeit welche ſie nicht in ihren Sedilen zubringen, verwenden ſie all auf Waffenübung und Reiterkunſt.[150] Unaufhörlich gab es Rangſtreitigkeiten, bei geſelligen Feſten wie bei kirchlichen Feiern. Es geſchah wol daß ſie beim Ordnen einer Prozeſſion in der Kirche aneinandergeriethen, die Wachsfackeln auslöſchten, Tumult erregten und die Prieſter mit dem Sanctiſſimum da ſtanden ohne den Zug beginnen zu können, bis die Herren Spanier ſich ins

Mittel ſchlugen und geboten daß man ohne Rückſicht auf Rang und Titel je nach dem Zufall zu gehn habe. Als der ältere Herzog von Oſſuna beim Antritt ſeiner Regierung verordnete, daß nur titulirte Adelige in das Vorzimmer (Anticamara) zugelaſſen werden, die Uebrigen aber in der Halle (Sala) warten ſollten wo ſie natürlich mit den Leuten vom Bürgerſtande vermengt ſtanden um auf Audienz zu warten, drohte ein Aufſtand unter dem Adel auszubrechen.[151] Als in einer Verſammlung in der Caſa della Nunziata ein Doctor, der eine Rede begann dem Fürſten Del Colle den Titel Excellentiſſimo zu geben vergaß, griff dieſer nach der auf dem Tiſche ſtehenden ſchweren Klingel um dem Unhöflichen eine leiſe ſachliche Zurechtweiſung zu geben, traf aber ſtatt ſeiner einen armen Alten der mit einer ſchlimmen Kopfverletzung nach Hauſe gebracht wurde.[152] Wie der Lehnadel ſich dem Bürgerſtande wie den Vaſallen gegenüber betrug, wird im Verlauf dieſer Geſchichte noch oft berichtet werden müſſen.

Die Vicekönige ſchauten dieſem Treiben zu ſolange es ihnen behagte oder ſoweit ſie es ihren Zwecken dienlich erachteten. Plötzlich fuhren ſie dann wol mit eiſerner Hand hinein. Der Adel macht überhaupt den Eindruck eines Vogels an der Leine: unverſehens empfand er den Ruck von der mächtigen Hand. Seine Willkür ward durch noch größere Willkür unterdrückt: kein Privilegium ſchützte, kein Familienglanz, keine

Verdienſte um die Krone. Don Pedro de Toledo ließ dem Grafen von Cajazzo, einem der vornehmſten Herren, im Jahre 1550 in einem bloßen Unterſuchungsprozeß die Folter geben: ſeit der ſtrengen Maßregeln, welche Filibert von Orange nach der Lautrecſchen Belagerung gegen den Adel franzöſiſcher Partei nahm, war ſo etwas nicht mehr vorgekommen. Und damals waren die Umſtände ganz anderer und ernſterer Natur geweſen als unter Toledo mitten im Frieden. Als in einem Streit mit dem Herzog von Alba im Jahre 1626, wobei es ſich um ſtädtiſche Adminiſtration handelte, einer der Abgeordneten der Sedilen drohte ſie würden an den König ſchreiben, gab der Vicekönig zur Antwort: wer das thun wolle, Dem werde er den Kopf vor die Füße legen laſſen. Der Graf von Lemos ließ im Jahre 1614 den Fürſten von Conca und den Herzog von Bovino, jener Groß-Admiral dieſer Groß-Seneſchall des Reichs, verhaften und den Einen nach dem Caſtelnuovo den Andern nach Sant Elmo bringen weil ſie ſich geweigert hatten, bei einer Truppenſchau unter der Maſſe des Adels zu erſcheinen indem ſie als Würdenträger der Krone auf einen beſondern Platz Anſpruch machten. Ein Jahr darauf ließ derſelbe Lemos den Herzog von Nocera, einen der vornehmſten Feudatare aus dem Hauſe Caraſa, durch einen Haufen Sbirren in ſeinem Palaſte greifen, weil er dem Verbote ſich ohne Vorwiſſen des Königes zu verheirathen nicht Folge

geleiſtet habe. Verhaftbefehle wegen Schulden, oft wegen geringer Anläſſe, waren keine Seltenheit. Und die Eitelkeit wie die Rang-Anſprüche der Neapolitaner wurden dabei auf alle Weiſe durch die Spanier verletzt. Untereinander zankten ſie ſich: von der herrſchenden Nazion wurden ſie gedemüthigt. Der Marcheſe von Mondejar gab nicht nur ſeinem Sohne und ſeinem Eidam den Rang vor dem höchſten Adel des Landes ſondern ließ ſelbſt ſeinen Baſtardbruder vor allen Marcheſen ja ſelbſt einmal vor dem Herzog von Sant' Agata ſitzen. Als der Herzog von Alba im Auguſt 1629 ſeinem Nachfolger dem Herzoge von Alcalà, der im Palazzo di Traietto am Poſilipp abgeſtiegen war, den erſten Beſuch machen wollte, ließ er faſt den ganzen hohen Adel zu ſich entbieten um ein glänzendes Gefolge zu haben, und nachdem die Herren eine gute Stunde in der Halle gewartet, ward ihnen der Beſcheid: Seine Excellenz bedürfe ihrer heute nicht und habe ſich anders beſonnen. Murrend gingen die Fürſten und Herzoge nach Haus: als aber am Tage darauf Alba ſie von neuem rufen ließ, eilten wieder Alle nach dem Palaſt. Beweis genug, ſagt der gleichzeitige Berichterſtatter, daß ſie um ſo gefügiger ſind je ſchlechter man ſie behandelt.[153] Solche Dinge mußten Männer ſich bieten laſſen, die ihren Urſprung auf die Longobardenzeit, auf die uralten griechiſch-italieniſchen Geſchlechter der Amalfitanerküſte, auf

Wilhelm Eisenarms, Guiscards und Rogers tapfere Begleiter zurückführten.

Dennoch lag den Vicekönigen daran den Lehnadel in der Hauptstadt zu vereinigen. Politische Zwecke, vor allem der Wunsch das Band zwischen Feudatar und Vasallen aufzulockern und den Einfluß der Ersteren in den Provinzen zu schwächen wo der Baron als unmittelbarer Gebieter weit mehr galt als der königliche Beamte, diese Zwecke und dieser Wunsch gingen hier Hand in Hand mit dem Bestreben den Hof in Neapel so glänzend als möglich zu machen. Es war den Gewalthabern nicht genug an dem Wesen der Macht: sie wollten auch den Schein haben. Sie lebten zum Theil mit wahrhaft königlicher Pracht und unermeßlichem Aufwande. Keiner der Regierer hat solche Machtvollkommenheit gehabt und solchen Einfluß auf die Schicksale Italiens ausgeübt wie der erste Toledo welcher seine Tochter auf einem der schönsten und beneidetsten Fürstensitze der Welt, seinen Sohn als Vicekönig Siziliens sah, durch seinen Eidam zum Sieg bei Mühlberg beitrug und dem Starrkopfe Papst Pauls III mit spanischer Zähigkeit entgegentrat: aber an äußerm Glanze haben manche seiner Nachfolger ihn übertroffen. Wie das siebenzehnte Jahrhundert überhaupt die vorhergegangenen an Aufwand, an Bequemlichkeit und Behaglichkeit des Lebens, an dem Ueberschwellen aller Verhältnisse über naturgemäßes Maß hinaus weit hinter sich

ließ, und Formenprunk und Schnörkel wie die Ansprüche des Unwesentlichen in Kunst und schönen Wissenschaften nicht nur sondern auch in der Lebensweise die alte Sitte, die ächte Tüchtigkeit, die wahre Eleganz verdrängten, so war es besonders in Neapel der Fall, wo spanischer Hochmuth und Prahlerei mit süditalienischem Leichtsinn sich verbanden. Gedankenlose Genußsucht kam schlauer Berechnung auf mehr denn halbem Wege entgegen.

Der Palast in welchen die Vicekönige des siebenzehnten Jahrhunderts einzogen, war himmelweit verschieden von den Wohnungen mit welchen ihre Vorgänger nicht nur sondern Könige und Kaiser sich hatten begnügen müssen. Lage, Umfang und Schönheit des Umblicks paßten zu dem modernen Aufwande und den Ansprüchen der hohen Würde. Das Castel Capuano, König Wilhelm des Bösen Burg und gewöhnliche Residenz der Herrscher von Anjou-Durazzo und Aragon wenn sie nicht die Castelle am Strande oder ihre Lustschlösser bewohnten, war wegen seiner Lage am äußersten Ost-Ende der Stadt zu unbequem, wegen seiner Entfernung vom Meer und von der Hauptveste, dem Castelnuove, zu wenig sicher um seine alte Bestimmung zu bewahren. Don Pedro de Toledo begann den Bau des Palastes welchen erst die jüngsten Jahre ganz verschwinden sahn, als nach drohendem Brande die Nordseite des königlichen Platzes, da wo die noch nicht vollendete Seitenfaçade des Theaters San Carlo mit dem neuesten

Theile der jetzigen Königswohnung sich verbindet, durch Wegräumung der letzten festungsartigen Reste eine veränderte Gestalt und größere Harmonie gewann. Es war im Jahre 1600 als der Graf von Lemos diese Königswohnung beginnen ließ, einerseits dem steilen Hügel des Pizzofalcone gegenüber, andrerseits durch Gärten und Brücke mit dem Castelnuovo zusammenhangend, von der Höhe des schroffabfallenden Strandes das Meer beherrschend zu welchem die riesigen Substructionen und die umfangreichen Gebäulichkeiten des Arsenals hinabführen, der weite Horizont die Küste umfassend von dem rauchenden Kegel des Vesuv bis zum Minerven-Vorgebirge und Capri. Der Platz bot in jenen Zeiten nicht das Ensemble dar welches, so viel man auch an der Architektur der einzelnen Gebäude auszusetzen haben mag, immerhin einen gewissen Eindruck macht. Ein verworrener Häuserknäul deckte den Abhang und Fuß des Pizzofalcone, wo unter den Anjous ein Kirchlein zu Ehren des heiligen Königs Ludwig, des ungleichen Bruders Carls I, erbaut worden war, neben welchem der ehrwürdige calabresische Siedler Franciscus von Paola ein Kloster für seine Ordensbrüder, die Minimi, gründete, wie ein ähnliches durch seinen frommen Eifer in Rom auf dem Monte Pincio entstand, Trinità de' Monti geheißen und von Ferne sichtbar in ragender Lage. Wie König Ferdinand I Bourbon nach der Restauration im Jahre 1815 an die Stelle des

anfallenden Kloſters die große Baſilika S. Francesco di Paola ſetzte, den Platz ebnete und mit ſeines Vaters Carl III Reiterbildſäule ſchmückte welcher ſeine eigne zum Gegenſtück dient: ſo gab Ferdinand II dem Ganzen den Abſchluß durch den vollſtändigen Ausbau des Palaſtes auf Süd- und Nordſeite, durch die prächtige Terraſſe gegen das Meer zu, gegen den Platz des Castelnuovo zu durch die Gartenanlage mit dem Portal an welchem die coloſſalen bronzenen Pferdegruppen aufgeſtellt ſind, ein Werk nordiſcher Künſtlerhand wetteifernd mit der Kunſt des Südens.

Den Ferrante Ruiz de Caſtro Graf von Lemos, der erſte Vicekönig welchen Filipp III nach Neapel ſandte, begann den Bau. Eine der Inſchriften der Stirnſeite beſagt es, nicht blos ihn preiſend ſondern auch ſeine Gemalin Caterina Zunica y Sandoval, „inter heroinas ingenio et animi magnitudine praeclara" und ſeinen Sohn Francisco de Caſtro welcher eine Zeitlang Statthalter für den Vater war. Die andere Inſchrift rühmt Palaſt und Stadt: „Inter celeberrimas orbis terrarum urbes Austriarum imperio terra marique florentem Neapolim Regia haec operosa et illustris aedificiis mole condita exornavit." Domenico Fontana, in einem Dörfchen am Comerſee geboren, war der Architekt welchem das Werk übertragen wurde. Er hatte Rom mit dem Ruhme ſeines Namens erfüllt. Papſt Sixtus V hatte ſchon,

als er noch Cardinal von Montalto war, ihn liebgewonnen und ihm den Bau seiner schönen Kapelle in Santa Maria Maggiore so wie seiner Lieblingsvilla bei den Dioclezianischen Thermen übertragen. Fast alle großen Werke, unter diesem energischen Papste ausgeführt, rühren von Fontana her. Er baute den Palast bei San Giovanni in Laterano und den Seitenporticus der Basilika, er schob die Vaticanische Bibliothek in Bramante's große Anlage des Hofes hinein, er vollendete den Vaticanischen Palast und legte die Straßen an welche Pincio, Quirinal und Esquilin verbindend bei dem Quattro Fontane einander kreuzen, er zeichnete Brunnen und Wasserkünste und machte des Papstes große Pläne zur That, wenn nicht mit Reinheit und Anmuth künstlerischer Form wofür der Sinn schon verloren war, doch mit Ausdauer, Thätigkeit, Tüchtigkeit. Zwei Unternehmungen aber, bei denen mehr der Ingenieur in Betracht kam als der Künstler, machten ihn vor Allem bekannt — die Vollendung des Sanct Petersdomes dessen Wölbung sein genialer Urheber nicht mehr erlebt hatte, und die Aufrichtung des Vaticanischen Obelisks welche das Signal zu Roms reicher Ausschmückung mit egyptischen Spitzsäulen gab.

Nach Papst Sixtus' Tode Zielscheibe mancher Anfeindungen, ging Domenico Fontana auf des Vicekönigs Grafen von Miranda Einladung gerne nach Neapel, wo er mehre Werke ausführte bis er das größte, den

Palaſt, begann. Von dem Aeußern iſt die Stirnſeite allein von ſeinem Bau geblieben, und auch dieſe nicht unverändert. Denn an dem doriſchen Portieus der das Erdgeſchoß bildet, wurde je der andere der Bogen durch Mauerwerk ausgefüllt indem man für die Dauerhaftigkeit der ſchweren Maſſe der obern Geſchoſſe fürchtete. Das zweite Geſchoß iſt mit flachen Pilaſtern joniſcher Ordnung, das dritte mit ähnlicher zuſammengeſetzter Ordnung verziert; die Fenſter denen an Fontana's römiſchen Gebäuden ähnlich, ſind etwas ſchwerfällig mit ihren ſtarken Ausladungen indeß nicht außer Verhältniß zur Maſſe des Ganzen. Das Mittelportal mit ſeinen gekuppelten Granitſäulen iſt nicht ohne Wirkung. Neuere Zuthat hat die Façade nicht immer verſchönert, am wenigſten das aus der Mitte der Dachlinie hervorragende geſchmackloſe Uhrthürmchen. Der mittlere Hof iſt nicht geräumig aber von glücklichen architektoniſchen Verhältniſſen. Die ein halbes Jahrhundert nach Fontana begonnene, erſt vor wenigen Jahren vollendete Haupttreppe hat etwas Großartiges, zerſtörte aber die Harmonie der urſprünglichen Anlage durch Vernichtung der Halle oder des allgemeinen Warteſaals, dieſes ſo nothwendigen wie bevorzugten Theiles italieniſcher Paläſte wo man an Decke und Wänden oft die glänzendſten Fresken ſieht, aus jenen Zeiten namentlich als Pietro da Cortona und Luca Giordano mit ihren Schülerſchaaren, mit bewunderungswürdigem wenngleich auf

Abwege gerathenem Talent umfassende und effektreiche Compositionen mit allem erdenklichen Personal der Mythologie, mit stets willigen und fruchtbaren Allegorien und gewaltigem Beiwerk von Attributen und drohenden Wolkenmassen in unglaublich kurzen Fristen hinzuzaubern wußten.

Wenn das Aeußere des Palastes vielfach verändert ist, so ist dies noch mehr im Innern der Fall, welches die vielen Nachfolger des Grafen von Lemos und mehr als diese die Könige Bourbonischen Stammes nach ihrem Gefallen und ihrer Bequemlichkeit umschufen, Carl III namentlich und Ferdinand II, denen dasselbe seine gegenwärtigen Formen verdankt. Aber auch heute noch erinnert das Hauptgeschoß, da Piano nobile, vielfach an das siebenzehnte Jahrhundert, sei es durch die Kapelle welche der Herzog von Medina bauen ließ, sei es durch die Deckengemälde zweier Säle, in denen Belisario Correnzio, der leidenschaftliche Nebenbuhler der Carraccesken, glorreiche Thaten aus der spanischen Geschichte und des Gran Capitano Siege über die Franzosen und Einzug in Neapel darstellte, manieristisch und etwas bunt und unruhig aber mit lebendiger Composizion und vieler Praris der Ausführung. Der Herzog von Alba, Pedro Antonio de Toledo, ließ diese Bilder durch Belisario ausführen, welchen Giuseppe Ribera, lo Spagnoletto, der Lieblingsmaler und Begünstigte jener Zeit, ihm empfohlen und der sich bei

den spanischen Gebietern schnell in Gunst zu setzen gewußt hatte. Noch wird von diesen Männern die Rede sein, wenn das Neapel der Vicekönige mit dem mehr wüsten denn genialen Treiben der Künstler jener Tage an die Reihe kommt.

So war der Palast, Schauplatz des Prunks und der Feste Derer welche die Beherrscher Spaniens und Indiens repräsentirten. Die Feste sollten Neapels Bewohner davon abhalten an Ernsteres zu denken: gelang es, so ist es nicht das erstemal gewesen daß man Aehnliches mit Glück versucht hat. Derjenige, welcher den Luxus zu einem bis dahin ungeahnten Grade steigerte, war der zweite Herzog von Ossuna. Nicht manche Monate war er an der Regierung, die er im Jahre 1616 übernahm, als man berechnete er habe für Festlichkeiten fünfzigtausend Ducati ausgegeben. Ossuna, welcher schon zu Anfang die umfassenden politischen Pläne in seinem Innern verschließen mogte welche ihn nachmals zu der bis auf unsere Tage in Dunkel gehüllten Verschwörung gegen Venedig und zu den strafbaren Intriguen gegen sein Vaterland und seinen König verführten, versuchte durch diesen Aufwand die vornehmen Stände zu gewinnen wie er durch gleißenden Schein von Leutseligkeit und Theilnahme die Liebe des Volkes zu sichern strebte, was ihm nur unvollkommen gelang. Luftfahrten, Lanzenstechen, Bälle und Abendessen im Palast, Maskeraden und Schauspiel, alles dies folgte

im raſchen Wechſel auf einander. Er ſpielte dabei eine Rolle, eines Souveräns würdig. Eines Abends waren hundertzwanzig Damen zum Nachteſſen geladen, wobei ſie nur von Verwandten ihrer Häuſer bedient wurden. Der Vicekönig zeigte ſich nicht bis zum Nachtiſch ſondern ſah aus einem kleinen Fenſter zu: dann erſchien er in glänzender Tracht — die Fenſter wurden geöffnet und der reichliche Reſt der Malzeit in den Hof des Arſenals hinabgeworfen; im großen Saal war Alles hell und der Ball begann der bis zur ſechſten Stunde der Nacht währte. Während des Carnevals des Jahres 1618 fand ein Maskenfeſt im Palaſt ſtatt, wobei ein Türkenſchiff durch die große Halle fuhr: einer nach dem andern ſprang heraus, und es erfolgte ein Kampfſpiel das mit Tanz und Nachtmal ſchloß. Nie hatte man einen Prunk geſehn wie unter Oſſuna. Und nicht blos auf die Faſtnachtzeit beſchränkten ſich die Feſte: jeder Anlaß im Jahre ſah deren Wiederholung. Am Sanct Laurenzius-Tage 1617 veranſtaltete die Herzogin von Oſſuna einen Ball mit einer Quadrille junger Mädchen aus den erſten Familien. Es waren deren zwölfe. Sie trugen Untergewänder von weißem Atlas mit Goldtreſſen, und gleiche Soutanen die bis zur Mitte des Beins gingen; ihre Schleppen waren von Silberſtoff und über den linken Arm geworfen, den Kopfputz bildete eine weiße Krone aus welcher vier Reiherfedern hervorragten. Die Koſten des Anzugs wurden vom Vicekönig beſtritten

und betrugen für jede ſechshundert Ducaten: alles ward den ſchönen Tänzerinnen geliefert bis auf die Schuhe. Paarweiſe traten ſie hervor, Fackeln in der Rechten tragend, während die Muſik aufſpielte, und im Tanzen machten ſie ihren Excellenzen eine Verbeugung. Verſchiedene andere Tänze folgten, darunter eine Gaillarde, und nachdem Erfriſchungen gereicht worden waren, Obſt, Trauben und Waſſermelonen (bei Reich und Arm, bei Vornehm und Niedrig das gewohnte Labſal!) folgte der Fackeltanz, zu welchem der Vicekönig von der Tochter des Herzogs von Monteleone-Pignatelli aufgefordert ward. Damit endigte das Feſt um die fünfte Stunde.[154]

Oſſuna's Nachfolger glaubten nicht zurückbleiben zu dürfen, wenn nicht der Umſtand, daß ſie geiſtlichen Standes waren, ihrer Lebensweiſe andere Form gab. Ein glänzender Abend war der des 22. Dezembers 1629, als der zweite Herzog von Alcalà Neapel regierte — das erſte Feſt unter deſſen Theilnehmern wir den damals achtzehnjährigen Diomed Carafa genannt finden. Es war ein großer Maskenzug, zu Ehren der kurz vorher ſtattgefundenen Vermälung der Tochter des Vicekönigs mit dem Fürſten von Paternò. Eine Galeere fuhr herein in den Saal, von Alcalà's Sohn dem Marcheſe di Tariffa und Don Tiberio Carafa Fürſten von Biſignano gelenkt. Jupiter und Neptun erſchienen und unter Muſik und Geſang traten zwei Engelgeſtalten hervor und vertheilten Madrigale zu Ehren der Feſt-

geber. Dann traten die Ritter der Quadrille vor, sechsunddreißig an der Zahl, zur Hälfte in Carmoisinseide zur andern Hälfte in blaue Seide mit Goldbesatz gekleidet. Die Seidenstoffe waren fein, bemerkt der naive Annalist, die Goldborten hingegen falsch und jeder Anzug kostete hundertfünfundsechzig Ducaten. Es waren lauter junge Männer der ersten Familien, Caraffa, Spinelli, D'Avalos, Caracciolo, Filomarino, Capece-Galeota, Gesualdo, Pignatelli u. A. Sie hatten das Loos gezogen die Ordnung des Eintretens zu bestimmen; dann begann das Tanzen und der Ball währte bis zur siebenten Stunde.[155] Dem neuvermälten Paar zu Ehren fanden in dem darauf folgenden Carneval eine Menge Lustbarkeiten statt: es hieß zwar, es geschehe zur Feier der Geburt des Infanten von Spanien, Baltasar Carlos, des erstgebornen Sohnes König Filipp IV, aber der Preis der Abende gehörte dennoch den Brautleuten.

Außer den Bällen und Maskeraden fanden zahlreiche dramatische Vorstellungen statt, im königlichen Palaste sowol wie bei vornehmen Privatleuten. Schon unter dem Herzog von Ossuna hatte der Geschmack an denselben sehr zugenommen. Im Mai 1618 ließ er Giovanni Batista Guarino's vielbelobten Pastor Fido durch lombardische Schauspieler aufführen. Mancher Comödien und Dramen geschieht Erwähnung in den Tagebüchern und Annalen der Zeit: aber es trifft sich kaum daß irgend ein bekannter Name uns entgegenträte.

Allerdings war das italieniſche Theater noch in ſeiner Kindheit. Arioſto's, Bibbiena's und Machiavell's Nachahmungen antiker Comödien hatten wol an einem nach damaliger Weiſe feingebildeten wenngleich nicht ſpröden Hofe Beifall finden nicht aber ins Volk bringen können. Anders war's mit dem Neapolitaner Gian Batiſta della Porta beſchaffen. Heute mit Naturwiſſenſchaften morgen mit Poeſie ſich beſchäftigend und hier wie dort ungewöhnliches Talent bekundend, ward er nicht müde im eignen Hauſe Akademien zu ſtiften. Wenn eine päpſtliche Bulle ihn wegen des Verſuches die Naturgeheimniſſe zu ergründen mit Strafen bedrohte, ſo widmete er ſich mit Proteusſinne der Filodramatik und ſchrieb Luſtſpiele die er dann ſelbſt aufführen ließ. Wenn er in der dramatiſchen Kunſt weniger erfinderiſch war als da er uns die Camera obſcura ſchenkte, ſo wußte er doch das gemeine Leben ſo treu aufzufaſſen wie treffend wiederzugeben. Er erlebte noch die Zeit die hier geſchildert wird, eine Zeit in welcher auch die Commedia dell'Arte aufkam, jenes Spiel wozu nur ein Canevas oder Scenarium gegeben ward welchen jeder Darſteller ausfüllte; die Comödie mit den ſtereotypen Figuren und immer neuen Witzen die ſich bis auf unſere Zeit erhalten und mit ihren wenngleich hangirten doch aus dem Leben gegriffenen Karakter-Individualitäten ſo viel Ergötzliches und Originelles bieten.

Ueberwiegend aber war der Einfluß des ſpaniſchen

Theaters und dieſer Einfluß, welchen Italien wie Frankreich empfand, mußte ſich natürlich in Neapel vor allem geltend machen. Wie die ganze Literatur von der ſpaniſchen Uebertreibung und Unnatur angeſteckt ward, ſo mußte das Schauſpiel namentlich darunter leiden, nicht blos weil es noch keine rechte nazionale Geſtaltung erlangt hatte, ſondern auch, weil es vorzugsweiſe ſich an die höhern Stände wandte und dieſe höhern Stände am meiſten in Berührung mit und in Abhängigkeit von Spanien kamen. Bisweilen wurden ſpaniſche Comödien von Spaniern aufgeführt: der Geſchmack den die Geſellſchaft an ihnen fand, läßt ſich der gegenwärtigen nicht unbegründeten Vorliebe für das franzöſiſche Luſtſpiel vergleichen. Im Januar 1630 ward ein ſolches Stück gegeben: La Palabra cumplida. Der Kammerpräſident Simon Vaez Graf von Mola gab dies Feſt dem Vicekönige, welcher mit ſeiner Gemalin auf erhöhten Stühlen vor den Reihen der Damen ſaß. Die Spielenden waren lauter Edelleute, und als das Stück zu Ende war führten ſie ein Lanzenſtechen bei Muſikbegleitung auf der Bühne aus. Da man ſpaniſch rezitirte und nach ſpaniſcher Sitte ſehr raſch ſprach, berichtet unſer Annaliſt,[156] ſo verſtanden die Neapolitaner kein Wort von der etwas verfänglichen Comödie und mußten ſich mit dem Augenſchmaus begnügen was ſie denn auch thaten. An Verfänglichkeit ſcheinen übrigens die italieniſchen Schauſpiele den ſpaniſchen keineswegs

nachgeſtanden zu ſein. Kurz darauf ward im Palaſt ein Stück von einem Capuaner, Ottavio d'Iſa, gegeben, welches L'Alvida hieß. Neapolitaniſche Cavaliere hatten die Rollen übernommen, Chef der Truppe war der Graf von Saponara San Severino. Auch die Frauenrollen wurden von Männern geſpielt: welchen Schlags dieſelben waren ergibt ſich ſchon daraus daß mehre Kupplerinnen, Courtiſanen, Ammen u. ſ. w. darunter vorkamen. Bei der Generalprobe im Hauſe des Impreſario hatten mehre vornehme Frauen ſich eingefunden: die Sache war aber ſo toll, daß keine einzige im Palaſt erſchien. Eine Comödie von Niccolò degli Angioli ſcheint an einem andern Mangel gekrankt zu haben. Zwanzig Jahre lang hatte der Mann die Friſt des römiſchen Dichters verdreifachend an ſeinem Amor paterno gefeilt und die Ariſtoteliſchen Regeln gewiſſenhaft beobachtet. Die Darſteller gaben ſich auch alle Mühe, aber die Frauen die etwas zum Lachen haben wollten und nach keinem Ariſtoteles frugen, ſchliefen ein vor langer Weile. Beſſer gelang es dem Camaldulenſer Pater Arcangelo Spina, deſſen Schauſpiel L'Incoſtante in demſelben Carneval im Palaſt des Fürſten von San Severo aufgeführt ward. Andrea Naclerio, welcher in der Geſchichte der Kämpfe des Jahres 1647 ſo oft genannt ward, ſpielte vortrefflich und das Stück gefiel ſo ſehr daß man es erſt beim Fürſten von Biſignano dann beim Vicekönige ſelbſt wiederholte.

Nicht nur ſchrieben damals Geiſtliche Schauſpiele, wie in unſern Tagen der noch lebende Don Giulio Genoino, der in einem ſeiner Luſtſpiele, einem Süjet aus der Lebensgeſchichte des berühmten Vico, das eingewurzelte Volksvorurtheil der Jettatura zu verſpotten gewagt hat; ſondern in Kirchen und Klöſtern fanden auch theatraliſche Vorſtellungen ſtatt. Es war bekanntlich eine Sitte des Mittelalters: aber die Myſterienſpiele und Moralitäten waren immer ärger ausgeartet. Seit man beim Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts am Mediceiſchen Hofe jenem Gemiſch von Poeſie und Muſik, aus welchem die moderne Oper hervorgegangen iſt, eine künſtleriſche Form zu geben begonnen hatte, nahmen dieſe Darſtellungen an heiligen Orten mehr und mehr melodramatiſchen und ſomit für Ort und Publicum immer ungeeignetern Karakter an. Im Dome ward im Jahre 1631 eine „gran Commedia" aufgeführt, deren Süjet dem Taſſo entlehnt war — ob dem befreiten Jeruſalem oder einer andern Dichtung, wird nicht geſagt. Bei den Jeſuiten, bei den Gerolimini, bei den Scolopi u. a. wurden ſolche theatraliſchen Darſtellungen gegeben. Am 1. October 1630 ließen die Jeſuiten zu Ehren der Infantin, vermälten Königin von Ungarn, ein Schauſpiel aufführen wobei Wolken mit tanzenden Knaben und allerhand ſonſtiger glänzende Apparat zum Vorſchein kamen: mit dem Abendeſſen koſtete es ſiebentauſend Ducaten. Adel und Geiſtlichkeit ſchauten zu,

die Cardinal-Erzbiſchöfe nicht ausgeſchloſſen. Bisweilen fanden beſondere Vorſtellungen getrennt für Männer und Frauen ſtatt, gewöhnlich waren ſie untereinander vermengt. Auch die Nonnenklöſter machten die Sitte mit. Die Benediktinerinnen von Sta Maria Donn' Albina, einem der älteſten Klöſter der Stadt, führten ein Schauſpiel auf zu welchem viele vornehme Frauen mit päpſtlicher Erlaubniß zugelaſſen wurden. Andere ſahn von außen das Stück mit an, und eine Menge Cavaliere waren Zuſchauer von der Kirche aus und es gab viel Gerede und Aerger. Wie die Kirchen, von deren Aſylrecht man täglich ſo großen Lärm machte, täglich durch Scandal oder Verbrechen entweiht wurden, ſo' war's natürlich, daß es bei ſolchen theatraliſchen Darſtellungen kaum beſſer ging. Als unter andern bei dem Gedränge welches jenes Taſſo'ſche Schauſpiel in S. Gennaro veranlaßte, Ottaviello Brancacci, einer der mit der Handhabung der Polizei Beauftragten, einem unruhigen Geiſtlichen die Thüre wies, zog dieſer einen Dolch und verſetzte ihm einen Stoß der ihn in die andere Welt befördert haben würde, hätte er ihn nicht mit Gewandtheit aufgefangen. [157]

Keiner der Vicekönige hatte für dramatiſche Darſtellungen ein ſolche Vorliebe wie der Graf von Monterey. Bei ihm war es eine wahre Leidenſchaft. Beinahe täglich fand Schauſpiel ſtatt, bald öffentliches, bald im Palaſt oder in den Häuſern des Adels. Keine Jahrs-

zeit, kein Kirchenfeſt machte eine Ausnahme. Während der Faſten des Jahres 1632 wurde mehr Comödie geſpielt als ſonſt im Carneval. In der heiligen Chriſtnacht ward im Palaſt eine Comödie aufgeführt und aus dem Schauſpielſaal ging der Graf in die königliche Kapelle, Meſſe zu hören und das Altarſacrament zu empfangen. „So vermengte man, in Leichtſinn oder Schlechtigkeit, die heiligen Myſterien mit den Fabeln der Hiſtrionen.“ [158] Im öffentlichen Theater hatte er ſich eine Loge einrichten laſſen, welche er nicht allein ſondern mit ihm ſeine Gemalin beſuchte, beides völlig der bisherigen Sitte zuwider. Oft, wenn er in ſeiner Gondel am Strande von Mergellina und Poſilippo entlang fuhr, pflegte er zwei Perſonen mitzunehmen, welche unter den Zeitgenoſſen nicht ihres Gleichen hatten und von denen man ſagte ſie würden unerſetzlich ſein. Dieſe waren — Andrea Cincio der Pulcinella und Ambrogio Buonuomo der Coviello. Wo die Beiden ſpielten ſtrömte die ganze Stadt hin, und keine fremde Schauſpielergeſellſchaft vermogte ſich in Neapel zu halten wenn die Genannten ſich nicht mit ihr vereinigten. Im Jahre 1636 ließ Monterey eine ſpaniſche Geſellſchaft auf ſeine Koſten kommen: blos die Reiſe koſtete zwiſchen vier und fünftauſend Ducaten. Als ſie im Palaſt anlangten, ſandte er ihnen die ganze Dienerſchaft bis in den Hof entgegen, und äußerte ſeine Freude auf ſolche Weiſe daß ſelbſt ſeine Anhänger Aerger und Verachtung nicht

bergen konnten. Und als das Theater leer blieb und die Schauspieler klagten daß ſie vor den Bänken ſpielten, erließ er einen Befehl nach welchem die ſpaniſchen Offiziere und die öffentlichen Dirnen zum täglichen Theaterbeſuch angehalten wurden! Gingen letztere nicht, ſo mußten ſie monatlich vier Carlin als Steuer für die Schauſpieler zahlen. Die Neapolitaner ſahn wohl ein daß der Graf über dem Theater alle Staatsgeſchäfte vergaß. Dieſe Paſſion beherrſchte ihn auch in vorgerücktem Lebensalter in ſolchem Maße daß, als er den Feldzug in Portugal gegen den Herzog von Braganza (König Johann IV) mitmachte, er den Truppen den Sold entzog um Comödianten zu bezahlen. [159]

Die Zeit welche in Friedenstagen durch geſellige Feſtlichkeiten und Theater nicht in Anſpruch genommen ward, brachte der Adel mit Reiterkünſten, mit Spiel und Spazierfahrten hin. Die Liebhaberei an Pferden und Reiterkünſten hat von jeher zu den ritterlichen Paſſionen gehört und die italieniſche Reitſchule hat lange in gutem Ruf geſtanden. Doch ſcheinen Pferde und Reitkunſt in jener Zeit etwas in Abnahme gekommen zu ſein. Vielleicht war daran der Umſtand Schuld, daß das Königreich wenig gute Pferde lieferte. Unter den Aragoneſen hatte man ſich mit der Pferdezucht viel beſchäftigt und die damalige Art der Kriegführung wobei die Reiterei die Hauptſache war, forderte von ſelber dazu auf. Im Jahre 1586 hatte der ältere Herzog von Oſſuna

zum Zwecke der königlichen Gestüte und Reitschule die Anlage jenes Gebäudes begonnen welches der jüngere Graf von Lemos in eine Universität umschuf und wo später die Kunstschätze untergebracht wurden, als Herculanum und Pompeji für sich schon ein Museum schufen welches sehr wenigen an Marmorwerken nachsteht, an Bronzen alle übertrifft. Daß die Liebhaberei an Pferden gesunken war, ersieht man aus dem Umstande daß zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts zwei Drittel der Wagen Neapels von Maulthieren gezogen wurden, so daß ein Verbot des Vicekönigs diesem Einhalt that, aus dem Grunde weil die Pferdezucht darüber ganz zu Grunde gehe.

Spiel und Spazierfahrten führten dann zu Streit, Scandal, Duellen, Straßenaufläufen und Mordgeschichten mit denen die Annalen jener Zeit Blatt für Blatt gefüllt sind. Der Müßiggang verleitete zum Spiel, das Spiel führte zu allem Uebrigen. Es gab kaum irgend einen Vicekönig der nicht eine Verordnung gegen das Hasardspiel erlassen hätte: aber alle Verbote waren Possen, denn der Regens der Vicarie verpachtete das Kartenspiel, und was den Vornehmen gestattet war trieb man dem Volk und den Soldaten nicht aus. Es waren indeß namentlich die Vornehmen welche sich allen Arten Spiels mit Leidenschaft hingaben. Als der Cardinal Zapata im Jahre 1620 die Regierung antrat, verbot er dem Regens die Spielpacht, worüber

dieſer ſich laut beklagte: die Verordnung blieb indeß nur ſo lange in Kraft bis ein Sohn oder ſogenannter Neffe des Herrn Cardinals die Stelle erhielt. Tauſende von Ducaten wurden nicht auf Karten nur, ſondern auf die Würfel geſetzt: Gian Giacomo Coſſa, Herzog von Sant' Agata, verlor um das Jahr 1631 an 10,000 Ducaten beim Tarokſpiel. Das Spielen auf Parole machte die Sache nur ſchlimmer. Vincenzo Gazece, der natürliche Sohn eines Malteſerritters, machte ſich ein Vermögen von mehr denn 60,000 Ducaten durch bloßes Geldleihen beim Spiel: er ſtand ſich auf 15—20 Ducaten täglich durch die Intereſſen von ſolchen Anleihen. [im] Als im Jahre 1647 das Volk aufſtand, beſchwerte es ſich auch über dieſen dem Adel nachgeſehenen ja begünſtigten Misbrauch, über die Conceſſion der öffentlichen Spielhäuſer und Redouten. Am Nachmittage des 29. Juli machten ſich mehre Haufen auf um ſolche Orte heimzuſuchen, wobei ſelbſt der königliche Palaſt nicht verſchont ward. Ein Haufen drang in das Haus des Bologna, beim Seggio des Nido, wo die vornehmſten Leute ſich einzufinden pflegten. Es gab einen argen Lärm. Ihr Herren Cavaliere, rief einer der Führer, glaubt ihr euer Treiben ſo fortſetzen zu können? Weßhalb anders, als um eurer ſchnöden Leidenſchaft für Würfel und Karten fröhnen zu können, habt ihr den armen Bürger ſeinem Erzfeinde verkauft? Weßhalb anders habt ihr in euren Sedilen dem Vice-

könige eure Stimmen verhandelt, daß er Gabellen auflegen mag nach Herzensluſt? Hierauf legten ſie Hand an Alles — Hausgeräth, Tiſche, Stühle, Karten, Würfel und was ſonſt ſich vorfand ward auf einen Haufen zuſammengeworfen und angezündet. Man berechnet daß über hundert Spielhäuſer in Flammen aufgingen. [61]

Außer in den privilegirten Redouten fand das Hazardſpiel bei Glücksrittern ſtatt, welche ſich auf ſolche Weiſe ein Einkommen verſchafften. Ein calabreſiſcher Cavalier, Muzio Paſſalacqua, hielt ein ſolches Haus zur Zeit des zweiten Herzogs von Alcalà, und es wurde bei ihm ſo hoch geſpielt daß der Genueſe Bartolommeo Imperiali ungeachtet des ſeine Landsleute karakteriſirenden Geizes an einem Abende 6000 Ducaten verlor die er am folgenden Morgen ſogleich zahlte. Man ſpielte aber auch noch in andern Häuſern deren Zahl immer zunahm. Sehn wir die langen Liſten der Pragmatiken oder Geſetze und Verordnungen der Vicekönige durch, ſo ſtoßen wir unaufhörlich auf Verordnungen und Geſetze gegen die Cortigiane und Donne di libera vita. Es wurde ihnen verboten, im Tragſeſſel (Sedia) oder Wagen ſich in der Stadt ſehn zu laſſen, am wenigſten am Strande von Chiaja und Mergellina, dem beliebteſten Orte zum Luſtwandeln; oder den Poſilipp entlang in Feluken zu fahren, eine der Hauptvergnügungen jener Zeit. Die nicht gehorchte,

bekam die Peitsche. In den gewöhnlichen Gasthäusern und Osterien im Reiche durften sie nicht übernachten: für das Weib stand darauf wieder die Staupe, für den Wirth eine Geldstrafe. Dies hinderte aber nicht daß die Menge der Courtisanen reißend zunahm, daß ihre Häuser vom Adel mehr und mehr besucht wurden und sie selbst zum Theil eine Rolle spielten. Es war dies namentlich der Fall unter dem oftgenannten Herzoge von Ossuna, der zwar ein Verbot für verheirathete Männer erließ solche Häuser zu besuchen, selber aber durch das Feuer seines Temperaments zu allen möglichen Unordnungen verleitet ward und das schlimmste Beispiel gab. Wie er mit einem Possenreißer an der Chiaja entlang fuhr, so fuhr er mit einer leichtfertigen Schönen Namens Giovanna Maria längs Santa Lucia. Dies war dem neapolitanischen Volke denn doch noch nicht geboten worden, und unter den Anklagepunkten gegen Seine Excellenz die an König Filipp gingen, figurirte auch dies Geschichtchen. Bei einem großen Volksfest welches er im Juni 1617 auf Poggioreale gab und wozu über zehntausend Personen eingeladen waren denen allen zu essen gegeben wurde, war ein besonderer Tisch für fünfundzwanzig der berühmtesten Dirnen bestellt und sie wurden reichlich bewirthet, während der Vicekönig, der sich mit seiner Gemalin eingefunden hatte, hinging und mit ihnen Scherz trieb. So konnte denn vielfacher Scandal nicht ausbleiben.

Bei einem groſsen Kirchenfeſt wollte eine bekannte Schöne, La Malteſe genannt, ſich in die Reihen der vornehmen Damen drängen und als ein Sbirre ſie zurückhielt, gab ſie ihm eine tüchtige Maulſchelle. Oſſuna, der zugegen war, befahl man ſolle ſie hinauswerfen und ſo erhielt ſie von den Sbirren Stoß auf Stoß, während die Damen, von welchen mehr denn eine auf die Malteſin eiferſüchtig ſein mogte, ihre Muffe vor den Mund hielten um ihr Kichern zu verbergen. Als der Vicekönig einmal Miene machte, ein berüchtigtes Quartier am obern Ende des Toledo abſperren zu laſſen, warf man ein, das werde zu nichts nützen: den Zweck zu erreichen müſſe er halb Neapel abſperren. Er hatte zwar bei Galeerenſtrafe verboten, nach dem Ave Maria bewaffnet das ſpaniſche Quartier zu beſuchen welches heute den Namen aber nicht den Karakter geändert hat: wenn aber dadurch dem Lärm und Unfug von Seiten der untern Claſſen einigermaßen geſteuert ward, ſo half das nicht bei den Vornehmen.

Kaum verging eine Nacht ohne den ärgſten Scandal und faſt jedesmal waren Cavaliere der erſten Familien darin verwickelt. Entweder begann der Streit wegen Eiferſüchteleien oder beim Spiel, wegen verſuchter Diebſtäle oder beim Zuſammentreffen mit Glücksrittern. Gewöhnlich wurden dann die Lichter umgeworfen: in der Dunkelheit zog Jeder Degen oder Dolch; die Dienſtleute mußten oft mit zerſchlagenen Köpfen die

Luſt der Herren büßen, die Häſcher erſchienen, die Weiber entflohen oder wurden ins Gefängniß geſchleppt, die Habe geplündert — ſo endigten gewöhnlich dieſe Auftritte. Ein Glück noch wenn's nicht ärger ward. Aber Mancher kam verſtümmelt nach Hauſe, Mancher ließ ſein Leben bei ſo unwürdigen Händeln. Oder es folgten Schlägereien und Duelle welche ganze Familien und Generationen miteinander verfeindeten. Selbſt die Kirchen wurden nicht heilig gehalten. In der S. S. Concezione degli Spagnuoli trieben junge Leute mit leichtfertigen Dirnen während der Predigt ſolchen Unfug, daß der Geiſtliche ſie zur Ruhe ermahnen mußte. Sie aber höhnten zur Kanzel hinauf, das gehe ihn nichts an: er ſolle bei ſeinem Texte bleiben. Er ging zum Vicekönig Herzog von Alcalà, einen Strick um den Hals — die Ruheſtörer wurden eingeſperrt; es waren Leute aus den erſten Häuſern, Pignatelli, Barile u. A. Während der Ausſtellung des Sacraments wie während der Meſſe ereigneten ſich ſolche Szenen.

Das Schickſal eines der vornehmſten und reichſten Männer des Königreichs, des Fürſten von Conca aus dem Hauſe Capua, mütterlichen Oheims des jungen Herzogs von Maddaloni, iſt ein ſchreckenerregendes Beiſpiel der Sittenverderbniß und der Zerwürfniſſe in den Familien des hohen Adels. Er war Groß-Admiral, eine der ſieben erblichen Würden Neapels die einſt dem Neffen des großen Conſalvo verliehn war; ſeine Ge-

malin war Donna Sueva d'Avalos von Monteſarchio von welcher er einen einzigen Sohn hatte. Vater, Mutter und Sohn lebten alle drei in Unfrieden, verunzierten alle drei ihre altberühmten Namen durch ausſchweifenden Wandel. Der Fürſt, welcher im Hauſe weder Ruhe noch Freude fand, pflegte die meiſte Zeit außerhalb zuzubringen. Eines Abends ritt er ſo nach ſeiner Gewohnheit allein, als ihm wie es ſcheint aus einem Hauſe das er eben verlaſſen hatte, ein Stück Blei oder ein Ziegel oder ſonſt was nachgeſchleudert ward, das ihn an den Schädel traf und betäubte ſo daß er die Zügel verlor und das ſcheugewordene Pferd ihn in der Nähe der Porta del Pertuſo abwarf, die am Fuße des Hügels von Sant' Elmo gelegen jetzt Porta Medina heißt. Blutend lag er am Boden und wäre im Blute erſtickt, hätten nicht Baarfüßermönche von Sant' Agoſtino ihn aufgehoben und, nachdem ſie ihn erkannt, in einem Tragſeſſel nach ſeinem Palaſte gebracht. Er war aufs jämmerlichſte zugerichtet: Stirn und Naſe zerſchlagen, ein Auge ſozuſagen verloren. In der Wohnung dieſes reichen und vornehmen Mannes fand ſich kaum ein Diener der ihn auskleidete: die Mönche und die Senftenträger mußten helfen ihn zu Bette zu bringen. Am folgenden Tage führte man ſeinen Sohn den Grafen von Palena faſt mit Gewalt herein: dieſer lebte mit dem Vater in Hader und wohnte nicht mit ihm zuſammen. Der Sohn war ſo vergnügt

daß er lachte, ſich Glück wünſchte und Poſſen trieb; die eignen Freunde verwieſen ihm die Unanſtändigkeit ſeines Betragens. Als er den Kranken frug wie's ihm gehe, antwortete dieſer nur: Nach eurem Wunſche. Es ward ſo arg daß der Vicekönig hinſenden und dem Grafen verbieten laſſen mußte das Zimmer des Kranken zu betreten. Gottes Urtheil hatte es ſo gefügt daß der Fürſt gerade auf derſelben Stelle ſich zu Tode fiel, wo einige Jahre zuvor Fra Ciccio Lantaro auf ſeinen Befehl und in Folge von Weiberhändeln ermordet worden war. Zwei Tage noch lag er ſo, dann beendigte er auf jammervolle Weiſe ein wüſtes Leben. Einen ſeltſamen Contraſt aber mit dieſem jammervollen Ende bildete die Leichenfeier des großen Herrn. Ganz Neapel fand ſich dabei ein. Voran gingen zwölfhundert Geiſtliche mit brennenden Wachsfackeln. Der Todte wurde hoch auf einer Bahre getragen die mit carmoiſinrothem goldgewirktem Sammt bedeckt war. Er war in Groß-Admiralstracht gekleidet, das Gewand mit weiten Aermeln von carmoiſin Sammt mit Hermelin gefüttert und beſetzt, auf dem Kopf ein Barett von gleichem Sammt, in der Hand ein Stab. Er ward offen getragen, hinter ihm der mit Sammt ausgeſchlagene Sarg. Die Zipfel der Decke auf welcher er lag, wurden von mehren Rittern gehalten; viele Angehörige des Hauſes in Trauerkleidern wehten mit Banderolen die Fliegen weg. So

brachte man die Leiche auf weitem Umwege nach dem Familienbegräbniß in S. Pietro a Majella. [162]

Den unnatürlichen Sohn aber ereilte in ſeiner Jugend ſchon ein Geſchick nicht minder tragiſch als das des Vaters. Ein Mädchen geringen Standes mit dem er eine Liebſchaft anknüpfen wollte, wies ihn ab: er ging einen ſpaniſchen Soldaten dingen und dieſer tödtete die Arme durch einen Büchſenſchuß als ſie eben am Fenſter ſtand. Der Mörder wurde ergriffen und geſtand: der Graf von Monterey ließ ihn aufknüpfen und den jungen Fürſten ins Caſtelnuovo bringen, wo er in ſtrengſter Haft in einem der Thürme ſaß. Nach wenigen Tagen erkrankte er heftig: die Familie und die erſten Barone des Reichs verwandten ſich beim Vicekönig auf daß er ihn nach Hauſe tragen laſſe; zweihunderttauſend Ducaten Bürgſchaft wurden geboten. Aber Monterey war unerbittlich und Matteo die Capua Fürſt von Conca ſtarb im Gefängniſſe, der Letzte einer großen Familie, deren reiches Erbe zum Theil auf Diomed Caraſa von Maddaloni überging, welcher der nächſte Blutsverwandte des Verſtorbenen war. [163]

Bei dieſen Sitten und dieſem Wandel mußte man es noch als ein Glück betrachten wenn die Streitigkeiten mit nichts ſchlimmerem als mit Duellen endigten. Die Duellſucht war nicht auf Italien beſchränkt: man kennt des Cardinals von Richelieu Blutgeſetze die ſie dennoch nicht auszurotten vermogten. Politiſche Hän-

del und perſönliche Zwiſtigkeiten wurden auf gleiche Weiſe ausgefochten. Im Jahre 1503 kämpften auf dem Felde zwiſchen Andria und Quarata in Apulien dreizehn Italiener gegen ebenſoviele Franzoſen für die verletzte Ehre ihrer Nazion und gingen ſiegreich hervor aus dem Kampfe. Siebenundzwanzig Jahre darauf ſtanden, ein trauriges Beiſpiel der Zerriſſenheit der Zeit, innerhalb der Schranken im kaiſerlichen Lager vor Florenz, vier Florentiner einander gegenüber, in brudermörderiſcher Fehde für mediziſche und liberale Partei ihr Blut verſprützend. Beides Ereigniſſe, deren der hiſtoriſche Roman unſerer Tage ſich bemächtigte als die ſchöne Literatur es verſuchte, dem großen Publikum das keine Geſchichtbücher lieſt, ſtatt der ewigen Liebes-Intriguen ſeiner hübſchgeſchriebenen aber meiſt zuchtloſen Novellen etwas Anderes vorzuſetzen. Die Zahl der Zweikämpfe nahm im ſechzehnten Jahrhundert in ſolchem Maße zu, daß man wol einſah wie ſehr das Einſchreiten der Regierenden noth that. Gewöhnlich aber blieb dies Einſchreiten fruchtlos. Eine der früheſten Pragmatiken Don Pedro's de Toledo verhängte Todesſtrafe über die Herausforderer und verbot ſolche für ehrlos zu erklären welche ſich zu ſchlagen weigerten. Aber dieſe letztere Beſtimmung wie alle ähnlichen neuerer Zeiten legt hinlänglich an den Tag, wie die öffentliche Meinung ſich ausſprach. Im ſiebenzehnten Jahrhundert ward das Duelliren zur wahren Manie. Eine

Verordnung des Grafen von Monterey, welche die Klauſel des Toledoſchen Geſetzes beſtätigte, belegte die Herausforderer mit einer Geldſtrafe von 2000 Ducaten und fünfjähriger Verbannung; beim zweiten Mal ſollte Todesſtrafe eintreten. Der Geforderte aber der ſich ſtellte, ſollte nach Gutdünken beſtraft werden. Aber ſie ſchlugen ſich in einem fort, und als wäre es nicht an zwei Kämpfern genug, mußten die Verwandten bis zum vierten Grade den Handſchuh mit aufnehmen. Im Februar 1638, unter der Verwaltung des Herzogs von Medina, fanden im Verlauf von ſieben Tagen fünf Duelle unter vornehmen jungen Männern ſtatt: fünf der Kämpfenden wurden ſchlimm verwundet und zweie blieben, Ferrante Caracciolo und Carlo di Sangro, der Eine unter, der Andere nicht viel über zwanzig. Weibergeſchichten waren der Anlaß. Kurz darauf ſchlugen ſich zwei Pignatelli und mehre ihrer Diener gegen den Malteſerritter Fra Scipione Monforte und deſſen Freunde und Dienerſchaft: jene Beiden blieben todt, Andere kamen mit bloßen Wunden davon. Die vornehmſten Schuldigen wurden verhaftet und ins Caſtelnuovo gebracht, aber dies verhinderte den Malteſerritter Fra Giacomo Pignatelli nicht an einem der Betheiligten, Don Giovanni d'Aquino, furchtbare Blutrache zu üben. Mit eilf Genoſſen überfiel er deſſen Wagen beim Palaſt Gravina — mehre Schüſſe ſtreckten D'Aquino todt hin, einer von deſſen Reitknechten erſtach den Ritter, Andere noch

wurden niedergeſtoßen und erſt die Dazwiſchenkunft der Sbirren trennte die Kämpfenden welche in die Kerker der Vicarie abgeführt wurden.

Bisweilen ſtanden ganze Schaaren einander gegenüber. Im October 1630 erfolgte vor S. Pietro a Majella ein Kampf zwiſchen den Acquaviva und Caracciolo. Es war Abend: Sbirren erſchienen um die Fechtenden zu trennen, aber ſchon lag Einer todt auf dem Platze und etwa zwölfe waren mehr oder minder verwundet. Der Cardinal Buoncompagni ſandte ſeine Leute um den Don Ferrante Acquaviva als Kleriker zu reclamiren; die Uebrigen flohen nach der benachbarten Kirche S. Antonio von Padua, welche von der Polizeimacht förmlich belagert ward. Sie löſchten die Lichter aus; dem Johanniter Fra Titta Caracciolo gelang es zu entkommen, die Andern mußten ſich endlich ergeben. Und nach Jahren brach aufs neue der unſeligſte Zwiſt zwiſchen denſelben Familien aus, und der Herzog von Martina Petraco Caracciolo tödtete im Zweikampf Coſimo Acquaviva den älteſten Sohn jenes Grafen von Converſano welcher noch oft genannt werden wird in dieſer Geſchichte.

Die Einen ſchlugen ſich wegen Nebenbuhlerſchaft, die Andern wegen Spiels; dieſe wegen Grenzſtreitigkeiten, jene wegen Wortwechſels; ein Paar weil ſie einander kalt gegrüßt, ein anderes wegen eines Schoßhündchens. Letzteres ereignete ſich unter der Verwal-

tung des Grafen von Pennaranda, während deren die Duellsucht zu dem Punkte gestiegen war daß man einander mehr aus Galanterie als wegen des Ehrenpunktes todtschlug. Der Fürst von Cariati Spinelli war der Held dieses Kampfes wegen so wichtigen Anlasses, wobei an der Chiaja vor Sta Maria della Vittoria sechzehn junge Männer einander gegenüber standen und Don Prospero Suardo auf dem Platze blieb. Unter den nächsten Verwandten fielen solche Szenen vor: zur Zeit des Herzogs von Alcalà zankten sich die Brüder Vincenzo und Orazio Sanseverino wegen einer unbedeutenden Geldsache; sie zogen die Degen, man trennte sie; sie forderten einander und dem Einen wurde die rechte Hand verstümmelt. Bisweilen legten die Gewalthaber sich ins Mittel: als ein Cartell zwischen dem Genueser Marchese Serra und Don Luigi Pignatelli ruchbar ward, hinderte man sie durch Androhung einer Geldstrafe von 10,000 Ducaten. Konnten sie dann den Streit nicht in Neapel ausfechten, so wählten sie wol anderes Gebiet. Zur Zeit Medina's bestimmten zwei Cavaliere Tag und Stunde in Livorno und fuhren dahin auf den Galeeren der toscanischen Steffansritter die eben vor Neapel lagen. Unter dem Marchese d'Astorga geriethen die Acquaviva und Carafa von Noja auf's heftigste an einander. Der Herzog von Noja ließ einen Diener des Grafen von Conversano, welcher einen seiner Vasallen wegen Waldfrevels gezüchtigt, greifen und

ſandte ihn mit abgeſchnittener Naſe und Ohren zu ſeinem Herrn zurück. Die Familien waren einander nahe verwandt, aber Verwandtſchaft hinderte die Rache nicht. Giulio Acquaviva überfiel in der Nacht mit dreihundert Mann das Schloß von Noja. Der Caraſa lag zu Bette: er riß ihn heraus, ließ ihm die Arme auf den Rücken binden und befahl an ihm ein Gleiches zu thun, wie er an dem Diener gethan. Geſchrei und Bitten der Frau und Mutter bewogen ihn von ſeinem Vorhaben abzuſtehn, aber er verließ nicht eher die Burg bis er Jenen ſchmählich mißhandelt. Noja's Bruder Franceſco Caraſa forderte den Acquaviva, und die gegenſeitige Erbitterung war ſo groß daß ſie beſchloſſen ſich a guerra finita zu ſchlagen, d. h. nur mit dem Tode des Einen aufzuhören. In ganz Italien fanden ſie für ſolchen combat à outrance keinen Ort: ſo wandten ſie ſich nach Teutſchland. Der Magiſtrat von Nürnberg gewährte ihnen die Erlaubniß — eine unglaubliche Menge von Zuſchauern, darunter auch Frauen, waren zugegen. Zeit und Reiſe ſcheint indeß den Groll gemindert zu haben, denn nachdem Caraſa am Arme verwundet worden, fand eine Verſöhnung ſtatt. Sie waren nicht die einzigen Neapolitaner die ſich auf teutſchem Boden ſchlugen. Während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges fand im Jahre 1703 vor den Thoren Wiens ein Zweikampf ſtatt zwiſchen Tiberio Caraſa Fürſten von Chiuſano und Bartolommeo Ceva Grimaldi Herzog

von Teleſe: ein Spinelli, ein Capece, ein D'Avalos und Caetani ſecundirten. Teleſe ward mit ſchlimmer Wunde zu Boden geworfen und entwaffnet; der ſiegreiche Gegner kam mit einer Schramme davon und fuhr Beſuche machen um die Affaire zu verheimlichen. [104]

Während dieſe Leidenſchaft die höheren Stände beherrſchte, griff ſie auch die untern an. Von ſechs ſpaniſchen Soldaten die zur Zeit des Grafen von Pennaranda im Fort des Carmine in Beſatzung lagen, wird erzählt daß ſie in einer Oſterie kameradlich miteinander zu Mittag aßen, ſich entzweiten und vor Porta Nolana in einem Hauſe des Marcheſe von Vico, welches den Namen des Geſpenſterhauſes (Caſa degli ſpiriti) trug, ſchlagen gingen. Fünf blieben todt, halbtodt brachte der ſechſte die Kunde nach Hauſe. Kam's zu keinem wirklichen Duell, ſo zogen ſie die Meſſer. Darin wetteiferten ſelbſt Leute vom Adel mit den Geringeren. Es kam zu manchen unanſtändigen Balgereien unter Vornehmen wie zwiſchen Cavalieren und Volk. Das nächtliche Umherziehen in den Straßen mußte von ſelbſt Anlaß dazu geben. Mehr denn einmal zogen die Signoren den kürzern und mehr denn Einer von ihnen blieb auf dem Platze. Statt der Dolche und Meſſer wurden ſelbſt Feuerwaffen gebraucht. Im Mai 1631 erfolgte inmitten der Stadt zwiſchen den Angehörigen der Familien Tuſo und Veſpolo ein Kampf mit Büchſen, „mit einer Franchezza, ſagt ein

Gleichzeitiger, als hätten sie sich in einem Dickicht befunden.“ Die Wohnungen selbst waren nicht sicher mehr. In Folge eines Streites beim Pferdehandel ging Don Giuseppe Caracciolo in das Haus des Herzogs von Castelluccia, von mehren seiner Angehörigen begleitet. Erst schimpften sie einander aus, dann zogen sie die Degen; die Frauen der Familie und andere Verwandte warfen sich dazwischen und der Lärm zog alle Nachbarn herbei bis die Sbirren sich einen Weg durch die Menge bahnten und die ganze Gesellschaft in's Gefängniß führten, wo man sie eine Zeitlang sitzen ließ bis sie Frieden schlossen.

Von der Unsicherheit der Straßen der Hauptstadt zur Nachtzeit ist schon die Rede gewesen: was auch immer Toledo und seine Nachfolger gethan haben mogten ihr zu steuern, so war sie doch zur Zeit des zweiten Herzogs von Ossuna so groß, daß er den Befehl ertheilte, Nachts nur mit Laternen auszugehn, was in neuerer Zeit der Cardinal Rivarola in Ravenna nachzuahmen für gut fand. Doch nicht bei Nacht allein fanden Angriffe statt. Der Adel hatte seine Bravos im Solde, auf seinen Lehen nicht nur sondern auch in der Stadt, und wer sich nicht schlagen wollte oder konnte, den Gegner nicht für ebenbürtig hielt, geheime Rache üben wollte oder aus irgendwelchem Grunde nicht zum Duell schritt, bezahlte Meuchelmörder. Unter Alcalà, Monterey, Medina ging's gar toll zu. Gian

Vincenzo Macedonio ward bei Sta Chiara am Halſe ſchwer verwundet: man ſagte allgemein auf Anſtiften des Herzogs von Caſtro, ſeines vertrauten Freundes der auf ihn eiferſüchtig war. Der Advocat Francesco Gomino erhielt beim Heraustreten aus der Kirche der Gerolimini eine gefährliche Wunde: Trojano Caracciolo der Anſtifter floh, aber der Bravo den er gedungen. ging am nächſten Tage in das Haus des Kranken ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen! Er hatte die Kleider gewechſelt aber er ward erkannt und ergriffen. Paolo Spinelli Cariati wurde wegen mehrer Mordanſtiftungen gefänglich eingezogen; gleiche Strafe traf Don Ottaviano de' Medici Fürſten von Ottajano, den Enkel des Gründers der neapolitaniſchen Linie jener großen florentiniſchen Familie. Dieſer Mann hatte bereits die niedern Weihen empfangen und ſuchte vom Papſte Leo XI ſeinem Großohm die Cardinalswürde zu erhalten bevor er durch den Tod ſeines älteſten Bruders in den Lehen nachfolgte und jene beherzte Diana Caracciolo heirathete, welche während der Empörung des Jahres 1647 in Abweſenheit ihres Mannes den Baronalpalaſt in Ottajano am Fuße des Veſuv gegen die aufrühreriſchen Vaſallen vertheidigte bis der Herzog von Arcos ihr ſpaniſche Truppen zu Hülfe ſenden konnte. Titta Cicinello wurde wegen eines Mordes von den Häſchern angegriffen, vertheidigte ſich mit ſeinen Leuten und flüchtete ſich in die Kirche S. Lorenzo. Der Marcheſe von

Marigliano ſandte vier Bravos zu einer Mordthat: ſie wurden gefaßt zugleich mit andern Dienern deſſelben, er ſelbſt ergriff die Flucht. Wie tief die Anſicht von dem Erlaubtſein dieſer Selbſthülfe in der damaligen Lebensweiſe des Adels begründet war, ergibt ſich aus dem Umſtande daß ſelbſt Männer die ſonſt nicht zu den Schlimmeren gehörten, ſie nicht für unerlaubt hielten und die öffentliche Stimme nicht zu fürchten ſchienen. Wie dies Unweſen der Bravos, wovon bald noch in beſonderm Falle die Rede ſein wird, mit dem Schutze zuſammenhing, welchen die Barone auf ihren Beſitzungen den Banditen gewährten, wird im Verlauf dieſer Geſchichte berührt werden. [105]

Es konnte nicht ausbleiben daß anhaltend Händel mit den Sbirren, fortwährend Verhaftungen und Beſtrafungen ſtattfanden. So viele man aber auch verhaften und beſtrafen mogte, ruhiger und ordentlicher wurde es darum nicht. Nur der Fiscus machte gute Geſchäfte. Gewöhnlich bekam die Polizei ſogleich Wind von Duell und Straßenlärm, und ehe die Herren ſich's verſahn war ſie auf dem Platze. Recht oder Unrecht, Angreifer oder Angegriffener, Alles galt ihr gleich — das Sprüchwort mitgefangen mitgehangen fand beinahe buchſtäbliche Anwendung. Gelang es den Ruheſtörern zu entfliehen ſo wurden Wachen nach ihren Wohnungen oder Verſteckorten geſandt und ſie wurden regelmäßig belagert. Alles das geſchah auf ihre Koſten. Mehr

oder minder ſchwere Geldſtrafe ward ihnen auferlegt wenn ſie ſich bis zu einem beſtimmten Tage nicht ſtellten: die Mandate wurden an den Thoren ihrer Paläſte und deren ihrer Verwandten angeſchlagen. Die Verhafteten blieben in einem der Caſtelle ſitzen bis ſie ſich miteinander vertrugen oder ſonſt nach Gutdünken des Vicekönigs. Sie konnten noch von Glück ſagen wenn ſie nicht nach Gaeta oder gar nach den Präſidien geſchafft wurden.

Wenn ſolcherart die Lebensweiſe der Vornehmen, wenn ſo ihre Beziehungen zu einander waren, ſo kann man ſich unſchwer vorſtellen, wie dieſe ſich dem Bürgerſtande gegenüber benahmen. Von dem Feudalweſen war ſchon die Rede wo die politiſchen Zuſtände des Adels in Betracht gezogen wurden: zur Erläuterung des Verhältniſſes deſſelben zu dem Mittelſtande mag eine Geſchichte hinreichen, ein Beiſpiel der furchtbaren Rohheit der Geſinnung im Verein mit dem ſchnödeſten Uebermuthe und frecher Hintanſetzung aller Achtung vor dem Geſetze. Seit den Tagen der frommen Gemalin König Roberts, Sancia von Aragon, beſteht in Neapel das großartige Hospiz das den Namen der Caſa ſanta dell' Annunziata führt. Zwei neapolitaniſche Ritter aus der Familie Scondito, während der Guelfen- und Ghibellinenkämpfe zur Zeit König Carls II in Toscana in langwieriger Gefangenſchaft gehalten, legten den erſten Grund zu dieſer Anſtalt, einem Ex-Voto

das ſie der Madonna für ihre Befreiung gelobt hatten. Im Lauf der Jahrhunderte floſſen dem Hospiz reichliche Gaben und Vermächtniſſe zu. Keiner von Neapels Herrſchern vergaß die Caſa ſanta welcher der wohlthätige Sinn der Bewohner aller Stände ſich vorzugsweiſe zuwandte und die heutzutage ein großes Findelhaus und Hospiz für arme Mädchen bildet. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis auf die Umwälzung welche den franzöſiſchen Revoluzionskriegen folgte, war die Verwaltung dieſer Anſtalt einer aus mehren Mitgliedern beſtehenden Deputation übertragen, an deren Spitze als „edler Meiſter“ (Maeſtro oder Maſtro nobile) ein Cavalier vom Seggio des Nido ſtand welchen die dieſer Adelsgenoſſenſchaft angehörenden Familien wählten, während die übrigen Mitglieder der Verwaltung, vier, fünf ja ſechs an der Zahl, aus Popolanfamilien genommen und vom Seggio del popolo gewählt wurden, wobei man gewöhnlich die Hälfte aus den Doctoren, die andere Hälfte aus dem Handelsſtande nahm. Dieſe Verwaltung war ganz unabhängig in ihrem Schalten und Walten: Hader zwiſchen ihren Mitgliedern war dabei nichts ſeltenes. Cicio Caracciolo, welcher im Jahre 1633 die Stelle des Maſtro nobile bekleidete, vertrug ſich ſchlecht mit ſeinen bürgerlichen Genoſſen. Es war am 29. Auguſt, als letztere einige Geſchäfte abzumachen wünſchten, während jener krank zu Hauſe lag. Es war die Sitte daß der Maſtro nobile die Schlüſſel des Sitzungs-

locals bei ſich verwahrte: die Andern ließen ſich dadurch nicht ſtören, gingen hin, erbrachen die Thüre und erfüllten ihre Obliegenheiten als wären ſie vollzählig beiſammen geweſen. Sie hießen Francesco Antonio Scacciavento, der im Jahre 1629 Deputirter des Seggio del popolo geweſen war; Camillo Soprano und Francesco Fierillo. Einige ſagten ſie hätten nach den Schlüſſeln geſandt ohne ſie erhalten zu können, Andere, ſie hätten den Pförtner der ſie brachte nicht erwarten wollen. Wie dem auch ſein mag, der Vorfall war ganz außer aller Regel und die Dreie wurden allgemein getadelt.

Es hätte ſo bleiben können, umſomehr als der Caracciolo krank darniederlag und von der ganzen Sache nichts gewußt haben ſoll. Es hieß der Herzog von Medina habe das Erkühnen der bürgerlichen Deputirten ſehr übel vermerkt und eine Unterſuchung einzuleiten befohlen, aber die Verwandten des Maſtro nobile in ihrer Ungeduld und ihrem Groll griffen der Juſtiz in's Amt. Der Schwager Caracciolo's, Fabrizio Caraffa, nahm es auf ſich die Deputirten zu züchtigen. Er ſah ſich nach Helfershelfern um und fand ſie. Der Malteſerritter Fra Vincenzo della Marra, Sohn des Herzogs von La Guardia, war wegen ſeines Herumtreibens und ſeiner Abenteuer bekannt und ſelbſt unter den Wüſteſten berüchtigt. Er war ein großer wildausſehender Mann mit röthlichem Haar, hatte mehr von einem Raufer als von einem Cavalier an ſich, nahm

Geld für Ehrenhändel und mischte sich in allerlei Familienverhältnisse. An Muth fehlte es ihm nicht: bei einem Kampf zwischen maltesischen und türkischen Galeeren fiel er gefährlich verwundet in die Hände der Feinde und ward von ihnen nach Tunis geschleppt wo der Orden und seine Familie Lösegeld für ihn zahlen mußten. Kaum war er wieder zu Hause, so griff er Nachts singende Vorübergehende an, ward aber von ihnen gar übel zugerichtet während sein Gefährte den Spaß mit dem Leben bezahlte. Diesen vornehmen Spadassin und einige von geringerem Stande nahm Fabrizio Carafa mit. Gleich nach dem Mittagsessen gingen sie nach dem Hause Francese' Antonio Scacciavento's der durch seine Theilnahme an den Bewegungen der Volkspartei gegen den Adel in der letzten Zeit der Regierung des Herzogs von Ossuna längst den Haß der Vornehmen auf sich geladen und überdies mit berechneter Arroganz zu jenem Vorfalle in der Annunziata den Anlaß gegeben hatte. Sei es daß er wirklich ausgegangen, oder daß er sich verborgen hielt, kurz er entging den Händen seiner Feinde.

Diese zogen durch die Stadt umher ihre Opfer suchend als sie in der Straße bei Sta Chiara auf Camillo Soprano stießen. Soprano war bei der ganzen Sache am wenigsten betheiligt gewesen und man hatte ihn bestimmt dem Caracciolo das Geschehene abzubitten: eben fuhr er nach Hause zurück als der Hause

ihm begegnete. Sie hielten den Wagen an und riſſen ihn heraus; auf eine Fluth von Schimpfworten folgte ein Schlag der den Unglücklichen zu Boden warf. Dann nöthigten ſie ihn ihnen die Füße zu küſſen: er jammerte ſie ſollten ihn nicht tödten ohne daß er gebeichtet, aber ohne drauf zu achten zerſchmetterten ſie ihm den Schädel mit eiſenbeſchlagenen Stäben. Alles dies geſchah auf öffentlicher Straße vor dem Hauſe des Unſeligen. Seine Frau die eben vom Spaziergange zurückgekehrt war, wollte aus dem Fenſter ſpringen; Vater und Mutter waren herbeigeeilt und man hörte nichts als Wehgeſchrei und Verwünſchungen. Eine Bahre wurde herbeigeholt in die man den Leichnam legte: die Angehörigen ſchnitten ſich das Haar ab und bedeckten ſie damit während ſechs Kinder des Ermordeten ſie umſtanden.

Der Graf von Monterey kam kurz darauf des Weges. Er ſah die noch rauchende Blutlache — er ſah das Volk, das dichtgedrängt und mit drohenden Gebehrden da ſtand, ſchon zu tumultuiren anfing und ſeinen Deputirten hatte wiſſen laſſen es werde ſich in Sant' Agoſtino verſammeln und dort berathen was zur eignen Sicherheit erforderlich ſei. Der Vicekönig erkannte daß es nöthig war ſo ſcheusliche Miſſethat zu ahnden, ſollte nicht ſein eigenes Anſehn darüber zu Grunde gehn. Er verordnete augenblicklich Maßregeln während Tonno d'Angelo, der Deputirte des popolaren Sedile, die Menge beſchwichtigte und die Beſtrafung

der Schuldigen verſprach. Dieſe waren entflohn: ihre nächſten Verwandten wurden aber ſogleich verhaftet oder in ihren Wohnungen bewacht, ſowol als Bürgen wie um ſie vor der Wuth des Volks zu ſchützen welches laut drohte das Haus Caraſa ſollte es entgelten — eine Drohung welche vierzehn Jahre ſpäter zur That ward. Der Herzog von Cancellara Don Federigo Caraſa, welcher in einem Magazin Goldbrocat kaufen wollte (ein Gegenſtand, womit ein Bruder des Ermordeten Handel trieb), gerieth in Gefahr in Stücke geriſſen zu werden, obgleich er jener That ganz fremd war. Es fehlte der Menge nur an einem entſchloſſenen Führer um gegen den Adel aufzuſtehn, ſo erbittert waren die Gemüther. Alle ſagten ſich daß es ſo nicht bleiben könne.

Wie es damals gewöhnlich geſchah, waren die Thäter nach Benevent entflohn. Auf päpſtlichem Gebiete glaubten ſie ſich ſicher. Aber ſie hätten ſich beinahe verrechnet. Die Stimmung in Neapel war zu drohend als daß der Vicekönig nicht zu ernſten Maßregeln hätte ſchreiten müſſen. Die Acht ward über Fabrizio Caraſa ausgeſprochen: fiel er der Juſtiz in die Hände ſo verlor er den Kopf. Aehnliches ſollte gegen Don Vincenzo verkündet werden, aber ſein Privilegium als Johanniter veranlaßte Weiterungen. Man wollte ſeine Commende einziehn, aber er ſchützte ſich indem er ſie dem Orden, freilich um ein Stück Brod, verkaufte. Dreitauſend Mann ſpaniſcher Truppen unter Don Juan

Oſſorio wurden nach dem Beneventaniſchen geſandt und zugleich an den Papſt Urban VIII und den König geſchrieben. Der Papſt war um ſo empfindlicher über die Gebietsverletzung, da ſeine Neffen die Barberini doch ſchon in Unfrieden mit den Spaniern lebten. Die Flüchtlinge die ſich in das Sanct Sofienkloſter zurückgezogen hatten weil ſie im geheimen aufgehoben zu werden fürchteten, wurden ſechs an der Zahl auf Befehl Sr. Heiligkeit verhaftet, ihre Auslieferung aber ward hartnäckig verweigert. Die Spanier hauſten ſo ſchlimm in dem Grenzbezirk, daß man in den meiſten Weinbergen nicht einmal die Leitern zur Leſe anſetzte. Der Papſt ließ durch den Nunzius drohen er werde das Interdict über Neapel ausſprechen und vierzigtauſend Mann ſenden, Benevent nicht mit dem Glöcklein blos ſondern auch mit dem Schwerte zu vertheidigen. D'Oſſorio ließ den Kanzler und den Geheimſchreiber des Governo verhaften welche ihm ein Monitorium überreichten, mußte ſie aber auf die Drohung hin, daß die Neapolitaner ihres Eides entbunden werden würden, wieder freigeben.

So große Anſtalten führten am Ende doch zu keinem Reſultate. Die Truppen zogen ſich zurück, das arme Landvolk mußte die Zeche zahlen, der Maſtro nobile der Annunziata trat ſein Amt einem Verwandten ab welchen jener Scacciavento, der den erſten Anlaß zu dem ganzen Vorfall gegeben, nach ſeinem Gutdünken

leitete, die Witwe des Ermordeten ging ins Kloſter und einer ſeiner Brüder trat in den geiſtlichen Stand, tiefergriffen von der erlebten Tragödie. Die beiden vornehmſten Schuldigen, Fabrizio und Fra Vincenzo entlamen, erſterer nach Rom, letzterer nach Malta. Beide hatten Grund, während des Reſts eines unruhigen gequälten Lebens die That zu bereuen. Fabrizio Carafa, welchem Spione und Häſcher lange auf der Spur waren, ſchloß ſich in Rom der franzöſiſch-Barberiniſchen Partei ganz an, betheiligte ſich bei den geheimen Plänen dieſer Partei auf Gaeta und Aquila, zog in beſtändiger Beſorgniß vor der Rache der Spanier umher und ſtarb in der Fremde verlaſſen und arm. Fra Vincenzo aber führte nach wie vor ein wüſtes Soldatenleben. Während des lächerlichen Krieges den die Barberini wegen der Farneſiſchen Leben gegen die verbündeten Staaten Italiens führten (ein Krieg in welchem der Vicekönig Herzog von Medina dem Papſte die verlangte Hülfleiſtung verweigerte, weil es ein Barberiniſcher Familienkrieg ſei mit dem der heilige Stuhl nichts zu ſchaffen habe), diente er mit manchen andern Malteſerrittern als Oberſt im päpſtlichen Heere, wurde in dem Gefecht von Mongiovino im Peruginiſchen, wo der Prinz Mattias von Medici im Jahre 1643 die Truppen Papſt Urbans VIII ſchlug, gefangengenommen und ſpäter aus dem Dienſte entlaſſen weil er ſich über die Cardinalswürde luſtig machte. Während der Unruhen

des Jahres 1647 wagte er nach Neapel zurückzukehren und ward in S. Giovanni a Carbonara gesehn. Dann trat er in venezianischen Dienst und fiel auf Candia im Kampfe gegen die Türken. [105]

Auf solche Weise lebte im siebenzehnten Jahrhundert der neapolitanische Adel, namentlich dessen Jugend. Legt man den gewöhnlichen Maßstab an, so ist es allerdings ein schlimmes Treiben, alles Recht wie Gesetz verhöhnend. Auch wenn man den Mangel an Gleichgewicht zwischen den Ständen in Anschlag bringt, ist es noch arg genug, und die ehrenvolle Laufbahn welche Viele von der Aristokratie als Krieger wie in der Verwaltung einschlugen, konnte schwerlich einen Ersatz geben. Die nachtheiligen Folgen für die Gesammtheit konnten nicht ausbleiben. Der große Landbesitz meist nicht ausreichend zur Deckung der Ausgaben die bei dem Aufenthalt auf den Lehen nicht minder groß als in der Stadt; die wahnsinnigste Verschwendung und grenzenlose Unordnung. Darum bei aller Bedrückung der Vasallen der fressende Krebs der Schulden und jenes rasche Emporkommen von Speculanten und Wucherern, das sicherste Merkmal der Vergeudung und Sorglosigkeit der Großen die der Masse selten zu gut kommt. Darum von der alten Macht häufig nur der Schein; darum die natürliche Stellung als Mittelglied zwischen Thron und Volk unwiederbringlich verloren. Im raschen Anzug war die Zeit, welche die Folgen zum Entsetzen Aller offenbaren

und die großartigen, an beſſere Tage mahnenden, beſſern Lohnes würdigen Anſtrengungen die der Lehnadel einmal noch zum Beſten der Krone wie für die Rettung der eignen Exiſtenz machte, in letzterm Sinne fruchtlos bleiben laſſen ſollte, weil er der Alleingewalt an Schlauheit und Einhelligkeit nicht gewachſen war und vielleicht mehr noch aus dem Grunde weil er bei den Maſſen, die zu unterdrücken, zu entnerven und moraliſch zu erniedrigen er ſelbſt beigetragen, keinen Halt und keine Unterſtützung fand. Das Jahr 1647, welches für den Reſt der ſpaniſchen Epoche über die Verhältniſſe der Ariſtokratie und des Volkes entſchied, bot übrigens der erſtern noch eine letzte ſchöne Gelegenheit das was ihr von ritterlichem Sinne, von mächtigen Mitteln, von den Tradizionen ihrer beſſern Tage geblieben, in vortheilhaftem Lichte zu zeigen.

Wie das Familienleben beſchaffen war, braucht nach dieſer Schilderung nicht ausgeführt zu werden. Es iſt überhaupt ſchon die ſchwache Seite der italieniſchen Nazion. Die Jahr- und Tagebücher der Zeit bringen natürlicherweiſe viel weniger Kunde über das Innere der Häuſer und über das Frauenleben, aber aus dem Wenigen läßt ſich auf den Reſt ſchließen. Die Erziehung war, wie in der Regel noch heute, Sache der Klöſter, und die Heirathen wurden, wie es auch meiſt jetzt geſchieht, beim Austritt aus dem Kloſter durch die Angehörigen geſchloſſen. In dem Jahrhundert von dem

hier die Rede iſt, lebte der Adel ſchon meiſt in der Hauptſtadt und nur wenig in den Baronalpaläſten der Provinzen. Der vicekönigliche Hof vereinigte die Frauen der vornehmen Familien bei den Feſten von denen einige geſchildert worden ſind, und wurde ſeinerſeits von den großen Feudataren, den Orſini, Caraſa, Caracciolo u. A. zu Gaſte gebeten. An Rangſtreitigkeiten unter den Frauen fehlte es ſo wenig wie bei den Männern, und die Titel Eccellenza und Signoria wurden mit großem Bedacht abgewogen. Als die Infantin Donna Maria d'Auſtria Braut des römiſchen Königs im October 1630 auf ihrer Reiſe nach Wien in Neapel war, entſtand wegen des Ceremoniells ſo viel Zwiſt daß die Damen ſämtlich erklärten ſie würden nicht bei dem Feſt im Palaſt erſcheinen. Denn die ſpaniſche Etiquette wollte nur ſolchen die von regierenden Häuſern oder deren Männer Granden von Spanien waren, Kiſſen erlauben, ſo den Herzoginnen von Sabioneta Gonzaga und von Mondragone Aldobrandini, und den Fürſtinnen Stigliano Caraſa, von Butera Branciforte und von Viſignano d'Aragona; alle übrigen ſollten ſich auf den Teppich hinſetzen. Endlich ergriff man das Auskunftmittel daß die Königin nicht in publico ſondern, wie man's nannte, sotto coverta erſcheinen und in einer mit Jalouſien verſehenen Loge ſitzen ſollte, ſo daß die Damen Stühle erhielten von denen ſie die mythologiſchen Vorſtellungen mit Parnaß und Helikon, Nacht

und Fama, Cyklopen und Nymfen, und das Wappen Oeſtreichs wie die Säulen des Hercules mitanſahen. Auf einem von vier Rappen gezogenen Sternenwagen fuhr die Nacht herein. Die elyſeiſchen Felder wurden dargeſtellt: eine Quadrille von achtundvierzig Rittern, zur Hälfte in fleiſchfarbenen Seidenanzügen mit Silberbeſatz, die andere Hälfte in ſchwarzer Seide gleichfalls mit ſilbernen Treſſen und Stickerei, mit wehenden Reiherfedern auf den Baretten, Fackeln in der Hand, führten den Tanz auf. Der Marcheſe von Villanova del Rio, des Herzogs von Alba Neffe, führte die Quadrille an; nach ihm kamen der kaiſerliche Geſandte, Graf von Frankenberg, der Groß-Connetable Colonna und alle die vornehmſten jungen Männer. Auf dieſe Quadrille folgte der allgemeine Tanz mit den Damen. Es war das erſte der zahlreichen Feſte welche der Infantin, die vier Monate in Neapel verweilte und zur Verzweiflung des armen Vicekönigs Alcalà Koſten veranlaßte, gegeben wurden. Der Reiſeplan, als es ſich in Folge der Vorſtellungen des Letztern wie Frankenbergs endlich um die Reiſe handelte, gibt mit ſeiner einfachen Aufzählung der Raſtplätze ein Bild damaliger Zeit und Sitte. Am erſten Tage von Neapel nach Nola, am zweiten nach Avellino, am dritten nach Mirabella, am vierten nach Ariano, am fünften nach Bovino, am ſechsten nach Foggia, am ſiebenten nach Tormaggiore, am achten nach Serra Capriola, am neunten nach Termoli, am zehnten

nach Il Vaſto, am elften nach Lanciano, am zwölften nach Ortona, am dreizehnten nach Pescara, am vierzehnten nach Atri, am funfzehnten nach Giulianuova (päpſtliches Gebiet in den Marken), am ſechzehnten nach Le Grotte, am ſiebenzehnten nach Porto di Fermo, am achtzehnten nach Loreto. Dort ſollte Halt gemacht und die Andacht bei der Madonna verrichtet werden, ſo daß man am zwanzigſten Ancona zu erreichen dachte. Don Francesco del Campo, bemerkt der Annaliſt bei dem wir dieſe Aufzeichnungen finden, hatte in jedem dieſer Orte zu ihrem großen Nachtheile und Koſten das Nachtlager für die Königin und ihr Gefolge bereiten laſſen.[167] Beſuche in den Klöſtern gehörten zu den beſondern Vergnügungen der vornehmen Frauen. Die ſchon genannte Fürſtin von Stigliano mit ihrer Nichte Anna Caraſa und andern erlangten vom Papſte Erlaubniß das Kloſter Donna Regina zu beſuchen, eine Stiftung Hohenſtaufiſcher Zeiten wo König Carls II Witwe Maria ihre letzten Lebensjahre in ſtiller Abgeſchiedenheit und frommen Werken verbrachte. Bevor ſie ſich einfanden hatten die Fürſtinnen Vorrath zur Malzeit hingeſandt — drei Wildſchweine, funfzehn Zicklein, zwölf Truthähne und ebenſoviele Kapaune, mit einer Menge Maccaroni, verſchiedenen Gattungen Käſe und anderm Nachtiſch, was alles im Refectorium wo die Nonnen aßen aufgetiſcht wurde. Die Sitten waren nicht beſonders fein. Wir finden im Munde der vornehmſten Frauen Ausdrücke

die ſich gar nicht wiederholen laſſen. Thätlichkeiten waren gerade keine Seltenheit. Bei einem Feſte in der Apoſtelkirche bekamen Donna Zeza Minutolo und eine Spanierin aus dem Hauſe Velasco miteinander Streit — nach ärgerlichen Worten gab die Neapolitanerin der Andern eine Maulſchelle und dieſe zerkratzte ihr das ganze Geſicht. Verſchiedene Verwandte der Minutolo warfen ſich auf die Fremde die ſich tüchtig wehrte aber doch wegen der Uebermacht mehr Schläge bekam als ſie austheilte. Die Gräfin von Monterey prügelte eine ſchöne Dame tüchtig mit ihrem Pantoffel weil ſie bei dem Vicekönig um eine Richterſtelle für ihren Mann angehalten hatte. Dieſe Vicekönigin, des Grafen von Olivares Schweſter, führte überhaupt den Pantoffel und verhehlte es nicht: kaum war ſie eingetroffen, ſo ließ ſie wiſſen die Damen ſollten ſich an ſie wenden und nicht an ihren Gemal. Mit der Moral ſtand es ſchlimm: Frauen der vornehmſten Häuſer ſchämten ſich nicht die öffentlichen Buhlen von Vicekönigen zu ſein wie die Marcheſa von Campolattaro und die Fürſtin von Conca, jene aus dem Hauſe Capua dieſe eine D'Avalos, unter Oſſuna, Alba und Monterey. Die Intriguenſucht mancher Vicekönige mehrte ſehr das Uebel. In der Kleidung begannen die Frauen das Maß des Schicklichen zu überſchreiten. Die vergnügungsſüchtige Herzogin von Medina veranſtaltete im Carneval 1639 im Palaſt einen Maskenball, auf welchem ſie mit dreiundzwanzig der

ſchönſten Damen in Amazonentracht auftrat, und zwar in ſo mythologiſchem Coſtüm daß es ärgerliches Gerede und viel Unheil gab. Viele Frauen aber, in dieſen wie in den nachfolgenden Jahren, legten ſo hohen Sinn, ſo viel Muth und Entſchloſſenheit und ſo treue Anhänglichkeit in Noth und Gefahren an den Tag, daß man gerne bemerkt wie es an beſſern und befruchtenden Elementen inmitten ſo vieler Verderbniß und noch größerer Gedankenloſigkeit keineswegs fehlte. [168]

Dieſe war die Zeit, dieſe waren Zuſtände und Umgebung, in denen Diomed Carafa von Maddaloni aufwuchs. Mit ſiebenzehn Jahren Haupt einer großen Familie und unabhängiger Beſitzer eines fürſtlichen Vermögens ließ er ſich durch Feuer des Temperaments und Macht des Beiſpiels zur Theilnahme an den Unordnungen und Händeln hinreißen, von denen einige geſchildert worden ſind, eine Anſchauung der Lebensweiſe der adeligen Jugend zu geben. Seine Duelle machten Lärm. Mit Galeazzo Cicinello ſchlug er ſich im Hauſe leichter Schönen, und beide wenngleich unverwundet bekamen Arreſt. Nicht lange darauf ein Zweikampf mit dem Herzoge von Laurenzana Caetani, wobei „dem Himmel ſei Dank nur einem Reitknecht der Schädel eingeſchlagen wurde.“ Auf einem Ball im Palaſt zankte er ſich mit dem Marcheſe von Caſtelvetere, und in tiefer Nacht gingen ſie hinab und nach Chiaja ſich zu ſchlagen, aber viele beiderſeitige Freunde eilten ihnen nach und legten

die Sache bei. Ein andermal fuhr er in einer Feluke, wie die Sitte war mit feſtlicher Muſik, am Strande des Poſilipp entlang. Tonno di Liguoro kam ebenſo daher gefahren: die Leute geriethen in Streit, die Herren ſtiegen ans Land und zogen ſogleich die Degen. Liguoro und einer ſeiner Genoſſen wurden verwundet; ein ſpaniſcher Soldat vom nahen Wachtpoſten blieb todt; Maddaloni und ſeine Freunde retteten ſich durch die Flucht, die Andern aber wurden verhaftet und blieben drei Wochen ſitzen bis Friede geſchloſſen ward. Die Duelle mogten entſchuldigt werden, aber viel Schlimmeres folgte. Das Unweſen der Bravos hatte immer mehr um ſich gegriffen und die Sicherheit und Ruhe der Stadt wurden immer ernſtlicher bedroht. Die Geſetze wurden offen verhöhnt — den Beamten fehlte es theils an Kraft theils an gutem Willen, und bisweilen war's als ſähen ſie durch die Finger, um nur Geldſtrafen auflegen zu können. Die Paläſte des Adels waren mit Bewaffneten gefüllt und dieſe waren auf den Wink ihrer Herren zu jeder Gewaltthat bereit als hätte das Dienſtverhältniß es ſo mit ſich gebracht. Ging von den Herren kein Befehl aus, ſo beging dies Geſindel Miſſethaten auf eigene Hand, Raub und Mord, indem es auf den Schutz der Großen zählte. Oder ſie ließen ſich von Andern dingen und manche Cavaliere hatten Theil an dem ſchmutzigen Gewinne den ſie aus dem Defraudiren der Zölle und andern Geſetzesverletzungen

und Bedrückungen des armen Volkes zogen. Die Brüder Caraſa, Don Diomede und Don Giuſeppe, mit denen der Familien Sanfelice und Liguoro, tyranniſirten die ganze Umgebung des Borgo bei Vergini wo ſie, im obern Theile der Stadt, ihre Wohnungen hatten. Die Caracciolo von Santobuono, die Minutolo und Capecelatro ſetzten die Gegend von San Giovanni a Carbonara und andere Orte der Stadt in ſteten Schrecken. Giuſeppe Caraſa ließ innerhalb weniger Tage, es heißt aus bloßer Laune, drei Leute ermorden und zwei anderen ſchwere Wunden beibringen. Maddaloni ließ einem reichen Handelsmann Giovanni di Zavaglio den Kopf zerſchlagen weil dieſer mit einem andern Kaufmann in Unfrieden lebte. Der Fürſt von Scandi entging nur durch Geiſtesgegenwart und tapfere Vertheidigung den Meuchlern, welche bei der Kirche Sta Maria di Conſtantinopoli ſeiner harrten.

Alles dies ereignete ſich zur Zeit der Vicekönige Monterey und Medina. Der Erſtere verfuhr zu wiederholten Malen ziemlich ſtreng gegen den Herzog der damals nicht viel über zwanzig alt war. Einmal ſandte er ei..e Schaar von hundert Mann ſeinen Palaſt zu umzingeln und ihn gefangen zu nehmen. Ohne Schlimmes zu ahnen verweilte Maddaloni in einer Villa auf dem Poſilipp: er ward gewarnt und entkam. Ein Mandat nach dem andern wurde gegen ihn erlaſſen: bald wegen dieſes bald wegen jenes Vergehens verfügte die

Justiz gegen ihn — Geldstrafen wurden ihm auferlegt, Soldaten in seine Wohnung und nach seinen Leben gesandt und auf seine Kosten unterhalten bis er sich stellte oder vertrug. Der Vicekönig ließ sich dies wohl gefallen: man berechnete daß der Carafa in wenigen Jahren um hunderttausend Ducaten geschatzt worden sei. Er war die rechte Schatzkammer des Fiscus. Dies hinderte ihn aber nicht, seine Pflichten als großer Lehenträger mit Eifer und Treue zu erfüllen. Bei den bedeutenden Rüstungen welche in Neapel stattfanden, während der dreißigjährige Krieg Teutschland zerriß, die Haltung Papst Urbans VIII entschieden feindlich gegen Spanien und die Grenzen der Lombardei immer bedrängt waren, stellte Diomed Carafa vierundzwanzig Compagnien die aus seinen Vasallen bestanden, acht für Maddaloni, zehn für Arienzo, sechs für Cerreto, und nicht lange darauf leistete er nochmals ansehnliche Zahlungen für den Kriegsdienst.

Ungeachtet aller tollen und schlimmen Streiche und sträflichen Leichtsinns war die Menge dem Herzog von Maddaloni viel weniger gram als den meisten jungen Leuten vom Adel. Er war in seiner Lebensweise ein Cavalier von altem Schlage, glänzend, prachtliebend, freigebig. Hauswesen, Dienerschaft, Wagen, Pferde, Barken zu Meerfahrten, alles das entsprach seinem hohen Rang und Vermögen. Er lebte und ließ leben. Man sah ihm Manches nach und gedachte der Dienste

die ſeine Vorfahren geleiſtet hatten. Als der Herzog von Medina in Neapel regierte, war ſeine Stellung um ſo bevorzugter weil er des Vicekönigs naher Verwandter durch deſſen Gemalin war. Denn Don Ramiro Felipe de Gusman hatte Anna Caraſa Fürſtin von Stigliano geheirathet, die Erbin unermeßlicher Güter, die einzige Neapolitanerin welche in der Heimath ſo hohe Stellung über ihre Landsmänninnen einnahm. Donna Anna's Name iſt im Munde des Volkes geblieben: er iſt an ein Gebäude geheftet, deſſen Schickſale ſo ſeltſamer Art ſind, von dem auch heute noch ſo manche Tradizionen ſich erhalten haben, daß wir nicht an demſelben vorübergehen dürfen ohne von ihm und ſeinen vormaligen Beſitzern zu berichten.

Am Ende des Strandes der Mergellina, dem beliebteſten Vergnügungsort aller Claſſen von Neapels Bewohnern deſſen wundervolle Ausſicht die Einen, deſſen Oſterien im Schatten überhangender Tuffſteinmaſſen die Andern anziehn, deſſen Häuſerlinie jetzt mehr und mehr eine Fortſetzung der zur eleganteſten Straße der Stadt gewordenen Chiaja bildet, erhebt ſich auf vorſpringender Spitze des Poſilipp Kirche und Kloſter Santa Maria del parto mit dem Grabe Giacomo Sannazzaro's welcher hier in der Nähe der Aſche Virgils ſchlummern wollte, deſſen Poeſie nachzuſtreben die Lieblingsaufgabe ſeines Lebens geweſen war. Seiner berühmten Dichtung De partu Virginis zu Ehren hatte Sannazzar,

von den Wenigen Einer die den Aragonesen auch im Unglück treu geblieben, dem Kirchlein das er auf dem von König Federigo ihm geschenkten Grundstück erbaut jenen Namen gegeben, während er die Erinnerung an den Ort in die Invocation an die Jungfrau verwebte, mit welcher das Gedicht beginnt:

„Sei mir, Mutter, du hehre, gegrüßt, der Menschen und Götter
Festeste Hoffnung du, die bald von der himmlischen Heerschaar
Freudig mit Klängen begrüßt und Bannern und Siegesgepränge,
Bald im festlichen Tanz mit Opfergaben umringt wird!
Sei's daß Kränze wir dir darbringen im leuchtenden Tempel,
Sei's daß im Grottengewölb wir Steinaltäre dir bauen,
Wo auf die silberne Fluth Mergellina golden herabschaut
Und dem Schiffer von fern entgegen ihr ragendes Haupt streckt:
Immer erschallet dein Lob, und andächtige Schaaren begehen
Jährlich mit Dank und Gebet und mit frommen Wünschen den Festtag
Der des Erlösers Geburt, die heilausspendende, feiert."

Sannazzar hatte es nie vergessen können daß der Prinz von Orange bei Neapels Vertheidigung gegen Lautrec ihm seine geliebte Villa an der Mergellina zerstörte, und kurz vor seinem Lebensende noch freute er sich der Kunde, Filibert von Chalons sei im Kampfe gegen die Florentiner gefallen.

Geht man weiter das maleriſche Ufer entlang, auf der ſchönen breiten Straße deren Raum an vielen Stellen den Felſen künſtlich abgewonnen iſt und die in vielfachen Wendungen an hundert Landhäuſern vorüber bis zur Spitze des Poſilipp führt, wo der Blick auf dem Felſeneiland Niſida ruht und nach dem Cap Miſen hinüberſchweift und nach der Inſelgruppe von Procida und Ischia, ſo ſieht man zu ſeiner Linken aus dem Meere ein Gebäude ſich erheben, welches auch in ſeiner gegenwärtigen Verödung an frühern Glanz und Größe mahnt. Aus mächtigem Unterbau, welchen auf drei Seiten die Wellen umſpülen, ſteigen die drei Geſchoſſe empor deren oberes unvollendet und dachlos iſt. Die Formen der Architektur ſind nicht rein aber nicht ohne jene Großartigkeit welche man dem ſiebenzehnten Jahrhundert nicht abſprechen kann. Hohe und breite Bogenfenſter wechſeln mit kleinern Fenſtern und mit zahlreichen Niſchen für Statuen ab, und man läßt ſich bei dem Maſſenhaften und der Seltſamkeit der Lage die ſchweren Ausladungen der Profile und das Barocke des Styls ſchon gefallen. Durch drei breite Thore im Unterbau ſtrömt die See in einen bedeckten Hof, bis an marmorverzierte Treppen, wo man ausſteigt wie in den Paläſten Venedigs um aus der Gondelhalle zum erſten Geſchoß hinaufzugehn, während das Terrain des anſtoßenden Ufers in ſolcher Weiſe benutzt iſt, daß man in die große Halle oder richtiger in einen innern Hofraum des zwei-

ten Geschosses fahren oder reiten kann. Das Gebäude ist sehr heruntergekommen: auf der einen Seite hat eine bescheidene Wirthschaft für Liebhaber von Maccaroni, Fischen und Frutti di mare sich eingenistet; die innern Räume aber, einst zur Aufnahme fürstlicher Personen bestimmt, sind in eine Glashütte verwandelt. Fragt man nach dem Namen des verfallenen Palastes, so hört man ihn bald nach der Regina Giovanna benennen wobei man zwischen der ersten und zweiten beliebige Wahl hat, bald nach einer Donn'Anna, von welcher das Volk von Neapel aber weniger zu erzählen weiß als von den beiden Königinnen, deren Schwächen und Laster, und das Unglück das über sie wie durch ihre Schuld über das Land hereingekommen, in nur zu lebendigem Andenken geblieben sind.

Bis auf neuere Zeiten herab ist dieser Palast oder diese Palastruine für die Besitzer ein Unglückshaus gewesen. Nach den Syrenen hieß die Klippenmasse welche das Casino trug das um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts einem der Höflinge Federigo's von Aragon, Robert Bonifacio Marchese von Oria gehörte. Der Name scheint unheilverkündend gewesen zu sein. Roberto ward durch Filibert von Orange geächtet, und sein Landhaus, kurz nach einander zweimal verschenkt, sah beidemale die neuen Besitzer hinsterben. Da trat der geächtete Bonifacio in Flandern vor den Kaiser. „Die große Liebe, sprach er, die ich zu Eurer Maje-

stät trage, nicht Privat-Interesse bewegt mich euch demüthig um Rückgabe des Eigenthums zu bitten, dessen ich vor kurzem verlustig erklärt worden bin. Dies Eigenthum ist jetzt dem Fiscus anheimgefallen und da es zweien Besitzern so rasch Unglück gebracht hat, so befürchte ich daß es, was Gott verhüten wolle, auch Eurer Majestät Schaden bringen könnte." Ob diese Furcht auch Carl V ankam, mag dahingestellt bleiben — kurz, um 25,000 Ducaten erlangte Robert Bonifacio die eingezogenen Güter wieder.[159] Aber die bösen Sterne walteten wirklich über das Haus — drei Söhne Bonifacio's starben, zum Theil unter den auffallendsten Umständen; die Familie erlosch, das Syrenenhaus fiel zum andernmal dem Fiscus anheim und gelangte durch Kauf an die Ravaschieri, genuesischen Ursprungs, deren schon mehrfach Erwähnung geschah. Die Genuesen aber waren klug genug das Schicksal nicht herauszufordern und verkauften den Syrenenpalast bald an Luigi Caraffa Fürsten von Stigliano. Diese Linie der Caraffa gehörte demselben Hauptzweige an, welchem die von Maddaloni entstammten. Antonio Caraffa Herr von Montbragone, durch mütterliche Erbschaft zu großen Glücksgütern gelangt, ließ sich durch Kaiser Carl V zum Herzog von Montbragone und Fürsten von Stigliano machen, und sein Urenkel Lodovico ward Ritter vom Vließ, Grand von Spanien, Fürst des heiligen Römischen Reiches und durch seine Gemalin Isabella

Gonzaga Herzog von Sabioneta. Denn Iſabella war eine Tochter jenes Veſpaſion Gonzaga, der zu den bedeutendſten Männern ſeines Geſchlechtes gehörte, in Italien, in Afrika und Flandern für Carl V und Filipp II focht und Sabioneta, ein lombardiſches Caſtell mit wenigen Hütten, in ein zierliches Städtchen umſchuf wo Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt und der Handel durch freiſinnige Bewilligungen gefördert ward — ein Flor der mit des Gründers Tode abblühte wie es bei jenen künſtlichen Städteſchöpfungen teutſcher Fürſten des achtzehnten Jahrhunderts der Fall war. Nach langem Streit um die Gonzagaſchen Lehen blieb der Erbin Iſabella nur Sabioneta und auch dies nur unter ſpaniſcher Vormundſchaft.

Es war unter dieſem Lodovico Caraffa daß die Tücke des Geſchickes alle menſchliche Vorausſicht vereitelte. Sein einziger Sohn Antonio welcher Papſt Clemens' VIII Nichte Elena Aldobrandini, die Schweſter der Herzogin von Parma, zur Frau hatte, ſtarb vor ihm; von deſſen drei Kindern wurden die beiden Knaben in zartem Alter hinweggerafft und nur eine Tochter blieb am Leben. Der Fürſt von Stigliano verließ das verödete Haus um ſich in ein Jeſuitenkloſter zurückzuziehn wo er am 13. Januar 1630 plötzlich verſchied. Die Zeitgenoſſen melden daß er wie ein regierender Herr begraben ward, getragen auf einer mit Brocat bedeckten Bahre, im herzoglichen Anzug von kar-

moiſinrother Seide, mit Herzogsmütze, Hermelinkragen, Szepter, Stoßdegen, vergoldeten Sporen und den übrigen Inſignien ſeines Ranges. Mönche verſchiedener Orden, ſämmtliche Domherren von San Gennaro, zahlreiche Vornehme und endloſe Volksmenge geleiteten ihn ſo nach der Familienkapelle in San Domenico. Zu der Grabſchrift hieß es von ihm: Fortunae suae nec servus nec dominus, fastigium eius nec quaesivit nec speravit.

So blieb ein junges Mädchen Erbin unermeßlicher Beſitzungen. Lobgedichte jener Tage preiſen Anna Caraſa's ſeltene Schönheit, ihr blondes Haar golden wie des Sonnengottes Stralen, die hohe Stirne, den lebendigen Blick, die majeſtätiſche Haltung — und wenn nun ein vorhandenes Bildniß der Schilderung nicht entſpricht, ſo mögen Maler und Poet es ausfechten. Um ihre Hand ſtritten die vornehmſten Jünglinge Neapels mit gleich vornehmen Ausländern. Taddea Barberini der hochfahrende und vielvermögende Nipote Papſt Urbans VIII, ein Medici Großherzog Ferdinands II Bruder, der Herzog von Modena, ein königlicher Prinz von Polen, Don Ferrante Toledo Connetable von Navarra des Vicekönigs Herzogs von Alba Sohn, waren unter den Bewerbern die entweder von Spanien die Excluſive erhielten oder durch Meinungsverſchiedenheit in der Familie ſelbſt am Erreichen ihres Zweckes verhindert wurden. Drei Caraſa verſchiedener Linien, der Herzog von

Nocera und der von Maddaloni und der älteſte Sohn des Fürſten von Roccella ſtellten ſich den Fremden entgegen. Der heißblutige Maddaloni, von dem es hieß daß er Anna am meiſten gefalle, war einmal im Begriff ſich mit einem ſeiner Vettern und Nebenbuhler zu ſchlagen. Es gab kein Mittel ſich hervorzuthun das er nicht erſann, keinen Aufwand den er geſcheut hätte. Die Felucke in welcher er im Golf von Neapel hin und her zu fahren pflegte, bald hier bald dort an der Küſte des Poſilipp anlegend, bald ſeine Villa bald jene von Freunden beſuchend, war bunt paveiſirt und mit vergoldetem Schnitzwerk und Malereien in glänzenden Farben geziert; die Ruderer trugen die reichen Livreen des Hauſes; bewaffnete Diener begleiteten ihren Herrn; eine Muſikbande ließ fröhliche Klänge über Meer und Land erſchallen. Stieg er aus, ſo begleiteten ihn Freunde und Anhänger und folgte ihm der bewaffnete Troß, und mit Gaſtmalen und Trinkgelagen, mit Reiten und Fechtſpiel ward die Zeit hingebracht. Einer ſuchte es dem Andern zuvorzuthun und die Nebenbuhlerſchaft bot der Menge manches Schauſpiel und vielerlei Kurzweil. Ein junger Mann guter Familie wurde aus Neapel verbannt, weil er ſich in den Kopf geſetzt hatte, um Herz und Hand der reichen Erbin zu werben.[170]

Keiner aber von all' den Genannten erlangte die Hand Anna Caraffa's. Sie vermälte ſich im Jahre 1636

mit Don Ramiro Felipe de Gusman, Herzog von Medina de las Torres, Großkanzler von Indien und Schatzmeister der Krone Aragon. Er verdankte sein Glück dem allmächtigen Minister Olivares, der auch zum Hause Gusman gehörte welches auf königliches Blut Anspruch machte. Dieser wollte seine Tochter mit dem Herzog von Medina Sidonia, dem Haupt der Familie, vermälen und suchte, als dies fehlschlug, nach einem andern Gusman welchen er in dem bis dahin völlig unbekannten Ramiro Felipe fand, der als Herr von Toral in Valladolid lebte, an den Hof gezogen Schwiegersohn des Ministers, Grand von Spanien und Herzog von Medina las Torres wurde. Olivares' Tochter starb kinderlos, aber das Verhältniß zwischen Schwäher und Schwiegersohn blieb ein gutes, und Ersterer verhalf dem Letztern zur Heirath mit der Erbin von Stigliano indem er ihm die Vicekönigswürde in Neapel versprach und auf solche Weise sowol die Mutter wie die Tochter gewann. Im Jahre 1636 wurde Anna Carafa Herzogin von Medina, und ein Jahr darauf, nach mancherlei Intriguen und Aerger, räumte der Graf von Monterey seinem Nachfolger den königlichen Palast.

Wenn indischer Glanz und Reichthum Glück gewähren können, schien das Glück des Paares gesichert. Die Stadt Neapel sollte über ihre Pracht staunen. Der Neubau des Palastes am Posilipp wurde begonnen: Cosimo Fansaga von Bergamo entwarf den Plan. Zwei

Jahre hindurch arbeiteten vierhundert Werkleute daran und 150,000 Scudi waren bereits verausgabt als erst zwei Geschosse fertig standen. Viele der Gemächer waren aber schon eingerichtet und zahlreiche antike Statuen herbeigeschafft, die Nischen der Außenseite wie des Hofraums zu zieren. Kunstwerke kamen den Vicekönigen Neapels nicht theuer zu stehn. Der Herzog von Medina ließ sich mehre der schönsten Gemälde der Stadt schenken, was mit dem Wegnehmen gleiche Bedeutung hat. Aus der Kapelle der Acerra in San Domenico ließ er Raffaels Madonna del pesce wegholen, heutigentages eines der bewundertsten Gemälde in der Sammlung der spanischen Könige, und als der Prior der Kirche den Ordensgeneral Nidolfi unter andren Dingen auch der Connivenz bei diesem Raube in Rom anklagte, ließ der Vicekönig ihn durch fünfzig Reiter aufheben und an die Grenze bringen.[171] Aus derselben Kirche nahm Medina ein Bild des Lucas von Leyden, aus Sta Maria della Sanità ein anderes Werk Raffael Sanzio's, aus der Kirche der Incurabili einen Giulio Romano welchen Don Pedro de Toledo auf Philipps II Befehl dahin geschenkt hatte. Sein Vorgänger Monterey hatte es nicht viel besser gemacht und manche der schönsten Bilder italienischer Meister sind auf diese Weise nach Spanien gelangt, erst in die Paläste der Großen, dann, als der spanische Adel immer mehr herunterkam, in die königlichen Sammlungen. Bei solcher Leidenschaft der

Vicekönige für ſchöne Kunſtſachen, iſt der beſſere Ruf, welchen der Marcheſe del Carpio genoß, wahrlich nothwendig um der Nachricht daß er die nachmals im Hauſe Alba jetzt im hohen Norden befindliche Raffaeliſche Madonna in Nocera gekauft habe, einige Glaubwürdigkeit zu verſchaffen. Der ärgſte Räuber von allen aber war Don Pietro Antonio d'Aragona der ſich mit Bildern nicht begnügte, ſondern eine Menge Sculpturen nach Madrid ſchleppte, um bei ſeinem Abgange im Jahre 1671 ſein Haus damit zu ſchmücken. Er würde Domenico d'Auria's hübſchem Brunnen, welcher waſſerlos an Santa Lucia ſteht, die Meerfahrt nicht erſpart haben, hätten die Fiſcher des Quais nicht mit Empörung gedroht. Zum Herzoge von Medina zurückzukehren, ſo mag der welcher Neapel kennt entſcheiden, ob die Fontäne welche ſeinen Namen trägt und ihm wenn nicht ihren Urſprung doch ihre jetzige Geſtalt verdankt, und die andern Bauten die unter ihm entſtanden, für den Verluſt der Werke Raffaels und ſeiner Schüler Erſatz bieten.

Der Palaſt am Poſilipp ging ſeiner Vollendung entgegen, als die böſen Sterne die einſt über ihm geleuchtet, aufs neue ihren Einfluß geltend machten. Im Mai 1644 ward Medina abberufen und mußte das Land verlaſſen welches er ſechs Jahre hindurch auf ſolche Weiſe regiert hatte, daß die Kataſtrofe die nicht lange darauf mit ſo furchtbarer Heftigkeit ausbrach,

mit jedem Tage unvermeidlicher wurde. Die Habſucht welche ſeine reiche junge Frau, in deren Adern das Blut mehrer der edelſten Geſchlechter Italiens floß, bei allen Anläſſen an den Tag gelegt, hat etwas Abſtoßendes. Nie iſt der Aemterverkauf ſo offen und ſchamlos betrieben worden wie unter Medina, und es hieß daß deſſen Gemalin den Hauptantheil daran habe. Die allgemeine Präſumption war ſo entſchieden wider die während dieſer Verwaltung angeſtellten Beamten, daß der Herzog von Arcos ſich genöthigt ſah, um des Scandals willen ſie haufenweiſe zu entlaſſen. Und auf keinen Leben wurden die Unterthanen ſo hartherzig behandelt wie auf jenen Anna Carafa's. Als wäre es noch nicht genug an der Tauſendundeinzahl der Rechte auf welche die großen Grundbeſitzer Anſpruch machten, wurden bei ihr manche neue eingeführt um nur mehr Geld noch zu erpreſſen. Dazu gehörte, neben der üblichen Jagdgerechtigkeit, die Abgabe eines Viertels des von den mit der Jagdlicenz Verſehenen geſchoſſenen Wildes, die Einforderung eines Geſchenks bei der Verleihung irgend eines neuen Titels an den Feudatar, die Benutzung der Grenzſtriche der Communal-Ländereien zu eignen Zwecken, das Verbot des Viehſchlachtens wenn unter dem des Barons eine Seuche einreißen, neue Frohndienſte ohne Retribution beim Palaſtbau ꝛc.[172] In der Nähe von Feudi erſtreckt ſich nach der Landesgrenze hin der weite See welcher Millien auf Millien der Rie-

derungen einnimmt, von Waldung umgeben mit dem Meere in Verbindung ſteht und die ganze Gegend bis Terracina ungeſund macht, auf das gedachte Städtchen ſelbſt nachtheiligen Einfluß übend den man neuerdings durch Austrocknung der näherliegenden kleinern Sümpfe geſchwächt hat. Den eigentlichen See umſchließen ſumpfige Wieſen, auf denen wie in der Pompliniſchen Ebene und der Maremma viel Viehzucht und Jagd getrieben ward. Anna Caraffa brachte es dahin daß die Gemeinde von Fondi ihr einen bedeutenden Theil der Niederung abtrat, welche ſie auszutrocknen und urbar zu machen verſprach. Als ſie das erlangt hatte, quälte und übervortheilte ſie die Beſitzer oder Nutznießer der umliegenden, nicht zum Baronal- oder Communal-Bezirk gehörigen Ländereien dermaßen, daß ſie bald über die ganze mehr denn 40,000 Morgen umfaſſende Niederung ſchaltete. Und nicht nur machte ſie nichts urbar, ſondern durch ihre Privat-Induſtrie der Fiſcherei und anderes mehr, verſchlimmerte ſie, wie einſt Eleonora di Toledo beim See von Caſtiglione della Peſcaia in der toscaniſchen Maremma, die Beſchaffenheit der Umgegend in ſolchem Maße, daß noch zu Anfang unſeres Jahrhunderts, während der franzöſiſchen Occupation Neapels, das Treiben dieſer Vicekönigin in amtlichen Berichten zur Sprache kam.

Anna Caraffa, deren Ehe keine glückliche geweſen und die durch ihren Hochmuth wie durch den Nepotismus, zu welchem ſie ihren Gemal verleitete, ſich viele Feinde

gemacht, blieb einſtweilen auf ihrer Villa zu Portici. Sie war guter Hoffnung, und heftige Gemüthsbewegung wegen des Verluſtes ihrer hohen Würde führte eine Fehlgeburt herbei in deren Folge ſie bald an ekelhafter Krankheit auf die elendeſte Weiſe ſtarb. Am 24. October 1645 wurde Donna Anna Carafa in aller Stille in der Kirche der Auguſtiner-Baarfüßer zu Reſina am Fuße des Veſuv beigeſetzt. Aus ihrer Verbindung mit dem Herzog von Medina blieben drei Söhne am Leben. Der älteſte ward Vicekönig von Sizilien, ein anderer erbte den Titel von Stigliano aber alle drei ſtarben kinderlos. Medina verheirathete ſich zum drittenmal und hatte aus dieſer Ehe eine Tochter welche Herzogin von Medina Sidonia wurde. An dieſe kamen die ſpaniſchen Güter. Das Schickſal der immenſen italieniſchen Beſitzungen der Carafa von Stigliano zeigt aber deutlich welcherart die damalige Wirthſchaft war. Der Gläubiger waren ſo viele daß das Kammer-Tribunal in ihrem Intereſſe die Verwaltung übernahm. Ein langwieriger Prozeß zwiſchen der Herzogin von Medina Sidonia und dem Fiscus welcher das Heimfallsrecht der Lehen — gegen dreihundert Ortſchaften — in Anſpruch nahm, ward dahin entſchieden daß von dem einſt glänzendſten Vermögen des Königreichs Neapel der Erbin ſechstauſend Scudi Renten blieben! Fiscus und Gläubiger theilten ſich in den Reſt; Sabioneta blieb ungeachtet der Klagen der Gonzagaſchen Agnaten in

den Händen der Spanier die es bis auf die Befeſtigungen verfallen ließen, und der Titel eines Fürſten von Stigliano kam im erſten Drittel des vorigen Jahrhunderts an die Colonna, einen Nebenzweig des Hauſes des Groß-Connetable, denen eine der ſchönſten Erbſchaften Roms, die Geſariniſche, entging weil es einer Novize einfiel dem Eheſtand den Vorzug vor dem Kloſterleben zu geben.

Und die Caſa della Sirena? Der Palaſt blieb unvollendet wenngleich bewohnbar. Im Mai 1683 nahm er den Vicekönig Marcheſe del Carpio auf, ward aber nicht lange nach dem Tode des letzten Fürſten von Stigliano durch das Erdbeben des Jahres 1688 halb zerſtört. Um geringes Geld verkauft kam er an die Mirelli Fürſten von Teora, eine Familie die raſch emporgekommen plötzlich durch trübes Geſchick verfolgt wurde. Dann blieb er verödet und verlaſſen ſtehn und ward von den ruhigen Leuten der Nachbarſchaft als verdächtige und fluchbeladene Stätte geflohn und gefürchtet bis vor etwa einem Vierteljahrhundert der Unternehmer einer Glashütte die Eulen und Fledermäuſe und obdachloſe Nachtvögel anderer Gattung aus den Einſturz drohenden Hallen und geborſtenen Mauern vertrieb. [173]

Der Herzog von Maddaloni ſcheint die fehlgeſchlagene Werbung verſchmerzt zu haben. Er blieb in gutem Einvernehmen mit ſeiner Muhme und mit deren

Gemal und hatte ſich als naher Verwandter während der Verwaltung Medina's mancher Nachſicht und Vergünſtigung zu erfreuen. Dies hinderte ihn aber nicht, mit aller Leidenſchaftlichkeit ſeines Karakters ſich in die vorderſte Reihe der Widerſacher des Vicekönigs zu ſtellen, in einem Streit welcher dem neapolitaniſchen Adel zur Ehre gereichte inſofern er an den Tag legte, daß der unabhängige Sinn und das Gefühl der eignen Würde den ſpaniſchen Machthabern gegenüber noch nicht erſtorben waren. Der Graf von Converſano, Girolamo Acquaviva d'Aragona, einer Familie angehörend die an Alter und Berühmtheit keiner nachſteht, hatte ſich aus politiſchen und perſönlichen Gründen mit dem Herzog von Medina heftig verfeindet. Bartolommeo d'Aquino, ein Mann deſſen wohlklingender Familienname nicht hinderte daß er von niederm Herkommen war, hatte durch Geldgeſchäfte und Zollpacht ein bedeutendes Vermögen erworben und auf eine vornehme Heirath ſeinen Sinn geſetzt. Er hatte des Vicekönigs Gunſt in hohem Grade zu erlangen gewußt, ſo daß dieſer theils um dem d'Aquino einen Gefallen zu thun, ſo wie um reicher Geſchenke willen, theils aber auch um den ſtolzen und hochfahrenden Converſano zu kränken, ihn mit deſſen Nichte Anna Acquaviva zu vermälen beſchloß. Einer der Brüder, Don Vincenzo, ward durch Geld gewonnen, das Mädchen aus dem Kloſter geholt und in das Haus der Donna Porzia Sanſe-

verina geführt die ſich willig finden ließ die Kupplerin zu machen. Mit Mühe überredete man Anna das Jawort zu geben, kaum aber war's geſchehn ſo bereute ſie's und fand noch in derſelben Nacht Mittel ihren Oheim von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen. Converſano befand ſich augenblicklich in einer Lage welche bei ſeinen Standesgenoſſen nichts ſeltenes war. Seiner Feindſchaft mit dem Vicekönige ſo wie verſchiedener Vergehen wegen hatte er es rathſam erachtet, bei den Minoriten-Conventualen von San Lorenzo ein Aſil zu ſuchen. Konnte er ſich nun auch nicht frei bewegen, ſo verlor er doch die Zeit nicht. Zunächſt ließ er das Haupt der Familie, den Herzog von Atri, erſuchen mit ſeiner Mutter zu der Sanſeverina zu gehn, um wenigſtens Zögerung herbeizuführen. Dieſe thaten wie er wünſchte: als ſie gerade dort waren, kam d'Aquino mit Don Vincenzo die Braut abzuholen. Ein heftiger Wortwechſel erhob ſich: die Cavaliere erhitzten ſich immer mehr und Don Vincenzo zog den Degen und reichte ihn ſeinem Begleiter mit den Worten: Nimm und vertheidige dein Eheweib. D'Aquino aber beſann ſich und ſagte zu Atri: die Heirath koſtet mich 50,000 Ducaten, aber gerne zahlte ich das Doppelte wäre nie davon die Rede geweſen. Und damit verließ er das Haus. Der Herzog eilte nach San Lorenzo, die Frauen blieben.

Der Vicekönig erhielt bald Kunde von dem Vorgefallenen und ſandte ſogleich einen der Räthe der Vi-

carie mit einem Haufen Sbirren nach dem Hauſe der Donna Porzia. Es war ſeine Abſicht einen Vicar des Erzbiſchofs zu rufen um durch Einſegnung der Ehe dem Widerſtand ein Ende zu machen. Doch er verrechnete ſich ſehr. Der Graf von Converſano hatte Zeit gehabt, die vornehmſten Männer Neapels in dem Kloſter zu verſammeln. Ueber vierzig fanden ſich ein, von den Caracciolo, Caraſa, Orſini, Capece, Spinelli, Brancacci, Filomarini, Pignatelli, Concublet, di Tocco, Maſtrogiudici und Andere. Sie beſchloſſen einmüthig ohne Zeitverluſt das Mädchen in Sicherheit zu bringen, was auch immer der Vicekönig dagegen ſagen mögte. Theils in Wagen theils zu Pferde zogen ſie ab, nach Chiaja zu wo die Sanſeverina wohnte, Alle bewaffnet und von zahlreichen Dienern mit Feuergewehren begleitet. Unterwegs ſchwoll der Zug immer mehr an. Als ſie den Strand erreichten waren's wol achthundert Perſonen. Der Fürſt von Torella Caracciolo war der Vorderſte. Er fand das Haus von den Sbirren verſchloſſen; zugleich traf ein anderer Richter der Vicarie ein mit gemeſſenem Befehl an die Cavaliere ſich jeder Gewaltthat zu enthalten. Dieſe aber waren nicht in der Laune zu gehorchen. Sie ſchlugen das Thor und die Hofthüren ein, die Dienerſchaft erſtieg die Fenſter, die Sbirren wurden überwältigt und mishandelt. Atri und Maddaloni drangen während des entſetzlichen Tumults in die obern Gemächer, wo Anna Acquaviva ſie fren-

dig als ihre Befreier empfing. Donna Porzia wollte ſich widerſetzen, die Beiden aber ließen es nicht bei den bloßen Worten bewenden und Torella, mit mehren der Andern herzugekommen, gab dem Stuhl worauf ſie ſaß einen Fußtritt ſo daß Stuhl und Dame auf den Boden hinrollten. Nach dieſer Execution eilten die Edelleute hinab, und da einer der königlichen Räthe eintraf, mit dem Befehl, Anna bei Strafe von 20,000 Ducaten durch den Herzog von Atri zum Vicekönig führen zu laſſen, erwiederten ſie einſtimmig, ſie ſeien gekommen um ſie abzuholen und würden ſie Niemandem übergeben als ihren Angehörigen. Und mit dieſer Antwort zog der ganze immer größer werdende Haufe ab und wieder am königlichen Palaſte vorüber wie er gekommen war. Der Vicekönig aber fuhr eben in einer Barke am Strand entlang und nachdem er den Auflauf geſehn, kehrte er nach ſeinem Palaſt am Poſilipp zurück indem er aus dem Vorfall den Schluß zog, daß es nicht gerathen ſein dürfte ſich allzuſehr in die Familienverhältniſſe des neapolitaniſchen Adels zu miſchen.

Als die Genannten nach San Lorenzo zurückkehrten, fanden ſie Thor und Glockenthurm vom bewaffneten Gefolge Converſano's beſetzt. Der Graf ſtand auf dem Thurme, gerüſtet zur Abwehr möglichen Angriffs. Der Ort war gutgewählt, denn während der Kapitelſaal wie geſagt das Parlament des Königreichs aufzunehmen pflegte, wurde in dem maſſiven Thurme, deſſen

im Verlauf dieſer Geſchichte noch mehrmals gedacht werden wird, die ſtädtiſche Artillerie bewahrt. Doch ſo viele Anſtalten waren nicht nöthig, denn Niemand dachte daran den Grafen zu beläſtigen, Don Vincenzo hatte ſich aus dem Staube gemacht und Bartolommeo d'Aquino hatte ſtarke Wache im eignen Hauſe. In aller Eile wurden ſechs friſche Pferde vor den Wagen geſpannt in welchem Anna mit ihren Begleitern ſaß, und in geſtrecktem Trab ging's nach Arienzo einem Lehen des Herzogs von Maddaloni. Es iſt ein langgedehnter anſehnlicher Ort in dem engen Thale durch welches die Straße nach Benevent führt. Hier blieb der Herzog unwohl zurück während Atri und Torella nach der gedachten Stadt weiter fuhren und ihre Pflegebefohlene in ein Kloſter brachten. Der Vicekönig, über die Maßen erzürnt, berief ſogleich den Collateral-Rath und ſchlug ſcharfe Maßregeln vor. Aber Fabio Capece Galeota, einer der Regenten, erwiederte, man müſſe die Sache nicht ſo hoch aufnehmen. Keine Misachtung der Geſetze und königlichen Beamten ſei dabei beabſichtigt ſondern blos der Zweck geweſen, eine ſo edle Familie vor ſo ungleichartiger Verbindung zu bewahren. Wäre er ſelbſt gerufen worden eine ſolche Heirath zu hindern, ſo würde er ſeine Magiſtratsrobe abgelegt haben und hingegangen ſein. Die Andern ſtimmten ihm bei, und Medina mußte ſich damit begnügen, daß Atri, Maddaleni und Torella mit leichter Gefängnißſtrafe belegt

wurden welche ſie in Sant' Elmo, im Caſtel dell'Uovo und Caſtelnuovo abſaßen nachdem ſie ſich willig geſtellt. Der Graf von Converſano aber legte fünftauſend Ducaten zu der Mitgift ſeiner Nichte und verheirathete ſie an einen Edelmann aus befreundeter Familie.[174]

Und nun war die Zeit da, wo Diomed Caraſa nach ſo wild-durchtobter Jugend zu einem Bündniß ſchritt, welches ſein Lebensglück geſichert haben würde, hätten nicht ſein ruheloſer Geiſt und die Luſt an Intriguen und Abenteuern Stürme heraufbeſchworen, ernſter und weit trauriger in ihren Wirkungen als die Folgen der tollen Streiche früherer Jahre. Die beiden Brüder Caraſa heiratheten ziemlich um dieſelbe Zeit. Don Giuſeppe der jüngere nahm eine nahe Verwandte zur Frau, Eleonora die Tochter ſeines Ohms Don Fabio Fürſten von Colobrano, und hinterließ bei ſeinem frühen Tode, deſſen entſetzliche Umſtände bald zu berichten ſein werden, einen Sohn Domenico welcher durch Erbrecht der Mutter Fürſt von Colobrano wurde und an deſſen Nachkommen, wie ſchon berichtet worden iſt, vor wenigen Jahren der Reſt der Maddaloniſchen Erbſchaft kam. Auch Diomed heirathete eine Verwandte, wenngleich aus anderm Hauſe. Wenn nicht an Reichthum doch jedenfalls an Familie kam Antonia Caracciolo jener Anna Caraſa gleich. Sie war eine Tochter Marino's Fürſten von Avellino und Witwe Francesco Caracciolo's Herzogs von Airola. Antonia's Vater

war ſchon todt als ſie, ſehr jung, auf Veranſtaltung ihres Oheims des Erzbiſchofs von Tarent, ſich mit dem erſt vierzehnjährigen Vetter verheirathete, während ein anderer Vatersbruder der ſchon genannte Fürſt von Torella, der ſie ſeinem Sohne zu geben wünſchte, es zu hintertreiben ſuchte. Das Mädchen hatte nicht nur eine ſchöne Mitgift: es ſtand zwiſchen ihr und der großen Erbſchaft von Avellino nur ein Kind von wenigen Jahren. Auch hier miſchte Medina ſich wieder in die Sache und ließ den jungen Airola ins Caſtelnuovo bringen, Antonia in das Kloſter Donna Regina. Aber er mußte beide bald wieder entlaſſen, da Antonia ſich nicht einſchüchtern ließ und ſtandhaft erklärte, das Bündniß ſei mit ihrer vollen und freien Zuſtimmung geſchloſſen worden. Francesco Caracciolo ſtarb nach kurzer Zeit, und Antonia gab ihre Hand dem Herzog von Maddaloni, mit dem ſie Glück und Unglück, Glanz und Gefahren treulich theilte.

Der Vater der jungen Herzogin von Maddaloni war der reichſte Edelmann des Königreichs Neapel geweſen. Zweihundert Jahre waren verſtrichen, ſeit die Grafſchaft Avellino an die Caracciolo gekommen. Caterina Filangieri, aus normänniſchem Geſchlecht, worauf der neapolitaniſche Adel faſt eben ſo ſtolz iſt wie in England Nobility und Gentry die ſich ſo oft einen Stammbaum fabriziren um von einem der Gefährten des „Conqueror" zu ſtammen, hatte ſie dem Sergianni

Caracciolo zugebracht. Er war der berühmte Günſtling der zweiten Johanna die ihn zum Groß-Seneſchall des Reiches machte und ihm lange die Regierung überließ bis er im Jahre 1432 unter den Dolchen ſeiner Gegner den Tod fand, wie die Inſchrift des prachtvollen Monuments in San Giovanni a Carbonara ſich ausdrückt ein Opfer des Neides welcher einſt den Cäſar hingeſtreckt, ein Opfer nächtiger That die nicht ihn ſondern das ganze Königreich zerfleiſcht habe. Marino Caracciolo ward in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts erſter Fürſt von Avellino. Sein Sohn Camillo erlangte das goldene Vließ und das Erbamt eines Groß-Kanzlers des Reiches. Dadurch ward ihm auch die Befugniß der Ertheilung des Doctorhutes oder der Laurea, und im Palaſte der Fürſten von Avellino im Quartier San Lorenzo wurde der Doctorgrad in der Theologie, im Recht und der Filoſofie verliehn. Seine Gemalin Roberta Caraſa von Maddaloni wird von den Gleichzeitigen hochgerühmt. Wer iſt glücklicher als Roberta? ſagt Giulio Ceſare Capaccio in den Lobreden auf berühmte Frauen.[175] Zweier Geſchlechter Glanz und Würde ſind in ihrer Perſon vereinigt. Bei ihr ſtreitet Schönheit mit Zucht, Anmuth mit Beſcheidenheit, Beredſamkeit mit zarter Scheu. Sie erzog ihre Kinder trefflich während ihr Gemal um Ruhm und Ehre kämpfte; ſie ſorgte für das Hausweſen, mehrte das Einkommen und regierte die Vaſallen mit ſolcher Klug-

heit, daß ſie zugleich Frieden ſtiftete und Unbilde abwehrte. Wie ihre Rede wohlgeſetzt, iſt ſie gewandt im Führen der Feder. Von Camillo's und Roberta's Söhnen fand Einer, Domizio, den Heldentod in den niederländiſchen Kriegen: aus ſiebenzehn Wunden blutend fiel er bei der Belagerung von Hertogenboſch. Marino, dritter Fürſt von Avellino, führte glänzenden Haushalt. Nachdem er, wie die Meiſten ſeines Standes, ſich im Felde umgeſehn wozu immer Gelegenheit da Spanien immer im Kriege war, überließ er ſich ganz ſeiner Neigung für die Künſte und Beſtrebungen des Friedens. Sein Palaſt in der Hauptſtadt wie der in Avellino waren ſtets mit Tonkünſtlern und Poeten gefüllt die ſich ſeiner großen Gunſt erfreuten; ſein Barbier Giovan Batiſta Bernazzano war ein autodidaktiſches Dichtergenie. Seine Freigebigkeit und Prachtliebe zu befriedigen ließ er ſich vom Papſte die Befugniß ertheilen, Ritter vom goldnen Sporn zu ernennen. So großartig er aber auch lebte, ſo blieb doch ſein Vermögen in Ordnung und er gab ſeiner Tochter Antonia hunderttauſend Ducaten Mitgift. Von ſeiner erſten Frau Lucrezia Aldobrandini hinterließ er keine Kinder, die zweite Franceſca d'Avalos von Peſcara gebar erſt nach ſeinem Tode einen Sohn, der als Reiterhauptmann, als Beſchützer von Literaten und Künſtlern, ſelber Dichter und vor allem großer Herr, ſo viel Geld ausgab daß ſein Vermögen, das ſchönſte im Lande, bald mit

Schulden belaſtet war und die Familie bis auf den heutigen Tag mehr und mehr geſunken iſt.

Der Fürſt Don Marino ſtarb, in wenig vorgerückten Jahren, am 4. November 1630 im Kloſter San Giovanni a Carbonara, wo er von ſeinen Beſitzungen kommend eben eingetroffen war. Er hatte verordnet daß ſeine Leiche nach Avellino in die Familiengruft gebracht werden ſollte. Sein Bruder der Fürſt von Torella befahl ſie einſtweilen nach S. Paolo zu tragen, aber die Mönche von S. Giovanni wollten's nicht zugeben. In tiefer Nacht kamen die Theatiner den Todten zu holen: die Auguſtiner wehrten ihnen den Eingang und in einem Nu blitzten hundert Degen. Endlich gelang es doch die Bahre nach ihrem Beſtimmungsort zu ſchaffen.

Avellino, ſo lange das vornehmſte Leben dieſer Linie der Caracciolo, iſt jetzt der Hauptort des Principato ultra, eine anſehnliche betriebſame Stadt am Fuße des Montevergine, von deſſen Höhe das Benediktinerkloſter gleiches Namens herabſchaut, ein auch in unſern Tagen berühmter Wallfahrtsort, wo einſt die Gebeine des heiligen Januarius aufbewahrt wurden und König Manfred ſich die Grabſtätte erwählte, nicht ahnend daß ſeinen Staub der Regen baden, der Wind jagen würde an des Reiches Grenze[170], daß Bertrand de Baux in Avellino mit dem Fuße theilen würde den Schatz der Hohenſtaufen. Der weitläufige Baronal-

palaſt der vormaligen Feudatare iſt zum Local für den Gerichtshof der Provinz umgeſchaffen. Die Kathedrale iſt auf geſchmackloſe Weiſe erneuert, und nur einige altchriſtliche Sculpturreſte an der Façade, ein Gemenge von Ornamenten mit den gewöhnlichen Ungethümen, Greifen und Löwen, erinnern an den frühern Bau. Einen der Plätze ſchmückt eine Pyramide mit König Carls II Statue welche den armen Gebieter über ſo große Reiche, der noch in ſeinem fünften Jahre nicht allein gehn konnte, in jugendlichem Alter darſtellt wie jene auf dem Brunnen von Montoliveto zu Neapel — Coſimo Fanſaga hat das barocke Werk geliefert und daran ſein eigenes Bildniß im Medaillon angebracht. Eine intereſſante Erinnerung aber an die Caracciolo iſt die alte Getreidehalle am Hauptplatz. Die Façade iſt mit einigen Büſten und einer kopfloſen weiblichen Statue ſpäterer Römerzeit geſchmückt neben denen eine geharniſchte Reitergeſtalt von Marmor ſich ſeltſam ausnimmt. Die Inſchrift meldet daß Francesco Marino Caracciolo dieſe Arr Cereris wiederherſtellte „ne grassante lue grassetur et fames" was auf den Bruder der Herzogin von Maddaloni hinweiſt und auf die große Peſt von 1656.

Die alte Hirpinerſtadt Abellinum lag dort wo gegenwärtig das Geräuſch der Eiſenhämmer Atripalda's erſchallt, von welchem die nämliche Linie der Caracciolo den Herzogstitel hat und das vor ihnen den Ca-

ſtrieta gehörte, der Familie Scanderbegs die aus Albanien nach der gegenüberliegenden Küſte übergeſiedelt mehre Herrſchaften in verſchiedenen Theilen des Königreichs erwarben. Die Ebne, durch welche die große Straße nach dem öl- und getreidereichen Apulien führt, iſt blühend und angebaut. Steigt man über den Monte Lauro ſo erblickt man das maleriſche Thal von San Severino, nach welchem eines der berühmteſten Geſchlechter Süd-Italiens den Namen führt und gelangt auf Straßen welche den anmuthigſten Wechſel der Landſchaft und manche geſchichtliche Erinnerung darbieten, nach Salern und Nocera.

Anmerkungen.

1 L'Ystoire de li Normant etc. par Aimé, moine du Mont-Cassin, publiée par M. Champollion-Figeac. Paris 1835. S. 15.

2 Mémoires de Philippe de Commines. XI. Kap.

3 Cronaca di Notar Giacomo, pubbl. da P. Garzilli. (Neapel 1845.)

4 Commines a. a. O.

5 Commines a. a. O.

6 Giovan Vincenzo Fusco, Intorno alle Zecche ed alle monete battute nel reame di Napoli Da Re Carlo VIII di Francia. Neapel 1846. S. 132.

7 Commines a. a. O. XIV. Kap.

8 Cronaca di Notar Giacomo, S. 193.

9 Cronaca di Notar Giacomo, S. 209.

10 Cronaca di Notar Giacomo, S. 273.

11 Giulio Cesare Capaccio, Il Forastiero, Neapel 1634. S. 893.

12 Scipione Volpicella, Descrizione storica di alcuni principali Edificii della città di Napoli. Neapel 1850. S. 266—272, 420—442.

13 Fra Tommaso Campanella, Discorsi politici ai principi d'Italia, pubbl. da P. Garzilli. Neapel 1848. An mehren Stellen.

14 Scipione Miccio, Vita di Don Pietro di Toledo. Abgedruckt in den Narrazioni e Documenti sulla storia del Regno di Napoli dall' anno 1522 al 1667, raccolti da Francesco Palermo. Florenz 1846. S. 9 ff.

15 Domenico Antonio Parrino, Teatro eroico e politico de' governi de' Vicere del Regno di Napoli. II Aufl. Neapel 1730. Bd. I, S. 159—210.

16 Scipione Miccio a. a. O. 35. Kap.

17 Filotimo Alicarnaſſeo, Vita di D. Pietro di Toledo. HS.

18 Francesco Babbi an Herzog Cosmus von Medici Neapel 12. März 1550. Bei Fr. Palermo a. a. O. S. 124.

19 S. Miccio a. a. O. X. Kap.

20 L' Istoria d' Italia nell' anno 1547 e la Descrizione del Regno di Napoli di Camillo Porzio pubbl. etc. da Agost. Gervasio. Neapel 1839. S. 85 ff.

21 S. Miccio a. a. O. S. 57.

22 Camillo Porzio a. a. O. S. 102, 103.

23 Die Darſtellung des Inquiſitionsſtreites folgt Miccio und Porzio a. a. O.

24 Storia arcana di Marco Foscarini. Florenz 1843. (Archivio storico Italiano, Bd. V.) S. 48.

25 Relazione di Napoli del Senatore Girolamo Lippomano, nell' anno 1575. In den Relazioni degli Ambasciatori Veneti edite da E. Albèri. (Florenz 1841.) Bd. V, S. 276 ff. — P. Giannone, Istoria civile del Regno di Napoli. (Mailand 1823.) Bd. IX, S. 113—143, 277—284.

26 Giannone a. a. O. Bd. X, S. 67—217, 338—348.

27 Lodovico Bianchini, Della Storia delle Finanze del Regno di Napoli libri 7. Neapel 1833 ff. Bd. II, S. 464 ff.

28 Fra Vinc. Nardi, bei Palermo a. a. O. S. 253.

29 Lippomano a. a. O. S. 289.

30 Gio. Antonio Summonte, Historia della Città e Regno di Napoli. Neapel 1675. Bd. IV, S. 446—479.

31 Bianchini a. a. O. S. 443.

32 Vinc. Vettori, Neapel, 20. Sept. 1622. Bei Palermo a. a. O. S. 294.

33 Francesco Jazzera, Governo di Don Pietro Girone Duca d'Ossuna, 1616—1620. Bei Palermo a. a. O. S. 471—617, an vielen Stellen. — Berichte der toscanischen Agenten. Ebendaselbst an mehren Orten.

34 L. Ranke, Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Berlin 1831.

35 Schreiben der Agenten des Herzogs von Urbino aus den Jahren 1617—1618. Bei Palermo a. a. O. an mehren Stellen.

36 Jazzera und Berichte der toscanischen Agenten, bei Palermo a. a. O. an vielen Stellen.

37 Fr. Gancellieri, Notizie storiche e bibliografiche di Cristoforo Colombo. Rom 1809. S. 197.

38 Vincenzo Vettori, 15. Dez. 1620. Bei Palermo a. a. O. S. 284.

39 Vincenzo Vettori's Schreiben vom 13. Oct. 1620 bis 31. Mai 1622. Bei Palermo a. a. O. S. 284—294. — Diurnali di Scipione Guerra. HS. (Governo del Signor Card. Antonio Zapata, Jahr 1621—22.)

40 Cronaca di Notar Giacomo. S. 190.

41 Riccardo da San Germano, zum J. 1232. — T. Winspeare, Storia degli Abusi feudali. (Neapel 1811.) Bd. I, Anm. S. 36.

42 Camille Tutini, Dell' origine e fundazion de' Seggi di Napoli. Neapel 1644.

43 Del Migliore, Firenze illustrata. (Flor. 1588.) S. 452.

44 Notar Giacomo a. a. O.

45 Giacome Galle, Diurnali. S. 11.

46 Ebendaſ. S. 12.

47 Ebendaſ. S. 12.

48 Ebendaſ. S. 28.

49 Ebendaſ. S. 29. Notar Giacomo, zum J. 1409, S. 227.

50 Supplicationi e gratie etc. Bei Tutini a. a. O. im Anhang.

51 Annali della città di Napoli di Don Francesco Capecelatro. Neapel 1849. S. 39. (Zum J. 1634.)

52 Capecelatro a. a. O.

53 Vincenzo Medici. 18. Januar 1639. Bei Palermo a. a. O. S. 319.

54 Vincenzo Medici, Neapel, 8. und 29. Sept. 1643. Bei Palermo a. a. O. S. 333, 334.

55 Briefwechſel der Agenten von Urbino, Neapel, 13. Dez. 1614. Bei Palermo a. a. O. S. 226.

56 Capecelatro Annali. S. 217.

57 Schreiben toscaniſcher und urbinatiſcher Agenten aus den Jahren 1576—1639. Bei Palermo a. a. O. an mehren Stellen.

58 Winſpeare a. a. O., Anmerkungen S. 98 ff.

59 Schreiben des Fabrizio Barnaba. Bei Palermo a. a. O. S. 262.

60 Winſpeare. S. 53.

61 M. Camera, Storia della Città e Costiera di Amalfi. Neapel 1836. S. 199, 200.

62 Commines a. a. O. XIII. Kapitel.

63 Colletta, Storia del Reame di Napoli. Buch VI. Kap. 23.

64 Winſpeare a. a. O. S. 47—50. Anmerkungen S. 77—85.

65 Ebendaſ. Anmerk. S. 151—213.

66 Winſpeare a. a. O. S. 57 ff.

67 Schreiben des urbinatiſchen Agenten vom 3. und 26. März 1611. Bei Palermo a. a. O. S. 223.

68 Carlo Cunco, Memorie sopra l'antico debito pubblico, mutui e Banca di San Giorgio in Genova. Genua 1842.

69 Dante, Fegefeuer. XXIV. Geſ., 23. Vers.

70 Zazzera, Governo del Duca d'Ossuna. Bei Palermo a. a. O. S. 520. (Zum J. 1517.)

71 Ebendaſ. S. 537.

72 G. Campanile, Notizie di Nobiltà. Neapel 1672. S. 76 ff.

73 Schreiben toscaniſcher und urbinatiſcher Agenten. Bei Palermo a. a. O. an mehren Stellen. — L. Bianchini a. a. O. Bd. II, S. 558 ff.

74 Palermo a. a. O. mehrfach.

75 L. Bianchini a. a. O. Bd. II, S. 507—543. — Schreiben toscaniſcher Agenten. Bei Palermo a. a. O. an mehren Stellen.

76 Guerrà und Bucca, Diurnali. HH. J. 1621—22.

77 Tutini a. a. O. S. 122.

78 G. Tommaſi, Sommario della Storia di Lucca (fortgeſetzt von Carlo Minutoli). Florenz 1847. S. 601, 602.

79 Schreiben des toscaniſchen Agenten. Bei Palermo a. a. O. S. 276, 277.

80 Trattazioni di molti Nobili Napoletani per aver parte ne' seggi. Bei Palermo a. a. O. S. 145—190.

81 Almagiore, Raccolta di varie notitie historiche (Anhang zu G. A. Summonte's Geſchichte). Neapel 1675. S. 30 ff.

82 Zazzera, Governo del Duca d'Ossuna. Bei Palermo a. a. O. S. 524.

83 Tutini a. a. O. Kap. VI.

84 Winſpeare a. a. O. Anmerkungen S. 72.

85 Winſpeare a. a. O. Anmerkungen S. 113.

86 G. C. Capaccio a. a. O. S. 784.

87 Camillo Porzio, Relazione del Regno di Napoli al Marchese di Mondesciar, 1577—79. (In A. Gervaſio's Ausgabe der Istoria d'Italia nel 1547, S. 133—171.)

88 C. Borrelli, Vindex Neapolitanae Nobilitatis. Neapel 1653. S. 131, 132.

89 D. Biagio Aldimari, Historia genealogica della Casa Caraffa. Neapel 1691. Buch II. — Giuſeppe Campanile, Notizie di Nobiltà. Neapel 1672. S. 453—458. — Scipione Ammirato, Istorie fiorentine. II, 158.

90 „Guglielmo Menace." Teutſches Kunſtblatt, 1850, No. 47.

91 Cronaca di Napoli di Notar Giacomo. S. 161, 163.

92 Camillo Porzio, Congiura de' Baroni. I, 6.

93 Cronaca di Notar Giacomo. S. 163.

94 S. Volpicella, Principali Edificii della Città di Napoli. S. 237, 407.

95 B. Ghioccarelli, De illustribus scriptoribus qui in civitate et regno Neapolis floruerunt. Neapel 1780. Bd. I, S. 144. — Gio. Ant. Gaſſitto, Lettera a S. E. la Signora Duchessa Giovane D. Giuliano Baronessa di Mudersbach. Neapel 1790.

96 Commines a. a. O. XIII. Kapitel.

97 Vaſari im Leben des Donatello. (Ausgabe Florenz 1848.) Bd. III, S. 255.

98 De Dominici, Vite dei pittori, scultori ed architetti Napoletani. (Neue Ausg. Neapel 1840 ff.) Bd. I, S. 309.

99 Napoli e i Luoghi celebri delle sue vicinanze. (Neapel 1845.) Bd. II, S. 321 ff.

100 Guicciardini, Storia d'Italia. II, 5.

101 Relazione di Roma di Bernardo Navagero, 1558. In den Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato edite da Eugenio Albéri. Bd. VII (Florenz 1846), S. 565 ff.

102 B. Navagero's Depeſchen vom 21. Mai und 28. Juni 1557, im Anhang zu Nores' Storia della guerra di Paolo IV (im Archivio storico Ital., Bd. XII, Flor. 1847). S. 307, 308.

103 P. Nores a. a. O. S. 210 ff.

104 B. Navagero's Relation. (Bei Albèri a. a. O. S. 398 ff.)

105 Orazione di Niccolò da Ponte, savio del Consiglio. (Bei Albèri a. a. O. S. 420.)

106 Nores a. a. O. S. 217.

107 Nores a. a. O. S. 276—278. — Depeſchen des toscan. Geſandten an Herzog Cosmus, im Mediciſchen Archiv.

108 Nores a. a. O. S. 279—282.

109 Nach einer Handſchrift der Riccardiſchen Bibliothek in Florenz, im Anhange zu Nores a. a. O. S. 458—460.

110 Stanislao Alec, Tesoro lapidario Napoletano (Neapel 1835.) Bd. I, S. 77.

111 Cronaca di Notar Giacomo S. 221.

112 Gancellieri, Il Mercato etc. nel Circo agonale Rom 1811. S. 27 und 166.

113 Ch. Weiß, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. (Paris 1844.) Bd. I, S. 328—392.

114 Foscarini, Storia arcana. S. 28.

115 Capecelatro, Annali. S. 122—129.

116 Lippomano a. a. O. S. 283.

117 Porzio, Relazione del Regno di Napoli, a. a. O. S. 166.

118 Bianchini a. a. O. Bd. II, S. 324—335.

119 Capecelatro, Annali. S. 74 und mehrfach.

120 Bianchini a. a. O. Bd. II, S. 307—324, 335 bis 368.

121 Relation über die Fuorusciti Calabresi vom 15. August 1563. Bei Palermo a. a. O. S. 195.

122 Schreiben des Pirro Rufefilo an Cosmus I vom 19. Febr. 1540. Bei Palermo a. a. O. S. 102.

123 Guerra und Bucca, Diurnali zum J. 1630.

124 Gallnzzi, Storia del Granducato di Toscana. Florenz 1822. Bd. VII, S. 241. — Vincenzio de' Medici, Neapel, 30. Juni 1643. Bei Palermo a. a. O. S. 330.

125 Schreiben vom 8. März 1576. Bei Palermo a. a. O. S. 212.

126 Jazzera, Governo del Duca d'Ossuna. Bei Palermo a. a. O. S. 531.

127 Vinc. Vettori, 24. März 1619. Ebendaf. S. 278.

128 Guerra und Bucca, Diurnali, a. a. O.

129 Vinc. de' Medici, 21. Juli 1643. Bei Palermo a. a. O. S. 331.

130 Schreiben toscanischer Agenten. Bei Palermo a. a. O. an mehren Stellen.

131 Berichte des Nunzius Giacomo Aldobrandini vom 1. Juni und 22. Sept. 1600. Bei Palermo a. a. O. S. 447.

132 Berichte Aldobrandini's aus den J. 1599—1600, a. a. O. S. 446.

133 Instruction an den Nunzius, Rom, 27. Juni 1592, a. a. O. S. 441.

134 Jazzera, Governo del Duca d'Ossuna, a. a. O. S. 524, 566.

135 Ebendaf.

136 Guerra u. Bucca, Diurnali zu den J. 1629 u. 1633.

137 Ebendaf.

138 Vinc. de' Medici, 14. Juli 1643. Bei Palermo a. a. O. S. 330.

139 Guerra und Bucca a. a. O., zum J. 1633.

140 Capecelatro, Annali, zum J. 1640, S. 180.

141 Vinc. de' Medici, 29. Juli 1643. Bei Palermo a. a. O. S. 332

142 Vinc. de' Medici, 20. Januar 1643 u. 8. April 1644. Bei Palermo a. a. O. S. 326, 335.

143 Guerra und Bucca, Diurnali, an mehren Stellen. — Zazzera und Berichte toscaniſcher Agenten. Bei Palermo a. m. O.

144 Guerra und Bucca a. a. O., zum Jahr 1633.

145 Capeceiatro, Annali. S. 95.

146 Guerra und Bucca, Diurnali.

147 Galluzzi a. a. O. Bd. VII, S. 270 ff. — Repetti, Dizionario della Toscana. Florenz 1833 ff. Bd. IV, S. 606—607.

148 Akten des Collateralraths vom Jahre 1629. HSS. im großen Archiv zu Neapel.

149 Jahr 1611. Bei Palermo a. a. O. S. 224.

150 Francesco Marcaldo, Relation an Ferdinand v. Medici, 1594. Palermo a. a. O. S. 294.

151 Jahr 1582. Pietro Riccardi an Ferd. Med. Palermo a. a. O. S. 245.

152 Zazzera, Governo del Duca d'Ossuna, J. 1618. Bei Palermo a. a. O. S. 529.

153 Guerra und Bucca, Diurnali zum J. 1629 und an mehren Orten.

154 Zazzera, Governo del Duca d'Ossuna. Bei Palermo a. a. O. S. 486, 497, 517 und mehrfach.

155 Guerra und Bucca, Diurnali zum J. 1629.

156 Guerra's und Bucca's Diurnali.

157 Ebendaſ. an mehren Stellen.

158 Capeceiatro, Annali zum Jahr 1632. S. 20.

159 Guerra und Bucca a. a. O. Jahr 1632. — Capeceiatro a. a. O. Jahr 1636.

160 Guerra und Bucca an mehren Stellen.

161 De Sanctis, Historia del Tumulto di Napoli. 4tes Buch.

162 Guerra, Diurnali.

163 Capecelatro, Annali, Jahr 1632.

164 Memorie di Tiberio Carafa. HS. (Fragment, mitgetheilt von S. Volpicella in den Fiori d'inverno. Neapel 1850. S. 211—222.)

165 Guerra's und Bucca's Diurnali. — Capecelatro's Annali. — Palermo, Narrazioni e Documenti, an verſchiedenen Stellen.

166 Guerra und Bucca, Diurnali, Jahr 1643.

167 Guerra und Bucca, Diurnali.

168 Guerra und Bucca, Diurnali. — Capecelatro, Annali. — Depeſchenauszüge. Bei Palermo an mehren Stellen.

169 Antonio Terminio da Conterſi, Apologia di tre seggi illustri di Napoli. Neapel 1633. S. 59 ff.

170 Guerra's und Bucca's Diurnali zum J. 1633.

171 Depeſchen toscaniſcher Geſandten. Bei Palermo a. a. O. S. 325. (October 1642.) — Capecelatro, Annali, S. 139. — S. Volpicella, Principali Edifizj della città di Napoli. S. 250, 413.

172 Winſpeare a. a. O. S. 65, Anmerk. S. 152 ff.

173 Volpicella a. a. O. S. 114—133.

174 Ausführlich bei Capecelatro a. a. O. S. 200—209, Jahr 1640.

175 G. C. Capaccio, Illustrium mulierum etc. Elogia. Neapel 1608.

176 Dante, Fegefeuer. III, 130.

Berlin, gedruckt in der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Verbeſſerungen.

Seite	28	Zeile	3	ſtatt	Avales	lies	Avalos
"	38	"	7	"	Capuano	"	Capuana
"	40	"	11	"	Chartres	"	Chalon
"	57	"	2	"	Adva	"	Adoa
"	96	"	22	"	andere	"	andern
"	"	"	23	"	Gaudia	"	Gaudio
"	106	"	21	"	Terra die Giordano	"	Terra di Giordano
"	136	"	14	"	Medien	"	Medina
"	158	"	7	"	Donana	"	Donane
"	175	"	21	"	Francevilla	"	Francavilla
"	180	"	1	"	Garacciola	"	Garacciolo
"	196	"	8	"	Alfred	"	Alfons
"	197	"	13	"	Ballo	"	Balla
"	242	"	6	"	beſagt	"	beſagle
"	243	"	9	"	vires	"	vives
"	255	"	10	iſt das Wort „neue" zu ſtreichen			
"	269	"	13	ſtatt	Tuttovilla	lies	Tuttavilla
"	"	"	23	"	Galla	"	Gatta
"	286	"	6	"	Uekachen	"	Uekochen
"	307	"	20	"	umgaben	"	umgab
"	322	"	17	"	Alfred	"	Alfons
"	327	"	5	"	Anticamara	"	Anticamera
"	341	"	25	"	changirten	"	chargirten
"	356	"	17	"	Matteo die Capua	"	Matteo di Capua
"	360	"	22	"	Steffansritter	"	Stefansritter
"	389	"	2	"	Veespaſion	"	Veespaſian
"	390	"	18	"	Taddea	"	Taddeo

Die

Carafa von Maddaloni.

Neapel

unter ſpaniſcher Herrſchaft.

Von

Alfred von Reumont.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

1851.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Zweites Buch. Die Verwicklung.

III. Abſchnitt. Die Stadt Neapel um die Mitte des XVII Jahrhunderts.

	Seite
Lage und erſter Eindruck	6
Die älteſte Niederlaſſung. Normannen. Hohenſtaufen	7
Die Zeit der Anjous	9
San Lorenzo und Sta Maria la nuova	„
Der Dom. San Domenico maggiore	10
Sta Chiara	11
Beziehungen Neapels zu toscaniſcher Kunſt und Dichtung	12
L'Incoronata. Giotto	16
S. Martino. Bauten der Durazzeſchen Linie	18
Antonio Bamboccio von Piperno. S. Giovanni de' Pappacoda	19
S. Giovanni a Carbonara	20
Paläſte und Häuſer der letzten Anjouiſchen Zeiten	22
Corporationen und nach ihnen benannte Straßen	23
Aragoneſiſche Epoche	25
Alfons' I Triumfbogen	26
Erzther des Caſtelnuovo	27
Mauer Ferrante's I	28
Palaſt auf Poggio reale. Pietro und Polito del Donzello	31
Ruſtikſchloſſer Alfons' II	33
Cardinal Pompeo Colonna	34
Montelivete. Modanino's Gruppe der Pietà	35
San Severino	36
Paläſte von Privatleuten: Caraſa, San Severino, Orſini	37
Pontano's Kapelle. Sta Maria del parto. Sannazzar	40
Zunahme der Stadt ſeit dem Jahre 1530	42
Verbrauch, Einwohnerzahl, Gewerbe, Handel	„
Erweiterung unter Don Pedro de Toledo	49
Allgemeiner Ueberblick des ſpaniſchen Neapels	51

Seite
San Giacomo degli Spagnoli. Toledo's Grab 64
Malerei im 14. und 15. Jahrhundert. Zingaro. Die Donzello -
Malerei im 16. Jahrhundert. Andrea da Salerno 67
Aeltere Sculptur 68
Agnolo Aniello Fiore. Giovanni da Nola 69
Girolamo Santacroce, Domenico d'Auria u. A. 71
Veränderungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts 73
Die Kunst des 17. Jahrhunderts. M. A. Naccarino . . . 74
Allgemeiner Zustand der Stadt 77
Paläste des Adels und deren Ausstattung 79
Pracht der Kirchen 83
Karthause S. Martino. Gesime Fansaga 84
Kapelle des heiligen Januarius im Dom 86
Malereien der Kapelle. Die neapolitanischen Künstler im Streit mit den Römern und Bolognesern 87
Gav. d'Arpino, Guido Reni 88
Belisario Correnzio 89
Domenichino, Lanfranco 91
Michelangelo da Caravaggio 93
Lo Spagnoletto, G. B. Caracciolo 95
Die Maler-Ritter 101
Il Cavalier Calabrese 102

Drittes Buch. Der Ausgang.

I. Abschnitt. Masaniello.

Die Jahre 1547 und 1647 und deren Folgen 109
Empörung Palermo's 110
Die Gabellen. Die Obstiener 111
Tommaso Aniello 112
Steigendes Mißvergnügen des niedern Volkes. Giulio Genoino. Fest der Madonna vom Karmel 113
Beginn des Streites am Morgen des 7. Juli 115
Der Volksdeputirte Naclerio beim Herzog von Arcos. . . 118
Angriff auf den Palast. Gefahr und Flucht des Vicekönigs 119
Cardinal Filomarino als Friedensstifter 125

Seite

Der Vicekönig im Caſtel dell' Ovo dann im Caſtelnuovo 128
Unordnungen in der Nacht vom 7. bis 8. Juli 129
Fortſchritte der Empörung. 8. Juli 133
Der Herzog von Maddaloni als Parlamentär 136
Das Privilegium Carls V. 137
Zerſtörung der Zollſtätten und Privathäuſer 138
Maddaloni in der Gefangenſchaft der Aufrührer 141
Seine Flucht nach Torella 142
Filomarino nochmals Vermittler. Monſignor Altieri . . 143
Erſtürmung von S. Lorenzo 145
Maſaniello's großer Einfluß 147
Banditenangriff auf Maſaniello und die Seinen. 149
Ermordung Don Giuſeppe Caraffa's 151
Verwüſtung der Caraffaſchen Wohnungen 156
Des Vicekönigs Unterhandlungen mit den Aufrührern . . 157
Vergleich des Herzogs von Arcos mit dem Volke. Maſaniello im königlichen Palaſt 159
Fortwährende Rebellion. Maſaniello's Gewaltthätigkeiten. Der General-Capitän des Volkes 163
Aniello Falcone und ſeine Todesſchaar. Salvator Roſa 165
Feierlicher Vertrag im Dome, 13. Juli 168
Beginnende Geiſtesſtörung Maſaniello's 170
Unſinniges Wüthen. Der Palaſt Maddaloni's 171
Anſtiften des Herzogs von Arcos gegen Maſaniello 174
Maſaniello's Ermordung im Karmeliterkloſter 175
Seine Beſtattung 177

II. Abſchnitt. Der Kampf in den Jahren 1647—1648.

Scheinbare und unvollkommene Ruhe nach Maſaniello's Tode. Genoino's Flucht. Die Gabellen 182
Wiederausbruch der Empörung. Offener Kampf. Vortheile der Volkstruppen 183
Francesco Toraldo General-Capitän des Volkes 184
Neuer Vertrag vom 7. September. Volksacht gegen die Caraffa von Maddaloni . . . . . „

Seite
Giovann' Angelo Barile 186
Ankunft der Armada Don Juan's d'Auſtria 187
Maßregeln wider mehre Volksführer 188
Angriff der Spanier auf die Stadt 189
Des Volkes Sieg. Don Juan's Abzug nach Bajä . . . 190
Vernichtung der Bilder und Wappen des Königs 191
Der Nunzius Altieri. Franzöſiſche Intriguen 192
Angriffe des Volks auf die von den Spaniern beſetzten Poſten 193
Toraldo's Ermordung 194
Gennaro Anneſe General-Capitän 195
Belagerung des Caſtelnuovo. Gemälde Salvator Roſa's 197
Zuſtand der Provinzen. Umſichgreifen der Rebellion in den Baronal-Ortſchaften und königlichen Städten 199
Der Graf von Converſano in Nardò 201
Doppelzüngigkeit des Herzogs von Arcos 203
Verfolgung des Herzogs von Maddaloni . . . . . „
Erhebung des Adels für Spanien 204
Kämpfe in den Umgebungen Neapels 209
Gefecht bei Scafati 211
Einnahme von Acerra und Averſa 215
Erfolge der Barone bei Caſtellammare u. ſ. w. 217
Don Vincenzo Tuttavilla übernimmt das Commando der königlichen und Baronaltruppen 220
Vertheidigung der Brücke von Scafati 221
Don Francesco Capecelatro's Schilderung des Zuſtandes der Nachbarſchaft der Hauptſtadt 226
Geringe Einigkeit unter den Königlichen 231
Blocade Neapels. Don Juan's vergebliche Unterhandlungen mit den Aufrührern 233
Heinrich von Lothringen Herzog von Guiſe 234
Guiſe's Landung in Neapel, 16. November 236
Republik Neapel. Huldigung im Dome . . . . . „
Beſprechung mit den Edelleuten 237
Vortheile der Aufſtändiſchen in den Provinzen 238
Die Flotte des Herzogs von Richelieu an der Küſte . . . 239
Jammervoller Zuſtand der Stadt um Neujahr 1648 . . . 240
Zwietracht zwiſchen Guiſe und Gennaro Anneſe 241

Seite

Der Herzog von Arcos legt ſein Amt nieder. Don Juan d'Auſtria tritt vorläufig an ſeine Stelle 242
Raſche Wechſel des Kriegsglücks in den Provinzen 243
Der Graf von Oñate Vicekönig, 2. März 1648 245
Guiſe's Angriff auf die Inſel Niſida 246
Oñate's Unterhandlung mit den Volksführern. Wiedereinnahme der Stadt, 5. April 247
Guiſe's Flucht und Gefangennehmung 250
Spätere fruchtloſe Verſuche der Franzoſen gegen Neapel . 251

III. Abſchnitt. Diomed Caraffa's letzte Lebensjahre.

Zuſtand Neapels nach dem Wiedereinzug der Spanier . . 255
Wirkſamkeit und Politik des Grafen von Oñate 256
Das Einſchreiten gegen die Unruhſtifter 257
Proviantweſen und Geſetze 258
Mißbräuche beim Getreidehandel 260
Finanz-Maßregeln 261
Expedizion gegen Piombino und Elba 262
Wiedereroberung von Porto-Longone 263
Don Juan d'Auſtria's Abzug 266
Stimmung in Neapel 267
Des Vicekönigs Verfahren gegen den Adel. Geheime Beweggründe 268
Verſchwörungs-Gerüchte. Verhaftung des Fürſten von Monteſarchio und des Priors von Roccella 269
Banditen-Händel. Neues Einſchreiten wider den Adel . . 272
Maßregeln gegen den Grafen von Celano, die Fürſten von Avellino und Forino, und den Herzog von Maddaloni 273
Verfolgung Diomed Caraffa's 274
Vergebliche Vermittlungs-Verſuche 278
Die Herzogin von Maddaloni und der Vicekönig 279
Diomed Caraffa ſtellt ſich und wird begnadigt 280
Zuſtand der Provinzen. Don Francesco Capecelatro in Calabrien 281
Diomed Caraffa's Familienleben 286

Seite
Caspar Romer 292
Bau des Palastes Maddaloni 299
Festlichkeiten unter dem Grafen von Oñate 293
Spanien in seinem Einfluß auf italienische Literatur, Sitte, Lebensweise 294
Marini, Gongora, Salvator Rosa 295
Die spanische Macht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts 299
Abberufung des Grafen von Oñate. Der Graf von Castrillo Vicekönig 1653 300
Donative und Feste 302
Maddaloni und Cardinal Filomarino 303
Wiederbeginnendes Räuberwesen 304
Der Graf von Conversano . . . . . „
Diomed Carafa's Verhaftung 305
Seine Wegführung nach Spanien und Tod, 1660 306
Die Carafa von Maddaloni späterer Zeiten 307
Folgen der neapolitanischen Revoluzionen. Nachmalige Vicekönige 310
Schwächung und Verfall der Aristocratie 312
Erlöschen der spanischen Linie der Habsburger. Aufstandsversuch des Fürsten von Macchia 314
Carl III König von Neapel 1734 316
Sein Regierungssystem. Bernardo Tanucci 317
Der Adel bei den Umwälzungen des Jahres 1799 318
Auflösung der Sedilen, Ende der alten Verfassung 319
Beziehungen der spanischen Epoche zur Gegenwart 320

Beilagen.

I. Geschlechtstafel der Anjou königlicher Linie 331
II. „ „ Anjou jüngerer Linie 332
III. „ „ Aragonesen 333
IV. „ „ Carafa von Maddaloni 334
V. Die spanischen Vicekönige Neapels 335
VI. Quellen und Hülfsmittel 337

Die

Carafa von Maddaloni.

Via imperii virtus.

Conservatrix.

II.

Zweites Buch.

Dritter Abſchnitt.

Die Stadt Neapel

um die Mitte des XVII Jahrhunderts.

Man hat oft die Bemerkung gemacht daß kaum in irgend einem Falle die Veränderungen, welche der Menschen Leben und Treiben den Dingen aufdrückt, größer sind, daß nirgend die Spuren einer Generazion durch das Treiben der nachfolgenden rascher und vollständiger vertilgt werden, nie die Erinnerung an vergangene Zeit sich schneller verliert als in der äußern Erscheinung von Städten und Land. Diese Wahrheit, die eine allgemeine ist, findet auch in und auf Italien Anwendung wenn es gleich bisweilen den Anschein hat, als wäre seit dem mächtigen Aufschwunge des Mittelalters wie seit der Aufstellung der Vorbilder der ersten Decaden des sechzehnten Jahrhunderts der Gang des menschlichen Geistes nach Maßgabe seiner materiellen Aeußerungen und Urkunden langsamer, als wäre das Festhalten am Bestehenden höher, als wäre die Macht des Tradizionellen nachhaltiger, als wäre die Widerstandskraft entschiedener und conzentrirter als in manchen andern Ländern. Nicht allerwärts ist daß Maß dasselbe:

geografische Lage, Einfluß von Nachbarschaft und Ausland, politische Umwälzung und Krieg sind natürlich Momente die in verschiedener Weise und nach verschiedenen Bedingungen sich geltend machen. Es gibt mehr oder minder reformistische Zeiten will man selbst absehn von den eigentlichen Umsturz-Epochen deren Wirkungen freilich bisweilen mehr vorübergehende als bleibende sind, eben weil sie das gewöhnliche Naturgesetz und den stufenweisen Gang verletzten und so die Reaction heraufbeschworen die ihrerseits unmöglich eine dauernde sein kann und dem Grundwesen der Dinge nach um so vorübergehender je heftiger sie ist.

Die Zeit der Vicekönige war es vorzugsweise in welcher Neapel jene Form und Ausdehnung annahm welche es heutigestages aufzuweisen hat, in welcher es jenes Gepräge erhielt wodurch es gegenwärtig karakterisirt wird, ist auch das Neapel welches heute den Ankömmling beim ersten Blick überrascht und blendet und für alle Zeit und immer wiederholte Anschauung gleichen Reiz bewahrt, die Seeseite vom Fuße des Posilipp an bis zum Castelnuovo und bis zum großen Zollamt, wesentlich Bourbonischen Ursprungs. Eine schönere Lage hat vielleicht keine Stadt der Welt. Im Halbkreise eine weite Bucht, hier eine geräumige Ebene in der eine große Stadt sich ausbreiten kann, dort die Hügelrücken welche immer mehr dem Meere sich nähern, bald mit sanften üppig bewachsenen Abhängen bald mit

scharfen hohen Kanten als Vorgebirge bis in die Wellen hinausgeschoben, und auf langer Linie nur schmalen Häuserlinien Raum gönnen. Plötzlich scheinen dann die Felsmassen alle Verbindung mit der jenseit liegenden Welt abzuschneiden, mit den aus der griechischen Mythenzeit, aus den Tagen der ältesten Spuren von Verbindung zwischen Orient und Occident berühmten Gegenden, so daß Menschenhand, die Fingerzeige der Natur benutzend, hier einen unterirdischen Durchgang brechen, dort den Abhang ebnen mußte, im Angesicht von Meer und Inseln und Küste, die alle klar, alle leuchtend, alle voll Leben und Bewegung, einen der reizendsten Wege der Welt, die Strada nuova des Posilipp zu schaffen.

In den verschiedenen Zeiten wurde die Oertlichkeit verschiedenartig benutzt zu Anbau und Wohnungen. Heute haben Reiche und Vornehme mehr und mehr nach Westen sich hingedrängt, auf den Raum der von dem Königsschlosse an immer schmäler werdend bei der Grotte von Pozzuoli endet, Meer und Sonne und Aussicht suchend sei es daß die schroffe Höhe des Pizzofalcone sie gewähre die mit dem Felsenriff des Castel dell'Uovo die Bogenlinie zerschneidet, sei es daß der Strand selbst sie in reichem Maße biete, die Chiaja modernen Ursprungs die vor anderthalb Jahrhunderten noch nicht zur Stadt gehörte. Einst umschlossen diese wie alle mittelalterlichen Städte in engerm Umkreise

Befestigungen. Das Neapel der Normannen und Hohenstaufen erstreckte sich vom Meeresufer an, wo die nun durch Häuser maskirte oder ganz geschwundene Mauerlinie mit halbverfallenen Thoren eine Schutzwehr bot, bis auf den ersten Hügelrücken. Oestlich endigte es schon bei den Eingängen zum nachmaligen großen Markte, nach Westen ging es nicht viel über denjenigen Theil des Hafens hinaus welchen der kleine Molo abschließt wo man heutzutage bei dem Gesundheitsamte zu landen pflegt das von der seine Façade krönenden Statue der Madonna den Namen der Immacolatella trägt. Am nordöstlichen Ende dieser Stadt erbaute König Wilhelm I, der Böse zugenannt, das Castel Capuano das so lange Königswohnung gewesen ist und seit dreihundert Jahren zum Sitz der Tribunale dient, während der Normannenfürst südwestlich den kleinen Inselfels unter dem Abhange des Pizzofalcone, wo Lucull und Romulus Augustulus gewohnt und welchem Benedictinermönche den Namen des Erlösers gegeben hatten, in eine Veste umschuf die man nach ihrer Form die des Eies nannte. Einen Theil der Mauer ließ König Conrad niederreißen, der Sohn Friedrichs II welcher am 1. October 1253, drei Jahre nach seines großen Vaters Tode, in die eroberte Stadt einzog, nachdem er mehr denn drei Monde lang dieselbe umschlossen hatte in der Gegend nördlich vom Castel Capuano lagernd, wo unter dem letzten Könige des

Hauſes Anjou, Durazzo vor der Kirche San Giovanni a Carbonara der Platz für die Ritterſpiele und Kämpfe war.

Schon unter dem erſten franzöſiſchen Könige Carl hatte Neapel weit bedeutendern Umfang gewonnen und wie er öſtlich den großen Markt in den Mauerkreis zog, ſo baute er ſüdweſtlich das gewaltige Caſtell welches nach beinahe ſechs Jahrhunderten noch den Namen des neuen trägt, für jene Zeit eine ſtarke Veſte, heutigestages nach vielfachem Anbau, der dem eigentlichen Kern ſeine urſprüngliche Form ließ, die bedeutendere unter den Citadellen wenngleich nicht von militäriſcher Wichtigkeit. Zu ſeiner und ſeines Sohnes Zeit ward die Stadt, nunmehr bleibende Reſidenz, nicht nur immer größer ſondern auch mit jedem Jahre reicher an merkwürdigen und ſchönen Gebäuden. Wie für den Sieg über Conradin auf dem Felde von Tagliacozzo die längſt in Trümmer geſunkene Abtei Santa Maria della Vittoria, ſollte für den Sieg bei Benevent über König Manfred die Kirche San Lorenzo danken, von dem erſten Carl begonnen, vollendet vom zweiten, von ihren ſchönen Spitzbogenformen jetzt nur den vernachläſſigten Chor bewahrend, während der Reſt, gleich den meiſten ältern Kirchen Neapels, auf barbariſche Weiſe umgebaut und verunſtaltet worden iſt. Santa Maria la nuova, von Carl I am äußerſten Rande des Stadtumkreiſes in ragender Lage für die Franziskanermönche errichtet, hat nichts Altes bewahrt ſeit dem zu Ende des

ſechzehnten Jahrhunderts unternommenen Neubau welchem die prachtvolle Kapelle des Gran Capitano ſich anſchließt. In die Regierungszeit deſſelben Königes fällt die Gründung des neuen Domes welcher auf dem höchſten Punkte der damaligen Stadt bei der ältern Kathedrale den Raum antiker Tempel einnimmt. Die Ausführung gehört den Tagen Carls II und ſeines Sohnes Robert, vielfache Umänderung ſpäteren Jahrhunderten, aber in der ganzen Erſcheinung iſt unter mederner Zuthat noch das mittelalterliche Gepräge bewahrt nebſt der Erinnerung an viele ernſte Ereigniſſe der Geſchichte der Stadt und des Reiches, mit den Denkmalen des Gründers und ſeiner Gemalin Clemenza, mit dem einfachen Grabmal des unglücklichen Andreas von Ungarn und dem anderen wo

„Hic superis dignus requieseit papa benignus,"

jener Innocenz IV, an welchem die hohenſtaufiſche Macht ſich brach. Derſelben Epoche entſtammt San Domenico maggiore, eine der geſchichtlich wie künſtleriſch beachtenswertheſten Kirchen, ein Ex-voto Carls II bei ſeiner Befreiung aus der Gefangenſchaft in die er in Folge der gegen Ruggiero di Loria verlorenen Seeſchlacht im zweiten Jahre nach der ſiziliſchen Vesper gerathen war; bis zur zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts im Schmuck ihres mittelalterlichen Bauſtyls, dann einem Reſtaurator nach dem andern anheimgefallen bis

ihr nur das geblieben was man nicht füglich vernichten konnte, die ſchlanken Verhältniſſe der aufſtrebenden Pilaſter und die wenn auch mit neuerem Werk verklebten doch immer noch kühnragenden Gewölbe der Schiffe. Schlimmer war das Loos welches Santa Maria Donna Regina betraf, von König Carls II Gemalin Maria geſtiftet und zur Ruheſtätte in Leben und Tod erwählt, oder Santa Chiara, König Roberts ſchönen Bau, deſſen Glockenthurm in ſeinen beiden untern Geſchoſſen einen großartigen Ernſt der Form und eine Einfachheit der Verhältniſſe und Anordnung zeigt die einem antiken Werke Ehre machen würden und Alles übertreffen was vom neapolitaniſchen Mittelalter auf uns gekommen iſt. Tritt man in den Hof, der Kirche und Kloſter von der geräuſchvollen Straße trennt, ſo wird man an das Mittelalter erinnert; aber das Innere iſt von Grund aus moderniſirt mit allem unſinnigen Luxus des vorigen Jahrhunderts und unſerer Zeit, voll vergoldeten Stuks und ſchlechter Malereien und geſchmackloſer Altäre die man gerne verläßt um ſich zu den ſo reichen wie merkwürdigen Monumenten des Chors zu wenden wo Robert und die Seinigen ſchlummern, ſein vor ihm geſtorbener Sohn Carl Herzog von Calabrien, deſſen Tochter die erſte Johanna, deren Schweſter Maria von welcher die Durazziſche Linie ſtammt, und Titularkaiſerinnen von Conſtantinopel und franzöſiſch-neapolitaniſche Prinzeſſinnen mit dem Prunk leerer Titel, welcher

von jenen Tagen und von den Ansprüchen abendländischer Familien auf Reiche des Morgenlands den Fürstengeschlechtern des neunzehnten Jahrhunderts als Erbschaft geblieben ist.

Man kann der Anjouschen Zeiten Neapels nicht gedenken ohne sich der berühmten Florentiner zu erinnern, welche namentlich unter König Robert und Johanna I die Wechselwirkung zwischen den beiden Theilen Italiens so lebendig und fruchtbar erhielten. Die Anregung ging dabei von Florenz aus, Neapel war der empfangende Theil. Wie man auch immer, inmitten der Verwirrung der neapolitanischen Kunstgeschichte, deren Namen und theilweise mythische Personen hier füglich übergangen werden können, die Nachricht von dem Maestro Buono, welcher Castel Capuano und Castel dell' Uovo für König Wilhelm gebaut, und von Niccola Pisano der sie für Kaiser Friedrich II vollendet haben soll, verstehn will: die Theilnahme des Giovanni Pisano am Bau des Castelnuovo ist eher zu glauben, und die vielfachen politischen Beziehungen in welche Neapel zu Florenz trat, machten die Berührungspunkte literarischer und künstlerischer Gattung immer häufiger und ergiebiger. Die süditalienische Poesie, die sizilische namentlich des an Verwirrung und Unglück aber auch an Glanz und Aufschwung reichen dreizehnten Jahrhunderts, hatte einst auf die toscanische maßgebend eingewirkt. Jetzt, da nach dem Sturze der Hohenstaufen

unter den durchaus fremden Elementen der harten und drückenden Herrschaft des ersten Anjou die Geistesblüte dieser Länder abgestreift, ihre Macht durch den langen und blutigen Krieg zwischen den von einander gerissenen Theilen des ehemaligen Normannenreichs geschwächt ward, machte die zu so freudigem wie glänzenden Jugendleben erwachte toscanische Dichtkunst im Verein mit der bildenden Kunst ihren Einfluß im Süden geltend. Dieser Einfluß beschränkte sich aber mehr auf Hof und höhere Stände als er auf das Volk sich erstreckte, worin der große Unterschied zwischen dem Florentiner und Neapolitaner, zwischen dem Schaffenden und Empfangenden deutlich wurde. Der Dichter der Göttlichen Comödie besuchte niemals die Stadt, deren Fürsten die vornehmste Stütze der Partei waren durch welche ihm Heimath wie Hoffnung der Rückkehr geraubt worden war. Wie aber in seinem großen Werke die ganze Geschichte Italiens seiner wie der nächstvergangenen Zeiten sich abspiegelt, so auch die Schicksale des apulischen Normannenreichs mit seinen Herrschern teutschen Stammes, die Gestalten des zweiten Friedrich welchen des Dichters Gibellinismus doch nicht vor dem Loose der Häresiarchen rettet, seiner Mutter der „großen Constanze", die „vom zweiten Sturm aus Schwaben den dritten gebar", und des blonden Manfred; die Schlachten von Benevent und Tagliacozzo und der Verrath bei Ceprano; Carl I mit der starken Nase, getreu in der

Dichtung geſchildert wie die Capitoliniſche Marmorſtatue den Anjou zeigt; die ſchlimme Herrſchaft welche Palermo's Racheſchrei entlockte; Carls II verlorne Seeſchlacht und Gefangenſchaft und der ſchnöde Handel mit ſeiner Tochter; Carl Martells ſeines älteſten Sohnes früher Tod, der blos das Laub treiben ließ nicht aber reifen die Frucht ſeines liebenden Gemüthes; der Trug endlich der deſſen Söhne um die Krone Neapels brachte die ihnen gehörte nicht Robert ihrem Ohm — ein Trug den dieſer, als kein Sohn ihm geblieben, zu ſühnen ſuchte, indem er einen der Neffen mit ſeiner Enkelin und Erbin vermälte, eine Heirath die wie Jeder weiß über das Anjouſche Haus neue Blutſchuld und Verderben brachte, über das Land Krieg und namenloſes Elend.[1]

Wenn das Neapel der Hohenſtaufen und Anjou nur einen Wiederſchein auf Italiens größte Dichtung wie auf des Dichters Leben wirft, ſo war es anders mit Petrarca und Boccaccio. Jener, welcher ſeinem Jahrhundert eine neue Aeneis geben zu können glaubte, befangen von dem damals und ſelbſt ſpäter weitverbreiteten Wahne daß alte Literatur und Sprache noch am Leben ſeien, weilte bei Virgils Grabe und an König Roberts verfeinertem Hofe der ihm den Lorbeer beſtimmte welchen er auf dem Capitol empfangen ging. Dieſer, durch Geſchäfte an den zauberiſchen Strand gezogen, erkannte beim Anblick des Ortes wo Roms größter

Epiker ruhte ſeinen wahren Beruf und ſagte dem Handelsſtande auf immer Lebewohl, mogte er ihm auch reichlicheren Unterhalt verheißen als die Poeſie mit ihren launiſch-ungewiſſen Gaben. In der San Lorenzo-Kirche ſah er am Sonnabende vor Oſtern 1311 jene Maria, die königlicher Abkunft geweſen ſein ſoll und als Fiammetta von ihm gefeiert worden iſt, die dritte neben Beatrice und Laura im Kreiſe der Frauen, denen Italiens Dichter unvergänglichen Namen gemacht haben. Mit den Poeten wetteiferten andere Florentiner um des Königs Gunſt, vom Glücke mehr denn Einer begünſtigt Niccolò Acciajuoli, welcher urſprünglich Kaufmann am Hofe der Fürſtin von Tarent, Roberts Schwägerin, durch Geiſtes- und Körpergaben raſch emporſtieg und Groß-Seneſchall des Reiches ward als Ludwig von Tarent, der Sohn dieſer Fürſtin, von der Königin Johanna zum zweiten Gemal erkoren wurde. Heute noch erinnert die prächtige Karthauſe, auf dem Hügel von Montacuto unfern von Florenz gelegen, an dieſes Mannes Größe und Reichthum. Und Genueſen finden wir in jenen Tagen ſchon thätig in Neapel, im Handel und in Geldgeſchäften die Einen, die Andern in wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen; Griechen ihnen zur Seite, welche die Kenntniß ihrer Sprache und den Geſchmack für ihre alte Literatur, fünfzig Jahre vorher faſt ganz vergeſſen, in Italien wiederbelebten; Männer aus allen Theilen der Halbinſel, angezogen von dem Ruf des

Glanzes wie des heitern prächtigen Treibens am Hofe der Anjou.

Auch das Kunstleben zog Nahrung aus Toscana und dem obern Theile der Halbinsel. Nicht weit von König Carls I neuem Castell, an der Straße die man delle Corregge (Corteregia) nennt, liegt die kleine Kirche der Incoronata zu welcher in Folge der seit dem sechzehnten Jahrhundert stattgefundenen Erhöhung des Bodens mehre Stufen statt hinauf hinabführen. Von außen völlig unscheinbar und durch modernen Häuseranbau versteckt, mahnt sie nur durch die Sculpturen ihrer gegenwärtig unbeachteten Hauptthüre an die Zeit ihrer Entstehung: dort sieht man das Wappen der neapolitanischen Anjou, rechts das rothe Kreuz von Jerusalem, links die goldenen Lilien von Frankreich mit dem Turnierkragen, daneben Engel die Dornenkrone haltend woher der Name des Kirchleins. Ein Theil des Innern ist vom höchsten Interesse wegen der Deckengemälde der Sacramente welche in die Reihe der schönsten Werke der Giottoschen Schule zu stellen sind. Ob sie von Giotto herrühren; ob dieser Theil der Kirche die alte Kapelle des von Carl II erbauten Justizpalastes, das Uebrige aber späterer Anbau der Königin Johanna; ob die Worte Petrarca's wo er von des florentinischen Meisters Arbeiten in der königlichen Kapelle redet, auf diese Fresken zu beziehen sind; wer endlich der Meister ist wenn man sie Dem absprechen muß dessen Name,

wie die ſchöne Inſchrift meldet, „longi carminis instar erat" — alles dies iſt ungeachtet der vielen Erörterungen der Kritik nicht klar geworden. Ueber dem Beſtreben die Anachronismen der früheren Autoren wegzuräumen iſt man aus einer Hypotheſe in die andere verfallen. Der Einfluß Giotto's aber auf die neapolitaniſche Kunſt ſeiner Zeit iſt offenbar, wenngleich ſeine eigenen Arbeiten in Santa Chiara ſozuſagen bis auf die letzte Spur verſchwunden, die in einem Saal des Caſtelnuovo viele Bildniſſe Gleichzeitiger enthaltenden Fresken unter Alfons I zu Grunde gegangen ſind und das Gemälde im Refectorium des eben genannten Kloſters welches König Robert und ſeine Familie vor der Madonna knieend darſtellt vielmehr einem gleichzeitigen Neapolitaner zugeſchrieben werden muß als dem berühmten Florentiner.

So unruhig und unheilvoll auch die Zeiten der Könige und Königinnen waren, welche auf die lange Regierung desjenigen folgten, deſſen zu hoch geprieſene Tugenden die Inſchrift des Mauſoleums mit den Worten „Cernite Robertum regem virtute refertum" verkündet, ſo hat doch Neapel gerade aus dieſen Jahren, von 1343 bis 1435 eine große Zahl bedeutender Werke aufzuweiſen. Die erſte Johanna vollendete auf dem Hügel oberhalb der Stadt den man einſt nach Sanct Erasmus jetzt gewöhnlich Sant' Elmo benennt, die von ihrem Vater Herzog Carl von Calabrien be-

gonnene, von ihrem Großvater weitergebaute Karthause, dem heiligen Martin gewidmet, in wunderbar schöner Lage von wo man Stadt und Golf und ganze Umgebung bis zur hohen Gebirgskette des Samniterlandes zu seinen Füßen erblickt. Im siebenzehnten Jahrhundert großentheils umgebaut und auf's glänzendste wenn auch nicht im besten Geschmack verziert, zeigt die Karthause auch heute noch manche Reste der ursprünglichen Anlage im mittelalterlichen Styl. Wenn unter Johannas unmittelbarem Nachfolger wenig zu Stande kam, und von diesem Wenigen beinahe nichts seine alte Gestalt bewahrt hat nimmt man die zahlreichen Grabmäler aus, unter denen namentlich jene der meist unglücklichen Fürsten Durazzoscher Linie im Chor von San Lorenzo der Beachtung werth und traurige Denksteine damaliger Zustände sind: so war die Zeit König Ladislaus' und seiner Schwester Johanna II un. so thätiger. Die Bauwerke und Sculpturen dieser Epoche zeichnen sich nicht vorzugsweise durch Reinheit des Styls aus wol aber durch Pracht, durch großartigen Aufwand an materiellen Mitteln und durch eine lebendige Fantasie. Man mögte sie das Rococo des Gothischen nennen, so ist das Beiwerk, das bloße Ornament in seiner Formen-Ueppigkeit über das eigentlich Constructive hinausgewachsen, so ist bisweilen die Proportion des Wesentlichen verzwergt während Pyramiden und Thürmchen und Spitzen mit Rosetten und Schnörkeln und

allem erdenklichen fantaſtiſchen Zierrath ſich in die Höhe bauen. Dieſen letzten Zeiten der Anjous gehören die Façaden zweier neapolitaniſchen Kirchen, bei deren Betrachtung der eben geſchilderte Karakter klar wird. Beide ſind von Antonio Bamboccio von Piperno welchem ſeine Kunſt den Genuß einer reichen Abtei einbrachte: die Stirnſeite des Doms und die der kleinen Sanct Johanneskirche welche man nach ihren Gründern de' Pappacoda nennt. Die Jahre 1407 und 1415, ſomit König Ladislaus' Regierung, ſahen die Vollendung dieſer Werke, deren letzteres das in ſich vollendetſte und eigenthümlichſte aber zugleich abenteuerlichſte dieſer Gattung iſt. Mehr Portal als Façade, denn der Reſt der großentheils von ihm verdeckten Wand iſt ſchmucklos geblieben. Auf Löwen ruhende gewundene Säulen deren Knäufe Niſchen mit Heiligen zum Unterſatz dienen, darüber Gebälk und Piedeſtalle und nochmals und wieder Niſchen; eine viereckte etwas niedere Thüre durch eine hohe Lünette mit breiter vertiefter Einfaſſung abgeſchloſſen worin die Gruppe der Madonna mit dem Kinde neben welcher der Täufer und der Evangeliſt knien, darüber eine Spitzpyramide mit Wappen und Rund und Reliefs und der reichſten Laubfrange die in einem prachtvollen Blätterknauf ausläuft, auf welchem der Erzengel Michael ſteht, den ſich windenden Lindwurm zu ſeinen Füßen, das Schwert hoch geſchwungen, die rieſigen Flügel ſchlagend, während zu beiden Seiten

etwas tiefer auf ähnlichen Knäufen, womit die Spitzen der Thürpfeſten endigen, die beiden andern Erzengel den fantaſtiſchen Marmorbau krönen. Ritter Artuſio de' Pappacoda, König Ladislaus' Seneſchall und ein Vorfahr jenes Giovan Lorenzo Pappacoda des Lieblings der Königin Bona Sforza der ſie nach König Sigmunds von Polen Tode zur Rückkehr nach Italien bewog, ließ nach der Inſchrift dies in ſeiner Art vollendete und merkwürdige Werk ausführen, welches in ſeiner Hintanſetzung architektoniſcher Prinzipien und Verhältniſſe zur Bevorzugung der Ornamentik einen Abweg der Kunſt bezeichnet, aber durch Schwung der Fantaſie, und Pracht die nicht ohne Anmuth iſt, für jenen Mangel wol Erſatz leiſten dürfte. Das reichverzierte Grabmal Lodovico Aldemoresco's, welches man im Chioſtro von San Lorenzo ſieht, legt eine neue Probe der etwas handwerksmäßigen und in den Figuren nicht ganz vom Fratzenhaften freien Gewandtheit des damals ſiebenzigjährigen Vanboccio ab, der ſich auf demſelben als pictor et in omnibus lapidibus atque metallorum sculptor bezeichnete.

Die Kirche San Giovanni a Carbonara, an dem Platze gelegen wo einſt wie geſagt die Turniere gehalten zu werden pflegten und edle Familien wie die Caracciolo von Santo Buono und andere ihre Paläſte bauten während jetzt ſeit lange die vornehme Welt ſich nach andern Stadttheilen hingezogen, erhielt durch König Ladislaus ihre neuere Geſtalt welche durch regel-

loſen Anbau der Kapellen wie Aufſtellung der Altäre alle architektoniſche Einheit eingebüßt hat. Hinter dem Hochaltar erhebt ſich des Königes Rieſendenkmal, in der Form ziemlich geſchmacklos, durch das Detail merkwürdig; die Spitze bildend des „Divus Ladislaus" Reiterſtatue, das Pferd mit faltenreich wallenden Behängen und Decken; der Letzte der Herrſcher franzöſiſchen Stamms, der über Rom und Toscana ſo viel Unruhe brachte, in voller Rüſtung, die Krone auf dem Haupte, das Schwert hochſchwingend, ein ächter Ritterkönig des Mittelalters. Andrea Ciccione, welcher für Ladislaus die Kirche ausgeſchmückt, welcher für den Groß-Protonotar des Reichs, Gurrello Origlia, Montoliveto gebaut hatte, errichtete dies gewaltige Sculpturwerk für Johanna II, wie Jahre darauf das Monument für den Günſtling der Königin, Ser Gianni Caracciolo, das ſich in der anſtoßenden reichverzierten Kapelle erhebt, in den Formen mehr antikiſirend aber die Geſetze der Antike hier ebenſowenig begriffen wie dort die der ſogenannten Gothik, in den großen Rittergeſtalten des Unterbaues nicht ohne Talent und Fertigkeit, wenngleich ohne jene höhere Weihe der florentiniſchen Kunſt deren Stempel das ziemlich gleichzeitige Denkmal des Cardinals Rainaldo Brancacci in der kleinen Kirche Sant' Angelo a Nilo an ſich trägt, ein Werk Donatello's und Michelozzo's zu welchem Coſimo de' Medici den Auftrag ertheilt haben ſoll.

Außer Kirchen und Monumenten iſt, vielfachen Umwandlungen zum Trotz, einiges noch von Bauwerken aus der Zeit der letzten Anjou's geblieben. Nur die vernachläſſigte Außenſeite von König Ladislaus' Palaſt ſieht man in der Straße welche von einem der kurzen Regierung Alfons' II angehörenden Brunnen den Namen di Mezzo Cannone trägt. Das Thor zeigt den breiten flachen Bogen der das ganze Jahrhundert hindurch hier im Gebrauche blieb und mit dem des ſogenannten Tudorſtils in England Aehnlichkeit hat. Es iſt mit des Königes Wappenſchild geſchmückt; die den Hofraum umgebenden Bauten ſind ganz neu und ärmlich. Das gegenwärtige Spital der Benfratelli, auch La Pace genannt, in der Strada dei Tribunali, war die Wohnung Ser Gianni Caracciolos welcher wie ſchon erzählt ward, im nahen Caſtel Capuano, wo die Königin Johanna Hof hielt, ein blutiges Ende fand. Heute noch erkennt man die Bauart der Zeit, deren Spuren man gleichfalls an dem vormaligen Palaſt der Griſoni, einer von Amalfi ſtammenden jetzt ausgeſtorbenen Familie, in der Strada di Portanova gewahrt. Vollſtändig erhalten iſt aber die Façade des Hauſes des Onofrio di Penna, König Ladislaus' Geheimſchreiber, welcher nebſt Giovanni di Penna, „secretus Regis consiliator", in ſchönem Grabmal von des mehrgenannten Antonio Bamboccio Hand in Sta Chiara beigeſetzt iſt, Beide einer Familie von Rechtsgelehrten angehörend die aus Città di Penna

in den Abruzzen ſtammte und welcher Luca di Penna, der gelehrte Commentator des Codex, um die nämliche Zeit in der Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter einen Namen machte. Das auf dem kleinen Platze S. Demetrio gelegene Haus gehört heutzutage der Familie Monticelli. Die Stirnſeite beſteht aus glatt gehauenen Quadern mit vertieften Fugen, als Wahrzeichen darauf abwechſelnd Feder und Lilie, jene an den Beſitzer, dieſe an das Herrſcherhaus erinnernd; Thor und Fenſter von breiter gedrückter Form gleich den übrigen noch erhaltenen Häuſerbauten jener und der nächſtfolgenden Zeit. Nur wenige ſind deren, denn das Meiſte iſt zwei- und dreimal umgebaut worden. Die unendliche Erweiterung der Stadt und der Umſtand, daß das vornehme Leben und Treiben ſich größtentheils aus dieſen innern und tiefern Theilen nach den neuern und höhern der Weſtſeite hingezogen hat wodurch die Mehrzahl der Paläſte des Adels jener Jahrhunderte von ihren Beſitzern geräumt und Bewohnern geringern Standes überlaſſen verfielen und verunſtaltet wurden, haben von dem Neapel des Mittelalters, nehmen wir die Kirchen und eine ſehr geringe Zahl öffentlicher Gebäude aus, viel weniger Merkwürdiges und Wohlerhaltenes auf unſere Zeiten kommen laſſen als von manchen andern Städten Italiens.

Wer die älteren Straßen in dem Halbkreiſe vom Caſtelnuovo an über Montoliveto bis gegen die jetzige Straße von Sta Maria di Conſtantinopoli und zu

der Strada Carbonara, von dort endlich nach dem großen Markte durchwandern will, wird manche Baureste des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts finden, nicht vieles aber was unversehrt oder geeignet wäre, große Freude zu machen. Die Namen mancher Straßen werden ihn hier an die fremden Nazionen erinnern die sich in Neapel wie in Rom massenweise niederließen, meist zum Zwecke besondere Industriezweige zu treiben von welchen sie in der Regel ansehnlichen Vortheil zogen. Das ist heute noch in beiden Städten der Fall, wie sehr auch die industriellen Zustände nicht minder als die Corporations- und Nazionalitätsverhältnisse sich verändert haben mögen. Er wird in den nähern Umgebungen des Hafens, bei dem Platze vor dem Castelnuovo und bis zu den engen Straßen der Goldarbeiter die sich denen der Wollentuchhändler, Leinwandverkäufer und Handelsleute jeder Art bis zum Mercato anschließen, eine Rua Catalana, Rua Francese oder Francesca, Rua Toscana finden, das Wort Rua an das Vorhandensein französischer Sprache und Sitte unter den Anjous erinnernd, die mit einem Fuße in Süd-Italien, mit dem andern in Süd-Frankreich standen. In dem Gewirre enger feuchter Gäßchen dem Strande der Marinella gegenüber wird er den Ort finden wo, bei den gegenwärtigen Fischbänken (Pietra del Pesce) die von dreißig Pfeilern getragene Halle der Genuesen stand, wie Roms Fischmarkt sich in die stolzen Ruinen des Porticus der

Octavia eingenistet hat. Wo jetzt der königliche Palast sich erhebt war die Rua Provenzale, und Porto Provenzale hieß ein kleiner Landungsplatz westlich bei dem jetzigen Arsenal. Großentheils hat dieser dichtbewohnte Stadttheil namentlich in den Umgebungen des Palastes, des Castells und des Molo in neueren Zeiten sein Aussehen geändert, mehr denn sonst durch die großartigen Anlagen König Ferdinands II. Mehr nach dem Meere zu, bis zur Strada Medina und Montoliveto, ist aber immer noch viel Altes geblieben, und die Namen mancher Straßen erinnern an die Gewerbe welche sie bewohnten und zum Theil auch heute noch dort ihr Wesen treiben, wie es eben mit dem Lokal tradizionell vom Vater auf den Sohn übergegangen — die Straßen der Panettieri, Armieri, Guantai, Orefici, Ramari, Baullari, Ferrari, Zagarellari, Calzettari, der Sellaria u. s. w. Und manche treiben, was das Schlimme an der Sache ist, das alte Gewerbe heute noch in der alten Unvollkommenheit.

Zwischen den Anjou's und den Vicekönigen liegt die Zeit der Aragonischen Herrscher, eine Zeit reich an Regsamkeit aller Art, politischer, künstlerischer, literarischer. König Alfons I war von den Kämpfen, erst um die Gewinnung des Reiches dann um dessen Sicherung gegen die Ansprüche der provenzalischen Vettern des erloschenen Stammes und deren Bundesgenossen, zu sehr in Anspruch genommen um für Neapel viel zu thun.

Seine Verdienſte aber rühmt der Triumfbogen am Eingange des innern Theils des Caſtelnuovo, eines der wichtigſten und ſchönſten Sculpturwerke iſt auch der Platz, zwiſchen den beiden Rieſenthürmen der alten Burg eingeklemmt und von deren Zinnen überragt, nicht beſonders günſtig und die Höhe des gegenwärtigen Baues im ſeltſamſten Misverhältniß zu den übrigen Dimenſionen und dem Karakter eines eigentlichen Bogens. „Alphonsus Rex Hispanus Siculus Italicus pius clemens invictus": ſo feiert die Inſchrift die Tugenden des Gründers der neuen Dynaſtie. Wer die urſprüngliche Zeichnung und Modelle zu dieſem Werke geliefert, iſt ungewiß. Die Angabe Vaſari's daß es der Florentiner Giuliano da Majano geweſen, hat ſchon von vorneherein die Chronologie gegen ſich, da der Beſchluß zur Errichtung des Bogens durch die Deputirten der Stadt in das Jahr 1443 geſetzt wird, als Giuliano nicht über eilf oder zwölf zählte. Eine heute nicht mehr ſichtbare Grabſchrift in Sta Maria la Nuova ſoll einen Mailänder, Pietro di Martino, als den Urheber bezeichnet haben: daß verſchiedene Künſtler, ein Piſaner, zweie aus Aquila u. A. noch um 1460 daran arbeiteten, iſt aus Urkunden bekannt. Der obere Theil aber mit den Statuen des Erzengels und zweier Heiligen iſt aus der Zeit Don Pedro's de Toledo. Wenn der Styl der Sculptur des ſechzehnten Jahrhunderts nicht zu dem der Mitte des fünfzehnten ſtimmt, in der Architektur aber weder Sy-

ſtem noch Harmonie zu gewahren und ohne weiteres ein zweiter Bogen auf den erſten geſtellt iſt, der mit ſeiner Attika ſchon hinlängliche Höhe hat: ſo ſpricht für dies Werk hinwieder nicht blos hiſtoriſches Intereſſe ſondern es zeichnet ſich auch durch den Reichthum ſeiner Bildwerke aus, ſei es daß man auf die Ornamente blicke oder auf die Darſtellung welche die Abſicht des Denkmals ausſpricht, den Triumfzug König Alfonſo's. Die erzenen Flügel des innern Thores aber welches mit dem Wappen Aragons geſchmückt in den Hof des Caſtells einläßt, erzählen in ihren bereits in einem frühern Theil dieſer Geſchichte erwähnten merkwürdigen wenngleich ſehr ungeſchickten Reliefs die Kämpfe und Ereigniſſe des unſeligen Baronenkriegs Ferrante's I: die Zuſammenkunft des Königs mit dem Fürſten von Tarent bei Teano, der Sieg bei Troia über die von Giovanni Goſſa und Ercole da Eſte geführte Anjouſche Partei (1462), die Eroberung von Accadia, die Einnahme Troia's und andere Kriegsthaten. Man hat auf die unter einem dieſer Reliefs lesbare Inſchrift „Guillelmus Monacus fecit" mancherlei Vermuthungen gebaut: Guglielmo lo Monaca war aber, wie ſich aus den Zahlungsbüchern der Veſte ergibt, nicht Bildhauer von Profeſſion ſondern Meiſter der Artillerie und Ritter wie Aufſeher der Geſchützgießerei des Königes.

Die Stadt verdankte Ferrante von Aragon viel, wie denn überhaupt die ganze Regierung dieſes that-

kräftigen Fürsten ein solches Gemisch von Gutem und Schlechtem ist, von glänzendem Unternehmungsgeist und grausamer Hinterlist, von Eifer für das materielle und geistige Wohl seiner Unterthanen und tyrannischer Bedrückung, daß man nicht selten unentschlossen vor seinem Bilde stehn bleibt und die Verschiedenheit der Urtheile der Zeitgenossen wohl begreift. Der Bau der neuen Stadtmauer vom Carmine an bis S. Giovanni a Carbonara, wodurch der mehrgenannte Platz vor dieser Kirche so wie die von der untersten Volksklasse bewohnte, in der Geschichte der Rebellionen nur zu berühmte Region des Lavinaro, so genannt von dem Wasserabfluß der Stadt, in den Mauerkreis eingeschlossen ward, nahm am 15. Juni 1484 seinen Anfang. Francesco Spinelli und nach ihm Antonio Capecelatro führten die Aufsicht; Giuliano da Majano wird auch hier als Architekt genannt und zwar mit größerer Wahrscheinlichkeit als wo es sich um den Triumfbogen handelte. Am Thore des Carmine ward an gedachtem Tage in Gegenwart des Königes der erste Stein gelegt: das Thor bewahrt an der Außenseite sein Bildniß in einem Marmorrelief das ihn zu Pferde darstellt mit der Inschrift: Ferdinandus Rex nobilissimae patriae. Drei sind gegenwärtig die Thore dieser östlichen Mauerlinie deren Bau, aus Lavaquadern, 28,466 Ducaten kostete. Bei allen ist die Anordnung dieselbe: zwei starke runde Thürme flankiren nämlich das

Thor, und führen Namen die auf Marmortäfelchen zu lesen sind, am Carmine die Getreueste und Victoria, an Porta Nolana Glaube und Hoffnung, an der Capuana Ehre und Tugend. Während aber die beiden erstern Thore ziemlich einfach sind, ist Porta Capuana von großer architektonischer Schönheit und würde keinem Tadel Raum geben, hätte man nicht bald nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Attika mit einer hohen häßlichen Nische überbaut welche ursprünglich, wie alle Thore Neapels, ein Frescogemälde des Cavalier Calabrese, zum Dank für das Aufhören der großen Pest, dann als dasselbe unscheinbar geworden eine moderne Malerei, die Himmelfahrt der Jungfrau, in glänzenden Farben aufnahm. Zwei cannellirte Pilaster römischer Ordnung schließen das Thor ein dessen Pfosten mit Reliefdarstellungen von Trofäen reich verziert sind während zwei Victorien nach dem Muster jener der römischen Triumfbogen die Zwickel füllen. Zwischen den in Nischen stehenden Statuen der heiligen Stadtpatrone, Januarius und Agnellus, sollte am obern Theil des Baues eine Darstellung der Krönung König Ferrante's den Fries bilden: aber sie unterblieb beim Sturz des aragonischen Hauses und Don Pedro de Toledo ließ beim Einzuge Carls V hier den zweiköpfigen Reichsadler das kaiserliche Wappenschild auf der Brust anbringen, wie man ihn noch sieht. Ein wohlverstandenes nicht zu schweres Gebälk trägt die mit Trofäen und

dem Aragoniſchen Wappen geſchmückte Attika. Kein anderes Bauwerk Neapels älterer Zeit kann ſich an Harmonie und Eleganz der Form mit der Porta Capuana meſſen, und ſo iſt es umſomehr zu bedauern daß ſie an einer Stelle ſteht die man nicht oft beſucht ſeit die große Straße vom Norden nicht mehr wie bis zu unſern Zeiten durch dies Thor führt.

Wenn man außerhalb der Baſtei des Carmine, welche auf der Südoſtſeite die Vormauer der Stadt bildet und wo die Bahnhöfe der nach Caſtellammare und Nocera einerſeits, andererſeits nach Capua führenden Schienenwege der in der Richtung der Magdalenenbrücke ſich erſtreckenden Vorſtadt mit jedem Tage größere Veränderung und geſteigerten Zuwachs an Leben verkünden, die Schritte nach Norden wendet, ſo geht man an dieſer aragoniſchen Stadtmauer vorüber, bis nahe beim Capuaner Thor in gerader Linie, dann in nordweſtlicher Richtung abbiegend bis ſie zu der neugebauten feſtungsähnlichen Caſerne hinter San Giovanni a Carbonara gelangt, welche man mit ihren Thürmen erblickt wenn man vom Bourboniſchen Muſeum aus die Richtung nach dem Marsfelde einſchlägt. Bald mehr bald weniger iſt die gegenwärtige Stadt über dieſen Mauerkreis hinausgewachſen, der ihr indeß noch eine ziemliche Strecke weit zur Einſchließung dient, nicht mehr zum Schutz wie in den Tagen als der Marſchall von Lautrec von dieſer Seite her Neapel angriff. Das

Erdreich hat ſich rings erhöht: tief ſtecken Mauer und zahlreiche halbrunde Thürme im Boden und die immer zunehmende Einwohnerſchaft hat ſich an und auf und in ihr eingeniſtet, Fenſter haben die Mauer durchbrochen, Gärtchen ſchmücken das Thurmdach mit friſchem Grün. Von der Baſtei bei Porta Capuana an iſt aber die alte Mauer ganz verſteckt zwiſchen den neuen Bauten und Gaſſen die in der Richtung des Albergo dei Poveri, des größten Armenhauſes der Welt, eine anſehnliche Vorſtadt für die minder bemittelten Claſſen bilden.

König Ferrante bewohnte meiſt das Caſtel Capuano oder den nordöſtlich von der Stadt auf dem Poggio reale gelegenen Palaſt der zweiten Johanna, welcher jetzt bis auf den letzten Reſt verſchwunden iſt, während die nicht ferne Höhe von Capodimonte das in ſeiner Form nicht geſchmackvolle aber durch wundervolle Lage und prächtigen Park bevorzugte Luſtſchloß bourboniſcher Zeiten entſtehn ſah. Um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts war Poggio reale noch ein Vergnügungsort der Neapolitaner: der Herzog von Oſſuna gab dort Volksfeſte und Henri de Guiſe erwähnt in ſeinen Denkwürdigkeiten der ſchönen Gärten und Brunnen. Auch ein Jahrhundert ſpäter pflegte man noch hinauszufahren. Giuliano da Majano ſoll auf Poggio reale gebaut haben; die Neapolitaner Pietro und Polito del Donzello ſtellten dort in Frescobildern die denkwürdig-

ſten Begebenheiten des Baronenkriegs dar. Es iſt kein günſtiges Zeugniß für des Königs Geſinnung, daß er gerade die Ereigniſſe eines ſo traurigen Kampfes mit den eignen Unterthanen durch Erzguß und Pinſel zu verewigen ſtrebte. Freilich hatte er ſonſt nicht vielen Kriegsruhm aufzuweiſen, denn als er noch Herzog von Calabrien war und für ſeinen Vater gegen die Florentiner zu Felde zog, lag er über dreißig Tage mit dem ganzen zwölftauſend Mann ſtarken Heere vor Fojano einem unbedeutenden Caſtell im Chianathal das von einer geringen Zahl Söldner und von den Bewohnern, Mann und Weib, vertheidigt ward. Daran ſcheiterte denn der ganze Feldzug deſſen ſchon in einem frühern Kapitel gedacht worden iſt. In den Kriegen aber in denen ſein Sohn Alfons den Oberbefehl für ihn übernahm, wurden gleich wenig Lorbeern errungen, obgleich dieſer bei Bondeno am Po die Venezianer ſchlug, bei Poggibonzi an der Sieneſer Straße die Florentiner. Wie das Soldheer der Letzteren ohne den Feind zu erwarten Reisaus nahm, ſchildert mit lebendigen Farben Niccolò Machiavelli;[2] wie die Venezianer dem Gegner zum Trotz und unter deſſen Naſe im Park von Ferrara die Falken ſteigen ließen, erzählt der treffliche Chroniſt Maria Sanudo.[3] Von Alfonſo's Niederlage aber in der verpeſteten römiſchen Ebne zwiſchen den Albanerhügeln und dem Strande bei Nettuno und Antium legt noch heutigen Tages der Name des Campomorto Zeugniß ab.

Dieſer Alfonſo zeigte vor ſeiner Thronbeſteigung — nach derſelben hatte er an Anderes zu denken — große Bauluſt. Nicht weniger als drei Luſtſchlöſſer oder Villen ließ er ſich bei der Stadt errichten — die Oertlichkeiten, längſt in den Umkreis eingeſchloſſen, ſind leicht anzugeben, Spuren aber der urſprünglichen Anlagen ſind wol kaum geblieben. Bei der Porta Capuana erinnert noch der Name der Strada wie der Caſernen della Duchesca an Garten und Palaſt welche der Herzog von Calabrien ſeiner Gemalin Ippolita Sforza, des großen Francesco Sforza Enkelin, zu lieb dort anlegte — die Inſchrift gedachte der Quellen und Bäder, der Myrten- und Citronenhaine, der Reit- und Wagenbahn zur Luſt wie zu körperlichem Wohl. Die Fontäne im Hofraum des großen Hospiziums der Annunziata bewahrt noch treffliche Sculpturen welche einſt die Springbrunnen der Duchesca ſchmückten. Am Fuße der Anhöhe wo jetzt der Palaſt des Muſeo Borbonico ſteht, damals weit außerhalb der Stadt und La Conigliera (der Kaninchenbau) geheißen, beſaß Alfons ein anderes Luſtſchloß deſſen Platz heutzutage die Wohnung der Muscettola Fürſten von Luperano einnimmt. Hiſtoriſch bekannter aber ſind Villa und Gärten zwiſchen der Chiaia und dem Fuße der Höhe des Vomero gelegen, in neueren Zeiten theils in Caſerne und Stallungen der königlichen Garden umgewandelt, theils aber ihrem urſprünglichen Zwecke bewahrt als ſchönes Haus mit freundlichen Gartenanla-

gen, seit Carls V Tagen der Familie Toledo gehörend und nebst der anstoßenden Straße nach dem Titel des Ältesten Sohns des Chefs dieser Familie den Namen Palazzo und Strada Ferrandina führend. Der Volkswitz spottete über die Localitäten welche der Herzog von Calabrien sich für seine Lustsitze gewählt: die eine, hieß es, habe weder Luft noch Wasser, die andere Wasser und keine Luft, die dritte Luft ohne Wasser. In dem Palast an der Chiaia welcher heutzutage in zwei Hälften zerrissen wenig mehr von der ursprünglichen Anlage bewahrt hat, wohnte der nur zu bekannte Cardinal Pompeo Colonna, durch seine heftige Feindschaft gegen Clemens VII einer der Urheber des grenzenlosen Elends welches Rom unter diesem Papste heimsuchte — des Elends über das er selbst in Thränen ausbrach, als er nach der Plünderung durch die Horden des Connetable durch die Stadt ritt. Nach des Prinzen von Oranje Tode kaiserlicher Statthalter in Neapel, vergnügte sich der Mann dessen Ehrgeiz so verderblich gewesen, an der Cultur des schönen Gartens der seine Wohnung umgab, und pflanzte selber Blumen und pfropfte Bäume. In diesem Garten wandelte er, schon unwohl, eines Morgens zu Anfang des Sommers 1532 mit Pier Antonio Caraffa Grafen von Policastro dessen Wohnung an die seinige stieß, und aß einige frühreife Feigen. Bald darauf verschlimmerte sein Uebel sich so sehr daß er in den ersten Tagen des Juli dreiundfünfzigjährig

verſchied. Man ſprach von Gift wie faſt bei jedem unerwarteten Todesfall: aber der berühmte, auch aus dem Leben der Vittoria Colonna bekannte Arzt Agoſtino Niſo der bei der Leichenöffnung zugegen war, widerlegte das Gerücht welches franzöſiſche Rache als Triebfeder bezeichnen wollte.

Am lebendigſten erinnert an König Alfons II das Refectorium des Kloſters Santa Maria la Nuova wo man in den großen Fresken der Brüder del Donzello ſein und ſeines Sohnes Ferrandino Bildniſſe ſieht, ſo wie Kirche und Kloſter von Montoliveto. Alfons ließ die Kirche ausbauen und mit manchen Kunſtwerken ſchmücken und da die Familien D'Avalos, Piccolomini und andere mit ihm wetteiferten und in den nachfolgenden Jahrzehnten, den glänzendſten der neapolitaniſchen wie überhaupt der italieniſchen Kunſt, der fromme Eifer währte, ſo ward Montoliveto überaus reich an den trefflichſten Werken namentlich an Sculpturen nicht blos des Antonio Roſſellino und Benedetto da Majano und ihrer Zeit ſondern auch der nazionalen Schule Giovanni de Nola's. Der Aragoneſe welcher für den Olivetanerorden (ſogenannte weiße Benedictiner) eine beſondere Vorliebe hegte, wie ſchon im erſten Abſchnitt dieſer Geſchichte berichtet ward, kam bisweilen bei den Mönchen im Refectorium ſeine Malzeit einzunehmen und ſchenkte ihnen reiche Einkünfte und große Gärten und Bauplätze welche ſeit dem Ende des vorigen

Jahrhunderts zu verschiedenen Zwecken benutzt sind während das Kloster selbst der Sitz der Munizipalität der Stadt und in den jüngsten Tagen Mittelpunkt des republikanischen Aufstandsversuchs ward welcher am 15. Mai 1848 an der Treue der königlichen Truppen scheiterte. Diesem Orte wollte Alfons ein redendes Denkmal seiner Zuneigung lassen. In der Kapelle des heiligen Grabes sieht man, vor dem Altare, eine Gruppe mehr denn lebensgroßer Figuren. Auf dem Boden liegt der todte Heiland dessen Mutter leblos hingesunken ist von den Marien gehalten; Johannes der Evangelist, Josef von Arimathäa, Nicodemus umgeben sie, knieend theils theils stehend Theilnehmer an dem Schmerz um den Gekreuzigten. Die Gebehrden sind voll lebendiger Wahrheit wenngleich nicht von Uebertreibung frei, und der Eindruck ist um so schlagender da die Figuren von gebrannter Erde und mit den Naturfarben ausgemalt sind. Heutigestages ist die Farbenharmonie zerstört und die Statuen sind vielfach verletzt und schlecht ausgebessert. Aber man betrachtet immer noch mit lebendigem Interesse dies in seiner Art bedeutende Werk des Modanino, wie Guido Mazzoni von Modena genannt zu werden pflegt, welcher in den Männergestalten Alfons und Ferrandino darstellte, Sannazzar und Pontano.[4] Außer gedachten beiden Kirchen gehört dieser Zeit, welche den Umsturz der bisherigen politischen Verhältnisse in Italien erlebte, noch S. Severino mit seinem großen

Benediktinerkloster wo heutzutage die Archive des Reiches Platz gefunden haben. Alfons II ließ durch Francesco Normande, einen Florentiner Künstler welchen der Historiograf der Florentiner Kunst übergangen hat, den Bau beginnen zu welchem die edle Familie der Normile beisteuerte: das Innere des schönen und reichen Tempels ist zu sehr verändert als daß man über den Styl ein sicheres Urtheil fällen könnte, aber die Außenseite und ein Theil der Klosterhöfe legen für Normande's geläuterten Formensinn und fruchtbare Gründung günstiges Zeugniß ab.

Mit den Fürsten wetteiferten Privatleute in Bau-Unternehmungen, der Adel nicht nur sondern auch Staatsmänner und Dichter. Drei Paläste der Aragonischen Zeit werden von Mitlebenden und Spätern besonders gerühmt. Von dem ersten welchen Diomed Carafa Graf von Maddaleni baute war in dieser Geschichte schon die Rede. Von dem andern ist leider nichts geblieben als die Erinnerung. Novello da San Lucano baute ihn um das Jahr 1480 für Roberto Sanseverino Fürsten von Salern dessen Schicksale beinahe gleich wechselvoll waren wie die seines Nachkommen in Carls V Tagen welcher seine großen Lehen und glänzenden Reichthümer im Reiche verlor um landesflüchtig und dem katholischen Glauben untreu in der Fremde zu sterben. Neapel hatte keinen schönern Palast gesehn. In vortheilhafter hoher Lage bei der

damaligen Porta reale beherrschte er den untern Stadttheil; so fest wie glänzend hatte er Mauern von bewunderungswürdiger Dicke mit regelmäßig behauenen Travertinquadern ausgelegt. Lange war dieser Bau ein Gegenstand der Bewunderung der Neapolitaner, und als ein Jahrhundert darauf dessen Verkauf stattfand, hätte die Stadt ihn gerne für sich erhanden. „Die Neapolitaner", schreibt am 23. März 1584 der toscanische Agent, „sind auf Seine Excellenz (damals war der ältere Herzog von Ossuna Vicekönig) übel zu reden wegen der beim Verkauf des Palastes des Fürsten von Salern den Jesuiten bewiesenen Gunst. Die Gemeinde von Neapel bewarb sich zu gleicher Zeit um den Besitz, indem sie wünschte das Haus möchte seine ursprüngliche Form behalten, da es der Stadt zur besondern Zierde gereichte und so vortheilhaft gelegen war. Aber die Väter welche nach der Alleingewalt streben, haben alle Schwierigkeiten besiegt und ihren Zweck erreicht, und schon ist der Bau begonnen von dem sie verkünden daß er dem prächtigen in Rom (Cardinal Alessandro Farneses' Kirche und Collegium des Gesù) nicht nachstehn werde."[1] Kirche und Kloster des Gesù nuovo, so genannt zum Unterschiede von dem ursprünglichen Jesuiten-Collegium, haben nichts Interessantes an sich: die Inschrift besagt daß das Haus Robert Sanseverino's im Jahre 1587 von Isabella della Rovere Fürstin von Bisignano in eine Kirche umgewandelt wurde.

Der Urſprung aber des bedeutendſten unter den ältern wie neuen Paläſten Neapels fällt genau mit dem Ende der Aragoneſen zuſammen. Ferdinando Orſini baute ihn, der Sohn jenes aus Papſt Alexanders VI Zeiten bekannten Herzogs von Gravina welchen Ceſar Borgia zugleich mit Vitellozzo Vitelli und Oliverotto da Fermo und mit noch zweien ſeiner Vettern erdroſſeln ließ, bei der berüchtigten im Jahre 1502 ſtattgefundenen Zuſammenkunft zu Senigallia deren Darſtellung von Machiavelli's Hand der That wegen kaum mehr Schauder erregt als wegen der Kälte des Erzählers. Die neapolitaniſchen Kunſtſchriftſteller nennen Gabriel d'Agnolo als Erbauer des Palaſtes, den ſie dem Sanſeveriniſchen gleichzeitig nennen: die Florentiner ſchreiben ihn ihrem Landsmann Baccio d'Agnolo zu unter deſſen Werken indeß Vaſari, ſonſt nicht ſäumig wenn es ſeiner Landsleute Ruhm gilt, deſſelben nicht erwähnt. Wie dem aber auch ſein möge der Styl iſt florentiniſch. Er iſt ein Nachklang der Brunnelleschi-Michellozziſchen Bauweiſe, wobei man der ſpäteren Zeit und dem durchgängigen allmäligen Verſchwinden der Bogenform Rechnung tragen muß. Der Palaſt iſt nicht vollendet, es heißt weil der Orſine dem Kaiſer Carl, der vorbeireitend ihn bewunderte, zur Antwort gegeben haben ſoll: er gehört Eurer Majeſtät ſobald er fertig iſt. Darauf ſollen weder er noch ſeine Nachkommen daran gedacht haben ihn fertig zu bauen. Etwas Aehnliches erzählt man

ſich als Grund des Verfalls der von Mark Sittich von Hohenembs ſtammenden jetzt den Borgheſen gehörenden Villa Mondragone bei Frescati. Das Wahrſcheinlichere iſt aber daß Ferdinand Orſini den großen Bau nicht zu Ende führte weil die Eiferſucht der ſpaniſchen Herren dadurch rege gemacht ward. Denn als eines der Häupter der franzöſiſchen Partei zur Zeit des letzten Krieges im Königreich und der Lautrecſchen Belagerung erduldete er Exil und Gütereinziehung und ſein Haus wie alle übrigen Familien Anjouſcher Farbe erlitt einen Stoß von dem es ſich nicht wieder recht erhob. Der Palaſt kam in unſerer Zeit an die Familie Ricciardi und neuerdings an die Regierung, nachdem er bei dem letzten Revolutionsverſuche im Innern ausgebrannt und nachdem das ſchöne aus Boſſagen (Opus ruſticum) aufgeführte Erdgeſchoß durch hineingebrochene Buden verunſtaltet worden war.

Nicht auf Wohnhäuſer beſchränkte ſich die Baulust der Neapolitaner der letzten königlichen Zeiten, und es iſt ein eigenthümliches Zuſammentreffen daß zwei Kirchen die Namen von Männern bewahren welche den Alfonſen, Ferrante's und Federigo's rathend und ſchaffend zur Seite ſtanden, Männern verſchiedenen Rufes aber beide verdient um Wiſſenſchaft und Dichtung. Giovanni Gioviano Pontano baute vor dem Sturz der Aragoneſen die Kapelle welche den Namen des Evangeliſten Johannes trägt um dort ſich ſelber und ſeiner Gattin

Arianna Saſſona und den Seinigen ein Grab zu bereiten. Inmitten des geräuſchvollen Theiles der Stadt von viel geſchmackloſem Bauwerk umgeben, überraſcht das vormalige Kirchlein durch ſeine anmuthige Reinheit der Formen und Einfachheit der Anordnung: ein aus Quadern errichtetes Viereck mit flachen Pilaſtern römiſcher Ordnung und Attika, mit Marmortafeln neben den Fenſtern und Thüren auf denen ſinnreiche lateiniſche Sprüche Lehren der Moralfiloſofie der Alten enthalten. Sannazzar aber baute ſich ziemlich weit von der damaligen dicht bei der jetzigen Stadt, am Strand der Mergellina auf einem Grundſtück welches Neapels letzter König der ſpaniſchen Nebenlinie ihm geſchenkt hatte, auf einem vorſpringenden Punkte der Land und Meer beherrſcht eine Villa, und als der Krieg ihm dieſe zerſtört hatte, ſchenkte er dem toscaniſchen Orden der Servi di Maria Platz und Mittel zu einer Kirche, in welcher ſein Grabmal errichtet iſt das gleich ſeinen vielgeprieſenen Dichtungen antike und chriſtliche Anſchauung miteinander verbindet, und die Wirkung der einen durch die andere beeinträchtigt, wie denn an den Sculpturen des Denkmals dieſes begeiſterten Nachahmers Virgilius Maro's David und Rahel den Apoll- und Minervaſtatuen die Namen leihen müſſen.

Anderthalb Jahrhunderte waren ſeit dem Untergange des aragoniſchen Königshauſes bis zu der Zeit verſtrichen, deren Schilderung in der gegenwärtigen Dar-

ſtellung verſucht wird. Die Stadt Neapel, vom Eroberungszuge König Carls VIII an bis zur Sicherſtellung der Macht Kaiſer Carls V in Italien durch Herrſchaftwechſel und Krieg und alle in deren Gefolge auftretenden Uebel vielfach bedrängt, nahm ſeit dem Jahre 1530 in raſchem Maße zu. Man berechnete unter der Verwaltung des Marquis von Mondejar, 1575, daß ſie in dreißig Jahren um mehr denn ein Drittel ſich vergrößert hatte während die Einwohnerzahl auf zweihunderttauſend geſtiegen war. Der Umkreis der Stadt betrug ſechs Millien, wovon zweie zur Zeit Don Pedro de Toledo's in den Mauerkreis eingeſchloſſen worden waren. Man berechnete auf den täglichen Brodverbrauch etwa 3000 Scheffel Getreide, welches großentheils von der Provinz Capitanata geliefert ward. Die vielen Klöſter und Wohlthätigkeitsanſtalten waren nicht mitgerechnet, indem bei ihrem privilegirten Stande das Proviantamt keine Jurisdiction über ſie hatte und ſo ihr Bedarf nicht bekannt war.

Nach neunundfünfzig Jahren, unter der Verwaltung des Grafen von Monterey hatten Häuſerzahl und Bevölkerung wiederum ſehr zugenommen. Man zählte damals gegen 20,000 Gebäude große und kleine, 44,000 Feuerſtellen und 300,000 Einwohner: Rom hatte unter Papſt Gregor XIII nur 14,000 Feuerſtellen und 80,000 Einwohner gehabt. Der tägliche Getreideverbrauch belief ſich auf 4000 Scheffel. Für Gemüſe und Garten-

kräuter wurden monatlich über 35,000 Ducaten ausgegeben. Der jährliche Verbrauch an Oel betrug 100,000 Staja (6400 Hektoliter), an Salzfleisch 15,000 Zentner, an Fischen über 20,000, an Käse 6000. Man schlachtete über 100,000 Stück Vieh. In den öffentlichen Magazinen allein wurden jährlich 30,000 Faß Wein verthan, ohne den Privatverbrauch der Haushaltungen zu berechnen. Die Obststeuer hatte einmal 80,000 Ducaten eingebracht. In die Douanen wurden jährlich etwa 6000 Kisten Zucker geschafft, 2000 Kisten weißer Wachs, 20,000 Zentner Mandeln, 300 Kisten verschiedener Gewürze. Für fremde Tuche wurden gegen 400,000 Ducaten ausgegeben, für einheimische 200,000, für venezianische Leinwand 300,000, für holländische 200,000, für verarbeitetes Gold und Silber 150,000. Die Stecknadel-Einfuhr erreichte den Werth von jährlich 40,000 Scudi. Für Luxusgegenstände, Gold- und Seidenstoffe zu Kleidern und Hausgeräth, Stickereien und anderes ging sehr viel Geld aus dem Lande. Man braucht aber auch nur durch die Straßen Neapels zu wandern, sagt der Berichterstatter dem wir diese Angaben verdanken", um zu merken welche volkreiche Stadt es ist. Außer den Handwerkern welche auf offener Straße ihr Gewerbe treiben, außer denen welche in den Häusern ihre Werkstätten haben, sieht man in jeder Straße, jedem Gäßchen, jedem Winkel eine Menge Volkes welche drängen und stoßen und treiben, so daß man oft durch-

zukommen Mühe hat. Tritt man in die Kirchen in denen gepredigt wird, so findet man sie mit Menschen gefüllt. Begibt man sich nach den Gerichtshöfen, so wundert man sich über den Zulauf. Und die Straßen, nicht eine, nicht zehne, sondern alle sind voll Leute zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, so daß es ein Geräusch und Gesumse ist wie von einem Bienenschwarm, überall und jederzeit und Einem nichts schwerer wird als durch Neapel umherzuwandeln.

Wenn Gewerbe und Handel nicht in dem Maße zugenommen hatten wie die Vermehrung der Volkszahl hätte vermuthen lassen dürfen, so lag die Schuld namentlich an den verkehrten ökonomischen Prinzipien welche Production und Circulation auf gleiche Weise hemmten. Unter den einheimischen Fürsten des Aragonesischen Hauses hatte ein bemerkenswerther Aufschwung stattgefunden. Alfons I hatte die feineren Schaafe Spaniens eingeführt und so die Veredlung der gewöhnlichen neapolitanischen Racen erzielt welche von da an namentlich auf den Weideplätzen der Abruzzen trefflich fortkamen. Nach damaligen Grundsätzen glaubte Ferdinand I diesem Industriezweigt aufzuhelfen indem er die Einführung fremder Wollentuche verbot, dagegen ausländischen Fabrikanten die sich im Königreiche niederlassen wollten, Privilegien ertheilte und dem Verkauf inländischer Tuche überdies Steuer-Erlasse sicherte. Es entstanden damals wirklich ansehnliche Tuchfabriken, in Neapel sowol wie in mehren abruzzesischen

Orten, Aquila, Teramo, Aſcoli, Arpino, Iſola di Sora, in Piedimonte d'Aliſe, in Calabrien u. ſ. w. Die Namen unter denen die neapolitaniſchen Wollentuche zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt waren, deuteten theils auf die Localitäten hin, theils auf die Heimath der Fabrikanten. In gleiche wenn nicht noch größere Aufnahme kam die Seidenfabrikation, beſonders nachdem König Ferrante die auf den Seidenfärbereien laſtende Gabelle abgeſchafft hatte. Man ſchrieb dieſem Induſtriezweige großentheils den unter dem gedachten Herrſcher ſtattgefundenen anſehnlichen Zuwachs der Volkszahl Neapels zu: die Hälfte der Bewohner der Hauptſtadt und ihrer Umgebungen lebten von Seidenwirkerei. Man weiß daß auch heutigestages dieſe Fabrikation ſo lebendig wie einträglich iſt. Florentiner und Genueſen wurden veranlaßt ſich in Neapel niederzulaſſen; es bildete ſich eine Seidenwirkerzunft mit Conſuln und Gericht. An den Küſten Calabriens und Amalfi's wurde vorzugsweiſe Seide gebaut; die Fabriken lieferten jede Art von Stoffen, bis zum Sammt und den ſchweren goldburchwirkten Brocaten, zu deren Verfertigung Venezianer Anweiſung gaben.[7] Der Verbrauch durch den Hof und den Adel war ſehr ſtark, zu Kleidern nicht nur ſondern zu Hausgeräth. Selbſt beim Prieſterſtande wurde das Sammttragen Sitte.[8]

Die quäleriſche und fiscaliſche Geſetzgebung der Vicekönige hatte einestheils den Fortſchritt dieſer In-

dustriezweige nicht fördern können, anderntheils hatte die Veränderung der großen Handelsstraßen eine für Neapel wie für ganz Italien empfindliche Abnahme oder richtiger Stockung des einst so einträglichen Verkehrs mit dem fernen Osten herbeigeführt. Die über das Zunftwesen ausgeübte Polizei und die Beschränkung aller freien Bewegung durch das Ziehen immer engerer Grenzen bei den Abtheilungen und Unterabtheilungen der Gewerbe mußte statt Schutz nur Hinderniß sein. Durch die enge Umschreibung und das Formenwesen der Statuten war man ohne es zu wissen zum Monopolisiren gelangt. Der Herzog von Arcos wollte im Jahre 1647 diese Beschränkungen für die Seidenwirkerzunft noch mehren, und während er sie einer polizeilichen Beaufsichtigung völlig inquisitorischer Natur unterwarf, wollte er auch die Seidenfabrikation auf die einzige Hauptstadt mit ihren Vorstädten beschränken, um auf diese Weise den in Drohungen ausgearteten Vorstellungen der neapolitanischen Zunft zu genügen, welche, vom revolutionären Schwindel ergriffen, von der Rathlosigkeit der Staatsgewalt für ihre monopolistischen Zwecke Nutzen ziehn zu dürfen glaubte.* Wie weit die Verblendung ging, zeigt ein im Jahre 1683 erlassenes Verbot des sonst verständigen Marchese del Carpio gegen die Einführung neuer Gründungen in der Seidenmanufactur, blos die nach den alten Vorschriften und zu den bestimmten Preisen gearbeiteten Zeuge sollten zum Markte zuge-

laſſen werden. Und in der Folge wurde noch die Beſchränkung hinzugefügt, daß die für die ſpaniſche Fabrikation beſtehenden Vorſchriften in Neapel ausſchließliche Geltung haben ſollten.' Wenn ungeachtet dieſer durch unvernünftige Geſetzbeſtimmungen entſtehenden Hinderniſſe die Seidenfabrikation dennoch anſehnliche Thätigkeit bewahrte, ſo iſt dies günſtige Ergebniß lediglich dem Fleiße des Volkes und dem Bedürfniſſe zuzuſchreiben, welche über ſolche Hinderniſſe den Sieg davontrugen.“

Die ſtarke Zunahme der Bevölkerung war ebenſo der für Handel und Gewerbe beſonders günſtigen Lage der Stadt zuzuſchreiben, wie dem Umſtande daß die Bewohner derſelben der Willkür der Beamten weniger preisgegeben waren als das Volk in den Provinzen. Die Spanier ſahn dies Wachsthum nicht gerne. Theils nämlich wurden die Orte der Umgegend dadurch entvölkert, theils zahlten die Leute in der Hauptſtadt weniger Steuern und genoſſen manche Privilegien, theils mehrte ſich auch mit Volkszahl und Umfang die Schwierigkeit eine Empörung zu unterdrücken, welche bei dieſem wandelbaren und leicht zu erregenden Volke immer zu befürchten ſtand. Deshalb war ſchon oft der Wunſch rege geworden, daß man ſich entſchließen mögte dem Caſtel Sant' Elmo, welches von ſeiner Höhe die Stadt beherrſchte mit der es ſeit Toledo's Tagen verbunden war, größere Ausdehnung zu geben. Neapel galt für eine

der reichſten Städte Europas und mit jedem Jahre ward der Handel lebendiger, mit jedem Jahre mehrte ſich die Zahl der Kaufleute welche von allen Seiten zuſammenfloſſen, angezogen durch den faſt ſichern Gewinn, wie durch die Leichtigkeit des Erwerbs anſehnlichen Grundeigenthums und damit verbundenen hohen Rangs und Ehren.[11] Es waren, wie ſchon in einem frühern Abſchnitt erläutert worden iſt, vor Allen die Genueſen welche von den mercantiliſchen Verhältniſſen Neapels Nutzen zogen und mit ihrer angebornen Sparſamkeit die Gunſt dieſer Verhältniſſe noch anſehnlich mehrten. Die Spinola, Serra, Ravaſchieri, Mari u. A. ſetzten ſich auf ſolche Weiſe im Reiche feſt und gelangten theilweiſe zu großen Schätzen und fürſtlichen Titeln, und manche von ihnen gehören heute noch zu den angeſehenſten Familien die durch Grundbeſitz und Verſchwägerung völlig zu einheimiſchen geworden ſind. Nach ihnen legten ein Paar Kaufleute teutſch-niederländiſchen Urſprungs, Romer und Van den Einden, zu glänzendem Vermögen den Grund, und während der Erſtere, von welchem noch mehrfach die Rede ſein wird, Kirchen und Paläſte baute, verſchwägerte der Letztere ſich mit den Caraffa von Belvedere, und man ſieht ſein Wappen mit dem Caraffaſchen vereint am Palaſt Stigliano in der Straße Toledo und in der ſchönſten Kapelle von S. Domenico die vom Grafen von Santa Severina, dem einzigen Neapolitaner welcher unter den Spaniern in Neapel regiert wie

Cardinal Trivuzio der einzige Mailänder in Mailand, zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts gebaut gegenwärtig an die Erben von Belvedere, die Saluzzo von Corigliano, gekommen iſt.

Die Stadt Neapel hatte um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts im Weſentlichen die Geſtalt und Ausdehnung welche Pedro de Toledo mehr denn hundert Jahre zuvor ihr gegeben hatte. Nur waren die neuen Theile dichter angebaut und bevölkert. Beim Fort des Carmine, dem ſüdöſtlichſten Punkt, begann die ſchon geſchilderte Mauer König Ferrante's. Die Thore von Karmel, von Nola und Capua einſchließend lief dieſelbe wie ſchon geſchildert worden iſt in nördlicher Richtung um S. Giovanni a Carbonara herum wo ſie ſich den Baſteien Toledo's anſchloß welche nach Weſten umlenkend mit den Thoren S. Gennaro und Sta Maria di Coſtantinopoli bei dem gegenwärtigen Platze des heiligen Geiſtes (Mercatello) am obern Ende der Straße Toledo das Königsthor erreichten. Dies Thor, längſt ſchon nutzlos geworden wie in unſern Tagen manche andere, die Porta Alba, S. Gennaro, Coſtantinopoli u. a. die inmitten der Stadt ſtehn, ward unter der Regierung König Ferdinands I Bourbon abgetragen wie die Inſchrift an der Stelle deſſelben bezeugt. Auch inmitten der Stadt kann man dieſen obern Theil der Mauer und Baſtionen verfolgen, wenn man von der ſchon erwähnten neuen Kaſerne bei S. Giovanni

a Carbonara die breite Straße des Largo delle Pigne, den vormaligen Feſtungsgraben hinaufſteigt und beim Bourboniſchen Muſeum den Hügel hinab an den Getreidevorrathshäuſern, den Foſſe del Grano, vorüber zu dem heiligen Geiſt-Platz gelangt, deſſen geſchmackloſe Decoration mit dem Hemicyclus ein Werk des vorigen Jahrhunderts iſt. Hier ſollte Carls III Statue zu ſtehn kommen und das Modell von Gyps war ſeit 1759 aufgeſtellt: aber die Stürme der Zeiten verhinderten die Ausführung und als man endlich daran ging dem Könige, welchem Neapel mehr als irgend einem ſeiner Herrſcher verdankt, ein Monument zu ſetzen, wählte man für daſſelbe den Platz vor dem Königsſchloſſe. Von der Porta reale an erklimmt die Mauer den ſteilen Hügel, den Monteſanto erſt dann die Karthauſe von S. Martino und das Caſtell S. Elmo. Ein einziges Nebenthor ward ſpäter auf dieſer ganzen Strecke eröffnet, Porta Pertugio genannt bis der Herzog von Medina im Jahre 1640 ihm die Form gab die es noch heute nebſt dem Namen ſeines Erbauers bewahrt. Vom Caſtell ſteigt die Toledoſche Mauer nun jäh herab, einzelne Stellen offen wo das Terrain ſelbſt Schutz zu bieten ſchien, an andern wieder Befeſtigungen bis zum vormaligen Chiajathore bei dem Platze Sta Caterina wo der ragende Palaſt des Fürſten von Cellamare auf einem Theil der Mauern und Baſteien ſteht, die man dort noch heute ſehr wohl erkennt, wie denn das Thor erſt

1782 abgetragen wurde. Zu den ſenkrechten Tuffſteinmaſſen des Pizzofalcone gelangt, umſchloß die Mauer dieſelben wie Chiatamona und Santa Lucia und erreichte ſo das mit dem Caſtelnuovo in Verbindung ſtehende Arſenal. Die Seeſeite der Stadt, vom Molo an bis zum Carmine, behielt ihre bereits geſchilderten niedern Mauern und kleinen Thore.

Behält man dieſe Umgrenzung im Auge, deren neuerer Theil von Don Pedro de Toledo in zwei Jahren ausgeführt ward, ſo iſt es leicht ſich ein Bild des damaligen Neapel zu machen. Welch ein Unterſchied, vergleicht man es mit der jetzigen Stadt! Sehen wir uns vorerſt die Seeſeite an wie ſie vor zweihundert Jahren war. Wo heute die prachtvolle Riviera di Chiaja ſich erſtreckt, von der Vittoria an bis Mergellina eine der ſchönſten Straßen der Welt, wenn nicht reich an Denkmalen der Baukunſt um ſo reicher an pittoreskem Reiz wie nur die unendliche unerſchöpfliche Fülle dieſer Natur des Südens mit all ihrem Licht und all ihrer Farbengluth und all ihrer Wärme ihn geben kann, lag damals eine Reihe von Villen der Vornehmen wie ſie noch den mit ihr parallel laufenden Abhang des Vomero und die Küſte des Poſilipp bis zur Landſpitze decken von wo man Bajä's Meerbuſen erblickt. Zwiſchen Gärten und Baumgruppen lagen vereinzelt die Häuſer, von dem großen Garten der Familie Toledo an, deſſen kleinerer Theil nur geblieben iſt; Häuſer der Sanſeverine, der Ca-

racciolo von Torella, der Fürſten von Conca u. m. a. bis zu dem Thurme welcher da ſtand wo jetzt der Weg nach der Grotte und der nach Mergellina ſich ſcheiden. Ein Caſino folgte dann dem andern, theils am Strande theils auf dem Abhang des Hügelrückens, Beſitzthümer der Pignatelli, der Caraſa von Maddaloni, von Roccella und von Stigliano, der Caetani von Caſerta, der Milano von Arbore, der Coppola, der Cantalupo und vieler andern Familien. Wo jetzt die Villa reale mit ihren langen Alleen und immergrünen Gruppen von Steineichen und Lorbern, mit ihren Fontänen und Sculpturen, mit ihren dem Virgil und Taſſo geweihten Tempeln einer Smaragdſchnur vergleichbar das Ufer ſäumt, während an ihr vorüber das ewig rege Leben und Treiben der Chiaja mit all ſeiner Eleganz wie mit aller Bewegung des täglichen Bedürfniſſes drängt und lärmt, war damals der Strand noch nackt und von den Wellen zerfreſſen welche gegenwärtig wider mächtige Felswälle und Brüſtungen vergeblich branden. Wie heute an der Mergellina trieben dort Fiſcher ihr Handwerk und ihre Nachen lagen am Ufer während der Adel ſeine Roſſe tummelte oder in ſeinen ſchweren goldſtrotzenden Karroſſen nach der Kirche Sta Maria di Piédigrotta fuhr, ein vom neapolitaniſchen Volke ſtark beſuchtes Gotteshaus lange bevor der Sieg König Carls III über die Oeſtreicher bei Velletri dem militäriſchen Apparat des Madonnenfeſtes vom 8. September vermehrten

Glanz gab. Es war der letzte Vicekönig der alten spanischen Monarchie, Don Luis de Cerda Herzog von Medina Celi, welcher im Jahre 1698 den Strand ebnen und mit Baumpflanzungen und Brunnen schmücken ließ, solcherart den Plan mehrer seiner Vorgänger verwirklichend und den weit umfangreicheren Anlagen Bahn brechend, welche von König Ferdinand im Jahre 1780 begonnen vor wenigen Jahren erst in der Richtung nach der Mergellina zu, wo der Raum zwischen Meer und Hügellinie immer mehr sich verengt, ausgedehnt worden sind. Die Villa bewahrt nicht mehr die Originalgruppe des Farnesischen Stiers welche vor den Unbilden der Witterung im Bourbonischen Museum Schutz fand, aber wohl noch den Schmuck zahlreicher antiken und modernen Bildhauerwerke, während sie englischen Gartengeschmack mit der altherkömmlichen Regelmäßigkeit der Anlage verbindet. Wer denkt jetzt, wenn er die Masse eleganter Equipagen auf dem ebenen Lavapflaster der Chiaja dahinrollen, wenn er hunderte von Reitern an dem Eisengitter der Villa vorübereilen, Gruppen von Spaziergängern vornehmer Stände, mit Leuten vom Volk vermengt, die Alleen füllen sieht während mehr denn halbnackte Fischerknaben auf den Felsen an den Substructionen der Schutzmauern auf ihren kleinen Erwerb ausgehn — wer denkt jetzt der Zeiten, wo diese Küste den Angriffen der Barbaresken ausgesetzt war, wo zum Schutz gegen Algierer und Tunifer das schon

erwähnte kleine Fort gebaut ward und, es war im ſiebenzehnten Jahrhundert, die Caracciola von Torella ihrer Wohnung durch den Thurm Feſtigkeit zu geben ſuchten, welcher die Ecke des gegenwärtigen Palaſtes des Grafen von Syracus bildet?

Gehn wir von der Riviera di Chiaja den Strand entlang, wie iſt auch hier Alles umgewandelt! Wo die Häuſergruppe der Vittoria ſteht, unter dem weſtlichen Abhang des Pizzofalcone, erhob ſich nur die Theatinerkirche Sta Maria della Vittoria, durch Namen und Urſprung an den Sieg bei Lepanto erinnernd; geſtiftet von Don Juan d'Auſtrias natürlicher Tochter Juana, ausgebaut durch ſeine Enkelin Margherita d'Auſtria Branciforte Fürſtin von Butera wie die im Jahre 1646 dort angebrachte Inſchrift verkündet. Neueren Urſprungs ſind faſt ganz die Bauten und Anlagen von Chiatamone, mit dem königlichen Caſino das häufig fremden Herrſchaften zur Wohnung dient und der dicht an die höhlenreichen Tuffſteinmaſſen des mehrgenannten Hügels ſich anlehnenden Häuſerreihe. Eine Brücke, lang und ſchmal, führt zum Caſtel dell' Ovo welchem ſeine gegenwärtige Form weſentlich vom Vicekönig Grafen von Miranda zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gegeben ward, nachdem die günſtige Lage dieſer alten Normannenburg den Biscaier Pedro Navarro, welcher nach der Lautrecſchen Belagerung ſo elend umkam, nicht gehindert hatte ſie zu nehmen. An der Ecke beim Caſtell, wo man

beinahe zu jeder Jahrszeit gegen den Wind ankämpfend nach Sta Lucia umbiegt, ſtand eine Zeitlang der unter dem Grafen von Olivarez von Giovanni da Nola's Schüler Domenico d'Auria verfertigte Brunnen, welchen der Herzog von Medina ſpäter nach dem Platze in der Nähe des Caſtelnuovo bringen ließ, wo Straße und Brunnen ſeinen Namen tragen. Santa Lucia aber war damals was es heute iſt, der Lieblingsplatz für Fiſchhändler und Verkäufer der Frutti di mare welche hier die Kirche ihrer Innung hatten — dem Aeußern nach, indeß ſehr verſchieden von dem jetzigen breiten Quai mit ſeinen rieſigen Unterbauten welche zum Meere hinabführen. Bis gegen 1620 war der ganze Raum mit ſchlechten Fiſcherwohnungen bedeckt welche der Vicekönig Cardinal Borgia wegſchaffen ließ: die gegenwärtige Breite und regelmäßige Anordnung hat der Platz erſt unter dem regierenden Könige erhalten. Die reizende Fontäne von weißem Marmor, mit Seegottheiten und Nymfen und zierlichen Ornamenten, das hübſcheſte Werk dieſer Art in Neapel, wurde nach Giovanni da Nola's Zeichnung von Domenico d'Auria gearbeitet und rechtfertigt die eiferſüchtige Vorliebe der Fiſchhändler welche ſie auf ihre Koſten errichten ließen und deren Buden hier ſtehn, mit Auſtern und Muſcheln und den vielgeſtaltigen Producten des Meeres, die das neapolitaniſche Volk mit ſolchem Heißhunger zu verſchlingen pflegt.

Die Straße von Chiatamone von jener von Santa

Lucia trennend erhebt ſich, auf drei Seiten ſteil, zugänglich nur auf der vierten, die mächtige Tuffſteinmaſſe des Pizzofalcone, des Mons Echias der Alten. Andrea Caraſa Graf von Santa Severina welcher ſchon in dieſer Geſchichte genannt worden iſt, war der Erſte welcher zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts auf dieſem Hügel wohnen ging. Er baute ſich hier einen Palaſt, der Inſchrift gemäß „Lucullum imitatus par illi animo opibus impar" und umgab denſelben mit Gartenanlagen wobei die Boskette ihm zu ſtatten kamen welche in den aragoniſchen Zeiten die ganze Höhe deckten. Von ihm ging der Beſitz an die Familie Loffredo über bis die Vicekönige den Palaſt in eine Caſerne umſchufen welche heute noch die Spitze des Berges auf der Meerſeite einnimmt und deren Behauptung in den Zeiten bürgerlicher Unruhen von Wichtigkeit war weil ſie den königlichen Palaſt wie das Caſtel dell' Uovo beherrſchte. Allmälig hatte eine vornehme Familie nach der andern ſich auf dem Pizzofalcone angebaut welchen heutigestages noch die Serra-Caſſano und die verſchiedenen Zweige der genueſiſchen Serra, die Caraſa von Noja, die Capece-Galeota und andere adelige Geſchlechter bewohnen, aus deren Paläſten man zum Theil des herrlichſten Umblicks über Küſte und See genießt. Es war der Graf von Monterey welcher im Jahre 1636 die Brücke wölben ließ, welche dieſen Hügel mit dem ihm gegenüberliegenden, deſſen Spitze das Caſtell von

Sant' Elmo krönt, verbindet und mit ihrem kühnen Bogen die Strada Chiaja überspannt, durch welche nimmer rastend Fußgänger und Fuhrwerk in unaufhörlichem Gedränge und bis zu später Nacht nicht endendem Geräusch sich fortwälzen.

Die von Santa Lucia am Arsenal vorüber nach dem königlichen Palast führende breite Straße wurde vom Vicekönig Grafen Olivares angelegt und erhielt ihren Namen Salita del Gigante von dem durch den Grafen von Monterey im Jahre 1635 errichteten Brunnen am Aufgange welcher die liegende Statue des Flußgottes Sebeto zeigt, ein ziemlich geschmackloses Werk Cosimo Fansaga's. Arsenal aber und Seeseite des Palastes, Hafen und Molo, Douane und Bassins sind bis auf unsere Tage so unaufhörlich umgewandelt worden, daß ein Zeitgenosse Masaniello's und Salvator Rosa's sich hier nur schwer zurechtfinden würde, dienten ihm nicht die grauen Thürme des Castelnuovo, welche den Namen der Anjouschen Veste Lügen zeihen, zum Anhaltspunkte. Doch auch das Castelnuovo hat im vergangenen Jahrhundert seine Gestalt vielfach verändert, in Folge der Basteien durch welche Carl III es gegen das Arsenal zu verstärken ließ nachdem er bei der Belagerung des Jahres 1734 Bresche geschossen und die Veste genommen hatte, an welcher Kriege und Feuersbrünste im Lauf der Zeiten so viel umgewandelt hatten und deren äußerer Mauerlinie, an dem gleichfalls schwer

erkennbaren Plaze, dem Largo di Caſtello, man auf den erſten Blick den modernen Urſprung anſieht. Die Marinella, der ſüdliche Quai längs der alten Stadtmauer vom Hafen an bis zum Carmine, mag mehr denn ein anderer Theil der Seeſeite das frühere Ausſehen bewahrt haben, obgleich auch hier Carl III, an deſſen Namen man faſt bei jedem Schritt erinnert wird, vielfache und große Arbeiten zur Regulirung des Ufers und Erweiterung der Straße ausführen ließ, die immer vom Volke gefüllt, ſeit der Anlage der Eiſenbahnen eine der lebendigſten der Stadt geworden iſt.

So fand Derjenige, welcher in jenen Tagen Neapel betrachtete, die Seeſeite der Stadt. Nicht minder von der Gegenwart verſchieden zeigte ſich aber das Innere. Die große Umwandlung Alt-Neapels hatte unter Pedro de Toledo ſtattgefunden. Die Straße welche nach ihm den Namen führt, iſt auch heute die Hauptſtraße der Stadt. Der Vicekönig, der die alte Königswohnung, das Caſtel Capuano, welchem ſeiner weder bequemen noch angenehmen Lage wegen ſchon manche Herrſcher untreu geworden waren, im Jahre 1540 zur Aufnahme der Gerichte und Gefängniſſe beſtimmt hatte, ließ weſtlich vom Caſtelnuovo und in Verbindung mit demſelben einen neuen Palaſt bauen welcher bald der alte hieß und deſſen lezte Reſte, wie bereits erzählt ward, erſt nach dem Brande von 1837 weggeräumt worden ſind. Er hatte feſtungsartiges Ausſehen: zwei

Thürme flankirten das Hauptthor über welchem wie auf jenem Caſtell der Reichsadler ſeine Flügel ausbreitete und zu dem eine Zugbrücke über den Graben führte; Zinnen krönten das Gebälk wie an den Bauten der Dante'ſchen Zeit in Florenz, dem Hauſe der Spini dem Palazzo vecchio und dem des Podeſtà, wie am venezianiſchen Palaſte in Rom. Hier war es wo Kaiſer Carl V nach ſeiner Rückkehr von dem glorreichen Feldzug gegen Tunis wohnte. Ferdinando Manlio, welchen man einen Schüler des Giovanni da Nola nennt, war der Architekt. Seiner wie Nola's bediente ſich denn der Vicekönig als er die erwähnte große Straße anlegte welche in gerader Richtung von der Stelle des Palaſtes nordwärts führte und bei der damaligen neuen Porta reale die Stadtmauer erreichte. Faſt alles dies war neuer Anbau. Wo Häuſer und ſonſtige Baulichkeiten im Wege ſtanden, wurden ſie niedergeriſſen. Die Eigenthümer beſchwerten ſich zwar Anfangs darüber und Mancher verlor ungerne das väterliche Erbtheil oder neuen Erwerb. Doch es währte nicht lange und man ſah daß neben dem allgemeinen Beſten auch der Privatvortheil dabei gefördert war. Denn der Werth der wenngleich geſchmälerten Bauplätze ſtieg bedeutend wegen der ſchönen breiten Straße abgeſehen davon daß die beiden Architekten den Privatleuten angemeſſene Entſchädigung erwirkten. [12]

Die Strada Toledo war damals natürlich nicht

was ſie ſpäter geworden. Die meiſten großen Familien hatten damals noch ihre Wohnungen in den ältern Stadttheilen und nimmt man den Nunziatur-Palaſt aus, welcher Papſt Pius' V Zeiten angehört, ſo ſtammen die meiſten größern Häuſer aus dem ſiebenzehnten, zum Theil ſelbſt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Denn in unſern Tagen erſt hat der ewig geräuſchvolle Toledo aufgehört die vornehme Welt anzuziehn. Die Paläſte der Tocco von Monte-Miletto, der Doria von Angri, der Carafa von Maddaloni und Belvedere, der Cavalcanti, der Cirelli u. A. gehören zu den genannten Bauten, deren Reihe mit dem großartigen Palaſt der königlichen Miniſterien beſchloſſen worden iſt welcher die eine Seite dem Toledo zugewandt hat, die andere dem Caſtelnuovo.

Auf Palaſt und Straße aber und auf die Errichtung der neuen Mauerlinie beſchränkte ſich die Thätigkeit des Vicekönigs nicht. Ganz Neapel ward der von ihm ausgeführten Verbeſſerungen theilhaft, und wenn man bedenkt wie heute noch manche Theile der innern Stadt ausſehn, ſo mag man ſich den Zuſtand des Ganzen vor den Zeiten dieſes thätigen und durchgreifenden Mannes vorſtellen! Er war es, der alle Straßen pflaſtern ließ, nicht mit jenen Lavaquadern welche, wo es gut unterhalten, heute das ſchönſte Pflaſter der Welt bilden, ſondern mit Ziegeln was auch noch im folgenden Jahrhundert fortgeſetzt ward.[13] Er ließ an vielen

Orten die zahlreichen Winkel und Ecken wegräumen welche die Straßenlinien unterbrachen. Wenn er dadurch die Reinlichkeit und den Luftzug förderte, ſo trug er überdies zur Luftverbeſſerung bei, indem er die in der unmittelbaren Nähe befindlichen Sümpfe, namentlich öſtlich von der Stadt und in der Richtung von Acerra und Averſa durch Abzugskanäle austrocknete und in fruchtbare Felder verwandelte. Neapel hatte unzählige gedeckte Gänge und Portiken welche bei der Enge der Straßen ein wahres Labyrinth bildeten, einige derſelben den älteſten Zeiten angehörend und nie vom Sonnenlicht erhellt welches in dieſen ewig feuchten Häuſerkneul nicht einzudringen vermogte. Zwei dieſer Gänge werden von den Gleichzeitigen namentlich geſchildert als lange dunkle Höhlen welche ſelbſt bei Tage Schrecken einflößen konnten und bei Nachtzeit Verſtecke des Geſindels bildeten, das die Vorübergehenden anfiel und ausplünderte, die Grotte von San Martino bei Porta Capuana und die von Sant' Agata. Man kann ſich einen Begriff machen von dieſen lichtſcheuen Durchgängen wenn man die innere Stadt Gaeta durchwandert welche durch dieſelben an den mauriſchen Karakter erinnert. Alle dieſe Portiken ließ Don Pedro niederreißen wie er auch die Räumung der öffentlichen Plätze von den Buden der Handwerker und Händler befahl welche ſie bedeckten und gleichfalls bei Nacht unſicher machten.[11] Dieſer Misbrauch ſcheint aber ſpäter wieder ein-

geriſſen zu ſein. Denn wie das ältere innere Neapel auch heute nicht frei iſt von ſolchen überbauten Durchgängen ſo war z. B. der Platz vor dem Caſtelnuovo bis zur franzöſiſchen Zeit ein Labyrinth hölzerner Buden. Wie wenig übrigens dieſe Vorkehrungen wirkliche Sicherheit in der Stadt begründeten, ergibt ſich aus hundert Nachrichten ſeiner wie der nachmaligen Zeiten.

Während Don Pedro de Toledo auf ſolche Weiſe für die Stadt im Allgemeinen heilbringend wirkte, während er das ruinirte Pozzuoli wiederherſtellte, den Palaſt daſelbſt wie das maleriſche Caſtell zu Bajä errichtete, die Grotte des Poſilipp, durch welche die Straße von Neapel nach den gedachten Orten führt, erweitern, pflaſtern und mit Luftlöchern verſehn ließ ſo daß man bei Tage ohne Licht durchgehn konnte: erinnern einzelne Werke und Bauten an den bei allen ſeinen Fehlern verdienteſten der Vicekönige Neapels. Im Herzen der alten Stadt, in dem niedern und engen, heute noch von hunderten krummer und dumpfer Gäßchen durchſchnittenen, vom kleinen Gewerb und unermüdlichen Trödel eingenommenen Theile, der mit ſeinem ewigen Summen einem Bienenkorbe nicht übel vergleichbar iſt, befindet ſich der Platz den man Il Pennino oder auch La Selleria nach dem Sattlerhandwerk nennt welches ihn einnahm nachdem die toscaniſchen Kaufleute, von denen er zur Zeit der Königin Johanna bewohnt geweſen, ihn verlaſſen hatten. Hier, wo einſt der Sedile

des Volkes ſtand, wo das Haus Gian Leonardo Piſano's, des Urhebers des Mordes des Volksdeputirten Starace unter dem erſten Herzog von Oſſuna niedergeriſſen ward, wo zugleich mit dem nahen Markte der Mittelpunkt des Lebens und Treibens, der Ausgangspunkt der zahlreichen Rebellionen der niedern Klaſſen iſt, welche die hohen, engen, ſchmutzigen, unheimlichen Häuſer bewohnen, wo man Mühe hat auf dem ewig feuchten und unreinlichen Steinpflaſter zwiſchen den Bänken und Körben des Marktes ſich den Weg zu bahnen, hier ſteht die ſchöne Fontäne mit dem Atlas und andern Sculpturen von Giovanni da Nola's Hand welche Toledo dort errichten ließ, während eine andere gleich der erſten beinahe unzugänglich durch Fiſch- und Gemüſekram den Namen des Grafen Onnate bewahrt welcher hier mehre Wohnungen von Haupttheilnehmern an dem Maſaniello-Aufruhr dem Boden gleich machte. Wer Alt-Neapel kennen lernen will, muß dieſe Region beſuchen, deren beſter Theil die kleinen Straßen der Goldarbeiter welchen die der Leinwand- und Wollenzeughändler und ſämmtlicher Gewerbe ſich anſchließen, bis zu den Fiſch- und Fleiſchbänken, deren Nähe man in dieſem Klima und bei dieſer Raumbeengung mit zwiefacher Eile flieht.

Das anſehnlichſte Werk aber welches Don Pedro der Stadt hinterlaſſen hat die er einundzwanzig Jahre lang mehr als Souverän denn als Statthalter beherrſchte,

iſt die Kirche San Giacomo mit anſtoßendem Spital und Bank ſpaniſcher Nazion. Von dem Aeußern iſt heute nichts mehr zu ſehn da die Kirche in den Palaſt der königlichen Miniſterien eingeſchloſſen ward. Wenn auch Giovanni da Nola's und Ferdinando Manlio's durch Umbau verdorbene Architektur des Innern an ſich wenig Intereſſe erregt, ſo betrachtet man mit um ſo größerer Freude das hinter dem Hochaltar aufgeſtellte impoſante Denkmal des Vicekönigs, hinſichtlich des Styls nicht das reinſte doch der Anlage nach vielleicht das groß-artigſte Werk des Merliano. Auf dem mächtigen Sarkofage, an deſſen vier Enden Klugheit und Gerechtigkeit, Mäßigung und Kraft gleichſam Wache halten, deſſen Seiten Reliefs mit den Darſtellungen der Thaten Toledo's ſchmücken, der Unternehmung wider Otranto und des Sieges über Chayreddin Barbaroſſa, ſodann des Einzugs Carls V in Neapel, knieen Don Pedro und ſeine zweite Gemalin Donna Vincenza Spinelli, letztere in einem Andachtbuche leſend, des Kaiſers Feldherr und Miniſter aber das Buch in der einen Hand, die andere an dem Schwertknauf, in die Welt hinausſchauend mit entſchiedener Haltung und Gebehrde wie ſie einem ſo thätigen und gebietenden Herrn wohl anſteht.

Mit der Zeit Don Pedro de Toledo's, das heißt mit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ging wie für Italien überhaupt ſo auch für Neapel die reinere und anmuthigere Kunſt-Epoche zu Ende. Im Verlaufe

dieſer Darſtellung wurde, worauf es bei derſelben am meiſten ankam, vorzugsweiſe die Architektur berückſichtigt: nur in allgemeinen Umriſſen kann der Malerei und Sculptur hier noch gedacht werden. Wie im vierzehnten Jahrhundert Giottesker Einfluß vorherrſchend war, ſo im fünfzehnten jener der flandriſchen Schule. Wie das ſchon genannte große Wandgemälde im Refectorium bei Sta Chiara, König Roberts Familie vor der Madonna, von Auswärtigen wol dem Giotto zugeſchrieben worden, ſo wollten die Neapolitaner das ohne Zweifel der Van Eyckſchen Schule gehörende berühmte Bild des heiligen Hieronymus in ſeiner Zelle, welches man im Bourboniſchen Muſeum ſieht, ihrem Colantonio del Fiore beimeſſen welcher bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte. Bis auf den heutigen Tag ſind die Zweifel über Herkunft und Geſchichte der ſchönen Epifanie in der Kapelle des Caſtelnuovo, mit den Bildniſſen König Alfons' I und ſeines Sohnes Ferranto, nicht aufgehellt, und während die Einen ſie für ein Werk Johann van Eyck's halten welches der Zingaro oder die Brüder Donzello reſtaurirt haben ſollen, wobei die Porträts hineingemalt worden wären, ſchreiben Andere, wol ohne poſitiven Grund, ſie dem erſtgenannten der neapolitaniſchen Meiſter zu. Aus der Verſchmelzung der älteren religiöſen Elemente des Trecento mit den ſpätern naturaliſtiſchen entwickelte ſich die Kunſt des Zingaro, des bedeutendſten Malers wel-

chen Neapel vor dem Cinquecento aufzuweiſen hat. Die Lebens- und Bildungsgeſchichte Antonio Solario's iſt bis auf den heutigen Tag ein Gewebe von Widerſprüchen und unerwieſenen Angaben: während die Einen ihm Cività di Chieti in den Abruzzen zur Heimath geben, verſetzen Andere ihn nach Venedig, und die Sage läßt ihn wie Quintin Metſys aus einem Grobſchmied zum Maler werden, aus Liebe zur ſchönen Tochter Colantonio's del Fiore. Das Bedeutendſte was Neapel von ihm beſitzt, ſind die Fresken aus dem Leben des heiligen Benedict im Kloſterhofe von San Severino, in Compoſition und Gruppirung eine Gewandtheit und Freiheit der Bewegung bei allem Verwalten altherkömmlicher Beſchränkung, in den Köpfen eine Eigenthümlichkeit und Individualiſirung, in dem architektoniſchen und landſchaftlichen Beiwerk einen Reichthum der Erfindung, Geſchmack und Fertigkeit zeigend, welche ſelbſt aus der gegenwärtigen heilloſen Uebermalung hervorleuchten und im Verein mit der Sicherheit und Tüchtigkeit des Handwerks und der wenn nicht anmuthigen doch feſten und jederzeit angemeſſenen Form für Geiſt und Bildung des Künſtlers das günſtigſte Zeugniß ablegen. Wie des Zingaro Schule ſich geſtaltete, zeigen die Werke der ſchon erwähnten Maler Pietro und Polito del Donzello, deren Fresken im Palaſt auf Poggioreale welche Sannazar's Muſe feierte zwar untergegangen ſind, deren große Kreuzſchleppung im Kloſter Sta Maria la Nuova

aber die aragoneſiſche Zeit lebendig vergegenwärtigt. Simon Papa der Aeltere hat vielleicht mehr noch als einer der Zeitgenoſſen den Styl der flandriſchen Schule in Formbildung und Colorit ſich zu eigen gemacht.

Gegen den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts ſodann konnte die neapolitaniſche Malerei ſich den Peruginesk-Raffaeliſchen Einflüſſen nicht entziehn und Andrea Sabbatino von Salerno ward einer der trefflichſten Schüler des Sanzio. Indem er ſich der hohen Anmuth des Meiſters zu nähern ſuchte, bewahrte er viel Karakteriſtiſches was ſowol auf tüchtige vorhergegangene Schulbildung wie auf geiſtige Selbſtändigkeit ſchließen läßt indem er eine Vermittlung heimathlicher Elemente mit den bei der Mehrzahl der Nachahmer beinahe ſtereotyp gewordenen Normen der neuen umbriſch-römiſchen Kunſt anſtrebte. Bei den Schülern Andrea's wie bei dem ganzen überreichen Nachwuchs der Raffaelesken verflachte ſich allmälig dieſe combinirte Richtung und für den Reſt des ſechzehnten Jahrhunderts ward die neapolitaniſche Malerei um ſo unerfreulicher, da der Sieneſe Marco di Pino dem Buonarrotiſchen Geſchmack Eingang zu verſchaffen ſuchte, welcher die mittel-italieniſchen Schulen jener Zeit, die florentiniſche und römiſche, ruinirte und mit ſeinem Aufwande effektmachender Mittel um ſo widerwärtiger iſt, da geiſtloſe Leerheit mit rohem Colorit und nachläſſiger Schnellmalerei zuſammentrifft. Im darauf folgenden Jahrhundert entwickel-

ten ſich dann in Neapel durch ein Zuſammenwirken günſtigerer Umſtände Elemente anderer Art und einige jedenfalls bedeutende Geiſter lenkten in neue Bahnen ein welche wir bald zu betrachten haben werden.

Schon war bei der Schilderung der Zeiten der Anjous von den Bildhauern die Rede welche die Kirchen mit rieſigen Monumenten und reichen Façaden ſchmückten, fruchtbarer an Erfindung als korrekt im Styl, mit einer Gewandtheit der Ausführung die an das Handwerksmäßige der geiſtverwandten lombardiſchen Bildhauer jener Tage, der Urheber der Scaliger-Monumente, der Laden des heiligen Ambroſius und Petrus Martyr und ähnlicher Werke mehr erinnert als an die geiſtigeren Productionen der Florentiner. Letztere ſahen wir dann mit Sculpturen ſowol wie mit Architekturwerken in dem Neapel der aragoniſchen Fürſten auftreten und eine Richtung angeben welche mit mehr oder weniger Glück und Talent, mit größerer oder geringerer Selbſtändigkeit, die begabteren Bildhauer vom Ende des fünfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts verfolgten. Es waren nicht mehr die meiſt nur halbverſtandenen gothiſchen Formen, welche kaum anderes als fantaſtiſche Auswüchſe zeigten bei denen von dem Grundprinzip mittelalterlicher Kunſt keine Ahnung mehr war: es war auch kein ſklaviſches Ueberſetzen oder Nachbeten der Antike. Die älteren Kirchen der Stadt, S. Domenico, Sta Chiara, der Dom, die

des Quattrocento ſodann wie Montoliveto, S. Giovanni a Carbonara und andere, enthalten namentlich in ihren Grabdenkmalen intereſſante Werke der bezeichneten Epoche und Richtung. Agnolo Aniello Fiore, Sohn oder Neffe jenes Colantonio welcher des Zingaro Schwäher ward, gehört zu den tüchtigſten Meiſtern dieſer Zeit. Von ihm iſt in S. Domenico das ſchöne Grabmal welches, wie bereits in einem frühern Abſchnitt erläutert ward, wahrſcheinlich die Gebeine des erſten Grafen von Maddaloni einſchließt; von ihm das Denkmal des Giovanni Cicciniello in der Kapelle dieſer Familie in San Lorenzo; von ihm das Relief in der Kapelle der Aſſlitto in Sta Maria la Nuova, S. Euſtach in Anbetung vor dem Cruzifix welches ihm zwiſchen dem Geweih des Hirſches erſcheint. Von einem der beſten Werke dieſes Styls, dem prächtigen Altar der Miraballo in San Giovanni a Carbonara, kennt man den Urheber nicht.

In dieſen Sculpturen iſt ſchon, wie im Perugino Raffael, der Meiſter vorherverkündet, welcher die Bildhauerkunſt Neapels auf die höchſte Stufe zu heben beſtimmt war die ſie überhaupt erreicht hat. Wiederholt iſt der Name Giovanni da Nola's genannt worden, denn Kirchen, Paläſte, Plätze und Straßen bewahren in reichem Maße die Denkmale ſeiner Thätigkeit wie ſeines Einfluſſes. Toscaniſche wie heimathliche Elemente des Quattrocento mit dem immer mehr erwachenden Studium der Antike verbindend, ſchuf ſich Giovanni

Merliano einen Styl, der ihm wie dem um drei Jahrzehnte ältern Lucchesen Matteo Civitella eine unabhängige abgesonderte Stellung in der Kunstgeschichte anweist, während eine ganze thätige und fruchtbare Schule Ursprung und Ausgangspunkt in ihm gefunden hat. Religiösen Geistes inmitten antiker Anklänge, voll Freiheit der Bewegung aber die Willkür abweisend, mit individueller Karakteristik obgleich der Sitte der Zeit gemäß an die Anwendung der Allegorie gebunden, kräftig zugleich und zart, im Ausdruck der Affekte wahr und gleich ferne von Flauheit und Kälte wie von Affectazion und Uebertreibung, mit geläutertem Schönheitssinn der auch bei der Annäherung an das Elegante der Einfachheit nicht vergißt, ein sicherer Zeichner der vor keiner Schwierigkeit zurückschrickt aber die Schwierigkeiten nicht aus Laune oder Pralerei aufsucht, unermüdet thätig und unternehmend wie seine zahlreichen Schöpfungen in Neapel beweisen: so ist Giovanni da Nola. Im Auslande ist er nicht bekannt wie er's verdient weil die neapolitanische Kunst überhaupt im Auslande nicht hinlänglich beachtet ist. Bei seiner großen Fruchtbarkeit können seine einzelnen Werke nicht alle von gleichem Werth sein. Wer aber in der Kapelle der Sanseverine die Grabmale der drei an Einem Tage des Jahres durch Gift umgekommenen Brüder Giacomo, Ascanio und Sigismonde betrachtet, vor allem die Statuen der Jünglinge selbst welche in manchfaltigen Attitüden nicht in

traditioneller Weiſe aber ſo angemeſſen wie natürlich auf ihren Sarkofagen ſitzen, in Haltung und Gebehrde eine Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks welche die tragiſche Geſchichte berichten würde thäten es nicht die Inſchriften der „veneno misere ob avaritiam necati;" wer in Sta Chiara das Denkmal der in der Jugendblüte als Braut geſtorbenen Antonia Gandini, in S. Severino das des Knäbleins Andrea Bonifacio ſieht, jenes wie dieſes nicht nur durch die Kunſt geſchmückt ſondern auch durch vortreffliche Verſe des Antonio Epicuro und des Sannazzar; wer endlich auf die unzähligen Sculpturen an Altären, an Brunnen und Anderm achtet, der wird dem Giovanni da Nola das Zeugniß nicht verſagen, daß er reich und eigenthümlich war, keines Aeltern oder Zeitgenoſſen Nachahmer, der Gründer einer fruchtbaren Schule welcher Neapel ſeine meiſten guten Werke zu danken hat.

Des Merliano Nebenbuhler, Girolamo Santacroce, machte ſich namentlich durch Sannazzar's Grabmal berühmt deſſen ſchon mehr denn einmal Erwähnung geſchah und welches allerdings zu den bedeutendſten Sculpturen der Zeit gehört wenn es auch den beſten des Nolaners nachſtehn ſollte. Domenico d'Auria, Annibale Caccavello, Pietro Paraia und andere mehr oder minder Begabte ſuchten die Grundſätze dieſer Schule feſtzuhalten, die auch wo ſie ſich verflachte eine gewiſſe Anmuth und Formenreiz wie ornamentalen Reichthum

bewahrte, womit ſie im Ganzen fleißige Ausführung verband. Die letzten Ausläufe derſelben bringen uns bis gegen den Schluß des ſechzehnten Jahrhunderts wo andere Elemente die Oberhand gewannen, die uns bald Stoff zur Betrachtung bieten werden. Wer von der wahrhaft erſtaunenswerthen Thätigkeit der neapolitaniſchen Sculptur in dieſem Jahrhundert ſich einen Begriff machen, die reichen wenngleich keineswegs immer gut verwandten Mittel kennen lernen, zugleich aber Pracht und Unternehmungsluſt des Adels ermeſſen will, Der muß die Kirchen beſuchen welche damals vorzugsweiſe mit Altären und Grabmälern gefüllt wurden, San Domenico maggiore, mehr denn eine andere Neapels Pantheon; die Kapelle der Caraccioli Roſſi in S. Giovanni a Carbonara wo die beſten Künſtler der erſten Hälfte des Cinquecento mit einander wetteiferten; San Severino mit ſeinen vielen Monumenten; Montoliveto wo das ſechzehnte Jahrhundert dem vorhergegangenen den Preis zu entreißen ſucht; Santa Maria la Nuova und daſelbſt vor allem des großen Gonſalvo Kapelle, vielleicht die ſchönſte jedenfalls die umfangreichſte der Stadt mit dem Denkmale des Marſchalls von Lautrec welches Gonſalvo's Enkel Fernando Herzog von Seſſa dem ſo unglücklichen wie tapfern Feldherrn „quamvis hostis" errichten ließ, „Gallo duci hispanus princeps." nebenan das Monument Pedro Navarro's, der, ein Biscaier, zu Frankreichs Fahne

übergegangen war und dennoch von dem Landsmann und Gegner geehrt ward, „quum hoc in se habeat praeclara virtus ut vel in hoste sit admirabilis."

War nun, wie gesagt, Neapels Umfang als eigentliche Stadt bis gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wesentlich derselbe geblieben wie nach der Erweiterung durch Don Pedro de Toledo, so hatten doch in mehr denn hundert Jahren vielerlei Veränderungen stattfinden müssen. Die Straße von Montoliveto, eine der ansehnlichsten der innern Stadt und mit manchen Palästen der vornehmsten Familien geschmückt, wie denn überhaupt diese Gegend von San Domenico an bis zum Toledo das Centrum des Lebens der höhern Stände war, wurde unter dem ältern Herzoge von Alcalà gegen das letzte Drittel des sechzehnten Jahrhunderts angelegt. Hundert Jahre darauf erhielt sie den Brunnen mit der Bronzestatue Carls II, durch nächtlichen Diebstal des Schwerts und Dolchs beraubt gleichsam als habe man damit sagen wollen sie seien doch nutzlos für Spaniens und Siziliens ohnmächtigsten Herrscher. Kirchen neben Kirchen waren entstanden, prächtig meist und nicht ohne eine gewisse Großartigkeit, von Gemälden, Marmorwerken und Bronzestatuen und Reliefs strotzend, an Geist aber leer und in immer unerquicklicherem Kunstgeschmack, die Façaden wenn nicht wie in Florenz unvollendet, beinahe alle äußerst unbedeutend. Die große Kirche des Gesu nuovo, wie be-

reits berichtet ward in den letzten Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts auf der Stätte des Palastes der Sanseverine begonnen, die der Gerolimini welche nur um weniges jünger ist, Sta Maria la Nuova um dieselbe Zeit vollständig umgebaut, und andere mehre legen von dem damals herrschenden Geschmack vollgültiges Zeugniß ab. Diese Geschmacksverderbniß beschränkte sich indeß nicht auf den Süden Italiens: Rom und Florenz, Mailand und Venedig waren kaum besser dran. Die Künstler des siebenzehnten Jahrhunderts hatten theilweise großartige Mittel zu ihrem Gebot, aber auch wo man ihnen Bewunderung nicht versagen kann, kann man selten über ihre Schöpfungen eine reine Freude empfinden. Sie sind karakteristisch indem sie ein lebendiger Ausdruck ihrer Zeit sind. Diese Zeit jedoch ist mit wenigen Ausnahmen die der Verirrungen. Es hing Alles zusammen, Leben, Literatur und Kunst. Der Geschmack an dem Bilderschwulst und Bombast der Poesie Giovan Batista Marini's reichte dem Behagen an der Unnatürlichkeit der Attitüden und dem Wulst der Gewänder Michel Angelo Naccarino's die Hand. Von der einfacheren Formenschönheit und Angemessenheit der Gestalten und Compositionen des Merliano war die Sculptur erst zu dem Ueberwiegen der sogenannten Grazie und des blos Ornamentalen bei seinen Schülern, dann zu dem gespreizten Wesen, den confusen Massen, den Uebertreibungen im Gliederbau namentlich in den Er-

tremitäten, dem Vorwalten des Handwerks und der Luſt am Beſiegen materieller Schwierigkeiten übergegangen, die man bei deren Nachfolgern findet, die uns vom Naccarino auf Fanſaga und ſo zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts führen, wo man glaubte die Meiſterſchaft beſtehe in dem Vermeiden der geraden Linie in der Architektur, der natürlichen Form in der Bildhauerei. Man darf dieſe Künſtler nicht unbeachtet laſſen: Talent hatten ſie beinahe Alle und den Geiſt der Epoche repräſentiren ſie mehr denn Wort und Schrift. Und was ſie im Techniſchen vermogten, legen vor allem Naccarino's Bronzewerke an den Tag, unter denen die Statue des heiligen Matthäus im Dom von Amalfi und die des heiligen Andreas in der Grypta von Robert Guiscard's Dom zu Salerno zu den trefflichſten gehören, die auch in Hinſicht der Karaktere nicht geringe anzuſchlagen ſind. Faßt man das ſiebenzehnte Jahrhundert in ſeinen Beziehungen zur Kunſt, beſonders zur Sculptur und Architektur, im Allgemeinen auf, ſo kann man Künſtler und Publikum nicht paſſender als mit großen Kindern vergleichen — die Kunſt, welche den vorhergegangenen Jahrhunderten Gegenſtand des Cultus war, war für ſie Spielzeug. Sie verlangten nur nach Sinnenreiz und Pracht und Luxus, ſie verſtanden nur das Aeußerliche; ſie wollten Koketterie ſtatt Grazie, Pralerei ſtatt Würde, Grauſamkeit ſtatt Ernſt; ſie brachten in Allem Schnörkel an, in Poeſie, bilden-

der Kunſt, geſelligem und häuslichem Leben. Je mehr Vergoldung und Facetten, je mehr Locken und Schleifen, je mehr Aufzüge und Fanfaren deſto beſſer. Man muß eins mit dem andern nehmen, will man dies ſeltſame Weſen und Treiben, welches heutzutage wieder manche Anhänger findet, nicht falſch beurtheilen.

Während der Mauerkreis Neapels derſelbe geblieben, hatten Vorſtädte auf mehr denn einer Seite denſelben überſchritten. Auf der Nordſeite, nach Capodimonte zu und hart am Fuße der Hügel, waren Klöſter und andere Bauten entſtanden, alle dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts und dem Anfang des nachfolgenden angehörend: das der Karmeliter-Baarfüßer von Sta Teresa, das der Auguſtiner-Baarfüßer, jenes der Minimi von S. Francesco di Paola, anderer nicht zu gedenken. Wo auf der Höhe jenſeit des breiten Stadtgrabens, die ehemaligen Gärten Alfons' II weit überſchauend, der erſte Herzog von Oſſuna 1586 eine Reitſchule und Stallungen anlegte, richtete dreißig Jahre darauf der zweite Graf von Lemos die Univerſität ein, für welche nirgend ein unbequemerer Platz zu finden geweſen wäre, ſo daß es an Witzen und Klagen über die Verweiſung der Studien außerhalb der Stadt hier ſo wenig wie in unſern Tagen an einem andern Ort und in anderm Lande fehlte. Im Laufe der Jahre wechſelte dann dies Gebäude nochmals ſeine Beſtimmung: vielfach erweitert und umgebaut, ward es ein Muſeum

wetteifernd mit dem Vatican und dem Louvre die ihm in mehr denn einer Beziehung den Preis laſſen müſſen. Im Borgo de' Vergini, deſſen Namen man von der alten klöſterlichen Genoſſenſchaft der Eunoſtiden herleiten will, wohnten mehre vornehme Familien, durch die Reinheit der Luft dahingezogen wie durch die vereinten Vortheile von Stadt und Land. Wo Carls III coloſſales Armenhaus ſich erhebt deckten Nutzgärten den Abhang des Hügels; das größte Hoſpiz war damals bei der Kirche S. Gennaro die man deshalb de' poveri, einſt zur Bezeichnung ihrer Lage extra mönia nannte, durch ihre Architektur der Aufmerkſamkeit werth, mehr aber der Katakomben wegen berühmt, deren jahrtauſendalte Gänge die Tuffſteinmaſſen dieſer Höhen durchbrechen, ein unerſchöpflicher Gegenſtand der Nachforſchungen der Archäologen mögen ſie chriſtliche oder profangelehrte Zwecke verfolgen. Neben dieſem nördlichen Borgo erſtreckte ſich öſtlich der bei S. Giovanni a Carbonara und außerhalb des Capuaner Thores, von welchem hiſtoriſch wie künſtleriſch nichts zu melden iſt. Gegen die Magdalenen-Brücke zu, außerhalb des Thores beim Carmine ſammelten ſich allmälig längs dem Strande die Wohnungen von Fiſchern und Ackerbauern.

Es iſt nicht ſchwer ſich von dem Zuſtande Neapels wie es vor zweihundert Jahren war, eine Vorſtellung zu machen, wenn man die ältern Straßen der Stadt durchwandert und die vielfachen Aufzeichnungen und Er-

zahlungen der Zeitgenoſſen zu Hülfe ruft. Die Straßen waren mit wenigen Ausnahmen enge, finſter, mit Ziegeln ſchlecht gepflaſtert, ſchmutzig und feucht. Erſt gegen hundertfünfzig Jahre nach der hier geſchilderten Zeit wurden die Straßennamen an den Ecken bemerkt und die Häuſer numerirt; Straßenbeleuchtung wurde in vielen italieniſchen Städten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts als Luxus angeſehn, woher ſich die Sitte ſchrieb, in unruhigen Zeiten allgemeines Lichter-Ausſtellen an den Fenſtern zu verordnen wie es während des Maſaniello-Aufſtandes der Fall war. Eine Sitte, an welche heutzutage noch, in anderm Falle, das Ausſtellen der Lampen und Lichter erinnert, wenn das Glöcklein des Sacriſtans in der Nacht das Nahen des Prieſters verkündet der einem Sterbenden die heilige Wegzehrung bringt. Die Wohnungen des Volkes über alle Maßen elend und ungeſund, manche Quartiere die ewige Herberge anſteckender Krankheiten welche ſeit 1494 immer und immer wieder zum Ausbruch kamen und ihren Höhepunkt in der furchtbaren Peſt des Jahres 1656 fanden die in der Stadt allein viertehalbhunderttauſend Opfer forderte, und an welche die unter der Regierung des Grafen von Caſtrillo über den Thoren aufgepflanzten Statuen und Büſten des heiligen Cajetan von Tiene wie die heute zum Theil verſchwundenen Fresken des Cavalier Calabreſe erinnern. Die Häuſer des Mittelſtandes welcher nachundnach mehr Be-

deutung gewonnen hatte, theils noch ganz unwohnlich wie ſelbſt heutzutage, theils, namentlich wo es die zahlreichen neuen Reichen galt, an Aufwand mit dem Adel wetteifernd. Die Paläſte dieſes Adels zahlreich, da faſt alle Feudalfamilien den größten Theil des Jahres in der Stadt zubrachten, hie und da in lobenswerthem Bauſtyl, im Durchſchnitt aber in künſtleriſcher Hinſicht nichtsweniger als ausgezeichnet. Was ihnen in letzterer Beziehung abging, erſetzten ſie durch die Pracht im Innern die dem ſiebenzehnten Jahrhundert mehr als irgend einer andern Zeit eigen war. Der moderne Palaſtſtyl, inſoferne die häusliche Einrichtung dabei in Betracht kommt, iſt weſentlich Italieniſchen Urſprungs und gehört beſonders dem fünfzehnten Jahrhundert an. Das frühere Mittelalter baute meiſt in die Höhe und ſtellte ſtatt der Häuſer Thürme hin, in denen man mit genauer Noth auf den engſten Stiegen ja auf Wendeltreppen emporkletterte. Die im Styl unübertroffenen Paläſte von Florenz, welche ungeachtet mancher Mängel und Unbequemlichkeiten, ſo der immer noch ſteilen Treppen, auch im Innern einen großen Fortſchritt kundgeben, jene der Medici, Rucellai, Gondi, Pitti, Strozzi, ſind alle im genannten Jahrhundert entſtanden. Sie lieferten die Norm, mehr als die venezianiſchen bei welchen ſpeziellere locale Bedingungen in Betracht kamen. Nicht für Italien allein waren ſie Vorbilder, für Neapel namentlich wo, wie bereits erläutert wurde, der floren-

tiniſche Einfluß auf die Architektur überwog, ſondern auch für das Ausland, und in erſter Reihe Frankreich. Wie die italieniſche Kunſt dann bei der Renaiſſance ſich geltend gemacht hat, von nazionalen Elementen Vortheil ziehend und ſie mit ſich verſchmelzend, legen die Bauten der zierlichſten und anmuthigen Architektur-Epoche Frankreichs an den Tag, von Jacques Coeurs' Hauſe zu Bourges an bis zu des Cardinal d'Amboiſe Schloß zu Gaillon, den Prachtbauten Franz' I und Diane de Poitiers' Schloß zu Anet bei denen man das einheimiſche Prinzip nur zu leicht zu überſehn und fremdem Einfluſſe zu freigebig das Schöne zuzuſchreiben pflegt welches auf franzöſiſchem Boden gewachſen iſt.[15] Doch auch für das eigentliche ſtädtiſche Wohnhaus bot Italien die Muſter. Das Hôtel Rambouillet war nicht blos literariſch berühmt ſondern auch durch den Umſtand bemerkenswerth, daß es beſſerm Geſchmack und größerer Bequemlichkeit der Häuſer Eingang verſchaffte. Erſt nach dieſem Vorgange erhöhte man die Fußböden, machte hohe und breite Thüren und Fenſter die in der ganzen Höhe ſich öffneten und ſymmetriſch angebracht waren, legte die Treppen ſo an daß man eine zuſammenhängende Reihe von Gemächern gewann, während man bis dahin nichts anders zu bauen verſtanden hatte als rechts einen Saal, links eine Kammer, Thüre und Treppe in der Mitte. Catherine de Vivonne, Marquiſe de Rambouillet welche in der erſten Hälfte des

ſiebenzehnten Jahrhunderts dies Haus bauen ließ, das auf den Palaſt des Luxembourg nicht ohne Einfluß blieb, war die Tochter einer Römerin, Giulia Savelli, und in jener Zeit hatte Rom bereits manche ſeiner Paläſte welche in Betracht großartiger Schönheit des Innern heute noch unübertroffen ſind.“

Der Luxus der innern Ausſtattung der neapolitaniſchen Paläſte wird von vielen Gleichzeitigen als übertrieben geſchildert, aber man muß ſich hüten, ſolche Schilderungen wie überhaupt die Angaben über die Prachtliebe vergangener Zeiten zu buchſtäblich zu nehmen. Der Maßſtab wird ſonſt leicht ein falſcher. Unter den Königen aragoniſchen Stammes war die Sitte der Möbel mit Holzmoſaik (Tarſia) von Florenz nach Neapel gekommen. Man hatte in Arbeiten dieſer Art in Toscana im fünfzehnten Jahrhundert einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, und neben denen welche die Kunſt zu ihrer Lebensaufgabe machten waren es beſonders Kloſtergeiſtliche die ſich damit beſchäftigten, ſowol Figuren und Gruppen wie Blumen und Verzierungen, ja Landſchaften und Gebäude aus verſchiedenfarbigen Holzgattungen, die man dann auch wol mit Elfenbein und Anderm abwechſeln ließ, auf ebenem Felde darzuſtellen. Nachdem man ſo die Kirchen geſchmückt, Chorſtühle namentlich und Sakriſteiſchränke an denen die Tarſia allmälig die frühere Sitte der Verzierung mit Malerei wie in Giotto's und noch in Fia-

ſole's Tagen verdrängte, kam die Reihe an die Paläſte. Der Herzog von Calabrien, nachmals Alfons II, ließ durch Benedetto da Majano für ſein Arbeitszimmer das Hausgeräth in Tarſia arbeiten, nachdem dieſer für Alfonſens Schwager König Matthias Corvinus Truhen von derſelben Art geliefert hatte, bei denen ihm das Unangenehme begegnete, daß ſie zur See durch Feuchtigkeit litten.[17] In ſpätern Zeiten war es vorzugsweiſe die Koſtbarkeit des Materials worauf man ſah. Zahlreiche Kunſtwerke füllten die Paläſte, Bilder ſo wie Sculpturen in Marmor und Bronze; prachtvolle Tapeten von golddurchwirkten Samt- und Seidenzeugen oder von figurenreichem Gewebe die den alten Namen Arazzi trugen; hohe venezianiſche Spiegel mit zierlich geſchliffenen Gläſern; koſtbare Gefäße theils von edlen Metallen mit Schmelz und Ciſellirungen von denen uns noch ſo viele und bewunderungswürdige geblieben ſind, theils von Porzellan aus dem fernen Orient und von kunſtreich gearbeitetem Bergkriſtall der ſehr beliebt war; Unmaſſen ſilbernen und vergoldeten Tafelgeſchirrs; meiſt vergoldete Möbel von ſchweren reichverzierten Formen. Wie ſtark die Nachfrage nach Vergoldern war, zeigt eine ſeltſame Ordre des Herzogs von Oſſuna vom Jahre 1618, ein Verbot bei Galeerenſtrafe Vergolder in Privathäuſern zu beſchäftigen, bis eine im Bau befindliche Galione fertig ſein würde.[18] Die Angaben über die während der

Masaniello'schen Rebellion verbrannten oder sonst vernichteten Kunstsachen und Hausgeräths gibt allein schon an die Hand, wie glänzend die neapolitanischen Paläste waren.

Mit dieser Pracht der Privatwohnungen hielt die der Kirchen wenigstens Schritt, wenn sie dieselbe nicht noch übertraf. Der Drang, Kirchen und Klöster nicht nur reich mit Gütern auszustatten, sondern auch verschwenderisch zu schmücken, nahm besonders gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts reißend zu und erreichte seinen Gipfel in der zweiten Hälfte des folgenden. Nicht mehr auf schöne Kunstwerke kam es vorzugsweise an sondern wie in den Wohnhäusern auf die Kostbarkeit des Materials. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß dieser Drang mehr und mehr in Zeiten stieg, wo das öffentliche Elend fürchterlich war, in Zeiten wo das Volk tumultuirte weil es kein Brod hatte. Nur fünf Jahre vor dem Masaniello-Aufstande verwandte man 200,000 Ducaten auf den Altar der Nunziata, ein Werk des mehr noch ausschweifenden als erfindungsreichen Cosimo Fansaga, das ein Jahrhundert später von Flammen verzehrt ward. Die um dieselbe Zeit gearbeitete Monstranz der Theatinerkirche war sowol an Werth der Edelsteine wie in Trefflichkeit der Arbeit die kostbarste in der ganzen Stadt.[19] Der Schatz des heiligen Januarius wurde gerade damals durch manche seiner seltensten Stücke bereichert, während man

für die Kapelle des Schutzheiligen gegen eine Million Ducaten ausgab. Noch nahmen dieſe Schenkungen zu in einer auf die geſchilderte unmittelbar folgenden Epoche, nach der großen Peſt nämlich durch welche ſo viele Familien ihrer Mitglieder beraubt wurden. Es war vor Allen der Vicekönig Graf von Pennaranda welcher dieſen Hang durch Aufmunterung und eigenes Beiſpiel beſtärkte — einen Hang, der das neapolitaniſche Volk bei den Ausländern dennoch nicht in beſſern Ruf zu bringen vermogte. Sie ſeien von der Wiege aus Stehlen gewohnt, hieß es, und ließen im Tode der Kirche einen Theil von dem was ſie im Leben ihr geraubt.

Zwei Gebäude Neapels geben uns eine vollſtändige Vorſtellung von der Kunſt der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts welche ſich beſtrebt hat, in der Karthäuſerkirche von S. Martino beim Fort Sant Elmo, deren ſchon unter den Bauten der Anjouſchen Zeit Erwähnung geſchah, und in der Kapelle des Doms die nach dem Schatz des heiligen Januarius benannt wird, ihr Beſtes zu leiſten. Wer in die Kirche S. Martino tritt, wird von gerechtem Erſtaunen über die Pracht derſelben ergriffen, eine Pracht die man vielleicht nur in der Certoſa Pavias wiederfindet und hie und da in Bauten des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Palermo. Was in Rom einzelne Kapellen aufweiſen, und ſelbſt dieſe nicht in ſolchem Maße, zeigt uns hier eine ganze große Kloſterkirche. Alle Wände mit der kunſtreichſten

Marmormoſaik bedeckt, alle Altäre von der reichſten Arbeit aus feinen Steinen unter denen Achate und Jaspis, Lazurſtein und Amethyſtmutter hervorleuchten, alle Balüſtraden der Kapellen von den ſchönſten Marmor- und Porfyrgattungen; überall Roſetten, Blätter und Ornamente in halberhobener Arbeit, die Ausführung ſo vortrefflich wie das Material koſtbar — kurz ein Reichthum welchen ſelbſt der an Reichthum Gewohnte nur mit Staunen ermißt. Käme der Geſchmack dem Aufwand gleich ſo könnte Weniges ſich an die Seite ſtellen. Aber es war eben das ſiebenzehnte Jahrhundert welches dies Werk ſchuf, und es wird hier recht klar daß Unternehmungsgeiſt, Ausdauer, Reichthum an Erfindung und Bewältigung großer materiellen Mittel, welche man den Künſtlern jener Zeit nicht abſprechen kann, dennoch den Mangel feinern Gefühls und reinern Geſchmacks nicht zu erſetzen vermögen. So wenig ſtrengerer Rigorismus in der Kunſt angebracht iſt, ſo wenig laſſen die Verirrungen der bezeichneten Epoche ſich gutheißen. Und wie leuchtet doch ſo viel Talent aus manchen dieſer Werke hervor! Der Mann welcher dieſe Kirche baute gab in Neapel den Ton an. Coſimo Fanſaga von Bergamo war ein Schüler des ältern Bernini und arbeitete meiſt in Neapel: er hatte viel architektoniſchen Sinn aber der Hang zum Ungewöhnlichen und die Luſt am Ausſchweifenden verdarben ihn, und die tollen Pyramiden mit denen er die Stadt ausſtattete, die von

S. Gennaro und namentlich die vor der Domenikanerkirche welche der spätern vor der Jesuitenkirche zum Muster diente, gleichen frappant den Tafelaufsätzen der Zuckerbäckerkunst. Diese Pyramiden sind maßgebend für die Richtung der Zeit, deren Fehler in ihnen freilich auf die Spitze gestellt sind. Anderes ist besser und dem Erfindungsgeist, der Kühnheit, der Massenhaftigkeit, dem Reichthum sieht man Vieles nach. Das unbedingte und einseitige Verdammen der Perrückenzeit, wie man die Epoche der Bernini und Borromini bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu nennen beliebt, ist überhaupt vorüber.

Auch an der Kapelle des Schutzheiligen von Neapel hatte Cosimo Fansaga Theil. Von ihm ist die prächtige Façade welche sie von dem Seitenschiff der Kirche scheidet: die Zeichnung zu der Kapelle selbst aber gehört dem Theatiner Francesco Grimaldi aus Oppido. Es ist keine originelle Architektur aber eine überaus tüchtige und wohlverstandene. Gleich Roms schönsten Bauten dieser Gattung, den Kapellen Sixtus' V und Pauls V in Sta Maria Maggiore und der Corsinischen im Lateran, bildet auch diese ein griechisches Kreuz mit mächtiger Kuppel. Letztere sollte nach dem Muster des St. Petersdoms Mosivschmuck erhalten, ward aber al Fresco ausgemalt. An den Altären die schönsten Säulen spanischen Marmors den man Brocatello nennt; das Erzgitter allein, geschmackvoll und schön gearbeitet, veran-

laßte einen Koſtenaufwand von mehr denn 32,000 Ducaten. Ein wahres Heer von Bronze- und Marmorſtatuen; allegoriſche wie Heiligenbilder; überall Porfyr, Lapislazuli, vergoldetes Erz, mächtige Silberleuchter, ohne den eigentlichen Schatz, den die Nebenräume der Kapelle bewahren und welchen die Frömmigkeit der Herrſcher und Großen bis auf den heutigen Tag gemehrt hat.

Die gedachte Zeit war es, in welcher die Malerei in Neapel in eine Faſe trat welche, abgeſehen von ihrer Fruchtbarkeit, als ihre eigenthümlichſte und karakteriſtiſchſte bezeichnet werden muß. Dieſe Richtung ging hauptſächlich aus den Gegenſätzen zweier miteinander ſtreitenden Schulen hervor und wenn das Gewaltſame, welches ſie in ſich trägt, theilweiſe in ihrem Urſprung ſeine Erklärung findet, ſo iſt daſſelbe keineswegs ohne innern Zuſammenhang mit lokalen Elementen. Dieſe Elemente ſind theils nazionale, theils ſind ſie durch ſpaniſchen Einfluß, namentlich den der Schule von Sevilla, bedingt worden. Der Kampf zwiſchen den Schulen in welche die italieniſche Malerei zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſich ſchied, zwiſchen den römiſchen Manieriſten, den Bologneſiſchen Eklektikern und den Naturaliſten, wäre vom Cavalier d'Arpino (Giuſeppe Geſari), von Annibal Caracci und Michelangelo da Caravgggio beinahe mit dem Schwerte ausgefochten worden — es iſt bezeichnend für Zeit und Perſonen daß d'Arpino die Herausforderung des Caravaggio nicht

annahm weil er Ritter war, dieſer aber nicht (ſpäter wurde Letzterer auch Cavaliere!), während der Caracci erklärte, ſein Degen ſei der Pinſel. In Neapel aber ward der Kampf gewiſſermaßen ein perſönlicher. Die Baudeputation der Kapelle des heiligen Januarius hatte beſchloſſen die Frescomalereien in derſelben vom Ceſari ausführen zu laſſen, welcher ſich durch ſeine in der Sakriſtei der Karthauſe verfertigten Wandgemälde empfohlen hatte. Im Jahre 1617 wurde auch durch Vermittlung des ſpaniſchen Botſchafters in Rom, Grafen von Caſtro, der Vertrag abgeſchloſſen. Man ſandte dem Maler Maße und Vorſchuß, beſtimmte Gegenſtände und Figuren, machte eine Menge Stipulationen, beſtellte Schiedsrichter zur Beſtimmung der Preiſe. Aber bei dem Cavalier d'Arpino war die Angſt vor Neapel, wo die einheimiſchen Maler ihm früher ſchon dermaßen den Krieg gemacht hatten daß er nach Monte Caſſino entflohn war, ſo lebendig daß er lieber den ſchönen Auftrag dran gab als daß er ſich zur Rückkehr entſchloſſen hätte. Im October 1619 ſchloſſen die Deputirten einen neuen Vertrag mit Guido Reni. Es iſt nicht ohne Intereſſe, ſolche Contracte anzuſehn. Alles ward voraus feſtgeſetzt, nicht nur die Süjets ſondern auch die Anordnung — es war viel, daß man dem Maler nicht die Attitüden vorſchrieb, ſondern dieſe „giusta il parere del medesimo" d. h. ſeinem Gutdünken anheimſtellte. Hier hatte er einige Engel zu malen, „mit

jenen Hieroglyfen oder kirchlichen Attributen welche die Biſchofswürde des Heiligen ausdrücken", dort die Cardinaltugenden „immer zwei und zwei mit einigen Engeln nach ſeinem Gutbefinden." Für jede Figur in Lebensgröße ſollte er 130 Ducaten erhalten, für jede größere oder kleinere mehr oder weniger je im Verhältniß (beim Domenichino wurde ſpäter der Preis, der „mezza figura" auf 50 römiſche Scudi feſtgeſetzt); auf den Verluſt bei Ueberſendung von Wechſeln ſollte Rückſicht genommen werden. Gemäß einer fernern Stipulation ſollte dem Maler eine vollſtändige häusliche Einrichtung geſchafft werden, wie denn auch für ſilberne Löffel und Gabeln, für Tiſch- und Bettzeug u. ſ. w. die Summe von 450 Ducaten 66 Gran gezahlt ward. Endlich kam Guido Reni im Jahre 1621 und die Arbeit ſollte beginnen. Statt ihrer aber begann das Intriguenſpiel der neapolitaniſchen Maler.

Die italieniſche Künſtlergeſchichte hat einige vereinzelte tragiſche Fälle aufzuweiſen. Der Mord Domenico Veneziano's durch Andrea dal Caſtagno, jener von Guido's Schülerin Eliſabetta Sirani und von Maſſimo Stanzioni's Schülerin Anna di Roſa wie andere Züge von Leidenſchaft und Schlechtigkeit ſind bekannt genug: doch alles das kann nicht verglichen werden mit dem mehrjährigen Treiben einer ganzen Künſtlergenoſſenſchaft welches auf die moraliſchen Zuſtände jener Zeit ein trauriges Licht wirft. Beliſario Correnzio, von Geburt ein

Grieche aber ſeit lange in Neapel anſäßig nachdem er in ſeiner Jugend Tizians Schule beſucht hatte, konnte es nicht ertragen daß ein Fremder gerufen werden ſollte ein Werk von ſolcher Bedeutung auszuführen das den Namen eines Künſtlers berühmt machen mußte. Er erkaufte den Dolch eines Bravo's Gian Domenico's von Capua, Guido und deſſen Gehülfen umzubringen. Wirklich wurde der letztere ermordet, der Meuchler kam auf die Galeere, Beliſario ſaß eine Zeitlang im Gefängniſſe wurde dann aber gegen Caution wieder freigelaſſen. Guido hatte das Ding ſatt und kehrte ohne Verzug nach Rom zurück. Vergebens ſuchten die Deputirten mit Giuſeppe Ceſari aufs neue anzuknüpfen: nichts konnte dieſen bewegen wieder nach Neapel zu kommen. So wurde denn zwei einheimiſchen Künſtlern Fabrizio Santafede und Giam Batiſta Caracciolo die Arbeit übertragen, und zu ihnen geſellte ſich der Bologneſer Franceſco Geſſi. Doch von dieſen Malern zweiten Ranges war nicht viel zu erwarten. Ihre Fresken fanden keinen Beifall, und die arme geplagte Bandeputation erließ einen Aufruf: jeder Maler, Neapolitaner oder Auswärtiger, könne ſich der Aufgabe unterziehn, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung weder für ſeine Arbeit, noch für Farben und ſonſtige Auslagen einen Gran zu erhalten wenn ſeine Malerei nicht gefiele.

Beliſario Correnzio, voll hochmüthiger Selbſtüberſchätzung, wähnte ſich am Ziel ſeiner Wünſche. Im Verein mit Simon Papa, dem jüngern dieſes Namens,

bot er ſich den Deputirten an. Sie malten eines der Pendentifs der Kuppel, aber auch ihre Leiſtung entſprach den Erwartungen nicht. Dreizehn Jahre waren ſeit den Verhandlungen mit dem Cavalier d'Arpino vergangen, eine Menge Geld war ausgegeben worden, und nichts war erreicht. Da entſchloß man ſich zu Anfang 1630 den Domenichino zu rufen. Kaum verbreitete ſich die Nachricht durch die Stadt, ſo ward dieſer durch anonyme Briefe gewarnt: nehme er den Auftrag an, ſo werde es ihm ſchlimmer ergehn als ſeinem Landsmanne Guido. Die Dazwiſchenkunft der Cardinäle Buoncompagno und Caetani, des Vicekönigs Herzog von Alba und des damaligen ſpaniſchen Botſchafters in Rom Grafen von Monterey war nöthig, Domenico Zampieri zur Uebernahme der Arbeit zu beſtimmen. Man mußte ihm Seitens der Regierenden beſondere Garantien geben. Schützten ihn nun dieſe vor Meuchelmord ſo bewahrten ſie ihn doch nicht vor immerwährenden Quälereien und Beläſtigungen welche umſomehr auf ihn einwirkten, je ſchüchterner und ängſtlicher er ſchon von Natur war. Im Jahre 1631 begann er das Werk, aber die Jahre die er in Neapel verlebte waren keine frohen. Von allen Seiten nichts als Tadel und Anfeindungen. Dem Einen war er zu kalt, dem Andern zu langſam; dieſer ſagte er ſtehle ſeine Gedanken bei Andern, jener er habe keine Praxis. Letzteres zu beweiſen, verdarben ſie ihm Kalk und Farben. Als Correnzio alterſchwach und Ca-

racciolo todt war, ſetzten Giuſeppe Ribera und der Parmeſaner Giovanni Lanfranco den heimtückiſchen Kampf gegen Domenichino fort. Sie klagten ihn ſogar an, ſeine Bilder übermäßig mit Figuren zu füllen, weil er per Stück und per Kopf bezahlt werde! Sie machten's endlich ſo arg daß der arme Zampieri, von einem Diener begleitet, zu Fuße weglief, bei der zweiten Poſt Pferde nahm und ſo nach Rom gelangte, während der Vicekönig ihm Frau und Tochter einſperren ließ, um ihn zur Rückkehr zu zwingen. Nochmals mußten die Cardinäle ſich ins Mittel legen, doch erſt nach einem Jahre traf er wieder ein. Häusliche Misverſtändniſſe kamen dazu, und Domenichino ſtarb, neunundfünfzigjährig, im Frühling 1641. Man ſprach von Gift, wahrſcheinlich aber hat Trübſal ihn getödtet.[20] Vier der Altäre der Kapelle haben von ſeiner Hand Gemälde auf Kupferplatten, wie ihm denn auch die Fresken der Lünetten, des Pendentifs und Wölbungen angehören: ſo verdienſtlich ſie ſind, ſtehn ſie doch ſeinen Werken in Rom und Grollaferrata nach, den wundervollen Fresken aus dem Leben der heiligen Cäcilia, den Evangeliſten in Sant' Andrea della Valle, der Heilung des Beſeſſenen. Andere Maler, darunter Ribera und Stanzioni, malten die übrigen Altarbilder, Giovanni Lanfranco die Kuppel mit dem Reichthum und der Manchfaltigkeit der Figuren und Gruppen aber zugleich der gedanken- wie gemüthleeren Auffaſſung und manieri-

ſtiſchen Fertigkeit welche ſeine meiſten Leiſtungen unintereſſant und unerfreulich macht. Die Malereien in der Kapelle koſteten über 34,000 Ducaten.

Die Geſchichte der Kapelle des Schatzes hat uns die Namen der bedeutenderen Maler vorgeführt welche in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Neapel lebten, aber es iſt nöthig ſie ihrem Streben wie ihrem Karakter nach näher ins Auge zu faſſen. Die naturaliſtiſche Richtung errang hier einen entſchiedenen Sieg, doch erſt nachdem ſie aus andern Schulen andere Elemente in ſich aufgenommen hatte. Michelangelo da Caravaggio hatte perſönlich in Neapel gewirkt, wirkte aber unendlich mehr durch ſein Beiſpiel. Die ganze Bedeutſamkeit dieſes Mannes fällt in's Auge wenn man die flaue römiſche Malerei ſeiner Zeit, der Zeit Gregors XIII, Sixtus' V, Clemens' VIII betrachtet, das conventionelle Zeichnen und matte wie falſche Coloriren dieſer letzten Ausläufe der Raffaelesken und Michelangioleſken welche man kaum anſehn kann. Es fehlte dem Caravaggio an Feinheit des Gefühls wie an Maß, aber er wußte ſehr gut, was Natur, was Farbe, was Wirkung iſt. Die neapolitaniſche Kunſt ward durch die ſeinige gleichſam wiederbelebt. Es war nicht etwa ein geborgtes oder Scheinleben: ſie erſtand mit Fleiſch und Blut. Sie war gewaltſam und unliebenswürdig wie die Zeit, wie dieſe düſter und wüſt, mit geringem Schönheitſinn aber mit effektvoller Wahrheit. Sie

war mehr ſchauerlich als dämoniſch, mit jener Vorliebe für das Grauſame und Blutige, was vorzugsweiſe ſpaniſchen Einwirkungen zuzuſchreiben iſt, da es mehr zu der nachhaltig harten und trüben Natur des Spaniers und ſeinem Bombaſt der Qual ſtimmt als zu dem leidenſchaftlichen aber beſtandloſen, bis zum Wahnſinn aufbrauſenden aber bei all ſeiner Verwilderung im Grunde gutmüthigen Karakter des Neapolitaners. Die Richtung des Caravaggio war, wie geſagt, hier mit andern Elementen verſetzt. Inmitten zahlreicher Nüancen aber iſt ihr Grundton nicht zu verkennen, und der Einfluß macht ſich auch bei Solchen geltend, die ihrer ganzen Bildung nach eigentlich einer andern Schule angehören und eine unabhängige Stellung einnehmen. So war es der Fall mit Beliſario Correnzio, welcher ſich was Colorit und Zeichnung betrifft nach den Venezianern bildete, zumeiſt nach Tintoretto, und wie dieſer ein Schnellmaler auch vor den rieſenhafteſten Unternehmungen nicht erſchrack. Ueberall begegnet man ſeinen Werken namentlich ſeinen Fresken: man würde ihnen weit öfter noch begegnen, wäre ſeinem Heißhunger nach Arbeit überall gewillfahrt worden. Im Geſu nuovo, in S. Martino und vielen andern Kirchen, im königlichen Palaſte und an mehren Orten ſieht man ſeine Productionen. Zu den ſchönſten gehören die an der Decke des Kapitelſaals von S. Severino, gegenwärtig das Archiv der Notare, wo er durch Anmuth und

Sorgfalt wie durch geiſtigere Schönheit überraſcht, die man häufig in ſeinen durch großartige Anlage und lebendige Gruppirung mehr als durch Korrektheit und Ausdruck der Köpfe bemerkenswerthen Arbeiten vermißt. Nachdem er während eines halben in Neapel verlebten Jahrhunderts voll Neid und Ungenügſamkeit beinahe allen Mitlebenden den Krieg gemacht und im Verein mit ein Paar andern Malern einen Despotismus ausgeübt hatte der ihn ſelbſt zu gemeinen Verbrechen hinriß, endete er ſein Leben auf gewaltſame Weiſe indem er mehr denn achtzigjährig in S. Severino vom Gerüſte herunterſtürzte, als er die lange zuvor dort ausgeführten Deckengemälde retouchiren wollte.

Giuſeppe Ribera, genannt Lo Spagnoletto und Giovan Batiſta Caracciolo waren die beiden Meiſter, welche wenngleich von einander ſehr verſchieden zur Fortpflanzung der den Caravaggieſken verwandten Grundſätze in Neapel am meiſten beitrugen. Ribera, Italien nicht durch Geburt angehörend wohl aber durch ſeine Wirkſamkeit, milderte einigermaßen ſeines Vorbildes düſtere Herbheit durch Correggeske Elemente ohne indeß deſſen innerliches Weſen merklich abzuſchwächen. In der Kunſt des Effektes die nicht blos auf Gegenſätzen beruht, in der bedeutungsvollen Karakteriſtik, in der Hervorzauberung des Reliefs kommt er Caravaggio gleich, aber während von dieſem geſagt ward ſein Material ſei gemahlenes Menſchenfleich, war Ribera's Farbenpalette

reicher wie seine Auffassung größern Adel zeigte. Wer von der Verschiedenheit Beider eine Anschauung haben will, vergleiche Caravaggio's berühmte Grablegung Christi in der Vaticanischen Sammlung, schauerlich wahr und ergreifend in ihrer buchstäblichen Auffassung der ordinärsten Menschennatur, mit des Spagnoletto Kreuzabnahme in der Kapelle des Tesoro S. Martino. Schöneres hat er nie gemalt und das Bild ist ein redender Beweis der Vollendung deren dieser Styl fähig ist. Farbe, Licht, Zeichnung wetteifern miteinander, und die Attitüde des auf ein Leintuch hingelegten Leibes des Heilandes ist in ihrer seltenen Kunst so schwierig wie natürlich, die Modellirung ist vollkommen, Stellung und Gebehrden der Umstehenden sind durchaus angemessen und sprechend, mag nun ihr Schmerz sich leidenschaftlicher oder ruhiger äußern.

Neapels Kirchen und Sammlungen sind voll von Werken des Spagnoletto welcher mehr denn irgend ein Anderer die günstigen Umstände zu benutzen und sich eine äußerlich gute Stellung zu schaffen wußte nachdem er durch die Geneigtheit des Herzogs von Ossuna aus der Dunkelheit seiner Jugendjahre hervorgezogen worden war. Er wurde der Hofmaler der Vicekönige und Schiedsrichter in künstlerischen Dingen. Er lebte als großer Herr und mit spanischer Grandezza. Er hielt Wagen und Livree-Bediente; seine Frau hatte ihren Cavaliere der sie beim Ausgehn begleiten mußte; ihm selber mußte ein

Gentilnomo die Pinſel reichen und nachdem er eine beſtimmte Zahl von Stunden, Vormittags drei, Nachmittags zwei gemalt hatte, ſagen: Signor Cavaliere, es iſt nun der Arbeit genug, vergnügt euch etwas durch Spazierengehn. Abends pflegte er Leute bei ſich zu ſehn: er wohnte in einem ſchönen Hauſe welches ſpäter Luca Giordano innehatte. Er war nicht groß, hatte aber Haltung und auch den Vornehmſten gegenüber viele Würde im Benehmen. Sein Stolz war mit natürlicher Heiterkeit gemiſcht und er liebte Scherz und Späße, ward aber zu leicht beißend und leidenſchaftlich. Seine Frau Leonora Cortes war ſchön und voll Geiſt, zugleich indeß übermäßig dem Prunk und den Vergnügungen ergeben. Von ihren fünf Kindern war die älteſte Tochter Maria Roſa von ſeltner Schönheit. Dieſe Schönheit aber brachte Unehre und Ruin über die Familie. Als während der Unruhen, die vom Maſaniello den Namen tragen, König Filipps Sohn Don Juan nach Neapel kam und als lebensluſtiger junger Mann Stadt und Leute kennen lernen wollte ſo viel die Umſtände es geſtatteten, ſuchte auch Giuſeppe Ribera ihm den Hof zu machen. Er lud ihn in ſein Haus um einer muſikaliſchen Aufführung beizuwohnen, da Don Juan ſolche Einladungen anzunehmen pflegte. So lernte der Königsſohn des Malers Tochter kennen und es entſpann ſich ein Verhältniß zwiſchen ihnen welches damit endete daß das Mädchen ihrem Verführer

in den Palaſt und ſpäter nach Palermo folgte. Der ſtolze Künſtler, ſo an ſeiner Ehre gekränkt, verfluchte ſich und ſeine Eitelkeit die ihn dazu gebracht. Er verließ ſein Haus, zog ſich nach dem Poſilipp zurück, ging nicht mehr aus, wollte Niemand mehr ſehn. Aber Unfriede mit ſeiner Gattin und gegenſeitige Vorwürfe machten ihm auch dieſe Zurückgezogenheit zur Hölle. Eines Tages verſchwand er, von einem einzigen Diener begleitet. Was aus ihm geworden, weiß man nicht. Spaniſche Schriftſteller laſſen ihn nach jahrelangem Umherirren arm und unerkannt in Neapel ſterben: die neapolitaniſchen Kunſthiſtoriker wiſſen nichts von ſeinem Ende.[21] Er war nicht über 56 Jahre als er verſchwand; die ſchuldige Tochter ſtarb jung an gebrochenem Herzen. Die Tradizion berichtet vom Spagnoletto jene ſchauerliche Geſchichte von dem ans Kreuz geſchlagenen Jüngling der als Modell zum ſterbenden Heiland dienen ſollte, eine Geſchichte die verſchiedenartig bald dieſem bald jenem Künſtler, dem Buonarotti ſelbſt und Rubens, zugeſchoben wird und von einem teutſchen Dichter unſerer Zeit ſo ſchön behandelt worden iſt. Es iſt eine bloße Sage die durchaus auf keine faktiſche Wahrheit ſich gründet. Der pſychologiſche Grund aber wird Jedem klar, welcher Giuſeppe Ribera's henkermäßige Luſt an den ſcheuslichſten Marterſzenen (eine ſeltſame Luſt von der ſelbſt ein ſo klaſſiſch genährter Geiſt wie Nicolas Pouſſin nicht frei blieb), ſeine ſtarken Contraſte, leiden-

ſchaftlichen Ausdruck und düſtere Färbung ermißt und von dem verwilderten Leben und den blutigen Feindſchaften, den hämiſchen Nachſtellungen und niedrigen Miſſethaten vernimmt, welche die neapolitaniſche Künſtlergeſchichte jener Zeit zu einer Tragödie machen würden, wenn nicht die Gemeinheit das Tragiſche in den Hintergrund drängte.

In Giovan Batiſta Caracciolo iſt viel weniger Entſchiedenheit und Einheit des Strebens und ſomit viel geringere Kraft und Wirkung als im Spagnoletto. Er ſuchte die Prinzipien der Bologneſer Schule, zu welcher er eigentlich gehörte, mit jener der Naturaliſten zu vermitteln was ihm, ſeines unleugbaren Talents ungeachtet, minder gelang als ſeinem Zögling Maſſimo Stanzioni, einem der begabteſten unter den Meiſtern jener Zeit. Elemente die miteinander ſchwer oder gar nicht verträglich ſcheinen ſind bei ihm harmoniſch verſchmolzen, und wäre es nicht daß ein ſolches Streben leicht zur Verflachung führt, woran Stanzioni's ſpätere Werke ſchon leiden, ſo konnte man von einem Styl welcher die Wahrheit, die ſchlagende Karakteriſtik und den mächtigen Effekt der Naturaliſten mit den feineren Formen und dem edlern Ausdruck der Eklektiker zu vereinigen gewußt hat, nur Rühmendes melden. Bei den ſpätern neapolitaniſchen Malern überwog bald die eine bald die andere Richtung. So weit ſie aber in den Bereich der gegenwärtigen Darſtellung gehören, nämlich bis um die

Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, ſind ſie bei aller verſchiedenen Individualität doch nur eben nüancirte Producte der nämlichen Schulen in ihrer mehr oder minder vollkommenen Aſſimilirung. Alle auswärtigen Maler die in Neapel arbeiteten ließen dort Eindrücke zurück. Mit Ausnahme des Spagnoletto, Salvator Roſa's und weniger Andern waren die meiſten Neapolitaner geübte Frescomaler und entſprachen ſo, gleich den Bologneſern und Correggesken und der Schule Pietro's da Cortona, dem Verlangen der Zeit nach maleriſcher Ausſchmückung großer Räume, mogten es Kirchen, Paläſte oder Hallen ſein. Das ſiebenzehnte Jahrhundert hat in dieſer Hinſicht dem vorhergegangenen, ſehn wir nur auf Maſſe und Großartigkeit, beinahe noch den Rang abgelaufen, und der letzte bedeutende Maler Neapels, Luca Giordano, hat namentlich in ſeinem bewunderungswürdigen Deckengemälde der Galerie des Mediziſch-Riccardiſchen Palaſtes zu Florenz gezeigt, wie weit, abgeſehn von den Mängeln des Styls, Leichtigkeit im Componiren und glänzendes Colorit in dieſer dem Decorativen ſich annähernden Gattung gehn können. Einer der Wenigen, welchen die Kunſt des Fresco's ſtets fremde blieb, war Andrea Vaccaro, welcher zwiſchen Caracciolo und Stanzioni ſtehend und Gründer einer vielbeſuchten Schule das Karakteriſtiſche welches Jene noch an ſich trugen immer mehr abgeſchwächt hat.

Es ist nun bald Zeit, von Neapels Künstlern zu scheiden. Das abenteuernde Leben und wilde Treiben, dessen bereits gedacht worden ist, währte auch über jene Zeiten feindlicher Nebenbuhlerschaft hinaus und schien ein Erbtheil der Schule geworden zu sein. Wie der Schlachtenmaler Aniello Falcone und seine Zöglinge, unter ihnen Salvator Rosa, es während des Masaniello-schen Aufstandes trieben, wird im nächsten Abschnitt erzählt werden. Salvator's Leben ist ein Roman wenn man auch nur die Wahrheit berichtet. Die Künstler jener Tage griffen eben so gerne zum Schwert wie zum Pinsel: sie wollten nicht umsonst Cavalieri heißen. Die Sitte sie zu Rittern zu machen war besonders seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, also mit der Zeit des Ueberwiegens der spanischen Sitte und des spanischen Sossiego aufgekommen: Baccio Bandinelli, eines Köhlers Enkel aus einem toscanischen Dörfchen, wurde Ritter von S. Jago; Michelangelo Buonarroti, altvornehmem Geschlechte entstammt, verschmähte äußerliche Auszeichnung. Die Päpste machten zahlreiche Cavalieri, theils von der Militia aurata, theils vom Christusorden, welcher in Portugal den aufgehobenen Templerorden vertreten hatte. Die französischen Könige verwandten später erst zu diesem Zwecke den Orden St. Michaels, der bis zu König Heinrich III Frankreichs höchstes Ehrenzeichen war. Selten wurde das Malteserkreuz auf solche Weise

vergeben, doch erhielt es Michelangelo da Caravaggio, ungeachtet seines wüsten Lebens dessen treues Abbild seine Kunst ist, vom Großmeister Alof de Vignacourt für sein Bild der Enthauptung des Täufers in der Magistralkirche zu La Valette.

Auch Mattia Preti, genannt Il Cavalier Calabrese, mit welchem diese Gruppe neapolitanischer Maler ihren Abschluß erhalten soll, gehörte dem Orden der Hospitaliter an, und auch sein Leben war reich an wechselvollen Ereignissen. Er war zu Taverna in Calabrien geboren und stammte wie es heißt aus alter Familie. Kein origineller Geist nahm er in sich auf was ihn eben anzog, in dem Grade daß er auf Guarcino, nach welchem er sich vorzugsweise gebildet, Rubenssche und französische Reminiscenzen pfropfte die er von seinen Reisen nach Hause gebracht hatte. Er hatte schon auf Papst Urbans VIII Verwendung vom Großmeister Paul de Lascaris das Kreuz erhalten als er in einem Wettkampf mit einem Fechtmeister welcher Lehrer des Erzherzogs Leopold gewesen, seinen Gegner so übel zurichtete daß der kaiserliche Botschafter in Rom nicht nur Klage gegen ihn erhob sondern ihn auch in seine Hände zu bekommen suchte, so daß Fra Mattia nichts Eiligeres zu thun hatte als sich nach Malta einzuschiffen. Auf Malta spottete seiner ein College die Maler sollten sich mit ihren Farbentopfen beschäftigen und

nicht mit Ritter-Caravanen. Fra Mattia ließ ihn halbtodt auf dem Platze und entging der Verhaftung nur indem er auf einer Feluke nach Livorno floh. Nach Spanien ging er mit einem päpstlichen Nunzius, zog in Ober-Italien von Stadt zu Stadt, in Venedig, Florenz, Bologna malend, kehrte nach Rom zurück wo Innocenz X den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, bekam mit einem Nebenbuhler in der Kunst Händel und verwundete ihn lebensgefährlich. Nun galt es aufs neue das Weite suchen. Die neapolitanische Grenze war die nächste: dahin floh der Ruhelose. In Neapel aber hatte kurz vorher die Pest geherrscht und da sie nachgelassen, man aber neue Einschleppung fürchtete, war eine Quarantäne an den Thoren eingerichtet worden. Fra Mattia wußte das nicht. Als er in die Stadt wollte, hielt ein Wächter ihn unsanft an; als er sich loszumachen suchte, legte dieser die Büchse an, sank aber in demselben Moment von des Ritter-Malers Degen durchbohrt zu Boden. Einem Zweiten schlug der Zornige die Waffe aus der Hand, ergriff die Flucht und lief gerade einer Patrouille der städtischen Miliz in die Hände welche die Thorwachen ablösen kam. Gefangen und eingesperrt sollte er zunächst über seine Person Auskunft geben. Aber er war aus Rom so eilig weggerannt daß er sich nicht einmal mit einem Passe versehn hatte. Die Sanitäts-Deputation drang auf ein

Todesurtheil. Aber der Vicekönig Graf von Castrillo ließ die Sache vor den Collateralrath bringen, und unter dessen Mitgliedern befand sich zufällig Einer der Fra Mattia Preti zu Rom im Hause der Olympia Aldobrandini gekannt hatte. Diesem Umstande verdankte er seine Rettung. Sich zu lösen ließ er dem Vicekönig antragen, er wolle die von den Deputirten der Sedilen beabsichtigten Votivbilder über den Stadtthoren unentgeldlich ausführen wenn man ihm die Freiheit wiedergebe. Es ward angenommen. Jetzt sind die Fresken des Cavalier Calabrese von Neapels Thoren entweder ganz verschwunden oder unscheinbar geworden, aber die älteren Beschreibungen der Stadt gedenken mit besonderem Lob und Vergnügen der Wahrheit mit denen der naturalistische Manierist das Wegschleppen der Pestleichen dargestellt hatte.

Er blieb dann eine Zeitlang in Neapel und entging nur mit Mühe einem Büchsenschuß welchen ein Pächter ihm zugedacht, den er in einem Bilde der Marter des Apostels Bartolomäus als Schinder abconterfeit hatte. Unter den vielen Werken die er hier ausführte sind die effektvollen und im Colorit kräftigen wenngleich nachgedunkelten Deckenbilder in S. Pietro a Majella bemerklich welche die Cölestinermönche durchaus nicht annehmen wollten weil sie nur Farbenklerse und schwere Schatten, dicke Nasen und glotzende Augen

ſahen bis die auf eine bedeutende Entfernung berechneten Bilder an ihrem Platz in den vergoldeten Rahmen der mit Schnitzwerk geſchmückten Decke angebracht waren. Endlich berief im Jahre 1657 der Johanniter-Großmeiſter Martin de Redin ihn nach Malta und gab ihm den Auftrag die Magiſtralkirche der Hauptſtadt mit Bildern zu verzieren. Auf Malta brachte Fra Mattia ſeine letzten vierzig Lebensjahre mit geringen Unterbrechungen zu. Sein heftig leidenſchaftliches Temperament hatte Zeit gehabt ſich abzukühlen. Er war ein geſetzter Mann geworden, hatte die Ordens-Gommende von Syracus erlangt, arbeitete fleißig und gab faſt Alles was er erwarb den Armen. Er war einer der populärſten Ritter. In der merkwürdigen aber zu bunten und geſchmackloſen St. Johanneskirche welche der Großmeiſter La Caſſière im letzten Drittel des ſechzehnten Jahrhunderts gebaut hatte und an deren zahlloſen Grabſteinen man die Genealogie und Heraldik eines großen Theils des franzöſiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen Adels wie im Mainzer Dom die des rheiniſchen ſtudiren kann, malte er in großen Bildern die Geſchichte des Täufers. Die Mauern beſtehn aus dem weißlichen Kalkſtein der Inſel der keinen Ueberwurf annimmt, ſo daß die Gemälde in Oelfarben auf dem geglätteten mit Leinöl getränkten Stein ausgeführt ſind. Sein Hauptwerk aber iſt das coloſſale Bild der Marter des heili-

gen Laurentius in der diesem Heiligen geweihten Kirche im Borgo. Nachdem er sieben Großmeister überlebt starb er zu Malta sechsundachtzigjährig am Schlusse des Jahrhunderts unter der Regierung Ramon Perellos de Roccafull.

Drittes Buch.

Der Ausgang.

Erſter Abſchnitt.

Maſaniello.

Zwei Jahre in zwei aufeinanderfolgenden Jahrhunderten haben in der Geſchichte Neapels eine traurige Bedeutung erlangt und durch ein noch viel auffallenderes Zuſammentreffen führten die Volksführer in beiden Aufſtänden denſelben Namen. Im Jahre 1547 ergriff, wie in der Einleitung zu dieſer Geſchichte erzählt worden iſt, das Volk der Hauptſtadt die Waffen gegen Don Pedro de Toledo welcher die ſpaniſche Inquiſition im Königreiche einführen wollte. Im Jahre 1647 brach gegen den Herzog von Arcos eine Rebellion aus, weil bis auf das Sonnenlicht in demſelben Königreiche Alles mit Steuern belegt war. Ein Mann aus dem niedrigſten Stande, einer der Hunderttauſend die ſozuſagen ohne Obdach wie ohne Kleidung in der großen Hauptſtadt des italieniſchen Südens ein Leben führen wie es ſonſt in keiner Stadt Europa's geführt wird, bedrohte das eine und andere Mal, beſonders aber in der Zeit die hier geſchildert wird, die ſpaniſche Herrſchaft wenn nicht mit dem Umſturz doch mit ernſten Gefahren. Und

wenn das eine wie das andere Mal die überlegene ſpaniſche Macht und Klugheit ſiegreich hervorgingen aus dieſen Gefahren, ſo blieben Land und Volk in nur traurigeren Umſtänden zurück. Das eine und das andere Mal erlangte die Revoluzion ſcheinbar ihren Zweck. Im Jahre 1547 wurde die ſpaniſche Inquiſizion nicht eingeführt, im Jahre 1647 wurden die gehäſſigſten Steuern abgeſchafft. Aber der Zwieſpalt zwiſchen den beiden großen Beſtandtheilen der Nazion wurde tiefwurzelnd fortgepflanzt und jede freie Bewegung wurde mehr und mehr erſtickt unter dem Drucke der entſetzlichſten aller Regierungen neuerer Zeiten, die noch über ein halbes Jahrhundert zu währen beſtimmt war.

Im Mai 1647 brach in Palermo eine Empörung der niedern Volksklaſſen aus welcher der Vicekönig Don Pedro Fajardo Marcheſe de los Veles nicht zu begegnen im Stande war. Die immer geſteigerten Auflagen auf die Lebensmittel, für das Volk namentlich bei der damaligen Weiſe der Erhebung die fühlbarſte zugleich und läſtigſte Art der Beſteuerung, erregten einen Tumult der mehre Monate währte, ernſtliche Entzweiung zwiſchen Adel und Volk veranlaßte und erſt von Los Veles' Nachfolger dem Cardinal Trivulzio durch ein Gemiſch von Feſtigkeit und Milde gedämpft ward. Die Kunde der ſizilifchen Unruhen gelangte nach Neapel als dort Alles ſchon reif war zum Ausbruch. Längſt kochte es und gohr es in den Gemüthern. Auf allen Seiten

mehrten ſich die drohenden Anzeigen. Maueranſchläge verkündeten, das Volk Neapels werde es machen wie das Palermitaniſche, wenn man die Gabellen nicht aufhebe, beſonders die Obſtſteuer die um ſo drückender auf der Menge laſtete, je heißer die Jahrszeit ward, je mehr der Arme ſich auf den Genuß der wohlfeilen und kühlenden Nahrung angewieſen fand. Der Vicekönig wurde von Volkshaufen angehalten als er zur Meſſe nach Sta Maria del Carmine fuhr: er zog ſich aus der Verlegenheit ſo gut er konnte, ſchob die Schuld dem Adel zu welcher die Steuer verordnet habe, verſprach was er nicht zu halten dachte. Die Adelsgenoſſenſchaften kamen zuſammen, aber es gelang ihnen nicht ſich zu einigen. Die Einen ſtimmten für Beibehaltung der Steuer weil ihre pecuniären Intereſſen dabei ins Spiel kamen, die Andern weil ſie nicht wußten, wie ſie das Geld das die Regierung forderte anderswo auftreiben ſollten. So ungünſtiger Umſtände ungeachtet ließ der Herzog von Arcos die meiſten in der Stadt und Umgegend liegenden teutſchen und ſpaniſchen Truppen nach der Lombardei ziehen — er war darauf bedacht, franzöſiſchem Angriff in Nord-Italien zu begegnen und ahnte nicht daß er das Königreich in einem Augenblick von bewaffneter Macht entblößte, wo die Fortdauer der ſpaniſchen Herrſchaft mehr denn je auf dem Spiele ſtand. [22]

Auf dem großen Markte zu Neapel, dem Schau-

platz ſo mancher Tragödie und ſo vieler Unruhen, ſtand ein ärmliches Haus welches ſich durch nichts unter den übrigen bemerklich machte als durch Kaiſer Carls V Wappen und Namen an der Vorderwand. Hier wohnte ein armer Fiſchhändler, Tommaſo Aniello, welchen man mit verkürztem Namen Maſaniello zu nennen pflegte. Sein Vater Francesco oder Cicco war von der Küſte von Amalfi gekommen und hatte im Februar 1620 eine Neapolitanerin Antonia Gargano geheirathet. Schon vier Monate ſpäter wurde ihnen in dem Vico rotto beim großen Markt, da wo nur das allerärmſte Volk wohnte und im Jahre 1656 die Peſt ihren Anfang nahm, ein Sohn geboren dem eine ſo merkwürdige Rolle vorbehalten war. Am 29. Juni 1620 ward Tommaſo Aniello in der Pfarrkirche Santa Catarina in Foro magno getauft. Am 25. April 1641 verheirathete er ſich mit Berardina Piſa, einem Mädchen aus der nämlichen Stadtgegend.[21] Die Armuth des Paares war ſo groß, daß Maſaniello oft nicht einmal Fiſchhandel treiben konnte ſondern ein kärgliches Brod erndtete, indem er Papier verkaufte um Fiſche darin nach Hauſe zu tragen. Er war von mittler Größe, gutgewachſen und behend; in ſeinem ſonnverbrannten Geſicht glänzten dunkle Augen, während gelocktes blondes Haar, lang und auf den Nacken herabfallend, mit ſeiner Hautfarbe contraſtirte. So ſtimmte auch ſeine heiter lebendige Rede wenig zu ſeiner ernſten Miene. Seine Klei-

ung war die der Fiſcher, aber wie er überhaupt, was
an auch von ihm und der Rolle die er geſpielt den-
n mag, ein ungewöhnlicher Menſch war, ſo wußte
derſelben ihrer Aermlichkeit ungeachtet durch Farben-
ahl und Anordnung eine Eigenthümlichkeit zu geben,
e ſeinen Zeitgenoſſen in der Erinnerung blieb. Daß
wunderbare Geiſtesgegenwart beſaß und Furcht nicht
nnte hat die Lebensgeſchichte dieſes merkwürdigen Men-
ſchen — eine Geſchichte die ſich auf neun Tage be-
ränkt — klar an den Tag gelegt.

Es geſchah einſt, inmitten des Misvergnügens
elches die übermäßig geſteigerten Abgaben überall er-
gt hatten, daß Maſaniello's Frau von den Thor-
ächtern angehalten wurde, indem ſie mit einem Pack
Aehl, in Tücher geſchlagen wie ein Wickelkind, ſich in
e Stadt einzuſchleichen ſuchte. Sie wurde eingeſperrt
nd erſt nach acht Tagen gelang es dem Manne der
e ſehr liebte ſie aus der Haft zu befreien. Faſt ſeine
anze arme Habe ging drauf, die Geldſtrafe zu erlegen
welcher ſie verurtheilt worden war. So kochte ſchon
Maſaniello's Innerm der Groll und das Feuer ward
och geſchürt, da er, man weiß nicht wie, mit Leuten
es Herzogs von Maddaloni in Streit gerieth und von
nen nach gewohnter Weiſe unſanft behandelt wurde.
a ſcheint ihm der Gedanke aufgeſtiegen zu ſein, mit
ülfe des Volkes ſich zu rächen. Mehre haben erzählt
ß es an Aufhetzern nicht gefehlt habe: Giulio Genoino

wird genannt, der vormalige Günſtling des Herzogs von Oſſuna der nach den ſeltſamſten Schickſalen und nachdem er in Oran an der Barbareskenküſte die Kette des Galeerenſklaven getragen hatte, als bejahrter Mann in geiſtlicher Kleidung in die Heimath zurückgekehrt war und auf neue Ränke ſann da die alten ihm mislungen. Auch ein Banditenhauptmann ſoll unter den Anſtiftern geweſen ſein und ein Laienbruder vom Carmine der dem Maſaniello Geld gegeben haben ſoll: vielleicht Alles nur verſuchte Erklärung des plötzlich überraſchenden Factums. Nur ſo viel weiß man mit Gewißheit daß Maſaniello unter der zahlreichen zu allen Tagesſtunden vagabundirenden und herumliegenden Bevölkerung des großen Marktes und ſeiner Umgebungen einen Haufen von Knaben und jungen Leuten zuſammenſuchte, als deren Anführer er am Feſte der Madonna vom Carmel, das auf Mitte Juli fällt, aufzutreten dachte, wie ſchon mehrmals der Fall geweſen war. An jenem Feſte nämlich pflegte man mitten auf dem Markte an welchen wie ſchon geſchildert ward Kirche und Kloſter der Karmeliter ſtoßen, ein Caſtell von Holz und Leinwand aufzubauen, welches von Schaaren Volkes belagert und vertheidigt wurde. Die Hauptmaſſe der Angreifenden bildete eine Schaar Buben der unterſten Klaſſe, über vierhundert an der Zahl, die ſich das Geſicht und den größten Theil des Körpers ſchwarz und roth färbten, ihren zerlumpten Kleidungsſtücken etwas ſogenannt Orienta-

liſches in der Form gaben, mit Stöcken bewaffnet waren und die Compagnie der Alarben, vielleicht Araber hießen. Dieſe wurden von Maſaniello eingeübt und betrachteten ihn als ihren Häuptling.

Es begreift ſich leicht, wie übel das Volk auf die Zöllner zu reden war welche durch ihre Härte und Rohheit in den täglichen Begegnungen mit der gleich rohen und dabei auf Trug ſinnenden Menge ſteten Zank und Groll unterhielten. In einer ſchönen Sommernacht flog das Zollhaus auf dem großen Markte in die Luft. Unbekannte Hände hatten eine Menge Pulvers hineingetragen und am Morgen ſtand nichts da als die geſchwärzten Ruinen. Man hatte wol dadurch den Vicekönig von der Forterhebung der Steuer abbringen wollen, aber ohne Zeitverluſt wurde in einem gegenüberliegenden Hauſe eine neue Zollſtätte eingerichtet. Die Einnehmer waren nun um ſo gereizter und unbarmherziger, und jeden Tag ſah man einem Ausbruch entgegen.

So kam der Morgen des 7. Juli 1647 heran. Es war ein Sonntag und von Pozzuoli waren in aller Frühe eine Menge Obſtverkäufer mit Karren und Eſeln und gefüllten Körben in die Stadt gekommen und wie gewöhnlich nach dem großen Markte gezogen. Kaum angelangt, begann auch ſchon der Streit. Es handelte ſich weniger darum *ob* man Zoll zahlen als *wer* zahlen ſollte. Die von Pozzuoli behaupteten die neapolitaniſchen Obſthändler müßten die Steuer von fünf Carlin

für den Centner zahlen — dieſe ſagten das ſei nicht ihre Sache, und ſo ging der Lärm los. Einige achtbare Bürger die das Unheil vorausſahen eilten zum Vicekönig, welcher dem Volksdeputirten Andrea Naclerio den Auftrag ertheilen ließ ſich ſogleich nach dem Markte zu begeben um Ruhe zu ſtiften. Naclerio ſtieg als er den Befehl erhielt eben in eine Barke um nach dem Poſilipp zu fahren wo er mit ſeinen Collegen von den Adelsgenoſſenſchaften den Tag zuzubringen dachte. Er ließ umwenden, fuhr den Strand der Marinella entlang und ſtieg beim Gerberthor aus, neben dem Fort das von der Karmeliterkirche den Namen hat. Eine andere Sonntagsſzene als die welche er ſich in duftenden ſchattigen Gärten verſprochen hatte, erwartete hier den Ankommenden. Der Markt war mit tumultuirendem Volke gefüllt und um ſo ärger der Lärm weil Maſaniello ſich an dem Morgen mit ſeiner Alarbenſchaar eingefunden hatte, Heerſchau über ſie zu halten. Die Leute von Pozzuoli, ſeit Don Pedro de Toledo's Tagen übelberüchtigt, zankten und proteſtirten. Die Neapolitaner gaben ihnen nichts nach in unermüdlicher Zungenfertigkeit. Die Zöllner wollten von keiner Einrede hören und beſtanden auf Zahlung. Andrea Naclerio ſuchte ſich auf alle Weiſe Gehör zu verſchaffen und den Tumult beizulegen. Er ſagte den Pozzuolanern ſie ſollten zahlen: das Geld werde ihnen zurückerſtattet werden — ſie wollten nicht. Er forderte ſie auf das Obſt

wägen zu laſſen: er werde aus eignem Beutel den Zoll erlegen — auch deſſen weigerten ſie ſich. Nun verging den Zöllnern und den Sbirren die Geduld. Sie holten die große Wage herbei und wollten mit Gewalt die Früchte wägen. Da ſtießen die Verkäufer die Körbe um daß das Obſt über den Boden rollte und riefen dem Volke zu: Nehmt was ihr findet und laßt euch's ſchmecken — es iſt das leztemal daß wir hier zu Markte fahren!

Von allen Seiten warfen ſich Buben und Erwachſene auf Körbe und Früchte. Das Signal zum Aufruhr war gegeben. Die Zöllner trieben das Volk zurück, das Volk brauchte das Obſt als Waffe. Andrea Naclerio gerieth in das wildeſte Gedränge — der Hauptmann der Sbirren und einige der angeſehenern Bewohner des nahen Gerberviertels eilten herbei und trugen ihn auf ihren Armen aus dem Menſchenknäul, der in einem Augenblick zur dunkeln Maſſe anſchwoll, da aus den benachbarten Gaſſen, aus dem ſchmuzigen und dichtbevölkerten Lavinaro, wie vom Strande das unbeſchäftigte Volk herbeilief. Der Deputirte war froh, ſeine Barke zu erreichen und ließ kräftig rudern die Kunde von dem Tumult nach dem Palaſte zu bringen. Der Pöbel aber griff vom Obſt nach Steinen, trieb Einnehmer und Sbirren in die Flucht, drang in's Zollhaus ein, zerſchlug Tiſche und Bänke und zündete die Trümmer wie die Rechnungsbücher an ſo daß bald

unter dem lauten Jubel der Beiſtehenden ein helles Feuer emporſchlug.

Andrea Naclerio war unterdeß im Palaſt angelangt. Er hatte dem Vicekönig den ganzen Hergang erzählt und zugleich ihn bedeutet, nur die Abſchaffung der Obſtſteuer könne das Volk beruhigen. Der Herzog von Arcos beſchloß es mit der Güte zu verſuchen. Zwei Männer von vornehmer Geburt welche mehr denn Andere bei der Menge beliebt waren, Tiberio Caraſa Fürſt von Biſignano und Ettore Ravaſchieri Fürſt von Satriano, begaben ſich nach dem Markte als Friedensſtifter. Naclerio war damit nicht einverſtanden: er befürchtete Don Tiberio werde in ſeiner Gutmüthigkeit mehr verſprechen als man halten könne und ſo die Sache nur ſchlimmer machen. Wie er vorausgeſehn hatte geſchah's. Als Biſignano den Markt erreichte und die Menge noch in wildem Toben fand, verkündigte er der Vicekönig wolle die Obſtſteuer nicht nur ſondern alle übrigen Gabellen abſchaffen. Sie mögten guter Dinge ſein und ſich beruhigen.

Die Tumultuirenden horchten auf. Abſchaffung aller Gabellen vom Vicekönig verſprochen — das ließ ſich hören. Maſaniello hatte während des Angriffs auf den Deputirten und die Zöllner ſich ruhig und gewiſſermaßen vermittelnd verhalten: jetzt rief er, man ſolle nach dem Palaſte ziehn. Die größere Maſſe des Volkes folgte ihm; eine andere Schaar umringte Biſignano.

Dieſer hätte ſich gerne dem wüſten Gefolge entzogen und ſetzte beim Königsthore ſein Pferd in Trab; aber ſie erreichten ihn bald wieder, vergaßen ſo ſehr die Ehrfurcht die ſie ſeinem Range ſchuldeten, daß ſie Hand an ihn legten, und zwangen ihn ſie nach San Lorenzo dem Sitze des oberſten ſtädtiſchen Magiſtrats zu begleiten. Hier angelangt ſchrieen ſie nach dem Privilegium Carls V, eine Idee welche Giulio Genoino ihnen beigebracht hatte, der verkleidet und mit langem Bart ſich im Zuge befand und die Seele aller Intriguen blieb die unter dem wilden Treiben der Maſſen verborgen lagen. Don Tiberio Caraſa ſchätzte ſich glücklich ſeinen Drängern zu entgehn, indem er unbemerkt in eine Zelle ſchlich und nach dem Caſtelnuovo entkam, von wo er ſich nach Rom begab, ſo angegriffen von der erlebten Szene daß er nicht lange darauf in Geiſtesverwirrung ſtarb.

Unterdeſſen war der weit zahlreichere Haufen auf dem Weg zum königlichen Palaſte. Trommelſchläger zogen voraus. Maſaniello hatte ein Pferd beſtiegen und hielt eine Fahne empor; unter denen die ihm folgten war der Eine mit einem Stock verſehn, der Andre mit einer Stange bewaffnet. Sie hatten in der Eile bald dies bald jenes Geräth ergriffen, und lärmend und pfeifend begleiteten zahlreiche Buben, des Führers alte Trabanten, den abenteuerlichen Zug, die Meiſten zerlumpt und baarfuß, eine wahre Pöbelhorde die bald

inne wurde, wie viel in ihre Gewalt und Willkür gegeben war. Der Herzog war im Palaſt, mit ihm mehre Herren der Stadt die ihm riethen ſeine ſpaniſche Wache ſchleunig verſtärken zu laſſen. Er aber wollte nicht, ſei es um das Volk nicht mehr zu reizen, ſei es weil er die Gefahr nicht für ſo drohend hielt. Der Oberſtallmeiſter des Reiches, Don Carlo Caracciolo, ſtand mit Don Luis Ponce de Leon, des Vicekönigs Vetter und Regens der Vicarie, auf einem der Balcone, in dem Augenblick wo der Haufe den Platz vor dem Palaſt erreichte und Maſaniello, vor der königlichen Wache dreimal die Fahne ſchwenkend, ausrief: Es lebe Gott und der König von Spanien! Weg mit den Gabellen! Ein Ruf, den das Volk tauſendſtimmig wiederholte. Caracciolo ging hinunter und begann mit der Menge zu unterhandeln. Sie blieben ſtehn — ſie klagten über die drückenden Abgaben, ſie klagten über das ſchlechte Brod, ſie hielten ihm Stücke davon hin: er möge ſelber urteilen, ob das Nahrung für Menſchen ſei oder für Hunde. Sie drangen vor allem auf Abſetzung des Eletto, welchem wie gewöhnlich die Schuld beigemeſſen ward daß es nicht beſſer ging.

Anfangs ließ die Sache ſich ziemlich gut an. Don Carlo hielt die Menge mit großer Geſchicklichkeit von den Eingängen ferne während er durch Dienſtleute mit dem Vicekönig correſpondirte. Dieſer bewilligte Naclerio's Abſetzung — er bewilligte die Abſchaffung des

Obſtzolles — er bewilligte die Abſchaffung des Weinzolls. Nun ſchwoll der Maſſe der Kamm. Warum nicht weiter fragen wenn man ihnen Alles zugeſtand? Alſo der Mehlzoll! Caracciolo machte Einwendungen, ſo könne es nicht gehn. In demſelben Augenblicke aber drangen neue Haufen, mehre tauſend Mann, wildlärmend auf den Platz. Der Unterhändler mußte weichen und hatte nur noch Zeit dem Vicekönig ſagen zu laſſen, er möge ſich ins Caſtelnuovo zurückziehn.

Als das Volk das äußere Thor des Palaſtes unbeſetzt fand, drang es in den Hof und ſtürmte die große Treppe hinauf. Am Ende derſelben, am Eingang der Halle ſtand die teutſche Leibwache. Sie kreuzten ihre Hellebarden um den Pöbel abzuhalten, aber der Andrang war zu ſtark — nach kurzem Ringen waren die Waffen ihnen entriſſen und mishandelt und blutend konnten ſie den Stürmenden nicht den Zugang wehren. Der Herzog von Arcos war währenddeſſen auf einen der Balcone getreten und ſagte der Menge in ſpaniſcher Sprache, ſie ſollten ſich beruhigen: er werde ihnen ihren Willen thun. Aber ſie verſtanden ihn nicht und ſchrieen, er ſolle halten was er ihnen durch den Fürſten von Biſignano verſprochen habe. Der Vicekönig ſah daß er ſeine Zeit verlor. Schon tobten die Vorderſten der Andringenden an der Thüre des erſten Saales die man in der Eile verſchloſſen hatte. Jetzt war jeder Moment theuer. Vergebens verſuchte Don Carlo

Caracciolo in der Halle noch einmal das Volk zu beſänftigen: ein Schlag mit eiſernem Stabe verletzte ihm den Arm und zwei Steinwürfe trafen ihn. Die Thüre des erſten Saales ſtürzte mit lautem Dröhnen zu Boden. Nun ſah der Pöbel kein Hinderniß mehr vor ſich. Alles was noch im Palaſt war ſtob auseinander: Der Vicekönig, die verſchiedenen Thüren hinter ſich verriegeln laſſend, eilte nach der Galerie um die in den Hof führende Wendeltreppe zu erreichen. Wie bereute er dem Rathe Caracciolo's nicht gefolgt zu ſein der ihn nach dem Caſtell fliehn hieß. Andrea Naclerio verbarg ſich in den Gemächern der Vicekönigin, ließ ſich durch ein Seil aus einem Fenſter in den Garten hinab und entkam glücklich in die Veſte. Der Pöbel aber zerſchlug in den königlichen Sälen Alles was er fand; die Scheiben der hohen Fenſter klirrten auf dem Boden und unter wüſtem Jauchzen und Gelächter wurde alles koſtbare Hausgeräth von den Balconen auf die Straße hinabgeworfen, miteinbegriffen die Stühle und der große Sonnenſchirm der Regenten des Collateralraths und die zerfetzten Schriften der Geheimſchreiber. Die Baluſtraden ſelbſt der Balcone entgingen der vandaliſchen Wuth nicht und ſchwere Eiſenſtangen und Hämmer zerſchmetterten die ſchönpolirte Steinmetzenarbeit.

Der Herzog von Arcos war die Wendeltreppe hinabgeſtiegen und da er erfuhr, daß im Caſtell die Brücken ſchon aufgezogen, die Fallgatter herabgelaſſen ſeien,

Univ. Bibl. München

glaubte er ſich über den Platz in das gegenüberliegende Kloſter der Minimi retten zu können, indem er wähnte die Aufrührer wären mit dem Plündern des Palaſtes zu ſehr beſchäftigt um auf ihn zu achten. Aber er verrechnete ſich. Kaum erreichte er den Platz ſo ward er erkannt und umringt. Ein Ritter von San Jago, Don Antonio Taboada, fuhr zufällig vorüber: ihm gelang es ſich zum Vicekönig durchzudrängen und ihn in ſeinen Wagen zu heben. An einem Haar hing die Rettung des Herzogs von Arcos. Einer vom Volke, es hieß Maſaniello ſelbſt, wollte ihm mit dem Degen einen Stich verſetzen der durch Don Emanuel Vaez parirt ward. Ein weggelaufener Auguſtinermönch ergriff ihn bei den Haaren und ſchrie: Schaff' die Zölle ab! Der Wagen konnte nicht vorwärts. Die Pferde bäumten ſich, Leute vom Volk fielen ihnen in die Zügel, der Kutſcher lag am Boden. Da drangen mehre Herren durch die Menge, mit Gewalt theils und theils mit guten Worten ſich einen Weg bahnend — der Graf von Converſano, die Marcheſen von Terrecuſo und Brienza, der Herzog von Caſtell' Airola, der Prior von Roccella Caraſa, Don Antonio Enriquez und Carlo Caracciolo. Ihnen verdankte der Vicekönig ſeine Rettung. Sie umringten den Wagen mit gezogenen Degen. Schon hatten die Aufrührer die Pferde-Geſchirre abgenommen: ein Paar der Edelleute bemächtigten ſich derſelben, legten ſie wieder an ſo gut's ging und Carac-

ciolo ſchwang ſich auf den Kutſcherſitz und hieb auf die Thiere los während die Andern am Schlag blieben. Aber es war kein Weiterkommen — mit jeder Minute wuchs die Menſchenmaſſe, das Geheul, das Getümmel. So Wenige gegen ſo Viele — kein Ausgang mehr blieb offen wenn ſie ſäumten. Don Carlo Caracciolo beſann ſich raſch, ſprang herunter, öffnete die Wagenthüre, zog den halbtodten Vicekönig heraus und faßte ihn unter den Arm während die Uebrigen ſie umringten ihre Degen hoch emporhaltend und den Andrang der Menge abwehrend. „Platz für den König!“ — mit dieſem Ruf durchdrangen ſie die Maſſe.

So gelangten ſie an die Pforte des Kloſters. Sie war verſchloſſen — der Pöbel heulte und drohte den Mönchen unter tauſend Verwünſchungen wenn ſie öffneten. Der General und der Provinzial des Ordens waren anweſend, beide Spanier. Sie befahlen das Thor halb zu öffnen um den Vicekönig einzulaſſen. So geſchah's — Caracciolo gab dem Herzog einen Ruck und er war gerettet. Die Edelleute aber, denen er dieſe Rettung verdankte, blieben draußen der Wuth des Geſindels preisgegeben das jetzt um ſo wilder wurde da es ſah wie ihm ſein Opfer entgangen war. Mit Mühe rettete ſich Carlo Caracciolo; ein Steinwurf verwundete den Marcheſe di Brienza im Nacken. Das Volk ſuchte die Kloſterpforte zu erbrechen die von den Geiſtlichen in der Eile verrammelt ward. „Es lebe der König von

Spanien! Nieder mit der ſchlechten Regierung!" Dies war der Ruf der tauſendſtimmig erſcholl. Der Herzog von Arcos zeigte ſich an einem der Fenſter — er wiederholte er wolle bewilligen was man verlangte — er warf eine von ſeiner Hand unterzeichnete Declaration herunter: es half Alles nichts. Die Aufrührer verſuchten durch die Kirche in das Kloſter zu gelangen; ſie drohten den Vicekönig nach dem Markte zu ſchleppen. In der ganzen Stadt ging der Lärm los. In dieſem verhängnißvollen Moment erſchien der Cardinal-Erzbiſchof Ascanio Filomarino.

Je wichtiger die Rolle geweſen iſt welche der Erzbiſchof von Neapel in den Umwälzungen des Reiches geſpielt hat, umſomehr Intereſſe gewinnt die Darſtellung derſelben von ſeiner Hand, in den Briefen die er an Papſt Innocenz X richtete. „Als ich geſtern, ſchrieb er am 8. Juli, um die einundzwanzigſte Stunde die Wohnung verlaſſen hatte um mich zu den Kapuzinern zu begeben, erfuhr ich der Vicekönig werde in ſeinem Palaſt von fünfzig bis ſechzigtauſend aus dem Volke belagert welche die Abſchaffung der Obſtſteuer auf alle Weiſe erzwingen wollten. Seit mehren Tagen ſchon hatte es dieſer Steuer wegen im Volk gegährt: die Menge war gleich erzürnt gegen Miniſter und Adel und drohte deren Häuſer zu plündern und ſelbſt der Klöſter nicht zu ſchonen. Denn es hieß daß man aus Beſorgniß vor einem Aufſtande große Schätze, Edelſteine ſowol

wie Silberzeug, nach letzteren geflüchtet habe. Auf diese Kunde änderte ich meinen Entschluß und kehrte durch das Heiligegeist-Thor nach der Stadt zurück. Unterwegs traf ich zahlreiche Bekannte welche flüchteten und auch mir riethen nicht weiter zu gehn sondern nach Hause zurückzukehren, was mir ein Sporn war meine Schritte zu beschleunigen. Etwa hundert Schritte vom Nunziaturpalast (am Toledo) traf ich auf Haufen bewaffneten Volkes welche in großer Aufregung des Weges zogen während aus allen Nebenstraßen Leute herbeiströmten. Ich versprach mir Gutes von diesem Volke das ich stets voll Ehrfurcht und Wohlgeneigtheit gegen seinen Hirten gefunden und in dessen Reihen ich Manche sah die mir persönlich bekannt waren. Da ich der Menge nun den Segen gab nach welchem sie sich so sehr sehnt daß sie mich nur ungerne ohne denselben vorüberziehn läßt, und ich zu den Leuten freundlich sprach, erwiederten sie, jedenfalls müsse die Obststeuer abgeschafft werden. Ich versicherte ich werde für sie stehn und willig mein Blut hingeben und auf die Abschaffung dieser und der andern Gabellen hinwirken. Sie mögten sich beruhigen und mich handeln lassen; sie würden gewiß zufrieden sein. Je weiter ich kam, um so größer ward das Gedränge, so daß, um mir Raum zu schaffen, einige von den Volksführern die mir wohlwollten mich begleiten und Platz machen mußten, indem sie Zeichen machten ich sei auf ihrer Seite. So erreichte

ich mit großer Mühe den Platz vor dem Palast, den ich ganz mit tobendem Volke gefüllt fand. Da ich vernahm der Vicekönig habe sich in das Kloster der Minimi geflüchtet, so ließ ich ihm durch einen meiner Edelleute Nachricht bringen ich sei da, aber er müsse dem Volke nachgeben. Ich erhielt zur Antwort, sowol der Vicekönig wie die bei ihm befindlichen Beamten seien über meine Ankunft hocherfreut, und indem ich den Wagen verließ um ins Kloster zu gehn brachte mir der Marchese von Torreenso einen eigenhändigen Zettel des Vicekönigs durch welchen er Abschaffung der Gabellen versprach. Nachdem ich den Zettel gelesen und dessen Inhalt dem Volke mitgetheilt, verordnete ich laut in Gegenwart Aller sie sollten gehn und die Zollhäuser einreißen, und am nächsten Morgen werde besseres und schwereres Brod verkauft werden. Eurer Heiligkeit kann ich es nicht mit Worten schildern wie bei diesem Befehl das Volk sich beruhigte und zufriedengab. Als ich wieder in den Wagen stieg, umringte mich die Menge: sie knieten nieder, sie küßten mir Hände und Kleider; wer nicht an mich heran gelangen konnte, machte von ferne Zeichen mit Hand und Mund. Während ich nun auf demselben Wege zurückkehrte, ließ ich überall bekannt machen, die Gabellen seien abgeschafft und das Brod werde besser werden. Dies Mittel wirkte so daß im gedachten Theile der Stadt der Tumult sich bedeutend legte und die Gemüther beruhigten. Und einigen

der Anführer der Maſſen trug ich auf in andere Stadtviertel zu gehn, dort dieſelbe gute Botſchaft zu verkündigen und den Frieden herzuſtellen.“[21]

Aber der Cardinal täuſchte ſich und trug vielleicht mehr noch als Tiberio Caraſa durch ſeine Unvorſichtigkeit dazu bei, den Aufſtand zu nähren. Die Leidenſchaften der Menge waren einmal erregt und es fehlte nicht an Uebelgeſinnten welche dieſe Aufregung benutzten. Kaum war der Erzbiſchof weg, ſo erhob ſich aufs neue der Lärm. Weder der Fürſt von Monteſarchio noch Don Proſpero Tuttavilla noch andere vermogten die Ruhe herzuſtellen ſo viele Worte ſie auch verſchwendeten. Der Pöbel griff die ſpaniſche Palaſtwache an, zerſchlug ihnen die Trommeln, zerbrach die Piken und machte es endlich ſo arg daß die Soldaten gezwungen waren Feuer zu geben. Das wirkte. Fünf bis ſechs ſtürzten und wilde Flucht löſte die dichtgedrängten Haufen auf. Der Vicekönig hatte die Zwiſchenzeit benutzt um durch eine Hinterthüre des Kloſters ein am Abhange des Pizzofalcone gelegenes Haus zu erreichen. Hier ſtieg er in eine Sänfte die verſchloſſen ward, und gelangte von mehren Edelleuten begleitet über die vom Herzog von Medina gebaute Brücke welche den Hügel von Pizzofalcone mit dem von San Martino verbindet, nach dem Caſtel Sant Elmo. Theilweiſe iſt der Berg ſo ſteil daß die Träger der Sänfte in welcher der Vicekönig ſaß nicht vorwärts konnten. Er mußte ausſteigen

und mit großer Anſtrengung erklomm der ſtark beleibte Mann den Hügel. Andere Cavaliere ſchloſſen ſich dem Zuge an der auf kein Hinderniß ſtieß, da die Volksmaſſen ſich alle in die untern Stadttheile hinabgewälzt hatten. Die Herzogin von Arcos, in deren Gemächer der Pöbel gedrungen war, hatte ſich mit ihren Kindern und Angehörigen, mit ihren Hoffräulein und vielen andern vornehmen Frauen der Stadt ins Caſtelnuovo geflüchtet. Die ſpaniſchen Truppen aber hatten die benachbarten Wachpoſten verlaſſen, zu ſchwach um ſie gegen die Menge halten zu können, und alles Militär ſammelte ſich unter dem Fürſten von Aſcoli im Park der an den Palaſt wie an das Caſtell ſtieß, um dieſen günſtigen Punkt mit vereinter Kraft zu behaupten.

Die Nacht brach an — welche Nacht! Hunderttauſend zogen durch die Straßen, mit Lärmen und Gebeul. Die Kirchen ſtanden offen und es erſchallten Gebete um Wiederherſtellung der Ruhe. Die Theatiner und Jeſuiten verließen ihre Klöſter und ordneten ſich zu Prozeſſionen, die Litaneien der Madonna und der Heiligen ſingend, aber das Ora pro nobis wurde von dem Toben der Menge überſtimmt. Obgleich die Erſtern den Toledo hinab bis zum Palaſt, die Andern nach dem großen Markte vordrangen, mußten ſie doch unverrichteter Dinge wieder abziehn. Alle Straßenräuber und Mörder, an denen Neapel ſo reich war, hatten ihre Schlupfwinkel verlaſſen. Das erſte war daß man

die Gefängniſſe erbrach und die Eingekerkerten in Freiheit ſetzte. Alle bis auf die in den Kerkern der Vicarie befindlichen, denn das Caſtel Capuano flößte den Tumultuirenden Achtung ein, ſei es weil Kaiſer Carls V Reichsadler großmächtig über dem Portal angebracht war, ſei es weil die Beſatzung der alten Burg nebſt den Sbirren mit brennenden Lunten hinter den Gittern ſtanden und den Angreifenden mit blutigem Willkommen drohten. Die Gefangenen in der Vicarie ſuchten ſich nun ſelber zu befreien und begannen mit ſchweren Balken die Eiſengitter zu zerſtören, aber einige Büchſenſchüſſe die ein Paar von ihnen todt hinſtreckten, mahnten ſie von ihrem Verſuche abzuſtehn. Alle andern Gefängniſſe wurden ausgeräumt und die Archive und Alles was ſich darin vorfand verbrannt. In der ganzen Stadt wurden die Zollbuden zerſtört. Von einem Thore ging's zum andern; die Zöllner waren überall entflohn, niemand dachte an Widerſtand. Und als es keine Kerker mehr zu erbrechen, keine Zollſtätten zu vernichten gab, begann der Pöbel die Häuſer Derer anzugreifen von denen man wußte daß ſie durch Steuerpachten oder auf andere Weiſe auf des Volkes Koſten reich geworden waren. Von Vertheidigung war keine Rede. Die Eigenthümer waren froh das nackte Leben zu retten. Mancher wog mit Gold den Dienſt der Rudrer auf die ihn nach einer Villa am Poſilipp oder nach irgend einem andern Orte außerhalb der Stadt

fuhren. Die Häuſer aber wurden ausgeleert: zuerſt das des Steuercaſſirers Alfonſo Vagliano. Schönes Hausgeräth, Silberzeug, Gemälde, Alles was man fand wurde auf die Straße geſchleppt, auf einen Haufen geworfen und angezündet. Und als Einer vom Volke irgend ein Kleinod einſtecken wollte, ward er von den Uebrigen heftig geſcholten.

Bis dahin waren verhältnißmäßig wenige der Tumultuirenden bewaffnet. Sie empfanden den Mangel und wollten ſich Waffen und Geſchütze verſchaffen. Sie griffen in dieſer Abſicht Kloſter und Thurm von San Lorenzo an, aber die kleine ſpaniſche Beſatzung empfing ſie mit ſcharfem Feuer und ſie mußten ſich zurückziehn. Umſomehr begingen ſie ſolche Greuel zu denen gerade keine Tapferkeit gehört. Es war die furchtbarſte Verwirrung und bald hie bald dort röthete Feuersbrunſt den Himmel, erleuchtete plötzlich unheimlicher Schein die Thürme und ragenden Gebäude. Auf dem Markte war das Hauptquartier der Empörer, denen es noch an einem Führer fehlte. Gegen Mitternacht traten dort in einen Kreis von Männern des niedrigſten Standes, unter denen auch Maſaniello war, vier Vermummte welche die Tracht einer der frommen Brüderſchaften trugen. Einer derſelben nahm die Maske ab: es war Giulio Genoino. Er hatte den ganzen Tag über gehetzt und das Feuer geſchürt, er ſuchte jetzt im Dunkel der Nacht das Begonnene zu vollenden. Sie hätten recht

gethan, ſagte er, den König von Spanien leben zu laſſen, denn nicht handle es ſich darum ihm die Krone Neapels vom Haupte zu nehmen, wohl aber der Bedrückung des Volkes durch ſeine habſüchtigen Miniſter ein Ende zu machen. Sie mögten nicht eher ruhen bis ſie dies erreicht — um es aber zu erreichen ſei vor Allem nöthig daß ſie ſich Waffen verſchafften und durch Wahl eines Führers ihrem Unternehmen Einheit und feſten Plan gäben. Alle ſtimmten ihm bei. Und in derſelben Nacht noch befolgten ſie ſeinen Rath ſich mit Waffen zu verſehn: ſie ſtürmten die Buden der Schwertfeger und bemächtigten ſich bei einem Schiffseigner fünf leichter Geſchütze. Und der Name Maſaniello's ging ſchon in dieſer erſten Nacht von Mund zu Munde.

Mittlerweile hatte der Herzog von Arcos ſeine Zeit nicht verloren. Er ſorgte für raſche Proviantirung des Caſtells Sant' Elmo, verabredete Signale, ertheilte Befehle hinſichtlich der in der Stadt befindlichen Pulvervorräthe und begab ſich nach Mitternacht, von zahlreichen Edelleuten und einer ſtarken Escorte ſpaniſchen Fußvolks begleitet, nach dem Caſtelnuovo, deſſen Gouverneur Don Nicola de Vargas Machuca auf ernſten Widerſtand ſelbſt gegen eine förmliche Belagerung vorbereitet war. Der königliche Palaſt ſtand öde und verlaſſen. Nachdem die erſte Unordnung vorüber war, beſetzten die ſpaniſchen Garden ihn wieder, und Don Francesco Toraldo Fürſt von Maſſa, der bald zu ſeinem

Verderben einen der erſten Plätze in der Volksbewegung einzunehmen beſtimmt war, übernahm das Commando. Verſchiedene angeſehene Leute ſcheuten die Gefahr nicht und begaben ſich nach den Getreide-Vorrathshäuſern mit dem Befehl, für den kommenden Morgen ſchwereres Brod zu backen. Wenn der Vicekönig die Hoffnung nicht aufgab, das Volk auf ſolche Weiſe zu beſänftigen, ſo vernachläſſigte er anderntheils die militäriſchen Vorſichtsmaßregeln nicht. Der Park am Palaſt aus welchem eine Brücke über den tiefen Graben ins Caſtell führte, und die Caſernen auf dem Pizzofalcone wurden in der Stille von allen Truppen die man ſammeln konnte beſetzt, und ſo erwartete man den Morgen des 8. Juli.

Der Morgen kam, aber er brachte keine Hülfe und keine Ruhe. Als der Tag graute wirbelten die Trommeln, ſtürmten die Glocken; von allen Seiten ſtrömte Landvolk herein. Misvergnügte Vaſallen der Barone der Nachbarſchaft, Banditen und Vagabunden aller Art ſchwellten die Maſſen des Pöbels der Hauptſtadt, der durch Haufen ſcheußlicher Weiber und mehr denn halbnackter Kinder verſtärkt den gräßlichſten Lärm machte. Waffen aller Art waren in den Händen der Aufrührer welche zum Theil häusliches Geräth und Ackerbauwerkzeuge zu Angriff und Vertheidigung verwandten. Unglücklicherweiſe fielen verſchiedene Pulvervorräthe ihnen in die Hände. Am kleinen Molo ſtürmten ſie ein Haus

in welchem viel Munizion lag: es fing Feuer und flog in die Luft; über vierzig wurden getödtet und die doppelte Zahl meiſt ſchwer verwundet. Nur um ſo höher ſtieg die Erbitterung. Man merkte bald daß nicht blinde Wuth allein die Empörung leitete: geſchickte Hände wurden ſichtbar. Der Graf von Monterey hatte dem Volk eine Art militäriſcher Verfaſſung gegeben, indem er daſſelbe nach den Stadtvierteln in Compagnien theilte die jenen Hermandades glichen welche der Erzbiſchof von Tortoſa, nachmals Papſt Hadrian VI, unter Carl V in Spanien gebildet und die nachmals einer der Anläſſe zu dem Aufſtand der Comuneros abgaben. Dieſe Angewöhnung ſoldatiſcher Formen kam jetzt den Aufrührern zu ſtatten, und da an dieſem zweiten Morgen ein Theil der arbeitenden Claſſen und Handwerker, ja Leute des höhern Bürgerſtandes welche den Tumult zur Erlangung beſſerer Regierung benutzen zu können glaubten, ſich dem eigentlichen Pöbel anſchloſſen, ſo ward die Sache mit jeder Stunde gefährlicher. Die beiden Hauptanführer waren Domenico Perrone ein vormaliger Häſcherhauptmann, und Maſaniello den das Volk vom Markt und Lavinaro und ſeiner Umgebung zu ſeinem Führer erkoren hatte. Giulio Genoino aber leitete durch ſeinen Rath das Ganze.

Im Caſtelnuovo wurde förmlicher Kriegsrath gehalten. Der Vicekönig ſah wohl ein daß er mit ſeiner geringen Truppe höchſtens die Veſten der Stadt gegen

das Volk vertheidigen, nicht aber das Volk bewältigen konnte. Ueberdies hatte er vor dem Gebrauch der Waffen Scheu da die Aufrührer überall ihre Treue gegen den König laut proclamirten. So beſchloß er ſich aufs Unterhandeln zu legen, um das verlorene Terrain wiederzuerobern oder zum mindeſten Zeit zu gewinnen. Man hat dem Herzog von Arcos vorgeworfen daß er ſchon in dieſen erſten Momenten den Plan gehabt habe, den Adel in der Abſicht vorzuſchieben ihn der Menge um ſo verhaßter zu machen und deſſen Einfluß ganz zu vernichten. Eine Staatskunſt die um ſo tückiſcher geweſen wäre, je treuer der Adel während dieſer verhängnißvollen vierundzwanzig Stunden dem Vicekönige mit Gefahr des eignen Lebens beigeſtanden. Welche aber auch immer die Abſicht ſein mogte, das Ergebniß war daſſelbe — mogte der Gedanke vom Herzoge von Arcos ausgehn oder von ſeinem Nachfolger dem Grafen von Onnate, der Aufſtand von 1647 führte den Ruin der Ariſtocratie herbei. Der Fürſt von Monteſarchio war der Erſte welchen der Vicekönig am Morgen des 8. Juli als Friedensboten ausſandte. Der Name D'Avalos war durch Pescara und Del Vaſto mit dem Kriegsruhm der Zeiten Carls V eng verbunden: ſchon aus Spaniens Maurenkriegen her war er helleuchtend. Großer Beſitz in mehren Theilen des Reiches ſicherte großen Einfluß. Monteſarchio ritt nach dem Markte, mit einem ſchriftlichen Verſprechen des Vicekönigs in

Betreff der Abſchaffung der Zölle verſehn. Er leiſtete in der Karmeliterkirche einen Eid, das Verſprechen ſolle gehalten werden: das Volk weigerte ſich ihm Glauben beizumeſſen. Da beſchloß der Herzog von Arcos Andere zu ſenden. Der General der Franziskaner, Fra Giovanni Miſtanza, der ſich im Caſtell befand, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf den Herzog von Maddaloni.

Diomed Caraſa ſaß ſeit einiger Zeit von neuem als Gefangener im Caſtelnuovo. Banditenhändel und Willkür gegen Leute vom Volk hatten ihn wieder zur Haft gebracht welche ſein Bruder Don Giuſeppe mit ihm theilte. Weßhalb man gerade ihn, der ſich ſo viele Bedrückungen der untern Claſſen, ſo viele Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte, dem man Schuld gab der Anführer der ausſchweifendſten Cavaliere zu ſein, zu dem Friedenswerke erkor, iſt ungewiß. Es heißt es ſei geſchehen weil er, als Patrizier vom Seggio des Nido, der dem Steuerunfug meiſt entgegengewirkt, bei der Menge minder ſchlecht angeſchrieben geweſen als die Mitglieder anderer Sedilen. Andere aber berichten, und wol mit mehr Recht, die Bekanntſchaft die er mit Domenico Perrone hatte ſei der eigentliche Anlaß geweſen. Denn dieſer Menſch war bald Häuptling von Sbirren bald von Banditen geweſen, und Diomed Caraſa hatte mit Beiden viel zu ſchaffen gehabt. Wie dem ſein möge, der Vicekönig ließ ihn rufen: er ſolle ſich nach dem großen Markte begeben und mit den Führern des

Volkes Frieden zu ſchließen ſuchen. Von früherer Schuld und Strafe werde bei ihm nicht mehr die Rede ſein. Auch Don Giuſeppe Caraſa wurde zu Gnaden angenommen.

Der Herzog ſtieg zu Pferde und ritt mit mehren Edelleuten nach dem Markte. Dort angelangt, wandte er all ſeine Beredſamkeit auf. Im Namen des Vicekönigs verhieß er freien Verkauf aller Lebensmittel und allgemeine Verzeihung. Im erſten Moment wurde Maddaloni gut empfangen. Manche unter den Tumultuirenden waren mit ihm nur zu bekannt und ſein tolles Treiben hatte ihm neben den Gegnern auch Anhänger verſchafft. Als er aber nur wiederum daſſelbe verhieß was auch Andere verheißen hatten, wurde die Maſſe übelgelaunt. Keine trügeriſchen Verſprechungen! ſchrieen tauſend Stimmen — das Privilegium, das Privilegium Carls V! Schon lange ſteckte dies Privilegium dem Volk im Kopfe. Während der Bewegungen unter dem Herzog von Oſſuna war viel davon gefabelt worden: Genoino hatte es jetzt wie damals aufs Tapet gebracht. Nicht nur Steuerfreiheit ſollte darin enthalten ſein, ſondern auch Gleichberechtigung des Volkes mit dem Adel in den ſtädtiſchen Angelegenheiten durch Vermehrung der Stimmen des erſtern und Nichtigkeits-Erklärung der das Volk bindenden Beſchlüſſe mittelſt Einſpruchs ſeiner Abgeordneten. Dies Privilegium wollten ſie haben — dies ſollte der Vicekönig ihnen beſtä-

tigen. Alles ſchrie untereinander, doch gelang es Maddaloni endlich ſich Gehör zu verſchaffen. Er verhieß ihnen das Document zu bringen — er werde es ohne Säumen dem Vicekönige abfordern. Er war froh dem Gedränge zu entkommen welches ihm wie ſeinem Pferde alle freie Bewegung nahm.

Die Friedensunterhandlungen vermogten die Volkswuth und Zerſtörungsſucht nicht zu bändigen. Hatte man am Tage zuvor die Zollſtätten niedergeriſſen, ſo mußten jetzt die Häuſer aller neuen Reichen heran. Am vorhergehenden Abende ſchon hatte man begonnen, aber es war nur ein Vorſpiel geweſen. Maſaniello, welcher den ganzen Tag über den Marktplatz nicht verließ, entwarf mit ſeinen Helfershelfern ein Verzeichniß aller Häuſer und Paläſte, deren Habe vernichtet werden ſollte. Viele Edelleute, welche bei der Menge etwas zu vermögen glaubten, waren nach dem Markte geritten und gefahren, aber ſie kehrten unverrichteter Dinge heim oder ins Caſtelnuovo zurück wo ganze Haufen nothdürftiges Unterkommen gefunden hatten. Am Abende ſchlugen wieder in allen Theilen der Stadt Flammen empor — viel reiche Habe ward geopfert unter dem Jauchzen der Menge die tobte und ſchrie: das iſt unſer Blut! So mögen in der Hölle brennen die es uns ausgeſogen! Wie am Sonntag Jeſuiten und Theatiner, wollten heute die Dominikaner das Volk zu beruhigen verſuchen. Man ſah ihre langen Reihen über den mit

dem Obelisk geschmückten Platz an den Häusern der Sangro, der Saluzzo, der Carafa mit brennenden Fakeln dahinziehn, aber der Pöbel unterbrach ihre Litaneien und Gebete mit scharfen Worten und mancherlei Vorwürfen und sandte sie nach Hause. Bis tief in die Nacht hinein waren die hellerleuchteten Kirchen mit angstvoll Betenden gefüllt.

Eine entsetzlichere Szene noch als die der beiden früheren Tage beleuchtete die Morgenfrühe des 9. Juli. Es dämmerte noch, so begann schon die Verwüstung. Vor dem Palaste des Rathes Antonio Miroballo im Borgo de' Vergini brannte seine ganze Habe. Andrea Naclerio hatte sein bestes Hausgeräth wegschaffen lassen: das Volk spürte es auf, vernichtete es, zerschlug Alles im Hause wie in dem anstoßenden schönen Garten. Bei Alfonso Valenzano ging was er besaß zu Grunde, und als man in einem Versteck zwei Fäßchen mit Zechinen, eine Schachtel mit kostbaren Perlen und ein Päckchen mit Wechseln fand, wurde alles dies ins Feuer geworfen. Alle Reichen und Vornehmen die bei der Steuerpacht betheiligt waren, wie alle Mitglieder der Regierung sahn ihre Häuser verwüstet. Dem General-Secretär des Reiches, Herzog von Caivano, wurden fünf Paläste samt denen seiner Söhne verbrannt. In einem derselben bei Sta Chiara gingen die kostbaren Gemälde zu Grunde welche dieser kunstliebende Herr gesammelt hatte: die Tapeten von golddurchwirkten Seidenstoffen,

die prächtigen ſilbernen Gefäße und allerhand Kunſtſachen, deren Werth auf mehr denn 50,000 Ducaten geſchätzt ward. Der Pöbel war bereits ſo thieriſch geworden, daß er die edeln Pferde in den Ställen erſtach und die Schooshündchen in die Lohe warf, während er in den Gärten die ſeltenen Pflanzen zertrat und die Bäume zu Scheiterhaufen aufſchichtete. Ueber vierzig Paläſte und Häuſer gingen ſolcherweiſe an dieſem Tage in Flammen auf oder wurden von Grund aus verwüſtet, während die unglücklichen Beſitzer von den Thürmen und Warten des Caſtelnuovo aus die Feuerwirbel ſahen, das Dröhnen der Sturmglocken und Lärmtrommeln und das Gebeul des zügelloſen Pöbels vernahmen, unter welchem nun auch viele Räuber ihr Spiel trieben, die ſich bei der Plünderung die Taſchen füllten. Und aus der Umgebung kamen Nachrichten, auch das Landvolk lehne ſich allerwärts auf und ſchon ſtänden die Caſtelle mehrer großen Herren in hellen Flammen.

Betäubt von dem Lärm, von dem Zureden von hundert Rathgebenden, von der zweitägigen Aufregung, gab der Herzog von Arcos die Vermittlungsverſuche dennoch nicht auf. Freilich ſetzte er dabei nichts aufs Spiel und hatte auch ſonſt kein Mittel in ſeiner Gewalt. Umſomehr aber wagten die Edelleute, welche ſeine Aufträge ausführten. Monteſarchio und Satriano entgingen der Wuth des Pöbels mit genauer Noth; ſechs Cavaliere wurden durch Barricaden eingeſchloſſen

und befreiten ſich nur durch das Verſprechen, die Ueberſendung der Privilegien zu bewirken. Auf den Wunſch des Vicekönigs ritt der Herzog von Maddaloni nochmals nach dem Markte, eine Erklärung mit ſich führend, gemäß welcher alle Gabellen, die ſeit Carls V Zeit eingeführt worden abgeſchafft und allgemeine Amneſtie für die begangenen Verbrechen ſtattfinden ſollte. Kaum hatte Diomed Caraſa das Papier geleſen, ſo erhob ſich der Tumult um ſo ärger. Die Umſtehenden ſchrien, das ſei's nicht was ſie begehrten — er betrüge ſie im Verein mit dem Vicekönig. Vergebens ſuchte er ſie zu beſänftigen: immer höher ſchwollen die Wogen des Aufruhrs. Plötzlich ſprang Maſaniello auf den Herzog zu. Es heißt, er habe einſt in deſſen Palaſt, als er Fiſche verkaufen ging, von den Dienern ſtatt Geld Schläge bekommen — vielleicht iſt's nur eine der vielen Fabeln die ſich an den Namen des Fiſchers von Amalfi knüpfen. Unter wilden Verwünſchungen griff er dem Pferde in die Zügel, faßte den Reiter bei der Schärpe und bei ſeinem langen Haar, riß ihn unter dem Beiſtande der Seinigen vom Sattel herab, und ließ ihm mit einem Strick die Hände feſt zuſammen binden. Dann übergab er den Gefangenen dem Domenico Perrone und deſſen Genoſſen Berardino Graſſo zu ſtrenger Bewachung.

Die perſönliche Ehrfurcht vor dem Adel welche die Menge bei frühern Anläſſen ſelbſt mitten in Unordnungen

bewahrt hatte, war nun bis auf den letzten Rest verschwunden. Masaniello's Hand hatte das Band jahrhundertelanger Angewöhnung zerrissen. Der Vicekönig erschrack heftig als er vernahm in welche Gefahr Maddaleni um seinetwillen gerathen sei. Er sandte den Johanniterprior Fra Gregorio Carafa, Bruder des Fürsten von Roccella und nachmals Großmeister von Malta, die Befreiung des Herzogs zu versuchen. Des Priors verständige und versöhnliche Worte blieben ebenso fruchtlos wie seine Verheißungen. Die Menge antwortete nur indem sie nach Carls V Privilegium schrie, nach dem Privilegium mit den goldenen Lettern wie Giulio Genoino es gesehn zu haben behauptete. Gregorio Carafa sah sich ebenso in Gefahr wie Maddaleni und kehrte unverrichteter Dinge ins Castell zurück. Der Pöbel aber schwor keinen Parlamentär mehr zuzulassen, wenn er nicht die verlangte Schrift überbringe.

Masaniello's Gefangener blieb nicht lange in Haft. Der Mann welchem er zur Bewachung übergeben worden war, hatte alte Verbindlichkeiten gegen ihn. Er führte ihn in das Karmeliterkloster und sperrte ihn in einer der Zellen ein, als aber die Nacht gekommen begünstigte er seine Flucht. Verkleidet entkam Diomed Carafa aus dem Kloster und der furchtbare Tumult wie die Trunkenheit des Volkes waren ihm günstig. Unerkannt gewann er das Freie und stieg zu Fuße die Höhe von Capo di monte hinan welche Neapel und

ſeinen Golf überblickt. Er wanderte bis zu dem Pachthofe Chiajano in beträchtlicher Entfernung von der Stadt; hier traf er einen Arzt der von einem Kranken nach Hauſe ritt und ihm ſeine Stute borgte. So gelangte er, die ihm bekannten Straßen kreuzend, gegen Tagesanbruch nach Cardito, einem Ort an der von der Hauptſtadt nach Caſerta führenden Straße. Mario Loffredo welchem der Ort gehörte nahm ihn auf und verſchaffte dem ſo drohender Lebensgefahr Entgangenen Mittel La Torella im Principat zu erreichen wohin am Tage zuvor der Oheim ſeiner Frau, Don Giuſeppe Caracciolo, ſich mit den Seinigen zurückgezogen hatte. Hier fand der Herzog ſeine Gattin und Kinder die auf die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung ſich in den Schutz ihrer Verwandten begeben hatten. Auf allen Seiten floh der Adel da er ſeine Habe nicht nur ſondern ſein Leben auch bedroht ſah. Zahlreiche Vaſallen ſammelten ſich bald um ihre Gebieter.

Doch wir müſſen nach Neapel zurückkehren, wo Schlag auf Schlag die Ereigniſſe einander folgten. Als der Vicekönig ſah daß er durch ſeine Boten nichts mehr ausrichtete, entſchloß er ſich die Vermittlung des Erzbiſchofs anzurufen. Er that es ungerne, denn die ſpaniſchen Herren trauten niemals den kirchlichen Oberhirten Neapels mit denen ſie ſtets Jurisdictions-Streitigkeiten hatten. Cardinal Filomarino ſtand überdies in dem Rufe nach der Volksgunſt ebenſoſehr zu ſtreben wie er

mit ſeinen Adelsgenoſſen zerfallen war. Aber der Herzog von Arcos hatte keine Wahl und ſo folgte er dem Rathe des päpſtlichen Nunzius Monſignor Emilio Altieri, nachmals Papſt Clemens X, und ließ den Erzbiſchof erſuchen ins Caſtell zu kommen. Aſcanio Filomarino erklärte in Gegenwart der Mitglieder des Collateralrathes, ohne Herbeiſchaffung der alten Pergamente und Beſtätigung ihres Inhalts ſei jede Unterhandlung unnütz und er werde ſich nur unter dieſer Bedingung darauf einlaſſen. Da ward denn ernſtliche Nachforſchung angeſtellt und im ſtädtiſchen Archiv in dem Kloſter bei S. Paolo das Privilegium gefunden. Mit demſelben begab ſich der Erzbiſchof nach dem Carmine wo er mit Jubel empfangen wurde. Der anſtoßende Markt war nun in das Hauptlager und den Waffenplatz der Volksführer umgeſchaffen. Hier wurde unterhandelt, von hier aus wurden Befehle ertheilt, hier ward Rath gepflogen von Maſaniello, Genoino und ihren Anhängern wie drüben im Caſtell zwiſchen dem Herzog von Arcos und ſeinen Getreuen. Der helle Sommerabend ließ Keinen ans Nachhauſegehn denken.

Nicht lange Zeit verging ſo merkte der Erzbiſchof daß er ſich getäuſcht indem er die Wogen dieſes ſtürmiſchen Meeres beſchwören zu können wähnte. Er ward inne daß es nicht mehr dieſes oder jenes Privilegium war was die aufrühreriſche Menge verlangte, ſondern daß ſie ihren Sinn zunächſt auf Zerſtörung und

Mord, demnächſt auf Erlangung ganz anderer Rechte gerichtet hatte. Während er die alte Schrift verlas und die neuen Bewilligungen des Vicekönigs verkündete, vernahm er wie Befehle ertheilt und Anſtalten getroffen wurden die mit ſeinem Friedenswerk im geradeſten Widerſpruch ſtanden. Er ſah daß das Unheil raſch um ſich griff, daß jeder Moment koſtbar und der Ruin der Stadt kein leeres Furchtgeſpenſt war. Er beſchloß die Nacht über das Kloſter nicht zu verlaſſen, ja bis zum völligen Abſchluß des Friedens in demſelben zu verweilen.“ Des Kirchenfürſten Beſorgniſſe waren nur zu begründet. Es war wiederum ein fürchterlicher Abend. Die Rebellion hatte durch die Erfolge des Nachmittags neue Nahrung erhalten. Das Volk hatte das Kloſter S. Lorenzo erſtürmt und dadurch die ſtädtiſche Artillerie in ſeine Gewalt bekommen. Maſaniello mit ſeiner Schaar hatte zwei Truppenabtheilungen welche der Vicekönig von Pozzuoli und Torre del Greco aus an ſich ziehen wollte, kriegsgefangen gemacht. Alles das erhitzte die Gemüther nur noch mehr. Die Proſcriptionsliſte des vorigen Tages ſchien dem Pöbel nicht hinreichend: er verlangte die Zerſtörung von ſechsunddreißig Paläſten des Adels und viele derſelben gingen in Flammen auf. In den Hauptſtraßen der Stadt brannten die Häuſer, auf den Plätzen glühten rieſige Scheiterhaufen von Hausgeräth, Gemälden, Büchern und Schriften. Alles was man fand ward in

die Flammen geworfen: die Mütter liefen mit ihren Kindern hin und diese mußten mit ihren kleinen Händen was sie konnten herbeischleppen. Wie um Meiler die Köhler standen um diese Holokauste der Volkswuth die halbnackten halbthierischen Bewohner der Höhlen und Löcher von Neapels verpesteten Armenvierteln, in unaufhörlicher Bewegung, mit endlosem Geschrei und Heulen, in furchtbarer Thätigkeit. Die Ausgänge der breiteren Straßen waren mit Geschütz verwahrt, anhaltend läuteten die Glocken. Und währenddessen trugen sie Bildnisse König Filipps IV in Prozession herum und riefen es lebe der König von Spanien und ließen auf dem hohen Thurme von San Lorenzo das königliche Banner flattern neben dem des Volkes.

Auf solche Weise verging die Nacht. Der Cardinal Filomarino blieb im Karmeliterkloster mit den Führern des Volkes in beständigem Unterhandeln. Der Schwierigkeiten waren viele. Die Aufrührer gingen so weit daß sie verlangten Castel Sant' Elmo sollte ihnen überliefert werden, und ein wilder Sturm erhob sich als in den Bewilligungen des Vicekönigs von Rebellion und Verzeihung die Rede war. Wir sind keine Rebellen! lärmten sie durcheinander — wir wollen und brauchen keine Verzeihung. Der Erzbischof war erschöpft als der Morgen kam und noch kein Resultat brachte. Wie der vorige Tag mit Verwüstung und Brand geendet hatte, so sollte der neue — es war Mittwoch, der 10. Juli —

mit Brand und Verwüſtung beginnen. Die Nachricht von Maddaloni's Flucht goß Oel ins Feuer. War er entkommen, ſo ſollte ſeine Habe büßen. Schon Tags zuvor wollten ſie ſeinen wie die Paläſte mehrer Carafa anzünden, die des Don Giuſeppe, des Fürſten und des Priors von Roccella, des Fürſten von Stigliano und anderer der Familie. Jetzt wälzte ſich ein dichter Haufe nach dem Borgo de' Vergini, wo bei der Kirche Santa Maria della Stella außerhalb der damaligen Stadtmauer Diomed Carafa wohnte. Aber die Sache ging anders als ſie erwartet hatten. Bewaffnete Dienerſchaft hatte das Haus beſetzt. An den Fenſtern blinkten zahlreiche Büchſen, und die Leute vom Markt und vom Lavinaro welche Maddaloni's Bravos nur zu gut kannten, begnügten ſich für jetzt damit einige Scheiben durch Steinwürfe zu zerſchmettern und ſparten ihre Rache für beſſere Gelegenheit auf die ihnen nicht ausblieb.

Maſaniello hatte unterdeſſen mit einer Geiſtesgegenwart und Gewandtheit denen man Bewunderung nicht verſagen kann, die Zeit benutzt die raſcherlangte Autorität über ſeine Standesgenoſſen und Beſſern zu erweitern und zu befeſtigen. Mit ſeinen Genoſſen, mit Genoino welcher fortwährend die Seele des Aufſtands war, mit dem neuen Deputirten des Bürgerſtands Francesco Antonio Arpaja Genoino's altem Helfershelfer bei ſeinen Umtrieben und einigen Geringeren hielt er Rath und ertheilte Befehle. War an den drei erſten Tagen

Alles wild durcheinander gegangen, ſo wurde jetzt der Aufſtand förmlich organiſirt. Dem Volke ward gemeldet es ſollte ſich je nach den Stadtvierteln ſammeln und auf dem Markte erſcheinen. In kürzeſter Zeit waren die Compagnien gebildet — mehr denn eine derſelben beſtand aus den Weibern der unterſten Claſſen. Man mag ſich vorſtellen was für eine Schaar ſie bildeten wenn man das häßliche Weibergeſchlecht dieſer Claſſen Neapels anſieht bei welchem verdorbenes Blut mit Schmutz und Lumpen um den Vorrang ſtreiten. Maſaniello ſetzte ſich nun an die Spitze der Volkstruppen und hielt mit ihnen einen Umzug durch die Stadt. Man zählte hundertvierzehntauſend, großentheils mit Feuergewehr verſehn da alle Waffenniederlagen und Buden wie die Häuſer des Adels durchſucht worden waren. Wer von den Bürgern nicht mitziehn wollte, mußte ſich auf des Fiſchhändlers Befehl bewaffnet vor ſeiner Wohnung aufſtellen. Und im Namen des „getreueſten Volkes der getreueſten Stadt Neapel und Derer die durch die Gnade Gottes, unſers Herrn Jeſu Chriſti und der Jungfrau Maria die Regierung über daſſelbe in Händen hielten" wurden gedruckte Verordnungen erlaſſen, auf der einen Seite das königliche Wappen, das des Volkes auf der andern. „Dieſer Maſaniello, ſchreibt der Cardinal Filomarino, iſt in den wenigen Tagen zu ſolcher Höhe der Autorität und des Einfluſſes geſtiegen und hat ſich ſo viel Achtung und Gehorſam zu ver-

ſchaffen gewußt, daß er die ganze Stadt durch ſeine Befehle erzittern macht die von ſeinen Anhängern mit aller Pünktlichkeit und Aufmerkſamkeit ausgeführt werden. Er legt Beſonnenheit, Klugheit und Mäßigung an den Tag, kurz er iſt ein König in dieſer Stadt geworden, der glorreichſte und triumfirendſte der Welt. Wer ihn nicht geſehn hat kann ihn ſich nicht vorſtellen: wer ihn aber geſehn, kann ihn Andern nicht vollſtändig ſchildern. Seine ganze Kleidung beſteht in einem Hemde und Beinkleidern von weißer Leinwand wie die Fiſcher zu tragen pflegen; dazu geht er baarfuß und unbedeckten Hauptes. Sein Vertrauen zu mir und ſeine Ehrfurcht ſind ein wahres Wunder Gottes wodurch allein die Erreichung des Zieles und das Verſtändniß in dieſer dornenvollen Angelegenheit möglich geworden ſind."

Wie täuſchte ſich der fromme Erzbiſchof, indem er das Ziel erreicht glaubte! Einen erſten Sturm welcher die Unterhandlung unterbrach, bewältigte er noch — der nachfolgenden konnte nicht er noch ſonſt Einer Herr werden. Er war im Caſtelnuovo geweſen um vom Vicekönige die Genehmigung zu den mit den Führern der Maſſen getroffenen Verabredungen zu erhalten, und ſtand im Begriff im Karmeliterkloſter den Vergleich zu ſchließen, als in einem Nu der furchtbarſte Tumult ſich erhob. Domenico Perrone welcher noch in der Nähe Maſaniello's geblieben war, hatte ſich von dem Zeitpunkt der Flucht des Herzogs von Maddaloni an wenig

ſehn gelaſſen, weil ſchon der Verdacht laut geworden daß er deſſen Entkommen begünſtigt habe. Die Kirche war voll Menſchen welche des Ausgangs der Beſprechungen harrten als dieſer Perrone an den Fiſchhändler herantrat und ihn bei Seite nahm gleichſam als habe er mit ihm zu reden. In dieſem Augenblick fiel ein Schuß — Maſaniello eilte zur Thüre und ſchrie: Verrath! Mehre Schüſſe knallten hinter ihm drein, keiner traf ihn. Auf dem Markte ging's los. Zwei bis dreihundert Banditen griffen die Menge an, aber dieſe beſann ſich raſch, ſammelte ſich und trieb mit leichter Mühe die Angreifenden zu Paaren. Das entſetzlichſte Blutbad erfolgte. „Das Volk, erzählt Aſcanio Filomarino, drängte mit aller Gewalt nach dem Kloſter, im Glauben daß dort Banditen oder deren Anhänger verborgen ſeien. Sie durchſuchten Alles fanden aber nichts als ſechs Fäſſer Pulver. Eure Heiligkeit möge ſich vorſtellen in welcher unſäglichen Verwirrung die Stadt war, während dreißigtauſend Bewaffnete Wuth und Rache ſchnaubend umherrannten, überall die Verdächtigen ermordend. Am ärgſten ging es in Kirche und Kloſter des Carmine zu wo ich verweilte. In meinem eignen Zimmer gab ich vielen Sterbenden die Abſolution, unter andern einem Schneider der neben mir niedergeſchoſſen wurde. Als das Blutbad zu Ende ging hieß es plötzlich die Banditen hätten bei Poggio reale die Quellen vergiftet welche den größten Theil der Stadt

mit Waſſer verſehn, und aufs neue loderte die Volkswuth. Ich ließ mir einen Krug Waſſers bringen und trank in Vieler Gegenwart was alsbald den Verdacht verſtummen machte. Und da Eure Heiligkeit in dieſer Stadt ſehr verehrt iſt und noch von der Zeit her wo Ihr hier Nunzius wart, in gutem Andenken ſteht, ſo ſegnete ich mitten in der ſchlimmſten Noth das Volk in Eurem Namen und ermahnte es, Euch zu Liebe ſich zu beruhigen was auch ſeine Wirkung nicht verfehlte.“ [21]

Domenico Perrone war eins der erſten Opfer der wüthenden Menge gefallen. Aus tiefer Kopfwunde blutend floh er in die Zelle eines Karmeliters den er in der Todesangſt umſchlang, aber ſeine Verfolger riſſen ihn los und hieben ihm auf der Schwelle des Ganges den Kopf ab. So ging's auch ſeinem Bruder und andern Genoſſen. Man durchſuchte Perrone's Taſchen und ſoll einen Zettel gefunden haben aus welchem hervorging daß der Herzog von Maddaloni und Don Giuſeppe Caraſa die Banditen gedungen, Rache zu üben für die dem Erſtern angethane Schmach. Nun hatte die Wuth der Maſſen ein beſtimmtes Ziel. Nach allen Seiten flogen Bewaffnete den Herzog zu ſuchen, aber dieſer war längſt in Sicherheit. Im Kloſter der Conzeptim und an andern Orten ward vergebens nach ihm geforſcht. Nicht ſo erging's ſeinem unglücklichen Bruder.

Maſaniello hatte einem ſterbenden Banditen erpreßt daß Don Giuſeppe Caraſa und ſein Vetter der

Johanniter-Prior von Roccella mit verſchiedenen ihrer Begleiter im Kloſter Sta Maria la nuova verweilten. Auf einer Höhe die nach dem Hafen zu ſteil abfällt und deren Abhang von ſteilen und meiſt feuchten Gäßchen und ſchlechten Häuſern bedeckt iſt, erhebt ſich das große Franziskanerkloſter in welchem eine Welt von Mönchen Raum finden würde. Giuſeppe Caraſa harrte hier der Nachricht vom Ausgang des Anſchlags auf Maſaniello's Leben, als plötzlich ein Trupp von mehr denn vierhundert bewaffneten Popolanen das Kloſter angriff. Die Thore waren verſchloſſen, aber das Volk legte ohne ſich zu bedenken Feuer an und ſie wurden geöffnet. Wo iſt der Banditenhäuptling? — mit dieſem Ruf ſtürzte der wüthende Pöbel in den weiten Kloſtergang und füllte ſogleich Platz und Refectorium. Ein Diener des Caraſa ward erkannt und niedergeſtoßen: ſo wußten die Verfolger daß ihr Opfer nicht ferne ſein konnte. Rettet euch! Rettet euch! ſchrie Fra Giovanni da Napoli den beiden Edelleuten zu, die nicht mehr wußten wie ſie entkommen ſollten. Noch aber hofften ſie daß die weiten Räume der alten unregelmäßigen Kloſtergebäude ihnen irgend ein Verſteck gewähren würden. In der Eile ſchrieb Don Giuſeppe einige Zeilen an den Vicekönig ihn von der Gefahr zu benachrichtigen in der er ſich befand, dann wechſelte er die Kleider indem er ſich in eine Mönchskutte ſteckte. Während die Verfolger den andern Theil des Kloſters durchſuchten,

ſtiegen die Verfolgten eine geheime Treppe hinab und gelangten ins Freie durch eine Nebenpforte, welche in der himmelhohen geſchwärzten Hinterwand des Gebäudes angebracht in die enge und ſchlechte Gaſſe der Seifenhändler hinausführte.

Hier war's ruhig — ein Hoffnungsſtern leuchtete den Beiden. Sie trennten ſich um unbemerkter zu ſein. Der Prior gelangte glücklich nach den Wohnungen der Tipaldi, legte Weiberkleider an und erreichte ſo das Kloſter S. Domenico wo niemand ihn ſuchte und von wo er während der Dunkelheit entkam. Aber Giuſeppe Caraſa war erſt wenige Schritte gegangen als er von Ferne das Toben der nahenden Jagd vernahm. Der Kloſterbruder, welcher den Zettel in ſeiner Kapuze nach dem Caſtelnuovo tragen wollte, war aufgehalten worden: man hatte die Botſchaft entdeckt und war nun von neuem auf der Spur des Flüchtigen. Dieſer ſprang in ein offen ſtehendes Häuschen und rannte die Treppe hinauf. Es war die ärmliche Wohnung einer gemeinen Dirne. Er verſprach ihr Schätze: ſie verſteckte ihn unter dem Bette. Als aber die Verfolger nahten rief ſie zum Fenſter hinaus ſie mögten kommen. Der Ritter kam aus ſeinem Verſteck hervor, doch in demſelben Moment ward er ergriffen. Sie ſchleppten ihn hinab: er bot zwanzigtauſend Ducaten für ſein Leben — keiner hörte auf ſeine Worte. Sie ſchlugen und verwundeten ihn mit ihren Meſſern und Dolchen während ſie ihn

nach der nahen Piazza del Gerriglio ſchleppten wo einſt das Petruccio-Thor neben dem großen Thurme der alten Burg geſtanden und Ludwig von Tarent die Königskrone vom Haupte gefallen war als er zu ſeiner und der erſten Johanna Krönung ritt und das Pferd vor dem Blumenregen aus den Fenſtern ſcheute. Sein hochfahrender Sinn erwachte wieder unter den Mißhandlungen. „Was macht ihr, Canaille? rief er. Ich bin Don Peppe Caraſa — mich wollt ihr tödten?“ Gerade dich, Verräther! antworteten hundert Stimmen, und hundert Waffen zuckten nach ihm. Blutend ſank er, noch lebend, da drängte ſich ein Mann aus dem Volke, Namens Michele de Santis durch die Menge. Er hatte perſönliche Beleidigung zu rächen: mit einem Hiebe ſeines ſchweren Fleiſchermeſſers trennte er das Haupt vom Rumpfe. „So tragiſch und ſchmerzenvoll, ſagt Don Francesco Capecelatro, endete Don Giuſeppe Caraſa, der Erſte der in dieſen bürgerlichen Unruhen mit edlem Blute den Boden tränkte. Er war aus großem Hauſe, war lebendigen und durchdringenden Geiſtes und von einnehmendem und vornehmen Aeußern. Aber er konnte ſeinen Zorn nicht meiſtern und ließ ſich leicht zu Grauſamkeit und Mordthaten hinreißen, wodurch er in einem Maße welches einem Manne von ſo erlauchter Familie wenig anſtand, mit Abenteurern und Volk von verworfenem Lebenswandel in Verbindung kam, die unter ſeinem Schutze eine Menge Verbrechen

begingen welche von den königlichen Beamten aus Rückſicht auf Don Giuſeppe nicht wie ſie ſollten beſtraft wurden. Dieſe und andere Anläſſe zogen ihm den Haß des niedern Volkes zu und führten ſein unzeitiges Ende herbei."

Doch es war nicht genug an dem Morde — der Pöbel ließ ſeinen Hohn und Grimm an der entſtellten Leiche aus. Der Körper ward durch die Stadt geſchleift und blieb am Ufer des Baches Sebeto liegen, bis man ihn heimlich in der Kapelle der heiligen Maria Magdalena auf der Brücke gleiches Namens begrub. Was Alles war aber vorgegangen bevor es dahin kam! Ein Mann aus dem Volke hieb der Leiche einen Fuß ab und erklärte er werde ihn verzehren weil der Caraſa ihn einſt zum Fußkuſſe genöthigt. Als die Umſtehenden ſo roh ſie waren ſchauderten und ihm den Fuß entriſſen, warf er ſich nieder und zerriß den Todten mit ſeinen Zähnen. Der Kopf ward auf eine Pike geſteckt und ſo im Triumf umhergetragen, bis man nach dem Markte kam. Maſaniello richtete die gröbſten Schimpfreden an das bleiche Haupt, ſchlug es mit dem Stock den er in der Hand hielt und ließ es mit ſiebenzehn andern Köpfen in der Mitte des Platzes aufſtellen, mit einer Tafel auf welcher zu leſen war dies ſei die Strafe für Vaterlandsverräther. In einem Eiſenkäfig wurden nachmals Haupt und Fuß über der Porta San Gennaro aufgepflanzt und blieben dort verweſend bis zum Morgen

nach Maſaniello's Fall, wo Don Girolamo Caraſa und mehre Verwandte des Hauſes hingingen, den Käſig herunterſchlugen und die traurigen Reſte in der benachbarten Kirche S. Giovanni in Porta in der Stille begraben ließen.

Dem Michele de Santis gab Maſaniello tauſend Ducaten als Lohn für die vollbrachte That. Auf den Kopf des Herzogs von Maddaloni ſetzte er viertauſend, Dem der ihn lebendig liefern würde verhieß er achttauſend Ducaten. Dieſen wollte man bald hier bald dort bemerkt haben. Ein Weib berichtete, er ſei in Arenella einem Dörfchen hinter dem Vomero geſehn worden. Sogleich ritten zahlreiche Bewaffnete hin, aber Diomed Caraſa war ſeit vielen Stunden außerhalb des Bereiches ſeiner Verfolger. Entkam er, ſo mußte ſeine Habe büßen und mit der Habe mehre ſeiner Diener die gemordet wurden weil ſie die Livree der Caraſa trugen. Maſaniello zog mit einem ſtarken Haufen nach dem Palaſt Maddaloni im Borgo de' Vergini, der jetzt nicht mehr wie das erſtemal vertheidigt ward. Was ſich von koſtbarem Hausgeräth fand wurde herausgeſchleppt. Am reichſten aber war die Beute welche der Pöbel in den benachbarten Klöſtern machte dem von Santa Maria della Stella und jenem der Auguſtiner-Baarfüßer wo der Herzog ſeine beſten Sachen ſicher zu verwahren gewähnt hatte. Die ſchönſten Vorhänge von Goldſtoff und gewirkten Seidenzeugen, Tapeten von Arras mit

figurenreichen Compoſizionen, ſeltene Bilder, Gefäße von Silber und Gold mit Edelſteinen beſetzt, prächtige Wagen und edle Pferde und eine Menge Geldes — alles das kam zum Vorſchein. Das Silbergeſchirr allein wurde auf zehntauſend Scudi geſchätzt und ward ſpäter einem reichen Handelsmann Marco di Lorenzo zum Aufbewahren gegeben, welchem der Caraſa, da es ihm ungeachtet ſeiner Forderung der Rückgabe vorenthalten wurde, die Aecker im Gebiet von Capua verwüſten und die Heerden wegtreiben ließ um ſich ſchadlos zu halten. Der Volksheld ließ dieſe Gegenſtände nicht den Flammen übergeben ſondern mit anderm ſchönen Hausgeräth, welches ihm von den Mönchen und Nonnen mehrer Klöſter aus Angſt überliefert ward, nach dem Markte bringen. Dort ſtanden alle dieſe köſtlichen Dinge der Sonne, dem Staube und den Beſchädigungen preisgegeben. Die Zahl der Opfer aber welche an dieſem und den beiden folgenden Tagen fielen, belief ſich auf mehr denn hundert.

Dem Vicekönig lag umſomehr daran zu einem Vergleich zu gelangen, je höher Maſaniello's Macht und Anſehn ſtiegen und je unbehaglicher und gefährlicher ſeine eigne Lage inmitten der rebelliſchen Stadt bei der Beengung des Raums im Caſtell und der Kargheit der Lebensmittel geworden war. Er glaubte deshalb die Mitwiſſenſchaft bei dem verunglückten Plan Diomed Caraſa's ſchriftlich ablehnen zu müſſen und drang in

den Erzbiſchof, die Sache zu beſchleunigen. Dies war nicht leicht bei der wilden Aufregung des ſiegestrunkenen Pöbels und bei den Ränken der verſchmitzten Berather des Fiſchhändlers welche zugleich ſelbſtiſche Zwecke verfolgten. Die Straßen waren in ſolchem Maße Schauplätze der gewaltſamſten Handlungen geworden daß Maſaniello den Befehl ertheilen mußte Jeder ſollte Nachts vor der eignen Wohnung brennende Lampen oder Fackeln haben. Die Angriffe mit Dolchen, Terzerolen und andern kurzen Waffen waren ſo häufig daß, nachdem zweimal auf den Volksanführer geſchoſſen worden, das Tragen von Mänteln und langen Kleidern unter denen ſolche Waffen verborgen werden konnten unterſagt ward, Frauen ſelbſt gewiſſe Kleidungsſtücke die man ihres Umfangs wegen Guardinfante nannte nicht mehr tragen durften und ſogar die Cardinäle Filomarino und Trivulzio die langen Talare ablegten. An den wichtigſten Stellen der Stadt wurden mit Körben voll Erde und ſchweren Brettern Barricaden erbaut, zu dem doppelten Zwecke Hülfe von außen und Ausfälle der Spanier aus dem Caſtell zurückzuweiſen. Das Volk war Meiſter der ganzen Stadt mit Ausnahme des Caſtelnuovo mit dem Park und anſtoßenden Arſenale, der Caſtelle dell' Uovo und S. Elmo und des Pizzofalcone, Poſitionen welche es in die Macht der Spanier gaben Neapel in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn ſie von der Artillerie Gebrauch machen wollten. Aber der Herzog von

Arcos wollte die Stadt ſo lange als möglich ſchonen und die Caſtelle waren ſchwach beſetzt und noch ſchwächer mit Lebensmitteln verſehn.

Endlich kam am Donnerſtag dem 11. Juli, am fünften Tage des Aufſtandes, der Vergleich zu Stande. In der Karmeliterkirche ward feierlich verkündet daß der Vicekönig die alten Privilegien förmlich beſtätigt und durch neue gemehrt habe, welche alsbald bekannt gemacht werden ſollten. Zum Zeichen und zur Beſiegelung der Verſöhnung ſollte Maſaniello, welcher nunmehr außer der Macht auch den Titel eines General-Kapitäns des getreueſten Volkes hatte, eine Zuſammenkunft mit dem Vicekönig halten. Der Fiſchhändler war ſchwer zu dieſem Schritte zu bewegen. Er geſtand er ſehe den Galgen vor ſich; er wollte durchaus beichten ehe er ging und es bedurfte aller Ueberredungskunſt des Erzbiſchofs ihn zu beſtimmen. Endlich willigte er ein, unter der Bedingung daß die Beſprechung nicht im Caſtell ſondern im Palaſt ſtattfinden ſollte. Vorher ließ er in der geſammten Stadt einen Aufruf ergehn: man ſolle anzeigen, wie viel Bewaffnete ausrücken könnten. Die Antwort war: hundertvierzigtauſend, dreihunderttauſend aber wenn Waffen genug vorhanden wären. Aus der Umgebung war zwar zahlreiches Volk herbeigeſtrömt, aber man erkennt doch leicht die Uebertreibung. Als Alles angeordnet war, begann Maſaniello ſich zu kleiden nachdem er, der den ganzen Tag

über nüchtern geblieben, etwas Weißbrod in Wein getunkt zu ſich genommen, wie des Cardinals Leibarzt ihm es kredenzt hatte, da er von der Furcht vergiftet zu werden beſeſſen war und ſich faſt verhungern ließ. Der Anzug war von Silberſtoff; an der Seite trug er ein reich verziertes Schwert, den Kopf deckte ein Hut mit weißem Federbuſch. In ſolchem Aufzuge ſtellt ihn ein merkwürdiges Gemälde in der königlichen Sammlung zu Neapel dar, von der Hand des Domenico Gargiulo genannt Micco Spadaro deſſen Pinſel uns manche Szenen dieſer Revoluzion vergegenwärtigt. Der Fiſcher von Amalfi reitet an der Spitze eines lärmenden Haufens, von Erwachſenen und Knaben umringt: ſein weißes Roß iſt in Galopp geſetzt, auf ſeiner Bruſt erblickt man ein Medaillon mit dem Bilde der Madonna vom Karmel. In der Mitte des Marktes wo der Auftritt vor ſich geht, der Karmeliterkirche gegenüber, ſind um ein keine Statue mehr tragendes Marmorpiedeſtal in doppelter Reihe blutige Köpfe aufgeſtellt, und Galgen und Rad harren neuer Opfer die vom Pöbel verfolgt oder ſchon herbeigeſchleppt werden.

Schon war der Nachmittag vorgerückt als der Cardinal Filomarino vor der Kirche in ſeinen Wagen ſtieg, mit ſeinem Hausmeiſter, Giulio Genoino und zwei Perſonen ſeines Gefolges. Maſaniello ritt ihm zur Rechten, der Volksdeputirte Arpaja zur Linken. In den Straßen durch welche der Zug vom Markte zum

Caſtellplatze ging, war das bewaffnete Volk geſchaart, hundertſechzig Compagnien welche ihre Fahnen vor dem Cardinal und dem General-Capitän ſenkten. Tauſende und tauſende waren herbeigeeilt, Zeugen ſo merkwürdigen Schauſpiels zu ſein. Auf dem Caſtellplatz waren über dem Thor des Palaſtes des Fürſten von Cellamare die Bildniſſe Carls V und Filipps IV unter einem Baldachin aufgeſtellt. Maſaniello hielt, zog das alte Privilegium mitſamt dem neuen hervor, die er vor ſich auf dem Sattel trug, und ſprach zur verſammelten Menge welcher er verkündete Alles ſei abgemacht. Das Volk erwiederte, was er gethan ſei wohlgethan. Und ſo ging der Zug weiter, vorauf ein Trompeter unter dem Rufe: Es lebe der König und das getreueſte Volk von Neapel.

Der Vicekönig hatte ſich in den Palaſt begeben der in der Eile hergerichtet worden war. Er empfing die Deputation des Volkes in dem Saale Alba's deſſen Frescobilder an glorreichere Zeiten Spaniens mahnten. Die Umgebung des Palaſtes mahnte hinwieder an die ſtürmiſche Gegenwart. Am Eingange des Platzes auf der Seite des Caſtelnuovo bewachte ſpaniſches Fußvolk eine ſtarke Barricade welche nur einen ſchmalen Raum zum Durchgehn ließ, ſo daß des Cardinals Wagen mit Mühe weitergelangte. Am Thor des alten Palaſtes Pedro de Toledo's, an dem der Ställe wie des Parkes waren Erdwälle aufgeworfen. Auf dem gegenüberliegen-

den Pizzofalcone erblickte man Laufgräben und Halbmond, mit dem italienischen Fußvolk Prospero Tuttavilla's Sohnes des Herzogs von Calabritto, unächtem Zweige des vornehmen Geschlechtes der D'Estouteville aus der Normandie, welche von dem Cardinal-Erzbischof von Rouen, der in Rom die Façade der Kirche von S. Agostino baute, stammten und bedeutenden Grundbesitz im Königreich erlangt hatten. Auch das große Thor des Palastes war stark befestigt. Den Hof füllten spanische, teutsche, wallonische Soldaten, Geschütze standen aufgefahren. Kurz, Alles deutete auf Kampf während man von Frieden sprach. Dies sowol wie die ungewohnten Begegnungen machten auf den Mann des Volkes tiefen Eindruck. Der Herzog von Arcos stand am Ende des Saales — Masaniello warf sich vor ihm nieder. Der Vicekönig hob ihn mit freundlichen Worten auf, umarmte ihn und ging mit ihm und dem Cardinal in den anstoßenden Königssaal. Und da die Menge des Volkes den Platz füllte und das Geräusch immer zunahm, ersuchte er ihn sich auf dem Balcon zu zeigen. Masaniello that es, als er aber wieder in den Saal trat, war er so überwältigt von den Empfindungen des Tages daß er bewußtlos zu Boden sank. Nun kam dem Vicekönig die Angst an indem er der Rache des Volkes gedachte, falls seinem Abgott irgend etwas begegnete. Aber dieser erholte sich wieder und die eigentliche Besprechung begann. Die

Kapitel des Vertrags wurden bestätigt und deren Bekanntmachung sollte zwei Tage darauf stattfinden. Masaniello wurde in seinem Amt als General-Capitän des Volkes anerkannt, empfing eine goldene Kette, wurde von dem stolzen Herzoge bis zur Treppe geleitet und öffentlich ein getreuer Diener des Königs und glorreicher Vertheidiger des Volkes genannt, küßte dem Vicekönige die Hand und ward von diesem mit neuer Umarmung entlassen. Es war Nacht geworden. Von tausend Lichtern schimmerten die von Menschen wogenden Straßen durch welche der Zug sich nach dem erzbischöflichen Palast, dem Dome gegenüber, zurückbewegte. Spät erst kehrte der Fischverkäufer in des Cardinals Wagen heim nach seiner armen Wohnung.

Der Friede war geschlossen wenngleich noch nicht feierlich besiegelt. Wie wenig aber entsprach ihm der Zustand der Stadt! In derselben Nacht als Masaniello vom Cardinal Filomarino bewirthet ward, erhob sich schon wieder das Geschrei über Verrath und Banditen, und Waffen klirrten und Wachtfeuer braunten. Der General-Capitän des Volkes schaltete als gäbe es keine Obrigkeit in Neapel. Im Dunkel der Nacht ließ er vierzehn Personen die Köpfe abschlagen, ohne Prozeß und Urtheil, auf die Beschuldigung hin Banditen zu sein. Vor seinem Hause hatte er sich ein Brettergerüst errichten lassen von der Art wie Marktschreierbühnen zu sein pflegen. Hier ertheilte er seine Befehle und es er-

ſchienen gedruckte Verordnungen „auf das Gebot des erlauchten Herrn Maſo Aniello von Amalfi, General-Capitäns des getreueſten Volkes.“ Die Memoriale und Bittſchriften ließ er ſich auf der Spitze einer Hellebarde reichen und von ſeinem Secretär leſen worauf er Beſcheid ertheilte wie ein unumſchränkter Herr. Getreide- und Oelpreiſe wurden feſtgeſetzt. Es ward unterſagt nach der zweiten Stunde der Nacht ſich auf der Straße zu zeigen ausgenommen um das Viaticum zu tragen oder zu Kranken und Gebärenden zu gehn. Alle Prieſter mußten ſich ſtellen um unterſucht zu werden ob ſie wirklich Geiſtliche oder verkleidete Banditen. Eine Menge läſtiger Vorſchriften in Betreff der Kleidertracht wurden bekanntgemacht. Es war eine reiche Erndte für Spione und Angeber. Was zu Anfang Abwehr von Tyrannei und Willkür geweſen, wurde nun ärgere Willkür und Tyrannei. Keine Familie vornehmen Standes konnte bleiben. Keine konnte der Dienerſchaft trauen noch über ſie verfügen, denn Maſaniello rief die Diener zu den Waffen und belohnte den Verrath an ihrer Herrſchaft. Bewaffnete Banden unter bekannten Führern hatten ſich gebildet und trieben ungehindert ihr Weſen. Fünf Tage waren hinreichend, aller Zucht und Ordnung ein Ende zu machen. Man hatte kein Hehl mit dieſem wüſten Treiben. Wenn bis dahin des Adels Verirrungen geduldet worden, ſo begannen jetzt des Pöbels Saturna-

lien. Und ſie waren ganz anders blutig und fürchterlich als jene!

Wäre es nur der Pöbel geweſen! Aber das Verderben hatte weiter und weiter um ſich gegriffen, der Hang zur Unordnung hatte auch Beſſere angeſteckt. Unter dieſen waren eine Menge junger Künſtler. Aniello Falcone, welcher ſich namentlich als Schlachtenmaler bekannt gemacht und, wie in Rom Gaspard Pouſſin Kirchen mit Landſchaften, Kloſterhöfe mit Kampfſzenen geſchmückt hat, begnügte ſich nicht damit dergleichen Szenen zu malen. Er war ſelbſt ein geübter Fechter und hatte ſchon manche Raufereien mitgemacht. Da geſchah es daß bei irgend einem Streit einer ſeiner Verwandten von zwei ſpaniſchen Soldaten getödtet ward. Aniello lief in die Werkſtatt, rief ſeine Schüler herbei und fiel über die Soldaten her. Dieſe erhielten Hülfe von ihren Genoſſen und es entſpann ſich ein blutiger Handel der damit endete daß einer der jungen Maler todt auf dem Platze blieb, die Uebrigen die Flucht ergreifen mußten. Aniello Falcone ſchwur den Spaniern Rache. Wenige Tage darauf begann der Volksaufſtand. Die Gelegenheit war günſtig. Das junge Malervolk ſtimmte freudig bei. Sie ließen Stift und Pinſel liegen, holten Freunde und Verwandte, verſchafften ſich Waffen, wählten den Meiſter zu ihrem Hauptmann und nannten ihre Schaar den Todesbund. Einer dieſer Männer hat in Kunſt und Poeſie einen berühmten

Namen erlangt, Salvator Rosa. Er war damals zweiunddreißig Jahre alt und die Zeit war vorüber wo der Bruder Pförtner der Carmeliter-Baarfüßer von Sta Teresa ihm Schläge gab, weil er seine jugendlichen Compositionen mit schwarzer Kohle auf die weiße Klosterwand hingezeichnet hatte, oder wo er für seine kleinen Landschaften einige Gran erhielt während die Händler sie um eben so viele Carline verkauften und der Cavaliere Lanfranco, der sich jedenfalls für einen Raffael Sanzio hielt, beim Vorübergehn das Verdienst der an der Straßenecke feilgebotenen Bildchen erkannte. Salvator Rosa hatte sich schon in Rom und Florenz viel umgesehn als er nach Neapel zurückkehrte. Hier war's wo sein auf Abenteuer gerichteter Sinn ihn verführte, der Schaar Aniello Falcone's sich anzuschließen. Außer ihm waren noch dabei jener Micco Spadaro welcher schon genannt worden ist und in seinen figurenreichen Bildern so lebendige Darstellungen der traurigen Ereignisse jener Tage so wie der nachfolgenden Verheerungen der Pest hinterlassen hat, Carlo Coppola und andere von Aniello's Schülern; die beiden Fracanzano, Schüler des Spagnoletto, die sich zu tüchtigen Künstlern heranbildeten aber ihr Leben hindurch mit mancherlei Noth zu kämpfen hatten; Viviano Codagora der sich durch seine Städteansichten und Perspectiven einen Namen machte: Andrea Vaccaro, einer der gesuchtesten Maler seiner Zeit im Guido Reniſchen Geschmack, welcher

ſeine fünfzig Jahre und ſeine Frau vergaß um die Bravaden der Andern mitzumachen und ſogar ſeinen vierzehnjährigen Sohn daran theilnehmen ließ. Eine Menge Anderer ſchloſſen ſich den Genannten an. Mit Degen und Dolch bewaffnet durchzog die Genoſſenſchaft des Todes die Straßen. Wo ſie einen Spanier witterten, jagten und mordeten ſie ihn ohne Erbarmen. Und da ſie mit ſolchem heilloſem Treiben die Tage verbrachten und doch leben mußten, ſo malten ſie zur Nachtzeit in der Eile bei ſcharfer Beleuchtung ſo daß einer von ihnen, Carlo Coppola, darüber das Geſicht verlor.

Zu Anfang nahm Giuſeppe Ribera, die große Gunſt benutzend in der er bei den Spaniern ſtand, ſich der Uebelberathenen an und entſchuldigte ſie ſo gut es ging bei dem Herzoge von Arcos. Als ſie's aber zu toll machten und der Klagen immer mehre wurden, entzog der Spagnoletto ihnen ſeinen Schutz um ſich nicht ſelbſt in Ungnade zu bringen. Einige wie Micco Spadaro, Vaccaro u. A. gingen in ſich und kehrten zu ihrer Staffelei zurück; die Uebrigen aber wurden nur noch frecher jemehr Maſaniello ihnen wohlgefällig zuſah. So kam's aber auch daß ſie bei dem jähen Fall ihres Beſchützers wie aufgeſcheuchtes Wild auseinanderſtoben. Salvator Roſa welcher den Fiſcher von Amalfi mehrmals hatte malen müſſen, entfloh mit Aniello Falcone nach Rom wo er verweilte, während Letzterer nach Frankreich ging, durch ſeine Schlachtenbilder Ludwig XIV

bekannt und von Colbert dem Vicekönige Grafen von Castrillo zu Gnaden empfohlen ward so daß er endlich in die Heimath zurückkehren konnte. Das traurigste Schicksal erreichte Francesco Fracanzano. Nachdem er durch den Schutz der Familie Filomarino zur Zeit des Grafen von Onnate der Verfolgung entgangen, ward er während der großen Pest des Jahres 1656 gefänglich eingezogen weil er das Volk aufzuwiegeln suchte indem er ausstreute, die Spanier hätten die Stadt mit Giftpulver angesteckt. Er starb selber an Gift in seinem Kerker.

In diesem Zustande war die Stadt Neapel zu der Zeit als König Filipps Vicekönig und der General-Capitän des getreuesten Volkes am 13. Juli im Dome zusammenkamen, die neuen Verträge feierlich zu veröffentlichen. Die ehrwürdige Kirche hatte manche Wechsel in den Verhältnissen und Geschicken des Reiches in ihren gewölbten Hallen verkündigen gehört und war wie verwachsen mit dessen Historie. Niemals aber war sie Schauplatz solcher Erniedrigung der königlichen Macht gewesen. Bevor die Ceremonie stattfand, mußte sich der Herzog von Arcos noch manche Demüthigung gefallen lassen: so durfte er auf dem Zuge keinen Cavalier mitnehmen weil Masaniello es verboten hatte! Der Fischhändler hatte alle Leute von Rang entwaffnen lassen, bewaffnet aber standen die Popolanen in Doppelreihen in den Straßen welche nothdürftig von Schmutz

und Schutt geſäubert und deren Balcone mit Teppichen behangen waren. Der Cardinal-Erzbiſchof in Pontifikalkleidung nahm ſeinen Sitz unter dem Thronhimmel ein, während in einiger Entfernung von ihm der Vicekönig und Maſaniello ſaßen. Der Ritter von Alcantara Donato Coppola Herzog von Canzano las ſtatt des Reichs-Secretärs die Kapitel. Der Haupt-Inhalt war Beſtätigung der alten Privilegien von Ferrante von Aragon an bis auf Carl V, Nachlaß aller Schuld und Strafe wegen Majeſtätsverbrechen und jeglicher Unruhen, Gleichſtellung von Adel und Volk hinſichtlich der Stimmenzahl in ſtädtiſchen Dingen, Abſchaffung aller Gabellen und Steuern welche ſeit Kaiſer Carl V eingeführt worden mit Ausnahme derjenigen worauf Privatleute Recht hatten, Marktfreiheit und Strafloſigkeit für die begangenen Exzeſſe gegen Wohnungen und Habe. Die Beſtätigung von Madrid aus ſollte innerhalb dreier Monde erfolgen: bis dahin durfte das Volk die Waffen in Händen behalten.

Während des Vorleſens war Maſaniello ſehr unruhig geweſen und hatte bald zu dieſem bald zu jenem Punkte Bemerkungen gemacht. Als Donato Coppola zu Ende war, wollte er ſeine prächtige Kleidung von Silberſtoff mitten in der Kirche ausziehn indem er erklärte, er ſei nun gar nichts mehr. Als man ihn daran verhinderte warf er ſich zu Boden und küßte dem Cardinal die Füße. Der Herzog von Arcos beſchwor den

Vertrag, die Hand auf das Evangelienbuch gelegt. Der Erzbiſchof ſtimmte das Tedeum an und das Volk jauchzte: Es lebe der König von Spanien! Die Compagnien ſchoſſen ihre Büchſen ab. Der Vicekönig kehrte durch die von Menſchen wimmelnden Straßen nach dem Caſtell zurück und überall erſcholl der Ruf: Es lebe der König und der Herzog von Arcos! Als ſodann Maſaniello zu Fuße nach Hauſe ging, ſenkten ſich vor ihm auf ſeinem Wege überall die Banner der Compagnien.

Es war der Gipfel der Macht des Fiſchhändlers von Amalfi. Aber ſchon ging er ſeinem Ruin entgegen. Die ungewohnte Lebensweiſe, die immerwährende Aufregung, das anhaltende Reden und Wachen, die geringe Nahrung die er aus Furcht vor Gift zu ſich nahm, Alles dies in der fürchterlichſten Sommerhitze, griff ihn körperlich an und verdrehte ihm völlig den Kopf. Nur durch beginnenden Wahnſinn laſſen ſich manche ſeiner Handlungen erklären. Wenn ein Haufen Volkes ihm nicht gefiel, ſo hieb er auf ſie ein und verwundete rechts und links. Alle die in der Nachbarſchaft ſeines Häuschens am Markte wohnten, an tauſend Perſonen, ließ er ausweiſen um die Wohnungen niederzureißen und ſich einen großen Palaſt zu errichten. Mit vollen Händen ſpendete er Gold und Silber und gab einer Menge lüderlicher Dirnen reichliche Mitgift. Er vertheilte Herzogs- und Fürſtentitel, gab große Bankette auf Poggioreale und am Poſilipp zu

denen er den Vicekönig einlud, ſandte ſeine Frau und Mutter in glänzendem Aufzug zur Herzogin von Arcos. Wenn Eure Excellenz Vicekönigin der Damen ſind, ſagte des Fiſchhändlers Weib, ſo bin ich Vicekönigin der Frauen vom Volk. Wie ein Geſpenſt aber verfolgte ihn die Furcht vor dem Herzoge von Maddaloni. Er ließ deſſen ſchöne Villa am Poſilipp zerſtören und den ſchon geplünderten Palaſt bei Sta Maria della Stella noch einmal von ſeinen Leuten durchſuchen. Der Barbier des Herzogs und ein Mohrenſklave erkauften ihr Leben indem jener verſchiedene verborgene Koſtbarkeiten angab, dieſer aber erzählte, Diomed Caraſa habe das Admiralſchiff anzünden laſſen welches im vergangenen Mai in die Luft geflogen war. Der Mohr erhielt zum Lohn für ſeine Lüge das Commando über vier Volks-Compagnien, wurde aber nach Maſaniello's Sturz von ſeinen eignen Leuten umgebracht. Mehre arme Muſiker ließ der Fiſchhändler hinrichten blos weil ſie in Maddaloni's Dienſten geweſen waren. Eine Correſpondenz des Herzogs wurde aufgefangen, da ſie aber in Ziffern geſchrieben war, that ſie nichts als den Verdacht mehren. Der neue Herr Neapels begab ſich ſelbſt nach dem verwüſteten Palaſte der Caraſa und wollte dort zu Mittag eſſen, änderte aber ſeinen Sinn und ließ ſich im nahen Kloſter mit vielem Gepränge auftiſchen. Während er dort aß, ſchleppten einige der Seinigen zwei Gemälde herbei, Porträts des Herzogs und ſeines Vaters

Don Marzio. An ihnen ließ er seine kindische Wuth aus, zerschlug die Rahmen, schnitt die Köpfe heraus und steckte sie auf Piken die er vor dem Tisch aufzustellen befahl! Nach dem Markte zurückgekehrt legte er einen Anzug des Carafa an, blauseiden mit Silberstickerei, hing eine Goldkette um und befestigte an seinem Hut eine Demantagraffe. Alles Eigenthum des entflohenen Feindes. Dann warf er sich aufs Pferd, zog mit beiden Händen Pistolen, drohte Jeden zu erschießen der sich ihm nahe, oder sich an den Fenstern zeige, sprengte ins Meer hinein wo die Gondel des Vicekönigs lag, entkleidete sich in dieser und ließ sich mit feiner holländischer Leinwand abtrocknen worauf er ein mit Spitzen besetztes Hemde Maddaloni's anzog. Und da es hieß Dieser habe sich nach Piedimonte d'Alise gewandt, beorduete er dorthin eine Schaar von zweitausend Mann ihn zu fangen. Da aber diese in Waffen ungeübten Leute wie gewöhnlich besser dazu dienten in den Straßen der Stadt als im freien Felde Helden zu spielen, so erging es ihnen jämmerlich. Der Fürst von Colobrano, ein Vetter des Herzogs, und andere seiner Freunde überfielen sie im Gebirge mit nicht mehr als hundert Mann: viele kamen im Kampfe um, andere vor Hunger und Anstrengungen, und als die Nachricht von Masaniello's unglücklichem Ende zu ihnen gelangte, kehrten die kläglichen Reste des Haufens nach Neapel zurück.

Maſaniello's Herrſchaft nahte ihrem Ende. Wahnſinn und Grauſamkeit ſtritten in ihm. Es war ein Pöbelterrorismus ſchlimmſter Art. Am Eingang des Toledo, nicht ferne vom königlichen Palaſt, ſtand ein hoher Galgen aufgerichtet. Jede Anklage wurde gehört, keine Vertheidigung. Niemand war mehr in ſeinem Hauſe und ſeiner Familie ſicher. Die Häuſer des Adels ſtanden alle leer und die Verſtändigeren des Volkes ſahn daß eine Fortdauer dieſes Zuſtandes allgemeines Verderben herbeiführen müſſe. Die Kirchen wurden profanirt unter dem Vorwande daß Schätze oder Banditen in ihnen verborgen ſeien. Ueber zweihundert abgeſchlagene Köpfe mehrten die fürchterliche Decoration des großen Marktes und verbreiteten eine wahre Peſt unter dieſen ſengenden Sonnenſtralen. Der Cardinal Filomarino hatte entweder ſeinen Einfluß verloren, oder die Furcht ſeine Popularität einzubüßen machte ihn ohnmächtig. Doch ſchrieb er an den Papſt: „die Klugheit, der Scharfſinn und die Mäßigung welche dieſer Mann in der erſten Zeit an den Tag legte, ſchwanden völlig nach der Unterzeichnung der Kapitel und verwandelten ſich in Verwegenheit, Wuth und Tyrannei, ſo daß er ſich dem Volke ſelbſt und ſeinen Anhängern verhaßt machte.“ Zu dieſen Anhängern gehörten vor allen Genoino und Arpaja. Als dieſe ſahen daß ſie über den Hirnverbrannten nichts mehr vermogten, daß Alles dem Ruin entgegenging und ihre eigene übelerworbene

Stellung dabei die meiſte Gefahr lief, verſtändigten ſie ſich mit dem Vicekönig und ſeinem Collateralrath. Der Vicekönig berieth ſich in hocheigener Perſon mit gemeinen Mördern und das Feſt der Madonna vom Karmel, Dienſtag der 16. Juli, wurde zur Ausführung des Planes beſtimmt.

Während der Nacht wurden alle Militärpoſten verſtärkt und Soldaten in verſchiedenen Häuſern verborgen während die Galeeren ſich dem Ufer nahelegten. Die Maſſen füllten düſter und ſchweigſam die Straßen: eine dumpfe Stimmung hatte ſich Aller bemächtigt. In der Kirche Sta Maria del Carmine hielt der Erzbiſchof das Hochamt. Kaum war es zu Ende und der Prälat weggefahren, ſo betrat Maſaniello ein Cruzifix in der Hand die Kanzel. Seine Rede war ein Gemiſch von Wahrheit und Wahnſinn — er klagte das Volk des Unbeſtandes an, zählte ſeine Verdienſte auf, ſchilderte die Bedrückungen denen ſie wieder anheimfallen würden wenn ſie ihn verließen, beichtete ſeine Sünden und ermahnte die Andern ein Gleiches zu thun vor der heiligen Jungfrau, um Gottes Barmherzigkeit zu erlangen. Und als er das Cruzifix erhob die Menge zu ſegnen, rief ein Weib ihm zu er ſolle ſchweigen — die Muttergottes wolle nicht daß er ſolchen Unſinn rede. Er aber, um zu zeigen wie ſehr Müden und Schlafloſigkeit ihn abgemagert, begann ſich auf der Kanzel zu entkleiden. Da ſprang ein Karmeliter hinauf zu dem Verrückten,

nöthigte ihn die Treppe hinab und ſchleppte ihn unter Beiſtand der übrigen Mönche ins Kloſter wo er ſich in völliger Erſchöpfung in einer Zelle aufs Bett warf und einſchlief.

Die vom Herzog von Arcos Gedungenen, neun Männer vom Volk, waren längſt in der Kirche, mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet. Kaum war der durch die anſtößige Szene unterbrochene Gottesdienſt beendigt ſo eilten ſie ins Kloſter und frugen nach Maſaniello. Die Mönche wollten ſie abwehren. Es entſtand Lärm. Der Schlafende erwachte, glaubte es wären von ſeinen Anhängern und eilte zur Thüre. In demſelben Moment drangen die Mörder in den Gang und erblickten ihr Opfer. Fünf Schüſſe fielen — von einem derſelben tödtlich getroffen ſank er zu Boden indem er mit der Hand ſein Geſicht bedeckte, mit dem Rufe: Ha, Geſindel! Salvatore Cattaneo ſchnitt ihm mit einem ſtumpfen Meſſer den Kopf ab, ergriff ihn bei den Haaren und eilte hinaus mit dem Ruf: Es lebe der König von Spanien! Angedonnert ſtand die Menge da — kein Laut erſcholl aber keiner hielt die Mörder an die ſich eilig entfernten. Bald trafen ſie auf einen kleinen Haufen ſpaniſcher Soldaten die ſich ihnen anſchloſſen. Es lebe Spanien! damit zogen ſie weiter. Der Vicekönig wollte eben, von zahlreichen Edelleuten begleitet, aus dem Caſtell ſich in den Park begeben, als die Kunde von der vollbrachten That ihn erreichte. Es heißt er

habe auf eine seines hohen Rangs unwürdige Weise seine Freude an den Tag gelegt. Don Francesco Capecelatro, welcher zugegen war, bemerkt aber nur, die Nachricht sei in dem Moment eingetroffen wo der Herzog von Arcos gesagt habe, zehntausend Ducaten wolle er Dem auszahlen der ihm Masaniello todt oder lebend bringe.

Gleich darauf erhob sich der Tumult. Die Mörder kamen den Kopf auf einer Pike tragend; Buben faßten den Leichnam, schleppten ihn durch die Straßen und verscharrten ihn außerhalb der Stadtmauer bei dem nach dem Markte führenden Thore. Manche der bekanntesten Anhänger des Ermordeten büßten die kurze Macht mit dem Leben, seine Angehörigen mußten in Sicherheit gebracht werden. Noch aber war die Stimmung des Volkes so wenig zuverlässig daß der Vicekönig in der Eile die Befestigungen ausbessern ließ soviel er konnte. Der Cardinal Filomarino, welchen die Kunde der That auf dem Wege vom Carmine nach seiner Wohnung erreicht hatte, begab sich alsbald nach dem Palast und ritt dann mit dem Herzog von Arcos und vielen vom vornehmsten Adel nach dem Dom und von dort durch die Straßen und nach dem Markte. Ueberall standen noch die bewaffneten Volksschaaren; sie senkten ihre Fähnlein mit dem Rufe: Es lebe der König und der Herzog von Arcos! Die Privilegien wurden bestätigt und allgemeine Verzeihung verkündet von welcher

nur Maſaniello's Bruder und Schwager ausgeſchloſſen ſein ſollten. Francesco Antonio Arpaja blieb Volksdeputirter, Giulio Genoino trat das ihm verſprochene Amt eines Präſidenten der Kammer an. Schon an demſelben Tage kehrten viele Edelleute in ihre verlaſſenen Wohnungen zurück.

Die Menge war noch wie betäubt. Schon am folgenden Morgen aber, als der Brodpreis geſteigert ward weil Proviantmeiſter und Bäcker erklärten daß es durchaus unmöglich ſei bei den bisherigen niedern Preiſen auszukommen, ſchlug die Stimmung um. Das niedere Volk klagte ſich ſelber an daß es ſeinen Erretter und Helden preisgegeben. Es eilte hin die Leiche auszugraben, nähte den Kopf an den Rumpf, wuſch ihn, zog ihm prachtvolle Kleider an und legte ihn ſo mit bloßem Schwert und Commandoſtab auf eine mit weißer Seide bedeckte Bahre, welche von den durch ihn ernannten Capitänen getragen wurde. Ueber viertauſend Prieſter geleiteten den Zug auf Befehl des Erzbiſchofs der ohne Ende zwiſchen zwei Parteien ſchwankte und des Schlimmen mehr ſtiftete als des Guten. Die Fahnenträger ſchleppten ihre Standarten auf der Erde, die Soldaten hatten ihre Waffen geſenkt, dumpf erſchollen die gedämpften Trommeln. Mehr denn vierzigtauſend Männer und Frauen folgten dem Sarge, die Einen Litaneien ſingend, die Andern den Roſenkranz betend. Auf allen Kirchthürmen läuteten die Glocken, an allen

Fenſtern brannten Lichter. An allen Sedilen des Adels zog man vorüber und überall ſalutirten die bewaffneten Schaaren. Nicht weit vom Caſtell an der Hafenſtraße ſtand eine ſpaniſche Compagnie, und das Volk verlangte auch ſie ſollten ſalutiren. Ziehet mit Gott, antwortete der Hauptmann; mir ertheilt Niemand Befehle als der Herzog von Arcos. Um die zweiundzwanzigſte Stunde des Tages war man vom Carmine ausgezogen — um die dritte Stunde der Nacht kehrte man dahin zurück. Unter den gewöhnlichen Formen wurde der Leichnam in der Nähe der Kirchthüre eingeſenkt.

Nie war ein Vicekönig oder großer Fürſt ſo zu Grabe getragen worden wie Tommaſo Aniello von Amalfi.

Drittes Buch.

Zweiter Abſchnitt.

Der Kampf in den Jahren 1647—48.

Der Aufstand welcher von Masaniello seinen Namen erhalten hat, hatte neun Tage gewährt. Neun Monate währten Revolution und Krieg deren ersten Akt er bildete. Das ganze Königreich Neapel ward während dieser traurigen Zeit aufs entsetzlichste verwüstet. Die Bande der Ordnung und Zucht wurden völlig aufgelöst, die alten Verhältnisse gänzlich zerrüttet. Verschlagene Abenteurer benutzten die Fehler wie die Schwäche der Spanier und wenn die Spanier ungeachtet ihrer Fehler und Schwäche am Ende dennoch siegten, so hatten sie es neben dem hervorragenden Talent eines einzelnen Mannes der Uneinigkeit ihrer Gegner, dem Wankelmuth des Volkes, der eigenen Ausdauer und dem energischen und aufopfernden Beistande des größten Theils des hohen Adels zu verdanken. Es liegt nicht im Zwecke noch innerhalb der Grenzen der gegenwärtigen Darstellung eine eigentliche Geschichte dieser langen Rebellion und der blutigen Kämpfe zu geben welche vom Tiris und Trento an bis zum Jonischen Meere

das Königreich verheerten. Auf die Stellung aber welche die Aristocratie dabei nahm, auf die letzten Erscheinungen und Formen der feudalen Kriegsführung und auf den Lohn welchen die neapolitanischen Großen bei ihren spanischen Herren erndteten, muß umsomehr hingedeutet werden, da es sich dabei um die wesentlich charakteristischen Momente handelt.

Nur scheinbar war die Ruhe welche nach Masaniello's Tode in Neapel herrschte. Vielleicht ist der Ausdruck: Ruhe ein unpassender. Denn kein Tag verging ohne Lärm und Auflauf. Verdacht und Haß schwiegen nicht. Das Volk blieb bewaffnet und sah Cavaliere und Soldaten mit drohenden Blicken an. Wo Händel entstanden, endeten sie selten ohne Mord, und Händel gab es immer. Die Anwesenheit der Mörder des Fischhändlers nährte die Unzufriedenheit so daß der Vicekönig sie mit dem Blutpreise nach Rom senden mußte um sie der Volksrache zu entziehen. Ein Prozeß wegen geraubter und verbrannter Habe erregte einen wilden Sturm gegen Giulio Genoino welcher nur durch eine Art ehrenvollen Exils auf der Insel Sardinien gerettet ward und mit allgemeinem und verdientem Hasse beladen nicht lange nachher auf der Reise nach Spanien in Port Mahon auf Minorca ein so langes wie unheilvolles Leben endete. Die Gabellen aber waren nochmals der Anlaß zum Ausbruch des Aufstands in der Hauptstadt. Ihre Abschaffung war feierlich ver-

ſprochen worden, ſolche ausgenommen die an Privatleute verpachtet waren. Da dies aber bei ſämmtlichen Zöllen der Fall, ſo war die Bewilligung rein illuſoriſch. Die Menge tobte, die alten Banden erſchienen, der große Markt war nochmals der Sammelplatz, der Vicekönig ſchloß ſich von neuem im Caſtelnuovo ein, ſuchte durch elaſtiſche Antworten hinzuhalten und Zeit zu gewinnen und mußte wieder verſprechen was er nicht zu halten dachte. Kaum athmete man freier ſo ging's auch wieder los und aus einem Scharmützel des Pöbels mit einem teutſchen Wachtpoſten am Palaſt entſpann ſich ein Kampf der die Schrecken der Julitage weit hinter ſich zurück ließ.

Diesmal war's eine Empörung in der ſchlimmſten Bedeutung des Wortes. Die Volksmaſſen, ohne gemeinſamen Führer, fochten gleich Raſenden. Sie eroberten die meiſten wichtigen Stellungen in der Stadt, die Douane, das Karthäuſerkloſter San Martino dicht beim Caſtell Sant' Elmo, ſelbſt den Pizzofalcone welcher das Caſtelnuovo ſowol wie das Caſtel dell' Ovo beherrſcht. Der Erzbiſchof vermogte nichts mehr über die Raſenden, welche ſich zu förmlicher Belagerung der Veſten anſchickten. Tranſcheen und Barricaden verhinderten allerwärts die Verbindung. Was man von Soldaten aufgriff, mogten es Spanier, Teutſche oder Wallonen ſein, wurde gemordet. Die Caſtelle aber hielten aus. Die Aufrührer ſahen daß ſie ohne gemeinſame

Leitung nichts vermogten und boten dem Don Carlo della Gatta den Oberbefehl an, jenem tüchtigen Kriegsmann der ſich namentlich durch die Vertheidigung Orbetello's wohlverdienten Ruhm erworben hatte. Als dieſer ausſchlug, wählten ſie Francesco Toraldo d'Aragona Fürſten von Maſſa, den tapfern Vertheidiger Tarragona's gegen die unter den Befehlen des Marſchalls De la Motte Houdancourt ſtehenden Franzoſen. Auch er weigerte ſich das gefährliche Amt zu übernehmen. Aber die Menge umringte ſeinen Palaſt und ſchrie es ſei Felonie gegen das Volk welches die Waffen nur ergriffen um ſich und die Krone Spanien gegen die Schlechtigkeit der Miniſter zu vertheidigen. Und ein Wink des Vicekönigs wie die Bitten ſeiner erſchrockenen jungen Frau vermogten ihn das Commando anzunehmen.

Ohne es zu ahnen beſiegelte Toraldo ſein Todesurtheil. Er wollte ſeinem Könige die Treue bewahren und gerieth bald in eine ſchiefe falſche Stellung zu der Menge welche jeden Tag weiter ſchritt in der Empörung und doch es nicht Wort haben wollte. Sant' Elmo und das Caſtelnuovo wurden belagert und erſteres war durch eine geſchickt angelegte Mine ſtark bedroht, aber der General-Capitän des Volkes verhinderte daß die militäriſchen Arbeiten raſchen Fortgang hatten. Auf einen Waffenſtillſtand folgte ein neuer Vertrag der unter Feierlichkeiten wie der erſte am 7. September 1647 beſchworen ward. Es war ſo ſchmählich für Spanien

und ſo ungerecht gegen den Adel, daß man den Eid des Herzogs von Arcos nur mit der Reſervatio mentalis erklären kann. Außer der Beſtätigung der früheren Bewilligungen wurde verlangt, alle Spanier ſollten die Stadt verlaſſen und dieſe in die Obhut des Volkes gegeben; die Zahl der Adels-Sedilen auf zwei, Nido und Capuana verringert, alle übrigen abgeſchafft werden; alle Richterämter eingebornen Neapolitanern gehören; nur Eingeborne zu Capitänen der Galeeren ernannt und Gianettino Doria vom Admiralat abgeſetzt, Caſtel Sant' Elmo dem Volke übergeben werden und was deſſen mehr iſt. Solche deren Häuſer während der vergangenen Unruhen verbrannt worden, ſollten zur Abwehrung von Rache in die Verbannung gehn, mehre Familien aber bis in die vierte Generation das Reich meiden müſſen ohne vom Könige begnadigt werden zu können, Carlo Spinelli und die Brüder Sanſelice, Giovan Angelo Barile Herzog von Caivano, General-Secretär des Reiches mit allen ſeinen männlichen Nachkommen. Endlich Don Diomede Caraſa Herzog von Maddaloni mit ſeinen Söhnen, Enkeln und Enkelkindern in infinitum. Binnen einem Monat müßten ſie das Reich geräumt haben. Wer ſich von ihnen blicken ließe, dürfe ungeſtraft niedergeſchoſſen werden. Der Haß gegen den Herzog von Caivano hatte ſeinen guten Grund. Denn Giovan Angelo Barile, von Hauſe aus ein armer Edelmann vom Seggio von Capuana, war das

thätigſte und brauchbarſte Werkzeug geweſen, deſſen die letzten Vicekönige ſich zum Erreichen ihrer Abſichten bedient hatten, beſonders wenn es darauf ankam die Sedilen zur Bewilligung der Gelder zu bewegen. Dieſer Mann hatte das Beſtechungsſyſtem in einem bis dahin unerhörten Grade zur Anwendung gebracht. Er hatte die verarmten Mitglieder der Sedilen welche der Koſten wegen nicht mehr in Neapel wohnten, dahin kommen laſſen, hatte ihnen Reiſe und Aufenthalt bezahlt, hatte ihnen Aemter verſchafft und, wenn ſie wegen Schulden verfolgt waren, ſicheres Geleite erwirkt, um über ihre Stimmen verfügen und ſo den Widerſtand der unabhängigen Barone beſiegen zu können. Seinen eignen Vortheil und den der Seinigen hatte er dabei ſtets im Auge behalten, und es iſt ſchon erzählt worden wie zu Anfang der Unruhen das Volk an den Wohnungen und der Habe der Barile ſeinen Grimm ausließ.

Der Herzog von Arcos beſtätigte die Kapitel. Nur hinſichtlich des Abzugs der Spanier und der Uebergabe von Sant' Elmo behielt er ſich den Recurs an den König vor: kein Vicekönig könne ſolches aus eigner Machtvollkommenheit bewilligen. Die Menge beruhigte ſich damit und der Vicekönig gewann Zeit. Wie ſchmachvoll aber war die Rolle die er ſpielte! Die Nachrichten von den neapolitaniſchen Unruhen hatten in Madrid große Beſtürzung erregt und da das Reich von Truppen beinahe entblößt war, beſchloß man Flotte und Mann-

ſchaft zu ſenden. Am 1. October erblickten die Wachen auf den Thürmen von Sant' Elmo die Armada am Horizont. Das Caſtell zog die Königsflagge auf und nicht lange nachher ankerten achtundvierzig Schiffe vor Sta Lucia. Das Commando führte Don Juan d'Auſtria, der natürliche Sohn König Filipps IV und einer Schauſpielerin. Er war achtzehnjährig, von einnehmendem Aeußern und von gewinnendem Benehmen, glänzend und liebenswürdig gleich jenem Don Juan der beinahe ſiebenzig Jahre früher die Bewunderung Neapels erregt hatte, tapfer, aber vom Kriegsglück nicht begünſtigt wie der Sieger von Lepanto. Die Truppenzahl welche die Flotte führte entſprach weder der Stärke derſelben noch der Wichtigkeit des Unternehmens. Es galt die Küſten Italiens vor den Franzoſen ſichern und nur viertauſend Mann waren an Bord! Don Juan begann mit der Stadt zu unterhandeln bevor er landen ließ. Er verweigerte die Anerkennung der Bewilligungen des Herzogs von Arcos wenn das Volk nicht die Waffen niederlege und zum Gehorſam zurückkehre. Don Franceſco Toraldo, den entſcheidenden Moment gewahrend, that was er konnte die Menge zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er ward überſtimmt und der ſchon rege Verdacht gegen ihn ſteigerte ſich zu ſolchem Grade, daß untergeordnete Genoſſen im Commando welche in der That ihn beaufſichtigen ſollten, ihm beigegeben wurden. Ein Büchſenmeiſter Namens Genaro Annese, ſtieg bei

den niedern Claſſen in demſelben Maße im Anſehen, wie der Fürſt von Maſſa Autorität und Vertrauen verlor.

Die Unterhandlungen mit den Volkschefs führten zu keinem Ergebniß. Der Herzog von Arcos drängte zum Handeln. In ſeiner finſtern Behauſung im Caſtelnuovo brütete er über finſtern Plänen. Er wollte ſich endlich rächen für die vielen Demüthigungen die er während dreier Monde erfahren, für die Ohnmacht in welche er geſunken war. Wider ſeinen Willen und ſeine beſſere Ueberzeugung gab Don Juan d'Auſtria nach vier Tagen ſeine Zuſtimmung zum Angriff auf die von den Meuterern beſetzten Quartiere der Stadt. Als der Beſchluß gefaßt war wollte der Vicekönig noch einen andern Schlag ausführen. Am Abend des 4. October ließ er mehre Häupter des Aufſtandes und den Volks-Deputirten Arpaja greifen. Im Caſtelnuovo wurden ſie vor eine Spezial-Commiſſion geſtellt und verrätheriſcher Correſpondenz mit dem franzöſiſchen Botſchafter in Rom überwieſen. Man führte ſie in den tiefen Graben des Caſtells wo zwiſchen den Rieſenmauern auch in guter Jahrszeit eiſige Luft weht: hier wurden ſie erdroſſelt bis auf Andrea Polito der die Mine gegen S. Elmo angelegt und Angeſichts derſelben dort an einem Fuße gehängt ward, und auf Arpaja, welcher ſich hätte retten können wenn er ſich zu des Vicekönigs Abſichten hergab. Er that es nicht und ſtarb im Kerker zu Oran an der afrikaniſchen Küſte.

In derſelben Nacht wurde die Mehrzahl der Schiffsmannſchaft ans Land geſetzt und ſie ſtieß zu den im Arſenal und Caſtelnuovo befindlichen Truppen. Am 5 October um Mittag begann der Kampf. Die Artillerie der Caſtelle und der Flotte eröffnete das Feuer gegen die untere Stadt. Die königlichen Truppen nahmen unter dem Schutze derſelben den Pizzofalcone und alle Höhen. Sie würden geſiegt haben wäre ihre Zahl nicht ſo gering geweſen. Aber von dem Moment an wo das Geſchütz zu donnern begann, ward auf dem Thurme des Karmel beim großen Markt die rothe Fahne aufgezogen und zu Tauſenden und Tauſenden ſtrömten die Popolanen herbei, bald nicht mehr zur Vertheidigung ſondern zum Angriff. Die ſchweren Geſchützkugeln fegten die Straßen und ruinirten die Wohnungen. Das Volk ließ ſich dadurch nicht abhalten. Sein Hauptangenmerk war auf das Caſtelnuovo gerichtet: Trancheen kreuzten ſich mit Trancheen, Barricaden erhoben ſich gegen Barricaden. Eine vom Volke errichtete Batterie donnerte gegen den mächtigen Thurm von Sta Chiara, eine der wichtigſten Poſitionen weil ſie die untern Theile der Stadt beherrſchte. Wenn die Menge, diesmal außer von Don Franceſco Toraldo auch von Marcantonio Brancaccio und mehren Andern befehligt, ihre Zwecke nicht erreichte, ſo war dies noch weniger der Fall bei den Spaniern. So tapfer ſie ſich ſchlugen ſo gelang es ihnen doch nur ihre Poſitionen zu

behaupten, nicht aber das Volk aus den ſeinigen zu vertreiben. Die unglückliche Stadt war allen Verheerungen des Krieges preisgegeben. Kirchen und Klöſter wurden nicht geſchont, eine Menge Gebäude lagen in Trümmern da, die Plätze waren in Forts verwandelt, die Gefängniſſe des Caſtel Capuano erbrochen, die Galeerenſklaven losgelaſſen. Auf beiden Seiten wollte man nichts von Pardon wiſſen und mordete die Gefangenen.

Der Kampf hatte mehre Tage gewährt als den Caſtellen ſo wie in den vorgeſchobenen Poſitionen befindlichen Truppen die Munizion auszugehn begann. Vom erſten Moment an wo Don Juan d'Auſtria die furchtbare Erbitterung und den wilden Todesmuth des Volkes gewahrte, bereute er den Angriff. Man hatte ihm vorgeſpiegelt eine ernſte Demonſtration werde genügen die Maſſen zur Ruhe zu bringen. Jetzt ſah er wie ſeine braven Truppen in ſo blutigem wie nutzloſem Gemetzel dezimirt und ſeine Schiffe, die ſich ganz nahe ans Ufer gelegt hatten, von den feindlichen Kugeln arg beſchädigt wurden. Er zog ſeine Truppen zurück und ſegelte nach Baja. Noch hielten die Beſatzungen der Forts wacker aus, aber der Vicekönig befürchtete um ſo mehr deren Erſchöpfung, als die Lebensmittel knapp wurden da die Empörer faſt auf allen Seiten die Zufuhr abſchnitten. Auch die Volksführer wünſchten ſich zu vergleichen da ſie innewurden daß ihre indiſziplinir-

ten Banden gegen die Caſtelle und gegen die Ausdauer der Spanier wenig vermogten. Aber Alles ſcheiterte an dem Beharren bei der Forderung daß die vom Herzog von Arcos zuletzt gemachten Zugeſtändniſſe beſtätigt und Sant' Elmo dem Volke überliefert werden ſollte. So ward denn der Kampf fortgeſetzt wenn auch nicht mit derſelben Wuth wie beim Anfange.

Eine wichtige Veränderung aber ging währenddeſſen vor. Bis dahin hatte das Volk wenigſtens dem Aeußern nach die Souveränetät Spaniens anerkannt. Indem es gegen Spanier kämpfte hatte es den König von Spanien leben laſſen; es hatte die Beſchuldigung der Empörung ſo entſchieden wie heftig zurückgewieſen; es hatte Bilder und Wappen Filipps IV und ſeiner Vorgänger geehrt und ſich immer den Namen des Allergetreueſten gegeben. Allmälig aber mußte dies anders werden, und die verunglückte Expedizion Don Juan's gab dem Gefühl der Anhänglichkeit an das Königshaus den letzten Stoß. Marc Antonio Brancaccio ließ den ſchon ſelten gewordenen Ruf: Es lebe der König! verbieten und die Wappen Spaniens herabſchlagen. Ein Volks-Manifeſt vom 17. October des Jahres 1647 ſetzte die Beſchwerden der Nazion gegen ihre Beherrſcher ins Licht und rief den Papſt und Kaiſer und die Könige und Fürſten zum Beiſtand an. Politiſche Parteien begannen ſich zu bilden: die thätigſte war Anfangs jene welche rufen wollte: Es lebe der Papſt! Wer es

ja doch Oberlehnsherr. Der Cardinal-Erzbischof arbeitete nach dieser Seite hin; der Nunzius Altieri war den Intriguen nicht fremd und dessen Bruder hatte die Hand im Spiele. Aber Papst Innocenz X und der Staats-Secretär Cardinal Panciroli hatten keine Lust um eines so gewagten Unternehmens willen mit Spanien zu brechen, und letzterer mahnte nachmals den Nunzius sich von solchen Dingen fern zu halten oder wenigstens behutsamer zu sein. „Haltet ihr es für besser noch auf eurem Posten zu bleiben, schrieb Panciroli an Altieri, so will der heilige Vater es euch erlauben. Aber Seine Heiligkeit will daß ihr in Zukunft euch enthaltet Billette an das Volk zu senden oder überhaupt auf irgendeine Weise was es immer sein möge schriftlich von euch zu geben, da dies zu falschen Deutungen und Folgerungen und unangenehmen Misverständnissen Anlaß geben kann.“ [27] Andere, und darunter ein Theil des Adels, neigten zu Frankreich hin und es fehlte nicht an Intriguanten welche in Neapel im Interesse dieser Macht arbeiteten wobei sie namentlich durch den Botschafter Ludwigs XIV beim heiligen Stuhl Marquis de Fontenay Mareuil unterstützt wurden. Wieder Andere hielten eine Republik für möglich. Die große Masse des Mittelstandes aber begann die Gefahren einzusehn in welche man durch die neuesten Fortschritte der Revoluzion gerathen war. Sie hatten wohl Abschaffung der allzudrückenden Lasten nicht aber einen

Wechsel von Dynastie und Regierung gewünscht. Sie hatten den Pöbel gewähren lassen und unterstützt als es Befreiung von den Gabellen galt. Aber sie wurden andern Sinnes als der Pöbel herrschend geworden, als ein Aufstand dem andern folgte, als aller Handel daniederlag, aller Sicherheit ein Ende gemacht war, die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt zu werden drohte, und man auf dem Punkte stand Alles zu verlieren weil man zu Vieles erreichen wollte. Dieser Mittelstand war es welcher später den Sieg Spaniens zu einem leichten und unblutigen machte.

Bis es aber dahin kam, sollte Neapel noch der Schauplatz entsetzlicher Szenen sein. Als die Unterhandlungen mit Don Juan d'Austria zu keinem Resultat führten, suchte das Volk die Truppen von denjenigen Posten zu vertreiben die es noch in der Stadt inne hatte. So führte Michele de Santis, jener Fleischer welcher Don Giuseppe Carafa gemordet hatte, sechshundert Mann gegen den spanischen Posten an Porta Medina. Der Vicekönig des Namens hatte, wie schon gesagt, dies Thor in der Mauer Carls V auf der Höhe von Montesanto am Abhang des Berges gebaut welcher die Karthause und Sant' Elmo trägt. Fünfzehn Spanier, nur mit Piken und Degen bewaffnet, standen hier: sie schlugen Sechshundert zurück. Die Führer erkannten daß ohne das Gewinnen einer beherrschenden Position alle einzelnen Vortheile nichts fruch-

teten. Santa Chiara hatte allen ihren Angriffen widerſtanden: am 21. October ſollte eine Mine den Thurm ſprengen. Don Francesco Toraldo, der zu ſchwach geweſen war ſich aus ſeiner falſchen Stellung herauszuziehn als es vielleicht noch möglich, den aber jetzt das Volk gewiſſermaßen als Geiſel feſthielt, commandirte ſelbſt den Angriff. Die Mine ſprang, aber ungeſchickt angelegt beſchädigte ſie nur die benachbarten Gebäude welche zahlreiche Kämpfer vom Volke unter ihren Trümmern begruben. Zu gleicher Zeit machte die Beſatzung des Kloſters einen Ausfall und mit dem Schrei: Verrath! zogen ſich die Haufen der Angreifenden zurück. Den Verrath ſollte ihr unſeliger Führer büßen — ſie ergriffen ihn und ſchleppten ihn nach dem Markte hin. Vergebens verſuchte Don Francesco Toraldo zu reden — vergebens ſuchten ſeine Anhänger die Tobenden zu beſchwichtigen. Am Fiſchmarkt ſank er hin: auf einer ſteinernen Fiſchbank hieben ſie das edle Haupt ab. Sie ſteckten es auf eine Lanze: ſo war erſt des Caraſa Haupt umhergetragen worden im Triumf, dann das des Maſaniello. Aus der verſtümmelten Leiche riſſen ſie das noch warme Herz und trugen es in ſilbernem Gefäß nach dem Kloſter wo Donna Alvina Frezza, die bildſchöne Gemalin des unglücklichen Mannes, wohnte. Die entmenſchten Mörder verlangten die Fürſtin ſolle ſelbſt an der Kloſterpforte ſich zeigen das Herz des Gatten in Empfang zu nehmen. Entſetzt weigerten ſich die

Nonnen die Botſchaft zu bringen: da ſchleppten die Verwilderten Holz und Reiſig herbei um das Kloſter in Brand zu ſtecken. Von der Gefahr benachrichtigt erſchien Toraldo's Witwe an der Schwelle und ihre Hände mußten aus denen der Barbaren das fürchterliche und doch theure Geſchenk entgegennehmen. Unter dem Pöbel ſelbſt weinten Viele bei dem Anblick. Zwei Tage lang blieb der Leichnam am Galgen hängen, dann nahmen ſie ihn herab, in einer jener plötzlichen Sinnesänderungen die bei ſo rohen Maſſen vorkommen, und gaben ihrem gemordeten General-Capitän ein feierliches Begräbniß.

Marc Antonio Brancaccio hatte den Platz des Fürſten von Maſſa einzunehmen gehofft: ein Büchſenſchmidt wurde dem Edelmann vorgezogen. Gennaro Anneſe hatte ſich ſeit dem Beginn des Aufſtandes durch wilden Haß gegen die Spanier wie gegen Alles was über ihm ſtand bemerklicher gemacht als durch Tapferkeit oder Einſicht. Er war unter Toraldo's heftigſten Gegnern geweſen und hatte als Commandant des kleinen Forts oder richtiger des Thurmthors vom Carmine, des einzigen Punktes der Befeſtigungen der immer in den Händen des Volks blieb, auf den Pöbel der benachbarten Theile der Stadt vielfach einzuwirken gewußt. Von zurückſtoßender Häßlichkeit und gemeinen Sitten, ſchmutzig und habſüchtig, im Kriegsweſen unerfahren und von zweideutigem perſönlichen Muthe wurde Gennaro Anneſe,

es heißt durch französische Intriguen, am Abende des 22. October zum Generalissimus der Stadt und des Reiches Neapel ernannt, und erließ augenblicklich „aus der königlichen Veste des Thurmes am Carmine" eine Proclamation worin er „unter Strafe der Ungnade des allergetreuesten Volkes," und nebenbei Tod und Güter-Einziehung, seiner Unterschrift und Siegel zu gehorsamen befahl. Die letzten Spuren spanischer Herrschaft wurden nun vertilgt, Neapel ward zur Republik erklärt, auf dem großen Markte standen unter einem Thronhimmel die Bilder des Heilandes und des heiligen Januarius. Ein Schweif von verdorbenen Advocaten und Pfuschern gewöhnlichster Sorte hing dem neuen Generalissimus an und regierte mit ihm als „Rath des Volkes." Die Rebellion war unterdeß eben so rathlos wie der Vicekönig der immer im Castelnuovo saß, mit Don Juan d'Austria, mit dem Erzbischof und dem Nunzius und mit den Führern des Adels correspondirte, Keinem traute und Niemandes Vertrauen genoß. Das Volk hielt seine Quartiere besetzt, die Truppen ihre Vesten und Posten, so ziemlich in derselben Ausdehnung wie nach dem Kampfe gegen Don Juan's Mannschaft. Die obere Stadt gehörte den Spaniern, die untere dichtbewohnte dem Volke. Breite Trancheen trennten die feindlichen Theile. Die der Königlichen begannen beim Karthäuserkloster S. Martino unter den Kanonen des Castells von Sant' Elmo, liefen die Bergkante

hinab bis zur Porta Medina von dort längs der Mauer bis Porta Alba die gegenwärtig völlig im Innern der Stadt liegt, bogen nach der neuen Jesuitenkirche und Santa Chiara rechts ins Herz Neapels ein und gelangten so bei der Rua Catalana ans Meer, das Hafenquartier durchschneidend welches größtentheils von den Kanonen des Castelnuovo bestrichen war, wo aber das Volk eine starke Schanze aufgeworfen hatte und beständig auf das Thor des Castells feuerte. Die ganze östliche Hälfte der Stadt, das alte Neapel, war somit in den Händen der Empörer.[29]

Ein vortreffliches Gemälde Salvator Rosa's, eine der Zierden der Santangelo'schen Sammlung im vormaligen Palaste der Caraffa von Maddaloni, stellt eine Szene der Belagerung des Castelnuovo dar. Die riesige düstre Masse der Veste Carls von Anjou mit ihren himmelhohen Thürmen erhebt sich im Mittelgrunde, mit der Aussicht auf Molo und Meer. Die dunkeln Massen des Volkes stürmen. Auf dem ersten Plan erblickt man Gennaro Anneſe zu Pferde, als Generalissimus mit dem Commandostab, mit wehendem Helmbusch, in prachtvollem Stahlpanzer mit eingelegter Goldverzierung wie der vormalige Waffenschmidt sie mit Leidenschaft, liebte. Reiter tummeln ihre Rosse hin und her im Pulverdampf. Einer derselben in militärischer Tracht sprengt auf den Anneſe zu, der Tradizion ge-

mäß Salvator Roſa ſelber. So ſah es im Herbſte 1647 in Neapel aus.

Jeder erkannte daß es ſo nicht bleiben könne. Drei Monate lang hatte bald mehr bald minder vollſtändige Anarchie geherrſcht. Das Volk war furchtbar verwildert, beinahe der ganze Adel hatte die Stadt verlaſſen und nur in den von den Truppen beſetzten Theilen getrauten ſich einige Familien zu bleiben. Gegenſeitig ſchnitt man ſich die Zufuhr ab. Die Caſtelle waren dabei am ſchlimmſten dran. Denn während das Volk eine Zeitlang die Straßen nach dem ſüdöſtlichen Theil der Terra di Lavoro, nach Nocera und Salern, offen zu halten wußte und folglich Proviant in die Stadt hineinbringen konnte, erhielten die Caſtelle ihren Bedarf hauptſächlich nur zur See indem die Fahrzeuge von Capua den Volturno hinabſegelten und Giannettino Doria's Schiffe den Transport beſchützten. Bei ſtürmiſchem Wetter aber, wie es in gedachter Jahrszeit häufig vorkam, war dies immer eine mißliche Sache. Die Landwege waren den Königlichen eine Zeitlang völlig geſperrt: ſchon außerhalb der Grotte des Poſilipp ſtieß man auf Gräben und Verhaue welche die Verbindung mit Pozzuoli unterbrachen. Ehe wir aber die weiteren Fortſchritte der Revolution in der unglücklichen Hauptſtadt verfolgen, iſt es nöthig daß wir uns in den Provinzen umſehn und das Verhalten des aus Neapel entwichenen Adels ins Auge faſſen.

Von dem Augenblick an wo die Nachrichten von dem Aufſtande des Volkes der Hauptſtadt in die Provinzen gelangten, begannen nahe und ferne an hundert Orten die Unruhen. Die Mehrzahl der Feudalortſchaften ſtanden auf gegen die Barone; in den königlichen Städten tumultuirte das niedere Volk gegen die Beamten. In den Umgebungen Neapels fing die Empörung an welche ſich dann bald nach den Abruzzen, nach Baſilicata, nach Calabrien ſelbſt und Apulien erſtreckte. In den königlichen Städten war der eigentliche Zweck die Reichen zu plündern und die bis dahin Einflußreichen zu unterdrücken. In den Feudalortſchaften machte ſich der Haß gegen die Barone zum Theil in entſetzlichen Grauſamkeiten Luft. Wo der Adel milder verfahren war, zeigte ſich hinwieder viel alte Anhänglichkeit und er konnte mit Hülfe dieſer Vaſallen den blutigen Kampf beſtehn welcher nicht lange darauf zum Ausbruch kam. Es würde zu weit führen ſollte hier all der Orte gedacht werden wo die Empörung ausbrach. Einiger weniger nur möge Erwähnung geſchehn, um zu zeigen wie das Feuer von einem zum andern Ende des Reiches um ſich griff. Aquila und Chieti in den Abruzzen ſtanden auf, Capua in Terra di Lavoro eine der wichtigſten Veſten des ganzen Landes, Lecce und Trani in Apulien, Coſenza in Calabrien. In Aquila, der alten Hauptſtadt der Abruzzen welche es nicht vergeſſen konnte wie ihre Freiheiten im Jahr

1485 durch die Hinterliſt König Ferrante's und ſeines Sohnes Alfonſo vernichtet worden waren, [20] und die ſeitdem bei allen Umwälzungen auf franzöſiſcher Seite geſtanden und unter andern wie berichtet ward von dem Prinzen von Orange 1529 hart geſtraft worden war, begann der Tumult zuerſt. Hier war es aber nicht wie überall anderwärts das niedere Volk ſondern der Adel und die reicheren Bürger welche es übel litten daß der Gouverneur der Provinz mit ſeinem Gerichtshof ſeinen Sitz in ihrer Stadt genommen hatte und ſie in ihrem bisher ziemlich unbeſchränkten Treiben hinderte. In Eboli, einer Stadt im Principato Citra an der von Neapel nach Calabrien führenden Straße, die man am Gebirgsabhange erblickt wenn man von Salern nach Päſtum's Tempeltrümmern fährt, erhob ſich das Volk gegen die vornehmeren Familien welche durch ihre Adelsvorrechte von den gemeinſamen Laſten ausgeſchloſſen waren. Siebenzehn Mitglieder derſelben wurden unter dem Vorwand eines Vergleichs auf den Marktplatz gelockt und unbarmherzig enthauptet. Höhniſch ſagten die Henker, das ſei der beſte Vergleich den man mit ihnen ſchließen könne.

Die Feudalortſchaften in der nächſten Umgebung der Hauptſtadt wurden ſchon in den Tagen Maſaniello's großentheils von dem Brande ergriffen. In Ottajano tumultuirte das Volk gegen die Medici, in Melito gegen die Mucerettola, in Bosco gegen die Piccolomini,

in Nocera gegen die Caraſa, in Caſerta gegen die Caetani; Serracapriola in Capitanata empörte ſich gegen den Marcheſe del Vaſto, Sulmona in den Abruzzen gegen die Borgheſe, Nardò in der Terra d'Otranto gegen den Grafen von Converſano, Monteleone in Calabrien gegen die Pignatelli, Durazzano gegen die Gargano. Unzählige andere größere und kleinere Orte folgten dieſem Beiſpiele. Bisweilen begnügte ſich das Volk mit Verſprechungen und that den Baronen und ihrer Habe nichts zu Leide. Bisweilen ging's ſchlimmer. Franceſco Maria Caraſa Herzog von Nocera rettete mit genauer Noth ſein Leben während ſein Palaſt angezündet, ſein Geſinde gemordet wurde. Nach einigen Tagen kehrte er mit vielen Bewaffneten zurück und nahm blutige Rache. Der Graf von Converſano zwang Nardò zur Uebergabe, übte aber Verzeihung gegen die Empörer, auf das Zureden des Herzogs von Arcos welcher damals noch immer glaubte, mit Mäßigung und guten Worten das Land beruhigen zu können und ſeinen Militär- und Civilgouverneuren Inſtructionen in dieſem Sinne gab. Kaum aber hatte der Graf, unter Zurücklaſſung einer Beſatzung von hundert Mann, die Stadt geräumt und ſich nach Converſano gewandt, ſo brach der Aufruhr nochmals aus. Die Mannſchaft war genöthigt ſich ins Caſtell zurückzuziehn wo das Volk ſie gleichſam belagert hielt. Als die Kunde in Converſano eintraf, ſtieg der Graf zu Pferde und ritt mit vier-

hundert der Seinigen nach Nardò. Heutigestages noch bewahrt die Tradizion beim Volke jener Gegenden die Erinnerung an die Grauſamkeit Gian Girolamo Acquaviva's oder, wie man ihn zu nennen pflegte, des Einaugs von Apulien. Es war die Revoluzion von 1647 welche die Leidenſchaften dieſes Mannes ſo ſteigerte, denn ſonſt war er, obgleich ſtreng und heftig, kein ungerechter Herr ſeiner Vaſallen deren Intereſſen er auf mehrfache Weiſe gefördert hat. Daß er unter den Baronen welche damals die Waffen ergriffen, das meiſte militäriſche Talent beſaß und der Krone die namhafteſten Dienſte leiſtete, iſt von Allen anerkannt. Der Graf traf vor den Mauern der rebelliſchen Stadt ein. Mit der Beſatzung hatten auch manche der Bewohner ſich ins Caſtell zurückgezogen; dieſe faßten nun Muth, machten einen Ausfall auf das Volk und Nardò ward zur Uebergabe genöthigt. Acquaviva rächte ſich fürchterlich. Einer der Haupturheber der Empörung, der Baron Sambiaſe, ein ſiebenzigjähriger Greis, wurde an einem Fuße gehangen. Vier Domherren wurden erſchoſſen und ihre Häupter mit den geiſtlichen Inſignien auf ihren Sitzen im Chor der Kathedrale aufgeſtellt. Der Syndicus hatte ſich nach Gallipoli geflüchtet, entging aber gleichfalls der Gefangennehmung und dem Tode nicht. Mehre Andere, gleich Jenen durch den Gouverneur von Nardò verurtheilt, ſtarben den Henkertod in Converſano und noch heißt die Stelle das Galgengäßchen. Ihre

Häuſer wurden niedergeriſſen, die leeren Plätze mit Salz beſtreut, Eigenthum zum Werthe von hunderttauſend Ducaten confiszirt. So verfuhr Gian Girolamo Acquaviva: ein ſchauderhaftes Beiſpiel der Exzeſſe wozu in dieſer wüſten Zeit des Bürgerkriegs die auf einer wie der andern Seite zur Wuth erregten Leidenſchaften führten.

Viele dieſer Orte kehrten allmälig zur Ruhe zurück und gewährten ihren Herren bedeutende Hülfe als der Kampf der Barone welche ſich dem königlichen Intereſſe anſchloſſen wider die Aufrührer begann. Als der Herzog von Arcos ſah daß er bei dieſen nichts ausrichtete, ſuchte er den Adel für ſich zu gewinnen. Die hinterliſtige Politik des Vicekönigs verleugnete ſich niemals. Zu Anfang der Unruhen bediente er ſich des Adels um den Pöbel zu beſänftigen: als der Adel vom Pöbel für vogelfrei erklärt wurde, ließ er ihn fallen um ſich mit den Siegern zu verſtändigen. Man mag dies mit der dringenden Noth des Moments entſchuldigen: ſein nachmaliges Benehmen aber war um nichts beſſer. Wie Volk und Herrſcher gegen die Ariſtocratie verfuhren, zeigt am beſten das Beiſpiel des Herzogs von Maddaloni, welchen wir in Torella beim Oheim ſeiner Gemalin Don Giuſeppe Caracciolo verließen. Das Volk hatte einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, hatte ſeine Paläſte und Villen verwüſtet und angezündet, ſeine Habe ruinirt, einen großen Theil ſeines ſtädtiſchen Reich-

thums vernichtet, ſeine Familie mit Schmach und Mord unerbittlich verfolgt, ſeine Nachkommen in alle Ewigkeit aus der Heimath verwieſen. Diomed Caraſa, ſo hart getroffen, wandte ſich nach Rom und Florenz: es hieß er wolle nach Frankreich gehn und dies mag wol zu dem ſpätern Verdacht wider ihn den Grund gelegt haben. In Rom verweilte er nur wenige Stunden im Palaſt ſeines Vetters des Cardinals Caraſa — dies genügte für den Papſt, dem Cardinal heftige Vorwürfe zu machen daß er ihn aufgenommen. In Florenz weigerte ſich der Großherzog, Ferdinand II Medici, ihn zu empfangen. Der Chef einer großen, um Spanien vielfach verdienten Familie, wurde von den Anhängern Spaniens wie ein Vagabund behandelt. Der Cardinal Filomarino, des Caraſa perſönlicher Gegner, lobte die Klugheit des Medizeers höchlich. „Als im Palaſt und in der Stadt die Nachricht ſich verbreitete, daß der gedachte Herzog, der hier ſo ſehr verhaßt iſt, dort nicht empfangen worden ſei, ergoß ſich in Alles in Beifall gegen Seine Durchlaucht.“ So ſchrieb der toscaniſche Agent in Neapel nach Hauſe.[31]

Bald ſollte dieſe knechtiſche Geſinnung umſchlagen, aber ſie ward ihrem Weſen nach darum doch um nichts beſſer. Als das Volk unter Toralbo's abgenöthigter Führung das Caſtelnuovo belagerte, als die meiſten Orte in der Richtung nach Caſtellammare und nach Salerno zu, von denen man mit größerer Leichtigkeit Pro-

viant hätte beziehn können, in der Gewalt der Aufſtändiſchen waren und, wie ſchon erzählt worden iſt, in den königlichen Veſten Noth zu herrſchen anfing, beruhte die einzige Hoffnung auf der Hülfe der Barone. Sie mogten viel verſchuldet haben: in dieſem Falle erfüllten ſie mit aller Kraftanſtrengung und Freudigkeit die Pflicht gegen Souverän und Land, alter Beeinträchtigung und neuer Kränkungen nicht gedenkend. Man mag ſagen es ſei zur Selbſt-Erhaltung geſchehen. Aber man darf nicht vergeſſen daß der Adel von dem furchtbaren Haß des Volkes gegen die ſpaniſche Regierung längſt Vortheil ziehn konnte wenn er wollte; daß Don Francesco Toraldo, wäre er ehrgeizig geweſen, die öffentliche Stimmung zu ſeinen Gunſten hätte benutzen können als die Volksmaſſen ihm in der Hitze des Kampfes zuriefen: Drauf los, Fürſt, und wir machen Dich zum Könige von Neapel! Man darf nicht vergeſſen daß die Ariſtocratie eben ſo treu blieb als von Rom und Frankreich her mancherlei Verlockung kam und es an einem Haare hing daß Neapel für das Haus Habsburg verloren ging. Daß dies nicht geſchah war hauptſächlich das Verdienſt des Adels. Wir werden ſpäter ſehn welchen Lohn er dafür empfing.

In Capua ſammelten ſich zu Anfang des Herbſtes allmälig manche Chefs der Cavaliere. Der Herzog von Maddaloni, der Fürſt von Torella, der Herzog von Gravina und viele andere trafen dort ein. Mehre der

Mitglieder der Regierung hatten ſich von Neapel aus dahin geflüchtet. Sie beriethen ſich und traten in Verbindung mit dem Herzog von Arcos der ſeine Stellung täglich ſchlimmer werden ſah nach dem Mislingen des Angriffs Don Juan d'Auſtria's. Lebensmittel ſchaffen, zu dieſem Behufe die Umgebungen der Hauptſtadt von Rebellen reinigen und dieſe auf ihre ſtädtiſchen Quartiere beſchränken, das war die Aufgabe. Ein groſſer Theil der Campagne um Neapel war wie geſagt in den Händen der Aufſtändiſchen, ſowol auf der Seite nach Capua zu wie auf der nach Salerno. Wenn man heutigestages dieſes unerſchöpflich fruchtbare, dichtbevölkerte, fleißig angebaute Land betrachtet welches ſich um den Aſchenkegel des Veſuv herumzieht, hunderte von größern und kleinern Ortſchaften, die Wohnungen meiſt mit flachen Eſtrichen ſtatt der Dächer, Reben, Feigen, Oliven jede Erhöhung deckend, die Ebene groſſentheils zum Gartenanbau für den täglichen Bedarf benutzt, alle Wege von Reihen Obſtbäume mit Rebenguirlanden eingeſchloſſen, überall reiche ſchöne blühende Cultur, die Horizontlinie von prächtigen Bergen mit vor denſelben liegender Kette grünender Anhöhen gebildet: wenn man dies Land betrachtet, ſo hat man einige Mühe ſich den Zuſtand zu vergegenwärtigen in welchem die Umgebung der Hauptſtadt von Süd-Italien ſich in der hier geſchilderten Zeit befand.

Drei Hauptſtraßen gehn von Neapel aus. Die

Capuaniſche welche mittelſt zweier Arme Rom, mittelſt eines dritten die Abruzzen und päpſtlichen Marken erreicht. Die Apuliſche, Avellino, Ariano, Foggia berührend um ſodann zur Linken nach dem Tavoliere, dem flachen Lande am Monte Gargano, rechts in die getreide- und ölreichen Ebenen der Terra di Bari und d'Otranto zu führen. Die Calabriſche endlich welche zwiſchen dem Abhange des Veſuv und dem Meere die von den Lavaſtrömen des Berges ſo oft zerſtörten aber raſch wiedererſtandenen Ortſchaften Portici, Reſina, Torre del Greco und Torre dell' Annunziata hinter ſich laſſend, bei Scafati über den Fluß Sarno ſetzt, hinter dem Städtchen Nocera de' Pagani in die maleriſchen von dichtem Walde bewachſenen Schluchten tritt die das prächtige Gebirge von Caſtellammara und Amalfi von der nördlichen Kette des Principato Citra trennen, und ſo über das reizendgelegene La Cava bei Vietri das Meer und kurz darauf Salern erreicht, eine der ſchönſten Straßen der Welt durch Mannigfaltigkeit der Ausſichten, Zahl und Bedeutung der Ortſchaften, nie verſiegende Ergiebigkeit des Bodens, Sorgſamkeit der Cultur. Wer dieſe Schönheit ganz kennen lernen, dieſen Reichthum mit einem Blick ermeſſen will, muß einen der Punkte des Gebirges bei Caſtellammare erſteigen, ſo die auf dem nördlichen Abhang liegende Höhe welche das heute zertrümmerte aber in ſeinen Trümmern unendlich maleriſche Caſtell von Lettere trägt. Ein unver-

meßlicher Garten liegt vor dem Beſchauer — zahlreiche Städtchen und Dörfer blicken mit weißleuchtenden Häuſern und Kirchthürmen aus dem grünen Schmelz der Wieſen, Aecker und Waldungen der reichen Ebene hervor durch die der Sarno ſich ſchlängelt und welche in ziemlich gleicher Richtung Kunſtſtraße und Eiſenbahn durchſchneiden. Angri zunächſt, ein Lehen der genueſiſchen Doria, zur Linken Scafati und Torre dell' Annunziata, zur Rechten, halb verdeckt durch die Vorhöhen Nocera mit dem anſtoßenden Pagani; im Hintergrunde das Gebirge welches die beiden Principati, citra und ultra, von einander ſcheidet, an deſſen Abhange aus der Ferne ſchimmernd Sarno, Palma und weiter noch Nola, Auguſtus' Todesſtätte, Fundort herrlicher Thongefäße, im Mittelalter Lehen eines der vielen Zweige der Orſini. Den ſchönſten Abſchluß aber hat dies zauberhafte Bild zur Linken wo über Torre dell' Annunziata nahe dem Meere die gewaltige Maſſe des Veſuv ſich erhebt, der Kegel von ſtets wechſelnder Geſtalt, je nachdem er aus den Erſchütterungen und Ausbrüchen hervorging welche in der ganzen Umgebung tauſendfältige ältere wie jüngere, traurige wie wohlthätige Spuren zurückließen, in dem verſchütteten Pompeji vor allen deſſen weites von grünenden Schutthaufen eingehegtes Trümmerfeld ſichtbar iſt am Fuße des Berges dem es ſeine Erhaltung verdankt in der Zerſtörung.

Dieſe Ebne war es wo der Kampf der Barone

gegen das neapolitaniſche Volk ſeinen Anfang nahm. Als der Aufruf des Herzogs von Arcos zu ihren Ohren drang, da beſannen ſie ſich nicht. Freunde Spaniens, Gleichgültige, ſelbſt erbliche Gegner — allgemein war die Schilderhebung. Sie ſahen daß das Reich mit Anarchie bedroht war — die drohende Gefahr machte jeder andern Betrachtung ein Ende. Wie in den alten Zeiten riefen die Barone noch einmal ihre Vaſallen zu den Waffen. Das Kriegsweſen war in völliger Umwandlung begriffen. Aber die neuen Einrichtungen und Regeln konnten im gegenwärtigen Fall keine Anwendung finden. Das Land war mit Ausnahme der wenigen und geringen Beſatzungen der Feſtungen von Truppen entblößt. Man hatte es faſt ohne Waffen gelaſſen um die Waffen auf andern vielleicht minder bedrohten Punkten zu verſtärken. Gaeta, Caſtel-Volturno, Capua, Pozzuoli brauchten ſelber ihre Mannſchaft und konnten nur geringe Hülfe ſenden. Die Barone waffneten in der größten Eile und übernahmen in eigner Perſon den Befehl über Angehörige und Vaſallen. Die Schaaren welche einige derſelben ſchon in der zweiten Hälfte Octobers ſtellten, wenige Tage nachdem der Vicekönig ſie um Hülfe erſucht hatte, geben einen nicht geringen Begriff von der Macht und dem Reichthum welche ſie noch beſaßen.

Der Erſte von Allen rückte Diomed Caraſa ins Feld. Auf ſeinen Leben hatte keine Empörung ſtattge-

funden — Beweis genug daß ſein Regiment nicht ſo ſchlimm war. Er ſtellte 350 Reiter und 242 Füßer: kein anderer führte eine ſo anſehnliche Schaar in die Capuaniſche Ebene. Nach ihm kamen die D'Avalos, der Marcheſe del Vaſto mit 190 Reitern und 220 Füſſern, der Fürſt von Monteſarchio mit 130 der Erſtern, 70 der Andern. Wie im Mittelalter beſtand die Hauptmaſſe der Truppen der Barone aus Reiterei: der Herzog von Jelſi und Fürſt von Forino, Beide Caracciolo, ſtellten 146 Reiter, der Herzog von Sora Buoncompagni 60, die Piccolomini 70, ebenſoviele der Fürſt von Torella mit einigen ſeiner Freunde, der Herzog von Martina und andere Caracciolo 50, kleinerer Schaaren nicht zu gedenken, welche 20, 10, ja 4 Mann zählten. Es war ein buntſcheckiges Heer, ohne Eintracht und ohne Uebung, verſchieden in der Bewaffnung und Tracht, ungerne den Befehlen ſich fügend. Zum Theil war es Landvolk das man eben vom Pfluge weggeholt hatte, auf undreſſirten Bauerpferden; zum Theil Geſinde der Edelleute, zum großen Theil auch die Maſſe jener geſetz- wie ſittenloſen Bravos und Banditen die jetzt ins Feld rückten zu ehrlichem Krieg wie ſie Jahrelang auf Raubzüge ausgegangen waren. Edelleute geringeren Standes, im Waffenhandwerk geübt, führten die Compagnien. Von Mannszucht und Zuſammenwirken war nicht die Rede; nothdürftig hatten viele der Herren ſich geeinigt, alten Familienhaß für den

Augenblick zurückdrängend, zu Zeiten freilich selbst unter den Waffen noch miteinander hadernd — ihre Leute machten's ebenso. Der Zweck war ein gemeinsamer, aber Zusammensetzung, Ausrüstung, Bewaffnung der Mannschaft gaben ihnen den Anstrich als schlage sich Jeder auf eigne Hand. Selbst unter einem gemeinsamen Führer wurden diese Truppen nur um weniges besser.

Der zunächstliegende Zweck war die Befreiung der neapolitanischen Ebene von den Schaaren der Empörer und die Einschließung der Stadt. Mit so wenig geordneter Streitmacht war beides schwer ja unmöglich. Am Fuße des Vesuv begann der Kampf. Don Alfonso Piccolomini, Sohn des Grafen von Celano und als Fürst von Valle Stifter jener Linie seines Hauses welche die Güter der Nachkommen des Feldmarschalls Ottavio, das Böhmische Nachod und die Reichsfürstenwürde, kurz vor ihrem eignen Erlöschen erbte, ritt von den Besitzungen seines Vaters bei Castellammare aus mit einem kleinen Haufen nach Torre dell' Annunziata. Aber das Glück war ihm nicht hold. In Scafati, seiner eignen Baronie, stand das Volk gegen ihn auf; von Bosco und andern Oertchen am Berge eilten die Bauern herbei und dem Piccolomini blieb nichts übrig als sich in dem kleinen Castell einzuschließen. Die Behauptung von Torre dell' Annunziata war wichtig weil an diesem Orte sich die Getreide-Mühlen befanden die der Stadt

das meiſte Mehl lieferten. Die Bauern berannten den Thurm, aber Don Alfonſo ſchlug den wiederholten Angriff ab und tödtete ihnen viele Leute. Ohne Hülfe würde es ihm indeß unmöglich geworden ſein ſich gegen die ſtündlich zunehmende Uebermacht zu halten. Er wußte daß Don Carlo Capecelatro Herzog von Sejano, im Dorfe Sant' Anaſtaſia welches wenige Millien von der Hauptſtadt am Fuße des Veſuv oder richtiger des Berges Somma in der Nähe des berühmten Wallfahrtortes Santa Maria dell' Arco liegt, Mannſchaft ſammelte, und es gelang ihm dieſen durch einen Boten von ſeiner gefährlichen Lage zu unterrichten. Don Luigi Minutolo, Finaldo Miraballo und andere Edelleute ſtießen auf die Nachricht von dem Zuge des Piccolomini zu Sejano und ſie ritten vereint um den nördlichen Abhang des Berges über Somma und Ottojano nach dem Kloſter San Gennaro in der Ebne bei dem Marktflecken Palma. Hier trafen noch Ottavio de' Medici Fürſt von Ottajano, Giovan Batiſta Caracciolo Malteſerprior von Bari und Andere mit ihnen zuſammen und ſie hielten im Kloſter Kriegsrath. Bei der Muſterung der Mannſchaft zählten ſie nicht über hundertundzwanzig Mann: das war zu wenig zu einem Zuge durch die mit bewaffnetem Landvolk gefüllte Ebne, und ſie wollten das Unternehmen aufgeben. Don Carlo Capecelatro indeß erklärte er werde jedenfalls mit den Seinigen reiten, ſo viele oder ſo wenige ihrer ſein

mögten. So ſtiegen denn die Uebrigen mit ihm zu Pferde. Sie waren etwa halbweges als ſie Piccolomini mit ſeinem kleinen Trupp begegneten. In glücklichem Ausfall hatte er ſich durchgeſchlagen und ſuchte nun die Freunde auf. Vereint wandte ſich die ganze Schaar auf Torre dell' Annunziata zu. Kaum hatten ſie den Ort erreicht ſo erſchienen zwei Galeeren, vom Vicekönig ausgeſandt ſie nach Neapel zu bringen. Wollten ſie aber bleiben, ließ er ihnen ſagen, ſo werde er ihnen Verſtärkung ſenden um den Ort zu behaupten an deſſen Beſitz ihm nicht wenig gelegen war.

Die Barone hatten nun im Ganzen nur hundertundfünfzig Mann bei ſich, beſchloſſen indeß doch zu bleiben, umſomehr als die Nachricht eintraf der Herzog von Maddaloni werde ihnen dreihundert zuführen wenn ſie ſich nur bis zum nächſten Tage halten könnten. Kaum aber ward es Abend, ſo erſcholl in der ganzen Gegend Sturmgeläute von allen Thürmen der zahlloſen Kirchen. Ueberall lief das Volk zuſammen: die geſammte Umgebung wurde wach und Tauſende ſtrömten nach Torre dell' Annunziata zu. Noch wollten die Cavaliere aushalten als ihnen die Kunde zuging daß Diomed Caraſa, der Schwierigkeiten des Weges halber, wol nicht zur gehörigen Zeit eintreffen könne. In der Mitte der Nacht ſaßen ſie zu Pferde: ſie mußten ſich glücklich ſchätzen daß dem Volke mehr daran lag den Ort zu nehmen als ſie zu Gefangenen zu machen, und

daß die Dunkelheit ſie begünſtigte. Mit geringem Verluſt ſchlugen ſie den Weg ein den ſie Tags zuvor gekommen. Sie wollten das etwa vierzehn Millien entfernte Nola zu erreichen ſuchen, eine anſehnliche Stadt wo das Volk dem Adel nicht abgeneigt hieß und Don Giuſeppe Maſtrillo und Luca Ceſarini ihnen hundertundfünfzig Mann Verſtärkung zuzuführen verſprochen hatten. Als ſie gegen Mittag nur noch etwa drei Millien von Nola entfernt waren, berichteten ihnen Prieſter die des Weges kamen, das niedere Volk habe ſich am Morgen empört, alle von Adel und viele vom höhern Bürgerſtande ſeien gefangen genommen. Nun waren die Barone rathlos. Von allen Seiten kam Kunde wie das Volk aufſtehe da es von den Zügen der Cavaliere vernommen habe. Sie wollten ſich nach Caſtellammare zurückziehn, aber ſchon waren die Fuhrten durch den Sarno beſetzt. Da beſchloſſen ſie ſich zu trennen, indem ſie mit kleinen Schaaren leichter durchkommen zu können glaubten. Piccolomini und Capecelatro kehrten um; ſie ritten ſcharf bis ſie nicht ferne vom Strande waren, wo der Mündung des Sarno gegenüber auf einem rings von den Wellen umtoſten Felſen das kleine ſeltſame Inſelfort Revigliano mit Thurm und Zinnen ſich erhebt. Hier ſetzten ſie unbemerkt durch den Strom und gelangten ungeſtört nach Caſtellammare welches von königlichen Truppen nothdürftig beſetzt war. Die Uebrigen die ſich landeinwärts wandten, hatten mehr Noth

ſich zu retten. Don Luigi Minutolo erreichte nach mancherlei Geſchicken ſeine Lehen in der Baſilicata. Rinaldo Miraballo und Andere flohen nach Somma welches die Thore geſchloſſen hatte; um vierhundert Ducaten ließ man ſie ein. Viel länger aber und gefährlicher war die Jagd hinter dem Medici und Caracciolo her: erſt in den Abruzzen glaubten ſie ſich ſicher. Die ganze Landſchaft ſüdöſtlich von Neapel ſah binnen wenigen Tagen die hellen Flammen des Aufruhrs lodern. In Nocera, La Cava, Lauro, Sanſeverino und allerwärts in der Umgebung brach die Empörung aus. Es war im Octobermonat um die Zeit wo Don Francesco Toraldo unter des Pöbels Händen ſo jammervollen Tod fand.[32]

So wenig verſprechend begann der Feldzug der Barone. Tiefe Entmuthigung drohte die Kräfte der Königlich-Geſinnten ganz zu lähmen. Aber bald änderte ſich der Stand der Dinge. Vom Norden her operirte man mit mehr Macht und Glück. Der Fürſt von Monteſarchio nahm mit zweihundert Mann Acerra eine kleine Stadt halbwegs zwiſchen Neapel und Maddaloni, und zerſtörte dort die Mühlen und Waſſerleitungen, ein ſchwerer Verluſt für das Volk der Hauptſtadt welches bei der Nachricht in ſolche Wuth gerieth daß Gennaro Anneſe eine Tochter des D'Avalos, Nonne im Kloſter San Gaudioſo, greifen ließ und nur des Erzbiſchofs raſches und entſchiedenes Dazwiſchentreten

die Bedrohte rettete. Der Waſſerbedarf Neapels iſt nämlich ſo groß und das eigentliche Quellwaſſer iſt ſo dürftig, daß die Aquäducte von um ſo größerer Wichtigkeit ſind. Von dieſen führt gerade der von Carmignano, ſo nach ſeinem Urheber genannt, eine bedeutende Waſſermaſſe von Sant' Agata de' Goti aus durch die Capuaniſche Ebene nach der Stadt, in deren gegenwärtigen Umkreis er bei der breiten Strada Foria einmündet, nicht gar ferne von den in der Schlucht neben Capodimonte ſichtbaren Reſten römiſcher Leitungen die unter dem Namen der Ponti roſſi bekannt ſind. Dieſen Aquäduct durchſchnitt Monteſarchio bei Acerra, und die Wirkungen waren ſehr verſchieden von jenen welche zu ſeinem Schaden der Marſchall von Lautrec erprobte, als er unter dem Poggioreale die Waſſerzugänge zerſtörte. Einen viel bedeutendern Schlag aber führten die Barone zur ſelben Zeit aus. In der Hälfte des Weges zwiſchen Neapel und Capua liegt Averſa, auch in jener Zeit ein ſchwacher Ort aber wichtig weil er die große Straße nach dem Weſten beherrſcht. Hier hatten einſt die Reſte des durch Peſt und Feind dezimirten Lautreciſchen Heeres ſich zum letztenmal zu ſammeln und zu halten geſucht, waren aber durch die Kaiſerlichen eingeholt und vernichtet worden. Die Aufſtändiſchen hatten die Stadt beſetzt: Diomed Caraſa, Ferrante Caracciolo Herzog von Caſtel di Sangro und deſſen Bruder der Prior von Bari, mit dem Fürſten

von Ottajano, beide letztere ſchon genannt, überfielen ſie mit tauſend Mann und nahmen den Ort nach lebhaftem Kampfe. Bis Capodichino, wo ſeit Joachim Mürats Zeiten Neapels Marsfeld ſich ausdehnt und man, auf breiter Straße den Weg verfolgend, ſogleich an Umfang und lebendiges Treiben der Hauptſtadt des Südens gemahnt wird, ſtreiften die Reiter, wohl kundig dieſer Gegenden. Sie raubten, plünderten, tödteten was ihnen in die Hände fiel. Es war ein Krieg der grauſamſten Art, ein Bürgerkrieg: der Adel war nicht minder erbittert als das Volk, und Volk und Adel verfuhren gegen einander ohne Schonung.

Während die Barone ſo vom Norden vorrückten, glückte ihnen auch auf der ſüdöſtlichen Seite der Stadt die zweite Expedizion beſſer als die erſte. Es galt die Aufſtändiſchen zurückwerfen welche ſich der Orte um Caſtellammare bemächtigt hatten. Der Herzog von Sejano und Don Alfonſo Piccolomini ſtellten ſich von neuem an die Spitze ihrer Lehusleute; Don Pietro Caraſa und der Herzog von Regina, Capece Galeota, ſtießen zu ihnen. Hinter Caſtellammare liegt in engem langgedehnten Thale am äußerſten Abhang der Hügel das anſehnliche Dorf Gragnano, heute wohlhabend und gewerbreich und durch ſeine Maccaroni-Fabriken bekannt. Hier hatten die Bauern ſich geſammelt, ſiebenhundert an der Zahl, aber ſo ſehr auch die Localität ſie begünſtigte, ſo ergriffen ſie doch vor nicht mehr denn

ſechzig Reitern die Flucht. Auch im Caſtell von Lettere, einem Lehn der Miroballo, vermogten ſie ſich nicht zu halten, ſo ſtark und ſchön es da ſtand mit ſeinen feſten Mauern und Thürmen. Die Cavaliere verfolgten ſie hinab in die Ebne, ſchlugen die von Nocera und La Cava andringenden Haufen, nahmen den feſten Thurm von Scafati und waren ſo Meiſter der Brücke über den Sarno.

Die Stadt Neapel gerieth in große Noth. Alle Wege nach den Provinzen waren in kürzeſter Zeit geſperrt und die Zufuhr abgeſchnitten, während in der unmittelbaren Umgebung die Häuſer und Höfe brannten, die Felder zertreten, das Vieh weggetrieben ward. Die Straße nach dem Weſten ſperrten Maddaloni und Monteſarchio. Die Apuliſche, von wo eben die Kunde von einem Siege des Grafen von Converſano bei Foggia einging, hatte der Fürſt von Avellino verlegt. Jene nach Salern und Calabrien hielten Sejano und Piccolomini beſetzt. Täglich ward der Mangel fühlbarer. Fleiſch und Brod ſtiegen zum vierfachen Preiſe; geſalzenes Fleiſch und Fiſche waren kaum minder theuer, Holz faſt unerſchwingbar. Das Volk und ſeine Führer ſahen ein daß völliger Ruin und Hungersnoth vor der Thüre waren, wenn ſie nicht die Aufhebung der Blokade erzwangen. Die Barone ihrerſeits erkannten die Schwierigkeit des Gelingens, einer ſo großen Stadt und ſo überlegener Zahl gegenüber, wenn ſie nicht plan-

mäßig verfuhren. Beiderſeits traf man hienach neue Maßregeln.

Schon einige Zeit vorher hatte der Herzog von Arcos den General-Lieutenant Don Vincenzo Tuttavilla, welcher bereits in dieſen Blättern genannt worden iſt, mit einem kleinen Trupp regulärer Truppen in das Hauptquartier der Barone nach Capua geſandt. Tuttavilla hatte nur fünfzig Teutſche und etwa hundertundzwanzig Spanier und Flamänder, wovon die Hälfte Reiterei, bei ſich, aber dieſe kriegsgewohnte Mannſchaft wurde doch als eine anſehnliche Hülfe betrachtet. Zwei Galeeren brachten ihn nach Pozzuoli von wo er zunächſt die durch die berühmte Grotte des Poſilipp nach der Hauptſtadt führende Straße frei machen wollte. Es mislang da die Aufrührer die bei der Grotte aufgeworfenen Trancheen tapfer vertheidigten und durch das Terrain begünſtigt wurden. Nicht mehr Glück hatte Tuttavilla bei einem Streifzug gegen das Dorf Marano welches nicht ferne von der von Pozzuoli nach Averſa führenden Straße liegt. Er ward von dem im Hinterhalt liegenden Bauervolk überfallen, verlor gegen fünfzig Mann und kehrte mit ſeinen in wilder Unordnung fliehenden Truppen nach Averſa zurück, vergeblich wünſchend daß eine Musketenkugel der Schmach die ihn betroffen ein Ende machen mögte.[33] Umſomehr jubelte das Volk von Neapel, das unter den eingebrachten Köpfen der Gefallenen mit gieriger Ungeduld nach denen

des Maddaloni und Monteſarchio ſuchte. Der Vicekönig hatte bei Tuttavilla's Sendung von vorneherein die Abſicht gehegt daß dieſer das General-Commando über die vereinigten Truppen übernehmen ſollte. Anfangs machten die Barone Schwierigkeiten, dann aber erkannten ſie ihn mittelſt einer Urkunde vom 24. October freiwillig als ihren Chef an. Die „Excellentissimi et Illustrissimi domini Proceres et magnates et baronis et patricii et equites illustrissimarum et excellentissimarum platearum nobilium fidelissimorum civitatis Neapolis" erklären in dieſem merkwürdigen Document daß ſie, alle Rückſichten auf Rang und ihnen gebührende Stellung außer Augen laſſend und nur Sr. Majeſtät Dienſt und die dringende Noth des Reiches ſo wie den Zweck, Neapel von dem Druck, der Tyrannei und Barbarei der zur Zeit dort Schaltenden zu befreien, berückſichtigend, gemeinſamen Willens und mit Zuſtimmung des Herrn Vicekönigs den Herrn Vincenzo Tuttavilla, Ritter vom Sedile von Porto, Mitglied des königlichen Collateralraths und General-Lieutenant der Cavallerie zum Chef des Kriegsweſens der Barone ernannt haben, unter Dem ſie ſtehn und Dem ſie gehorchen wollen, indem ſie ihm zur Erreichung des beſagten Zwecks volle Macht und Autorität zugeſtehn und übertragen.[34]

Nun wurde die Stadt enger eingeſchloſſen, aber das Volk, durch die Noth gedrängt, machte auch zahl-

reichere und ſtärkere Ausfälle. Immer drückender wurde der Mangel an Getreide. Während der Herzog von Maddaloni manchen Proviantzug in die königlichen Veſten ſchaffte und, vom Vicekönig immer um Hülfe angegangen und immer belobt, unermüdeten Parteigängerkrieg in Neapels nächſter Umgebung führte, bald hier bald dort mit ſeinen Reitern erſcheinend, von den Empörern in demſelben Maße gehaßt und verfolgt wie er ihnen Schaden zufügte, waren die Anführer des Volkes wenig glücklich. Da die Spanier Herren des Meeres, die Zufuhr von der Küſte von Amalfi folglich zu Lande wie zur See abgeſchnitten war, ſo beſchloſſen ſie den Landweg nach Salerno, dieſer an Getreide wie an Vieh überreichen Provinz, mit Waffengewalt zu öffnen. Der Schlüſſel dieſer Straße war die Brücke über den Sarno bei Scafati. Den Brückenkopf bildete auf dem rechten Ufer ein feſter Thurm oder kleines Fort, ſtark genug in jenen Zeiten ſich gegen augenblicklichen Angriff zu halten und den Paß zu ſperren. So ſieht man heutzutage noch in manchen Gegenden Italiens ältere wie neuere Brückenbefeſtigungen dieſer Art. Der Thurm hatte eine wenig zahlreiche ſpaniſche Beſatzung: dieſe beſchloß Gennaro Anneſe anzugreifen.

Ein Hauptmann der Volkstruppen Namens Michele verließ Neapel mit fünfhundert Fußern und zweihundert Reitern, vereinigte ſich bei Scafati mit zweitauſend Mann die von Nocera, La Cava und San

Severino gekommen waren und ſchloß den Thurm ein. Die Beſatzung verlor den Muth nicht. Sie hatte nur geringe Mundvorräthe und Munition, aber ſie richtete ihre Schüſſe mit ſolcher Kaltblütigkeit auf den Feind daß dieſer, der jeden Schuß treffen ſah, es für gerathener hielt außer der Schußweite zu bleiben und den Thurm zu blokiren. Dieſem konnte nur von einer Seite, von Caſtellammare her, Entſatz kommen, weßhalb die Angreifenden ihre Hauptmacht an der Straße aufſtellten welche ſo wie man das linke Ufer des Sarno erreicht hat, zur Rechten ſüdwärts nach dem genannten Küſtenorte führt, während der Hauptweg in öſtlicher Richtung nach Salerno weiter geht. Zugleich durchſchnitten ſie jene Straße mit tiefen Gräben, warfen Erdwälle auf hinter denen ſtehend ſie ihre Schüſſe gegen den Thurm richteten mehr in der Abſicht die Vertheidiger zu ermüden als in der Hoffnung ihnen zu ſchaden. Auf der Seite nach Neapel und nach dem Berge zu umſchloſſen ſie die kleine Veſte mit Verſchanzungen welche, ſo ſchwach und haſtig ſie immer ſein mogten, wider einen erſten Angriff beſonders durch Reiterei immer Dienſt zu leiſten im Stande waren. Die Spanier verloren den Muth nicht. Auf ihre Musketen beſchränkt machten ſie von denſelben ſo trefflichen Gebrauch daß ſie an manchen Stellen die ungeſchickten Schanzarbeiter an ihrer Arbeit fortzufahren hinderten. Aber es war für nicht viel über drei Tage Brod im

Thurme und die Lunten begannen auszugehen. Dies hatte der Feind von den Einwohnern von Scafati erfahren und beschloß die Besatzung auszuhungern während er mit jeder Stunde durch herzueilendes Landvolk Verstärkung erhielt.

Die Belagerer waren nahe daran ihren Zweck zu erreichen. Der fünfte Tag der Einschließung kam und die Spanier hatten nur noch den letzten kargen Rest Brod. Sie zerrissen ihre Hemden um daraus Lunte für die Büchsen zu machen. Don Pietro Carafa, welcher Castellammare besetzt hielt und bei seiner geringen Streitmacht nichts zum Entsatz des Thurmes von Scafati unternehmen zu können glaubte dessen Wichtigkeit er indeß wohl erkannte, hatte sogleich Eilboten an Don Vincenzo Tuttavilla gesandt um ihn zum Beistand aufzufordern. Schon neigte sich der Tag seinem Ende als von Somma her die Vorhut der Königlichen erschien. Die Rebellen sandten ihnen eine Reiterschaar entgegen. Diese, mehr an Plünderung als an Kampf gewöhnt, schossen in respectvoller Entfernung ihre Pistolen ab und wandten gleich den Rücken. Rasch folgte ihnen der Feind, durch neue Mannschaft verstärkt und viele vom Volke fanden den Tod auf unrühmlicher Flucht. Die Hauptmasse der Aufständischen aber beschloß die Schanzen zu vertheidigen, im Glauben, die Königlichen, durch Gräben und Verhaue gehindert, könnten gegen diese nichts ausrichten. Tuttavilla langte mit seinem Corps

an und ließ die mittleren Trancheen augenblicklich durch zwei Compagnien Fußvolk angreifen. Im erſten Moment hielten die Andern Stich und ſchoſſen. Manche in der vordern Reihe der Angreifenden ſtürzten, aber ſchon nahmen dieſe die Tranchee über welche ſich die Sappirer in einem Nu hermachten, und warfen den Feind. Nun griff die Reiterei an da der Weg einigermaßen geebnet war: der ganze Haufen der Belagerer, mehre tauſend Mann, ſtob nach allen Seiten auseinander. Luſtig ſchoſſen die Spanier vom Thurme auf die welche ſich aus dem Oertchen Seafati über die Brücke retten wollten, wo Viele im wilden Handgemenge blieben. Eine weite Strecke verfolgten die Reiter die Fliehenden auf der Straße nach Neapel zu, und nur die einbrechende Nacht that ihnen Einhalt. Ueber zweihundertundfünfzig vom Volke wurden getödtet, ebenſoviele verwundet und gefangen; ſechzig Pferde geriethen in die Hände der Sieger. An demſelben Abend noch wurden Torre dell' Annunziata und Bosco, benachbarte Orte, beſetzt; am folgenden Morgen in aller Frühe Torre del Greco, wo Tuttavilla indeß nur eine kleine Schaar ließ während er Torre dell' Annunziata, wegen der Mühlen und der Lage wichtig, ſo gut befeſtigte als es in der Eile gehn wollte.

Die Nachricht von der Niederlage gelangte bald nach Neapel und erregte einen gewaltigen Aufruhr. Mehr denn fünftauſend vom Volke ſchlugen ſogleich

den Weg nach Salern ein. Sie überraſchten die nur aus fünfzig Mann beſtehende Vorhut in Torre del Greco, machten aber linksum als ſie vernahmen daß die Reiterei im Anzug ſei. Es waren nicht mehr als vierhundert, theils Wallonen theils friſch Aufgebotene. Auch ſo aber waren ſie den an Zahl ſo ſehr überlegenen Volkstruppen furchtbar. Letztere hatten bei dem Dorfe Reſina, wo man in Herculanums verſchüttete Wohnungen hinabzuſteigen, den Weg nach dem Kegel des Veſuv hinauf einzuſchlagen pflegt, einige Anhöhen beſetzt. Die Königlichen nahmen die ganze Straße und griffen ſo von zwei Seiten den Feind an. Dieſer hatte den Vortheil der Stellung und der Zahl. Seine vorderſte Linie ſchoß zuerſt, aber die Hintern waren ſäumig und ungeſchickt und ließen durch ihre langſame Bewegung der Reiterei Zeit zum Angriff mit blanker Waffe. Nun waren ſie verloren. Sie wurden umringt und vom Wege nach Neapel abgeſchnitten. Die Königlichen gaben kein Quartier wie denn überhaupt in dieſem grauſamen Kampfe mehrer Monate nicht nach den gewöhnlichen Geſetzen des Kriegsrechts verfahren ward. Etwa zehn Reiter blieben, vom Volke aber mehr denn Vierhundert. Sie wollten aber auch gar nicht um Pardon bitten. Ein Lazzarone, von einem Cavalier zu Boden geworfen der ihm das Leben bot wenn er den König leben ließe, rief mit wilder Begeiſterung: Es lebe das Volk auf tauſend Jahre! Ein Anderer ſchrieb mit ſeinem

verrinnenden Herzblute den Buchstaben P. (Popolo) in den Sand. Bis über Portici hinaus, beinahe bis zum Ponte della Maddalena, war die Straße mit Verwundeten und Leichen bedeckt. Nur die nach dem Berge zu geflohen waren, wohin die Reiterei ihnen nicht folgen konnte, retteten das Leben. Don Vincenzo Tuttavilla gewährte seinen siegreichen Truppen drei Rasttage, ließ hundertundfünfzig Mann in Torre dell' Annunziata, verstärkte mit dreihundert die Besatzung von Castellammare und marschirte mit der Hauptmasse nach Nola. [35]

Wie es während dieser Unglückstage in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt aussah, schildert aufs anschaulichste Don Francesco Capecelatro, indem er die Abentheuer erzählt unter denen er aus Somma, dem schon genannten nördlich vom Vesuv gelegenen Städtchen entkam. [36] „Ich befand mich, so berichtet er, in dem Palaste des Hospizes der Nunziata zu Somma in der Gewalt der Leute vom Volke. Ehe der Krieg ausbrach hatte ich mich nämlich auf Befehl des Herzogs von Arcos dahin begeben um wo möglich den Ort in Ruhe zu halten und ihm über die Vorgänge in der Gegend Auskunft zu geben. All mein Sinnen war darauf gerichtet wie ich den Platz verlassen und einen andren dessen Bevölkerung dem Könige treu geblieben erreichen könnte. Denn zweimal schon hatten die Aufrührer welche in Somma schalteten, mir nach dem Leben

getrachtet, einmal weil ich ein Verwandter des Herzogs von Sejano der gegen das Volk im Felde ſtand, ſodann weil ich mich dem von Gennaro Anneſe erlaſſenen Befehl, nach welchem alle Edelleute in die Stadt zurückkehren ſollten, nicht gefügt hatte und folglich als Rebell betrachtet ward. Da kam zu mir Onofrio Miglio, einer von meinen Clienten und mir vielfach verpflichtet, welcher ausgeſandt worden war mich zur Rückkehr zu bewegen und mir Ehre und Nutzen zu verſprechen wollte ich mich auf Seiten des Volkes ſtellen, unter dem Zuſatze daß mehre der Caracciolo und andere Cavaliere daſſelbe gethan hätten. Da der Tod mir nicht bitterer als ſolche Kunde, nahm ich den Miglio bei Seite, ſagte ihm ich wolle treu dem Könige ſterben wie ich ihm treu gelebt, und werde nicht nur nicht nach Neapel gehn ſondern das Lager der Königlichen in Capua oder wo es ſonſt ſein mögte zu erreichen ſuchen. Denn bei der Unterbrechung der Verbindungen hatten wir in Somma noch keine ſichere Kunde von dem Einzug der Barone in Averſa. Zugleich gab ich ihm meinen Willen zu erkennen am folgenden Morgen das Unternehmen zu verſuchen, wozu auch ein Paar Getreue im Ort mir Muth machten. Onofrio, welcher von den Grundſätzen der Empörer angeſteckt war, verſuchte mich zwar auf andere Gedanken zu bringen, aber vergebens. Kaum graute der Morgen des 27. October — es war ein Sonntag — ſo ſtieg ich zu Pferde, das

Ritterkleid von S. Jago verborgen unter ärmlichem Anzug um nicht erkannt zu werden, von dem Miglio, der ein sehr schlechter Reiter war, und zwei treuen Führern begleitet, denen ich sagte daß ich nach Nevano zu meinem Vetter dem Herrn des Ortes reiten wolle. So nahm ich die Richtung nach Acerra zu, querfeldein um die gangbaren Straßen und besuchten Orte zu vermeiden und nur wenigen Landleuten begegnend, da der Kriegslärm schon überall hingedrungen war. Ohne Hinderniß gelangte ich nach dem aus wenigen Häusern bestehenden Oertchen Fratta. Hier fand ich Alles in Bewegung, denn die Reiterei von Aversa hatte Steuern eintreiben wollen und das Bauervolk hatte die Straße gesperrt und sich gerüstet um einen Angriff zurückzuweisen. Sie empfingen mich auf feindliche Weise und obgleich ich mich darauf berief, daß ich in dem benachbarten Nevano geboren und kein Gegner sei, nöthigten sie mich vom Pferde und in ihre Trancheen hinein, unter dem Vorwande daß die feindliche Reiterei mir ein Leides thun könnte. Ich wagte mich nicht zu widersetzen, da ich entweder Gefangenschaft oder Tod befürchten mußte. So ging ich durch den Ort und in die Kirche, von einem Priester und dem Miglio begleitet, während die Führer mit den Pferden und meinem Gepäck draußen blieben und, da sie nichts mehr von mir vernahmen, endlich nach Somma zurückkehrten.

In der Tranchee traf ich Don Antonio Gattola

welcher gleich mir sein Ordenszeichen abgelegt hatte und in der Tracht eines gemeinen Soldaten unter den Bauern stand, den Königlichen den Weg zu verlegen. Sobald ich ihn erkannt sagte ich ihm ins Ohr es sei meine Absicht mich nach Nevano zu meinem Vetter zu begeben, worauf ich von ihm zur Antwort erhielt Der sei nicht dort anwesend sondern in Aversa. Und da ich hinzufügte es sei auch meine Absicht dahin zu gehn, rieth er mir mich sehr in Acht zu nehmen daß man nichts davon merke, denn das Volk werde mir zweifelsohne den Kopf vor die Füße legen. Er könne mir nicht helfen, da er sich selbst durch Noth gezwungen in dem Aufzug befinde worin ich ihn sehe. Von dem Priester und dem Miglio begleitet verließ ich die Tranchee und schlug den Weg nach Nevano ein. Unterwegs kamen uns eine Menge Flüchtlinge entgegen welche vor der Reiterei der Barone davonliefen. Bald hatte auch der Priester Reißaus genommen. Einige der Fliehenden hielten mich an und wollten mich nöthigen mit ihnen zu gehn, wozu sie heimlich von meinem Begleiter veranlaßt wurden der gar zu gerne nach Neapel zurückgekehrt wäre. Mit Mühe gelang es mir mich von ihnen loszumachen und ich suchte ein nahes Franziskanerkloster zu erreichen, in der Hoffnung dort Jemand zu finden der mich kannte und mir Mittel verschaffte Aversa zu erreichen. Indem ich nun so über die Felder eilte, beachtete ich einen Graben nicht, stürzte hin-

ein und verlor meinen Mantel ohne es in der Haſt zu bemerken. Nachdem ich mich aus dem Dorngeſträuch losgemacht, kam ich an der Kloſtermauer an. Hier erreichte mich mein ungetreuer Begleiter der mir nicht ſo raſch zu folgen im Stande geweſen war, und rief mir zu ich ſollte mich retten, denn die Leute, denen wir begegnet, wären auf meiner Spur mich zu fangen da ſie meine Abſicht ahnten. Der Garten des Kloſters wurde von einem Landmann mit einer Hellebarde bewacht: dieſer half mir die Mauer erſteigen. Oben angelangt ſah ich daß auf der innern Seite eine bedeutende Tiefe war, aber die Furcht von den Verfolgern erreicht zu werden ließ mich nur kurz mich bedenken. Ich ſprang hinab und kam mit Gottes ade unbeſchädigt wieder auf die Füße. Der Miglio nahm ſich mehr Zeit und holte mich nochmals ein.

Im Kloſter fand ich die Brüder und viele Leute von den benachbarten Höfen die mich alsbald erkannten. Der Prior rieth mir die Stiefel auszuziehn, indem er fürchtete man würde mich wenn ich ſo weiter ginge, für irgend einen Soldaten der königlichen Reiterei halten und mich nicht lebend entkommen laſſen. Mit Mühe erlangte ich von einem Bauern ein Paar alter Schuhe, ganz ausgetreten und ſo groß daß zwei meiner Füße in jeden hineingegangen wären. In Begleitung des Pfarrers von Grumo und des gedachten Priors ging ich nun nach Nevano. Hier fand ich daß die Reiter

der Barone, erzürnt über einige Schüſſe die dort von verlaufenen Neapolitanern hinter einer Hecke abgefeuert worden waren, ein Paar Häuſer angezündet hatten deren Bewohner nichts verſchuldet: kaum aber waren ſie den Irrthum gewahr geworden, ſo hatten ſie das Feuer gelöſcht und die Habe zurückgegeben. Nun entließ ich den Miglio an deſſen Stelle ich einen Landprieſter aus meines Bruders Hauſe mitnahm, und da es in dieſer entſetzlichen Verwirrung und Tumult unmöglich war ein Pferd zu finden, ging ich zu Fuße nach Averſa wo ich auf Seitenwegen eintraf, höchſt vergnügt dem Labyrinth des Volkstreibens entkommen zu ſein und mich an einem Orte zu befinden wo ich dem Könige dienen konnte, wie ich denn bald darauf dem Don Vincenzo Tuttavilla und dem Herzog von Maddaloni meine Dienſte anbot, indem ich ihnen die Gefahren erzählte unter denen ich meinen Weg zurückgelegt hatte."

Wenn aber auch der Zweck der Barone derſelbe war ſo fehlte doch viel daran daß Einigkeit unter ihnen geherrſcht hätte. Selbſt Angeſichts der ſie umringenden Gefahren bändigten ſie ihre Leidenſchaften nicht. Am wenigſten vertrugen ſich Maddaloni und Converſano. Sie geriethen einmal wegen einer Maßregel, welche Letzterer auf falſche Ausſagen hin gegen Leute aus Arienzo, einem Lehen des Caraſa, ergriffen hatte, ſo heftig aneinander, daß eine Entzweiung des ganzen Heeres erfolgt wäre, hätten die vornehmſten Cavaliere

ſich nicht ins Mittel gelegt. Der Herzog von Arcos ſelbſt mußte an Maddaloni ſchreiben und ihm vorſtellen, wie das Gelingen des ganzen Unternehmens von der Eintracht abhange. Doch nur mit Noth ward dieſe in dem ſtürmiſchen Lager erhalten, welches um nichts beſſer geordnet war als jenes des Volksheers.

Nun umſchloß aber die Blokade immer enger die unglückliche Stadt und mehr und mehr ſahen die Führer des Volkes ein daß ihre Sache verloren war wenn ſie nicht Beiſtand erhielten. Aber auch der Herzog von Arcos und Don Juan d'Auſtria welche jeder für ſich die Intereſſen Spaniens zu wahren ſuchten, ſchwebten in großer Beſorgniß. Entweder wurden Stadt und Volk gänzlich zu Grunde gerichtet, oder das letztere wandte ſich auf immer zu Frankreich. In Neapel wie in Rom ward zu unterhandeln verſucht — Alles vergebens. Dem Vicekönig traute Niemand und er verdiente das Mistrauen. Während er den Adel zum Handeln drängte, während ſeine zahlreichen Schreiben an den Herzog von Maddaloni [37] in emfatiſchen Ausdrücken deſſen Treue und Thätigkeit rühmten, ihn den Retter von Stadt und Reich nannten, ihn um Lieferungen von Mehl, Brod, Tuch zu den Uniformen und Anderes anſprachen und ihm wie den Seinigen den ewigen Dank der Krone Spanien in Ausſicht ſtellten: ließ er in ſeinen Unterhandlungen mit dem Papſte merken, die Barone ſeien es die ihn verhinderten ſich mit dem Volke

zu verständigen. Die Barone wandten sich an Don Juan, welchem sie vorstellten sie hätten für das Wohl des Landes und im Dienst der Krone den Degen gezogen und wären einem ehrenvollen Frieden keineswegs entgegen. Don Juan versuchte mit den Häuptern des Aufstands anzuknüpfen, aber der Aufstand war zu weit gediehen. Es blieb nichts übrig als die militärischen Maßregeln mit Nachdruck zu beschleunigen. Dies thaten sowol die beiden Offiziere welche neuerdings das Commando über die in den Castellen und in der Stadt liegenden königlichen Truppen übernommen hatten, der Baron de Batteville, ein Burgunder, und der Spanier Don Dionisio de Guzman, wie Don Vincenzo Tuttavilla. Letzterer aber sah mit jedem Tage deutlicher wie wenig die undisziplinirten, aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzten Truppen die den größten Theil seiner Streitmacht bildeten geeignet waren, eine so umfangreiche und volkreiche Stadt zu blokiren und eine zu immer neuer Empörung geneigte Landschaft in Ordnung zu halten. Die Mannschaft der Barone unter Tuttavilla's Befehlen belief sich auf mehr denn viertausend Reiter und nicht über fünfhundert Füßer welche Don Ferrante Caracciolo und der Herzog von Andria führten. Die regelmäßigen Truppen die zu ihnen gestoßen waren, überstiegen nicht einige hundert.

So wenig befriedigend war, ungeachtet der Fortschritte der Königlichen, der Stand der Dinge als ein

Ereigniß eintrat welches mit einemmale den Schickſalen Neapels eine neue Wendung zu geben ſchien und die Erinnerung an die Kämpfe zwiſchen Aragon und Anjou im fünfzehnten Jahrhundert wiederbelebte. Während in Rom franzöſiſche Diplomaten und neapolitaniſche Unterhändler intriguirten, der ſpaniſche Botſchafter Graf von Onnate von ihrem Treiben genau unterrichtet war ohne es hindern zu können, der Papſt ſich vergeblich für die Beilegung des Streites mühte der an ſeiner Grenze tobte, benutzte ein franzöſiſcher Prinz die Verwirrung zu einem Verſuche, ſich in Italien eine ſelbſtändige Herrſchaft zu gründen. Heinrich von Lothringen, Herzog von Guiſe, war der Chef einer Familie, die ſich durch Ehrgeiz und Intriguen in den traurigen Zeiten der Religions- und Bürgerkriege Frankreichs einen nicht zu beneidenden Namen gemacht, dabei aber durch Tapferkeit und glänzende Geiſtesgaben in die erſte Linie geſtellt hat. Sein Urgroßvater Herzog Franz I hatte im Kriege Papſt Pauls IV gegen die Spanier die franzöſiſche Hülfsmacht befehligt und ſich durch die Vertheidigung von Metz gegen Kaiſer Carl V und die Eroberung von Calais unvergänglichen Ruhm erworben. Sein Großvater Heinrich I, Le Balafré, hatte mit gleicher Bravour in Ungarn gegen die Türken und in Frankreich gegen die Hugenotten gefochten und für Bartolomäusnacht und Ligue durch ſeinen blutigen Tod im Schloſſe von Blois gebüßt. Sein Vater Carl hatte

einmal Aussicht gehabt, von den Ständen zu Paris gegen Heinrich IV zum Könige von Frankreich ausgerufen zu werden, und war, mit Richelieu und dem Hofe Ludwigs XIII zerfallen, im Gebiete von Siena gestorben. Heinrich II von Guise stand keinem seines Geschlechts an hochstrebenden Plänen nach. Er machte Ansprüche auf die Hand der Prinzessin von Mantua, der einzigen Tochter des Herzogs Francesco Gonzaga, welche Carl Gonzaga Herzog von Rhetel heirathete dessen Mutter eine Guise war und der als Erbprinz von Mantua vor seinem Vater, dem ersten von der Linie Revers, starb. In seiner Hoffnung auf diese reiche Erbschaft getäuscht ging er in Brüssel eine Quasi-Misheirath ein, mit der Witwe des Grafen von Bossut, Honorée de Berghes, bereute den Schritt, begab sich nach Rom um eine Nullitäts-Erklärung zu erlangen, und gerieth hier in Verbindung mit Neapolitanern welche mittelst des Marquis de Fontenay-Mareuil Hülfe zu erlangen suchten. So vorsichtig und zögernd der französische Botschafter und der Cardinal Mazarin, ungeachtet ihres Eifers Spanien zu demüthigen, auf neapolitanische Erbietungen eingingen, ebenso eifrig griff des Guisen Abenteuerlust die Sache auf. Ein Paar Unterhändler wurden in Gaeta gehangen, aber die Unterhandlung erreichte dennoch ein so rasches Ende, daß Henri de Guise sich am 15. November in Fiumicino einschiffte, dem römischen Hafen an der rechten Mündung der Tiber.

Glücklich entging er mit seiner kleinen Schaar von Treuen den Nachstellungen der Feluken Don Juan's und landete schon am folgenden Tage bei dem Fort vom Karmel unter dem Donner des Geschützes und dem Jubel einer zahllosen Volksmenge. Sogleich stieg er zu Pferde und ritt nach dem Dom, Gott für die glückliche Fahrt zu danken, dann brachte er die Nacht in Gennaro Anese's Thurm-Wohnung beim Carmine zu. Welchen Contrast bildeten die Beiden — der Waffenschmied, häßlich, grob, schmutzig; der Prinz jung und glänzend, an Luxus gewohnt, durch Frauen verdorben, brav wie die Guisen von jeher, doch kein kluger Berechner der Umstände wie sein Ahnherr Franz und der Balafré gewesen waren.

So unbedachtsam er sich aber auch eingelassen, so war er doch zu scharfsinnig um nicht bald die mißliche Lage zu gewahren, die Unzuverlässigkeit des niedern Volkes das beinahe allein noch die Empörung nährte, das Misvergnügen der mittleren Classen, die Gefahr der Blokade, die Uneinigkeit der Führer. Er beschloß es zu versuchen so rasch als möglich diesen vereinten Uebelständen zu begegnen. In San Gennaro ward der Republik Neapel feierlich gehuldigt und der Cardinal-Erzbischof, der längst mit den Spaniern gebrochen, überreichte dem neuen Chef dieser Republik einen geweihten Degen. Ohne die Vertreibung der Spanier aus ihren Positionen in der Stadt konnte nichts Ernst-

liches vorgenommen werden. Ein Angriff auf dieſelben, im erſten Anlauf glücklich, wurde unter großem Blutvergießen abgeſchlagen. Unentmuthigt durch dies Mislingen, richtete Guiſe nun ſein Augenmerk auf Averſa, in der Abſicht die Blokadelinie zu durchbrechen. Bevor es aber zum Kampfe kam, wollte er eine Unterredung mit den Baronen verſuchen. Sie fand im Kapuzinerkloſter zwiſchen San Giuliano und Averſa ſtatt. Der Herzog von Andria, Don Carlo Caraſa, ward zum Sprecher des Lehnadels gewählt. Mit neun Edelleuten ritt er von Averſa her. Gleich darauf kam Henri de Guiſe mit einer gleichen Zahl von Begleitern an. Als ſie einander von Ferne erblickten, ſetzten ſie ihre Pferde in Galopp, ſtiegen ab, begrüßten und umarmten einander. Die Unterredung währte lange. Der franzöſiſche Prinz erinnerte an die Zeiten der Anjou's von denen er mütterlicherſeits ſtammte; der Caraſa erklärte, nie würden die Barone wanken in der Treue gegen Spanien. Sie ſchieden von einander, perſönlich zufrieden, ohne aber daß die Beſprechung irgend ein Ergebniß geliefert hätte.

Bald darauf begann der Kampf aufs neue, und obgleich ein Angriff Guiſe's auf die Reiterei der Barone bei der Brücke von Frignano nicht weit von Averſa mislang, ſo nahm doch bald auf allen Seiten der Krieg eine für das Volk günſtige Wendung. Entſchloſſene Führer der Plebejer, zum Theil alte Banditen-

häuptlinge, trugen allerwärts Vortheile davon. Ippolito Paſtena nahm Salerno und züchtigte die Stadt für ihre Treue durch furchtbare Plünderung. Paolo di Napoli überfiel Avellino und hauſte hier nicht viel beſſer als jener. Domenico Coleſſa von Roccaſecca, genannt Papone, nahm San Germano und Seſſa und bedrohte Monte Caſſino mit Plünderung. Giuſeppe d'Arezzo von Itri beſetzte dieſen Ort mit Fondi und Sperlonga. So waren in kürzeſter Friſt die Straßen nach dem Kirchenſtaat, die nach Apulien mit Ausnahme des durch ſeine hohe Lage feſten Ariano, und die nach Calabrien in der Gewalt der Aufrührer als ein noch härterer Schlag die Königlichen traf. Der Baron de Mobène, des Lothringers kriegkundigſter Begleiter, belagerte Averſa. Tuttavilla, von beinahe allen Seiten abgeſchnitten, glaubte ſich nicht halten zu können. Im Kriegsrath ward beſchloſſen den Platz zu räumen und ſich nach Capua zurückzuziehn, aber die undisziplinirten Truppen verwandelten den Rückzug in Flucht und der unglückliche General kam mit ein Paar Mann in Capua an, während die Barone mit ihren ungeregelten Schaaren ſich nach allen Seiten zerſtreuten. Mobène beſetzte Averſa; Nola ward von ſeiner Beſatzung geräumt. Mit Ausnahme Capua's war die ganze Terra di Lavora verloren. Don Vincenzo Tuttavilla, der in dieſem ganzen Feldzuge mehr Unglück denn Erfolge gezählt hatte, wurde bald darauf durch Don Luigi Poderico

erſetzt, welcher ſich im Catalanenkriege, in den Niederlanden u bei dem Entſatz Orbetello's einen guten Namen gemacht. „Ihr kommt um einen Leichnam wiederzubeleben" ſagte der Abziehende zu ſeinem Nachfolger. „So ſehr der ſchlimme Stand der königlichen Sache mich betrübt, erwiederte dieſer, ſo freue ich mich doch daß des Siegers Glück mich nicht hindern kann mit den Waffen in der Hand zu ſterben."

Eine franzöſiſche Flotte unter den Befehlen des Admirals Herzogs von Richelieu erſchien bald darauf an der neapolitaniſchen Küſte. Sie verſuchte Bajä und Caſtellammare anzugreifen, begann einen Kampf mit Don Juan d'Auſtria's Schiffen, wurde durch ein Unwetter von ihnen getrennt und verließ den Golf ohne irgend etwas Ernſtes ausgerichtet zu haben. Das Glück war den Franzoſen diesmal nicht günſtiger als ehemals vor Neapel. Nie vielleicht hatten ſie mehr Ausſicht gehabt Spanien das ſchöne Reich zu entreißen. Aber Mazarin war nicht geneigt etwas für den Herzog von Guiſe zu thun, der Herzog von Guiſe wirkte eher wider die Franzoſen als daß er ſie begünſtigt hätte und Einer ſchob dem Andern die Schuld des Mislingens zu.

So ging das Unglücksjahr 1647 zu Ende.

Der Anfang des folgenden war traurig, aber die Lage der Dinge ließ doch einen Umſchwung ahnen. Sechs Monde der Revoluzion waren dahin. Theilweiſer Waffenerfolge ungeachtet hatte die Revoluzion nur

wenig festen Boden gewonnen. Die Castelle und stärkeren Positionen der Hauptstadt waren immer noch in spanischen Händen. Die Volkspartei war zusammengeschmolzen und gespalten, denn Alle die noch etwas zu verlieren hatten wünschten längst den Frieden, auch aus der Hand Spaniens, und nur der eigentliche Pöbel mit seinen verschmitzten Führern setzte noch den Kampf fort. Der Zustand der Stadt war bejammernswerth. Als am 1. Januar die Lazzari, ein Name der in diesen Zeiten aufgekommen und der untersten Volksklasse geblieben ist, in den Borgo de' Vergini gingen, den wohlhabenderen Bürgern Neujahr zu wünschen und wie gewöhnlich um eine Gabe zu bitten, antworteten diese: Was sollen wir euch geben, wenn ihr uns alles bis zum letzten Heller genommen habt? Da erhob sich ein so blutiger Streit daß der Herzog von Guise herbeieilen und die Bürger gegen den Pöbel in Schutz nehmen mußte dem er längst gram war. An Zerwürfnissen zwischen dem Herzog und den Volksführern konnte es nicht fehlen. Jener wollte die Gewalt ganz an sich bringen, diese wollten sie zu eignen Zwecken in Händen behalten. Beide Theile legten's ungeschickt an. Der Herzog von Guise war leichtsinnig, vergnügungssüchtig, voll thörichten Selbstvertrauens, verschwenderisch und unbedachtsam; die Einen entfremdete er sich durch Weiber-Intriguen, die Andern durch die Nachsicht welche er gegen die Verschleuderungen einiger seiner

Anhänger übte, noch andere durch die Verachtung die
a gegen die plebejiſchen Führer blicken ließ, welche
ihm dafür manche Demüthigung bereiteten. Gennaro
Anneſe, vom erſten Augenblick an ein unzuverläſſiger
Freund und eiferſücht[illegible]auf die Popularität und den
Rang des Fremden welcher den des rohen General-
kapitäns des Volks in den Schatten ſtellte, ward ſein
ärgſter Gegner. Einer trachtete dem Andern nach dem
Leben und von Haß wie Habſucht getrieben, ließ der
Waffenſchmied ſich in Unterhandlungen mit den Spa-
niern ein. Als ſo die ſchlimmſte Zwietracht in das La-
ger der Aufſtändiſchen gedrungen war, nutzte es nichts
daß Guiſe einige gute Einrichtungen traf, daß er den
ewigen Plünderungen und Unruhen in der Stadt mit
Energie ſteuerte, daß er dem grauſamen Morden der
Kriegsgefangenen Einhalt that und gewöhnliches Kriegs-
recht einführte, daß er der Republik förmlich huldigen
und Münzen mit dem S. P. Q. N. und ſeinem Namen
mit dem Zuſatz Reip. Neap. Dux prägen ließ, welche
noch gegen das Ende der öſtreichiſchen Herrſchaft in
Neapel im Curs waren. Manche dieſer Maßregeln
ſteigerten nur den Haß der Plebejer gegen den Herzog,
deſſen Intereſſen durch einen misglungenen zweiten An-
griff auf die ſpaniſchen Poſitionen in der Stadt wie
durch die fruchtloſe Belagerung Capua's keineswegs ge-
fördert wurden.

Unterdeſſen waren im ſpaniſchen Hauptquartier große

Veränderungen vorgegangen. Der Herzog von Arcos hatte ſich längſt um alles Anſehen und Vertrauen gebracht. Diejenigen ſelbſt welche treu zur königlichen Partei hielten, und gerade dieſe am meiſten, erkannten daß ſeine Gegenwart das größte Hinderniß einer Verſtändigung, wie der Beruhigung des Landes ſei. Der ganze Statthalterei-Rath war dieſer Anſicht. Da legte Don Rodrigo Ponce de Leon die Gewalt, die ihm zwei Jahre zuvor der König übertragen, in Don Juan d'Auſtria's Hand und verließ Neapel am 26. Januar 1648. Der Königsſohn übernahm proviſoriſch die Regierung in einem Moment in welchem Alles ſich zum Umſchwunge anließ. Die Rebellion hatte ſich in ſich ſelber erſchöpft. Die Republik war ein leerer Name. Das Kriegsglück wandte ſich raſch. Der Fürſt von Rocca Romana warf Papone's Horde bei Teano zwiſchen Garigliano und Volturno, nahm Seſſa und Mondragone und ſtellte ſo die Verbindung zu Lande mit der Veſte Gaeta wieder her. In letztere Stadt, an deren Belagerung die Aufrührer nie auch nur gedacht zu haben ſcheinen und welche in dieſem wie in manchen andern Kriegen das feſteſte Bollwerk des Reiches blieb, hatte ſich ſeit dem Unglück bei Averſa und der Zerſtreuung der Truppen der Barone der Herzog von Maddaloni zurückgezogen. Nun zog er mit vierhundert Mann Fußvolk aus und nahm Itri welches, wenn es gleich nur ſchwache Werke hatte, doch durch ſeine Lage auf

ſteilem Hügel, die zwiſchen Berg und tiefem Waldſtrom eingeklemmte Straße beherrſchend, nicht ohne Bedeutung war. Nach dieſem glücklich vollführten Schlage führte Don Martin de Verrio, der Gouverneur Gaeta's, ihm ſechshundert Spanier mit vier Geſchützen zu. Die Feinde wagten den Bergpaß zwiſchen Itri und Fondi, der ſo leicht zu vertheidigen iſt, nicht gegen die regulären Truppen zu halten, und dieſe eroberten ohne Mühe Fondi und bald darauf Sperlonga und ſäuberten ſo den ganzen Weſten der Terra di Lavoro. Während ſolcherart Diomed Caraſa thätig war, erfuhr in Apulien das Kriegsglück manchen Wechſel. Einmal waren mit Ausnahme Manfredonia's und Lucera's ſämmtliche Städte verloren, aber zwei Edelleute, oft genannt in dieſen Geſchichten, errangen endlich vollſtändigen Sieg. Sie waren der Fürſt von Monteſarchio und der Graf von Converſano. Mit ungleichen Streitkräften brachten ſie die ganze Provinz zur Unterwerfung, Acquaviva als Führer königlicher Truppen, d'Avalos blos mit den eignen Vaſallen. Als nach glänzender Waffenthat Foggia, wo einſt der große Hohenſtaufenkaiſer Friedrich ſeine Pfalz gebaut hatte, ihnen die Thore öffnen und für die Rebellion reichlich mit Golde büßen mußte, ging auch die Kunde von dem Ende des Aufſtands der Hauptſtadt ein. Beide brachten dem Könige und ihrer Pflicht ſchwere Opfer. Converſano ſah einen ſeiner Söhne Don Giulio durch einen

Büchſenſchuß an ſeiner Seite fallen, und Monteſarchio verlor auf immer ſeine Geſundheit ſo daß er oft kaum den Degen zu halten Kraft hatte wenn er an der Spitze der Seinigen einherritt.

Die Entſcheidung nahte. Ein Mann ſollte ſie herbeiführen, deſſen Perſönlichkeit auf die Geſtaltung der innern Zuſtände Neapels während des letzten halben Jahrhunderts ſpaniſcher Herrſchaft von dem beſtimmendſten Einfluß geweſen iſt. Als die Nachricht von dem Abgange des Herzogs von Arcos nach Madrid gelangte, erſchrack die argwöhniſche ſpaniſche Staatskunſt. Solches Ueberſchreiten der Befugniſſe konnte weder dem Königsſohne noch dem Statthalterei-Rath des Reiches nachgeſehn werden. Man mogte froh ſein den alten Vicekönig los zu ſein, aber nur dem Könige ſtand die Wahl des neuen zu. Sie fiel nach langem Schwanken auf den Botſchafter in Rom, Grafen von Onnate, von dem ſchon mehrmals die Rede geweſen iſt. Don Inigo Velez de Guevara y Taſſis hatte den Gang der Unruhen in Neapel wie der Unterhandlungen und Intriguen mit unermüdlicher Aufmerkſamkeit verfolgt, hatte die Pläne der franzöſiſchen Partei in Rom mit großer Gewandtheit hintertrieben und zum Gelingen der Unternehmungen der Königlichen in den an den Kirchenſtaat ſtoßenden Provinzen, namentlich in den Abruzzen, weſentlich beigetragen. Scharfſinnig, kalt, entſchloſſen, verſchlagen, war er der rechte Mann für dieſe ſchwere

Stellung, in welcher freilich ſeine Kälte in Grauſamkeit, ſeine Verſchlagenheit in Hinterliſt ausartete. Sein Vater hatte einſt in Teutſchland während des dreißigjährigen Krieges beſonders in den Wallenſteinſchen Händeln gute Dienſte geleiſtet: dieſe Dienſte aber wurden von denen des Sohnes weit übertroffen.

Kaum hatte der Graf von Onnate die Botſchaft Don Luis de Haro's empfangen, ſo brach er von Rom auf. Zuerſt begab er ſich nach Gaeta, dann nach Bajä. Mit fünf Galeeren lief er in den Hafen Neapels ein. Die Artillerie der Caſtelle ſalutirte, die des Thurms vom Karmel tödtete zwei Ruderſklaven auf ſeinem Fahrzeuge. Beides Merkmale des Zuſtandes der Stadt. Es war der 2. März 1648. Don Juan d'Auſtria übergab ſogleich dem neuen Vicekönige das Commando. Der Collateralrath veranſtaltete noch an demſelben Tage die Beſitzertheilung. Der Graf brachte Geld, Munition und friſche Truppen mit, beſichtigte ſogleich die Veſten und die Linien, gab den Soldaten Zulage, ſandte Verſtärkung nach Iſchia, nach Calabrien, an die päpſtlichen Grenzen, ſetzte die von ſeinen Vorgängern angeknüpften Unterhandlungen fort. Während er ſo täglich Terrain gewann, verlor Heinrich von Lothringen in gleichem Maße durch Leichtſinn und Willkür und durch die Ränke Derer die ihm in der Volkspartei ſelbſt feindlich waren. Eine Verſchwörung, als deren Opfer er am 25. März, dem Feſte der Verkündigung, in der

Kirche der Santissima Annunziata zu fallen bestimmt war, wurde nur durch Zufall vereitelt. Er selbst aber bot bald darauf nicht Verschwörern sondern dem Vicekönig Gelegenheit seiner mit jedem Tage schwankender werdenden Herrschaft ein Ende zu machen.

Wenn man das Ende der prachtvollen Straße des Posilipp erreicht hat die schon in einem frühern Abschnitt dieser Geschichte geschildert ward, und unter dem Namen der Strada nuova von dem Strand der Mergellina aus zwischen Villen, Weinbergen und Gärten sanft hinansteigt, um später, nachdem sie die äußerste Landspitze berührt, sich in die Ebne von Bagnoli hinabzusenken und mit dem nach Pozzuoli führenden Wege zu verbinden, so sieht man den reizenden Golf von Bajä vor sich mit dem Cap Misen und der ganzen Küste die schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung das Ziel griechischer Auswanderer und von den letzten Jahrzehnten der Republik an gepriesener Landaufenthalt reicher Römer war. Dicht vor oder richtiger unter sich erblickt man die kleine Insel Nisida, nur durch einen schmalen Meeresarm von der Spitze des Posilipp getrennt, mit ihrem weithin leuchtenden runden Thurme des Gefängnisses das auf der Felsenspitze den Platz einnimmt wo einst eine Villa der Königin Johanna, dann eine spanische Veste war, während eine isolirt aus der See hervorragende Klippe die Quarantäne-Anstalt trägt welche der Herzog von Alba im Jahre 1624 anlegte.

Dieſe Inſel wollte Guiſe nehmen, ſei es daß er ſo den geſunkenen Kriegsmuth der Seinigen wiederzubeleben, ſei es daß er Pozzuoli zu bedrängen hoffte. Von der beherrſchenden Spitze des Feſtlandes aus beſchoß ſeine Artillerie das Fort: er ſelbſt war im Lager um bei der erwarteten Uebergabe gegenwärtig zu ſein.

Aber Heinrich von Lothringen rechnete falſch. Der Graf von Ognate hatte einen edlern Preis im Auge als einen Inſelfelſen. Don Alonzo de Monroy führte ihm von Spanien eine Verſtärkung von fünfhundert Mann zu: nun beſchloß er die Offenſive zu ergreifen. In der Nacht vom 5. April ward Alles für den Angriff bereitet. Don Juan d'Auſtria ließ ſeine Truppen beichten und das Abendmal nehmen. In der Morgenfrühe des 6. April bemächtigte ſich der Maeſtro di campo Don Manuel Carafa der Porta Alba die oben an dem Heiligen-Geiſtplatze gelegen den Eingang zu den vom Volke beſetztgehaltenen Stadttheilen bildete, und der Baſteien an der Porta di Coſtantinopoli. So waren die rebelliſchen Quartiere im Halbkreiſe umſtellt, als der Vicekönig aus dem Caſtelnuovo ausrückte, Don Diego de Portugal mit der Vorhut von dreihundert Spaniern, Don Juan d'Auſtria das Hintertreffen führend mit einer Nobelgarde von fünfzig Mann unter den Befehlen des Herzogs von Andria. Der Vicekönig marſchirte ganz zuletzt mit burgundiſcher Cavallerie. Die Fürſten von Avellino und Torella, der Marcheſe von

Torrecuſo, Don Vincenzo Tuttavilla und viele andere der vornehmſten Edelleute waren dabei. Der Widerſtand der vom Volke beſetzten Poſten war nur gering. Ohne große Mühe ſtürmten Spanier, Teutſche und Wallonen die feſteren Stellungen. Je mehr ſie vorwärts rückten um ſo dichter wurden ihre Haufen denn von allen Seiten eilten Bewaffnete der beſſern Claſſen herbei ſich ihnen anzuſchließen. Sobald die Vereinigung der einzelnen Corps bewerkſtelligt war, marſchirten ſie zu gleicher Zeit die verſchiedenen Straßen innehaltend nach dem großen Markte. Hier war die Empörung entſtanden, hier ward ſie begraben.

Ein gleichzeitiger Künſtler, mag es nun Mitro Spadaro oder Carlo Coppola ſein, hat in einem Bilde, welches man im Muſeum zu Neapel ſieht, den Moment dargeſtellt wie Don Juan d'Auſtria den Marktplatz beſetzt welcher die Szene ſo vieler Unordnungen, ſo vielen Blutvergießens geweſen war. Ein glänzendes Gefolge von Edelleuten, alle zu Pferde, in prächtigen Kleidern mit wallenden Federbüſchen, unter ihnen der Erzbiſchof in ſeinem Cardinalspurpur, umgibt den Sohn König Filipps welchem die Schlüſſel der Stadt überreicht werden. Von allen Seiten marſchiren ſeine Schaaren auf, die eiſenfeſte Infanterie, die Hakenſchützen mit gebräuntem Geſicht, mit ſtarrer Haltung in gerader Linie einherſchreitend, ihre Doppelhaken auf den Boden ſtemmend, noch gefaßt auf den Angriff eines Feindes

der ſchon alle Gedanken der Gegenwehr aufgegeben hat, während die traurigen Reſte der Opfer des Aufſtandes vom Platze verſchwinden, um den Häuptern der Opfer der Reaction wider Pöbelherrſchaft Raum zu geben. Ein einziger der Volkshäuptlinge ſchien ſich noch nicht zur Ergebung bequemen zu wollen, Gennaro Anneſe. Er trotzte auf die Stärke ſeines Forts, aber der Vicekönig ließ ein Paar Petarden gegen die Pforte donnern und zitternd kam der Waffenſchmidt zum Vorſchein. Don Carlo della Gatta beſetzte mit Spaniern und Teutſchen den Thurm von deſſen Spitze bald die königliche Standarte wehte. Das Caſtel Capuano, der Thurm von San Lorenzo und das Nolaner Thor waren ſchon genommen und bald wurden die letzten Reſte der Rebellen auch von der Chiaja und den Höhen des Vomero verjagt. Um die neunte Stunde des Tages waren die Spanier Herren der ganzen großen Stadt. Im Dom wurde ein Tedeum geſungen, die Häuſer waren mit Teppichen geſchmückt, aus den Fenſtern und von den Balconen wehten weiße Fahnen und Tücher. An vielen Stellen wurde das Bildniß des Königs ausgeſtellt und mit Jubel begrüßt. Jeder ſchien ſich des wiederhergeſtellten Friedens zu freuen: die Bürger umarmten ſich in den Straßen. Neun Monate der Pöbelgewalt, der Unſicherheit, des Kampfes, der Unordnung und Geſetzloſigkeit hatten ſolchen Eindruck gemacht

daß die Partei des „Friedens um jeden Preis" den Sieg ohne Kampf davontrug.

Der Donner des Geschützes der Hauptstadt schreckte den Herzog von Guise auf. Die Nachricht vom Siege der Spanier erreichte ihn bald. Er stieg mit wenigen Edelleuten zu Pferde und ritt nach Aversa in der Hoffnung die Schaaren welche Capua belagerten zusammenhalten und mit ihnen den Kampf wiederaufnehmen zu können. Aber auf die Kunde von dem Vorgefallenen lief das undisziplinirte Volk auseinander. Noch wollte der Herzog einen Versuch machen die päpstliche Grenze zu erreichen. Aber Don Luigi Poderico schickte von Capua aus seine Reiterei hinter ihm drein. Als sie den Flüchtling erreichten zog er den Degen und vertheidigte sich brav, aber sein verwundetes Pferd drohte unter ihm zusammenzusinken und er mußte sich ergeben. Er scherzte, jedenfalls verliere er nichts vom Seinigen. Mehre französische Edelleute theilten seine Gefangenschaft. Anfangs hielt Poderico ihn in ritterlicher Haft zu Capua, dann ward er nach Castel Volturno gebracht. Lange stritt man sich in Neapel um sein Schicksal. Der Vicekönig und der Collateralrath urtheilten auf Tod; Don Juan d'Austria brachte es dahin daß man erst des Königs Willensmeinung einzuholen beschloß. Der Gefangene ward in strenge Obhut nach Gaeta's Felsenburg gebracht, bis der Befehl anlangte ihn nach Spanien zu führen. Erst während der Unruhen der

Fronde erhielt er die Freiheit wieder, indem man vergeblich hoffte, ſich ſeiner zur Verſtärkung der ſpaniſchen Partei in Frankreich bedienen zu können. Aber der Leichtſinn Henri's de Guiſe war nicht von der Art, daß er ihn zum Verrath am Vaterlande verleitet hätte, gab ihm auch der durch Parteileidenſchaft und Verfolgungen verblendete Prinz von Condé ein ſo trauriges Beiſpiel.

Nie hatte Frankreich eine ſo ſchöne Gelegenheit gehabt der Krone Spanien ihre reichſte italieniſche Beſitzung zu entreißen. Die alte Eiferſucht gegen das Haus der Guiſen war Schuld daran daß ſie nicht benutzt ward. Es war einer der größten Fehler welche Mazarin begangen hat, denn bei dem Zuſtande in welchem Spanien ſich damals befand wäre es leicht geweſen ſich in Neapel feſtzuſetzen. Als der Fehler erkannt wurde war's zu ſpät. Im Juni deſſelben Jahres 1648 ward eine zweite Expedizion gegen das Königreich unter dem Prinzen Thomas von Savoyen unternommen. Sie hatte kein anderes Reſultat als zahlreiche Verhaftungen von Franzöſiſch-Geſinnten oder Solchen die man beargwohnte. Unter andern wurde auch Gennaro Anneſe gefänglich eingezogen und hingerichtet. Es hieß er ſei auf einer Verſchwörung zu Gunſten der Franzoſen ertappt worden. Keiner bemitleidete ihn. Viele Hinrichtungen folgten und Onnate's Unerbittlichkeit ſetzte Alles in Schrecken. Jahre darauf, unter der Verwal-

tung des Grafen von Caſtrillo erſchien der Herzog von Guiſe noch einmal an dieſen Küſten. Es war im November 1654 als er mit nicht unbedeutender franzöſiſcher Flotte vor Caſtellammare ankam. Der Ort war bald genommen, und Guiſe nannte ſich des Königs von Frankreich Vicekönig und General-Kapitän in Neapel. Aber die Vertheidigungsmaßregeln der Spanier machten jedem Fortſchritt ein Ende; in Neapel regte ſich nichts und die Franzoſen lichteten bald wieder die Anker.

Sie haben bis zu den großen Kriegen die im Gefolge der Revoluzion von 1789 Europa umwälzten, nicht wieder Fuß gefaßt in Neapel.

Drittes Buch.

Dritter Abſchnitt.

Diomed Carafa's letzte Lebensjahre.

„Ejectos procul a regno hostes, pacem urbi urbem civibus restitutam, locupletatum aerarium, amplificatam annonam" — dieſe Verdienſte ſchreiben die Worte, die man auf einer Marmortafel im Hofe der Vicarie des vormaligen Caſtel Capuano zu Neapel lieſt, dem Grafen von Onnate zu. Es läßt ſich nicht leugnen, Don Inigo Guevara hat nach Pedro de Toledo mehr denn ein anderer Vicekönig dieſes Landes erreicht. Der Sieg über den Herzog von Guiſe und die Wiedereroberung der Hauptſtadt war nur ſeiner Thaten Anfang, die glänzendſte derſelben wenn nicht die ſchwierigſte. Er fand das Königreich in der entſetzlichſten Anarchie. Es war ſchlimmer beinahe als es im Jahr 1530 geweſen, weil jetzt mehr denn damals ein Bruderkrieg es zerfleiſcht hatte. Ueberall hatte der Blitz der Revoluzion gezündet. Die ſpaniſche Herrſchaft hatte eine Zeitlang in ihrer Schwäche den Urſachen der Unordnung gegenüber gefällig und ſchmeichelnd ſein zu müſſen geglaubt. Als die Entfeſſelung

der menſchlichen Leidenſchaften ihre Politik und Künſte zu Schanden machte, hatte ſie Gewalt gebraucht und war unterlegen. Sie war allen Demüthigungen und jeder Herabwürdigung verfallen; ſie hatte erſt dann, durch ein Zuſammenwirken von Umſtänden deren Verdienſt ihr kaum zur Hälfte gehörte, die Oberhand wiedergewonnen als die ſteigende Springfluth der Begierden und Leidenſchaften des demokratiſchen Materialismus ſolche Flächen überſchwemmt hatte daß ſie ihre urſprüngliche Kraft verlieren und verrinnen mußte. Folge von allem dem war eine faſt vollſtändige Auflöſung der im Lande beſtehenden Ordnung. Dieſe wiederherzuſtellen war die Aufgabe des Grafen von Onnate.

Er ging mit großer Energie ans Werk. Das Königreich war mit Banditen und Vagabunden gefüllt, Reſten der zerſprengten Volkshaufen. Mit dieſen hatten ſich in den Abruzzen Franzoſen und Abenteurer aus dem Kirchenſtaat vereinigt, ſo daß es nöthig ward Don Luigi Poderico mit nicht unbedeutender Streitmacht wider ſie zu ſenden. In Salern machte die bewaffnete Rebellion noch einen letzten Verſuch ſich zu halten. Bald aber wurden dieſe parziellen Bewegungen unterdrückt und allmälig gelang den in die Provinzen geſandten Governatoren die Herſtellung eines an Ruhe grenzenden Zuſtandes. In der Hauptſtadt war große Vorſicht nöthig, namentlich ſo lange die Küſte noch von der franzöſiſchen Flotte bedroht war. Bei dem geringſten

Anlaß drohte der Sturm von neuem auszubrechen. Das gemeine Volk, welches in den letzten Monaten beinahe allein den Aufstand genährt hatte, war fortwährend voll Mistrauen und auf der Huth. Die Verstärkung der spanischen Besatzung, die Ausbesserung der Festungswerke, die Wegnahme der städtischen Artillerie aus dem Thurme von San Lorenzo und Verpflanzung derselben nach dem Castelnuovo, die Verhaftung mehrer der Volksführer ungeachtet der Amnestie, alles dies unterhielt den Verdacht. Auf dem Markte und im Lavinaro drohte mehr denn einmal neue Empörung. Der Vicekönig beruhigte die Massen mit großer Klugheit und Umsicht. Den Edelleuten namentlich den jüngern, welche auf die errungenen Erfolge stolz das Volk hochfahrend behandelten und stets wieder auf dessen Verschulden zurückkamen, verwies er dies Benehmen wobei er von manchen Verständigeren unterstützt ward. Mit Don Juan d'Austria ritt er mehrmals durch die Stadt und bezeigte sich den Bürgern freundlich.[38] Misbrauch von Gewalt Seitens der Soldaten und anderer ahndete er strenge. Nicht aus Apulien nur sondern auch aus dem Norden ließ er Getreide kommen, um der Noth abzuhelfen. Das Volk in Neapel lärmte wieder gegen die Barone als hielten diese die Vorräthe geheim: die Barone erboten sich von ihren apulischen Leben Weizen zu geringeren Preisen kommen zu lassen als die Sendungen kosteten die man aus niederländischen Häfen erhielt,

aber ſie wollten ſich einer willkürlichen Tarirung nicht unterwerfen. So gab's denn ſogleich ſchon neue Anläſſe zu Misverſtändniſſen während die alten noch nicht gehoben waren.

Heutzutage geräth man nicht ſelten in Verwunderung wenn man von der ſo oft ſich wiederholenden Hungersnoth in ſonſt fruchtbaren Gegenden lieſt. Die Schuld lag aber, wenn man einige Fälle von Jahren abſoluten Miswachſes ausnimmt, nicht am Boden und am Himmel ſondern großentheils an den Menſchen und ihren Einrichtungen. Oft litt die Hauptſtadt drückenden Mangel, während die Provinzen nicht wußten was ſie mit ihren Vorräthen machen ſollten. Die Verbindungsmittel waren mangelhaft und in demſelben Maße die Transportkoſten bedeutend während die ökonomiſchen Geſetze dem Verkehr ebenſoviele Hinderniſſe in den Weg ſtellten. Das Proviantamt (Annona) der Hauptſtadt pflegte ſich immer auf ein Jahr mit Getreide und Mehl zu verſehen und die Regierung welche die Preiſe feſtſetzte glaubte die großen Produzenten zwingen zu können ihre Namen und den Betrag der Vorräthe oder der erwarteten Erndte anzumerken. Die Produzenten, beſonders die großen Feudatare, beſtritten dieſen Anſpruch, und ſo kam es daß das Proviantamt oft in die Hände von Speculanten gerieth welche beliebige Summen notirten und dann wenn es zu den Leiſtungen kommen ſollte ihre Verbindlichkeiten nicht zu erfüllen

vermogten. Dem Monopol, das man zu vermeiden verſuchte, wurde ſomit Thüre und Haus geöffnet, denn die Getreidehändler pflegten ſich zuſammenzuthun und den Markt zu beherrſchen. Es iſt oft vorgekommen daß die Annona zu ſehr hohen Preiſen kaufen oder das Gekaufte mit bedeutenden Koſten herbeiſchaffen mußte, um auf Befehl eines Vicekönigs wohlfeil abzulaſſen wenn Aufruhr drohte oder ſonſtige ungünſtige Umſtände eintraten, oder die Regierung, was ihr leicht ward, auf Koſten der ſtädtiſchen Verwaltung großmüthig und freigebig zu ſein Luſt hatte. Daher die immenſe Verſchuldung des Proviantamtes welche im Jahre 1680 auf mehr denn eilf Millionen Ducaten ſtieg, ſo daß man ſich genöthigt ſah andere Wege einzuſchlagen um gänzlichem Ruin zu ſteuern.[39] In Rom, wo man ein ähnliches Syſtem befolgte, fallirte im Jahre 1798 die Annona, nach zweiundzwanzigjähriger anhaltender Einbuße, mit 3,293,865 Scudi.[40] Wie wenig der Graf von Onnate, bei all ſeinem Scharfſinn und ſeinem guten Willen dem Lande aufzuhelfen, in Bezug auf das Getreideweſen verſtändigen Anſichten huldigte, ergibt ſich aus dem einzigen Umſtande daß er nicht nur die Getreidepreiſe überhaupt willkürlich feſtſetzte, ſondern dieſelben auch je nach den einzelnen Provinzen modifizirte, ſo daß in Capitanata und Moliſe der Scheffel zwanzig Carlin koſten ſollte, in Terra d'Otranto und di Bari, in Baſilicata und Principato Citra achtzehn,

in Calabrien ſiebenzehn, im Principato Ultra die erſte Qualität apuliſchen Weizens fünfundzwanzig und was deſſen mehr iſt. Die Preis-Schwankungen, welche oft ſehr bedeutend waren, glaubte man durch ſolche Normen hindern zu können. Aber man arbeitete dem Wucher in die Hände ſtatt ihn zu hindern, oder war genöthigt zu dem ruinöſen Mittel zu greifen, im Auslande zu kaufen und unter dem Preiſe abzulaſſen, um auf ſolche Weiſe augenblickliches Fallen zu erzielen.

Daß übrigens Männer vom höchſten Stande ſich kein Gewiſſen daraus machten, aus dem Getreidehandel unredlichen Gewinn zu ziehn, iſt nur zu gewiß. Der Fürſt von Monteſarchio, Don Giovanni d'Avalos, von Hauſe aus ſchon ein reicher Mann, hatte als Präfect der Annona unter dem Grafen von Monterey viel Geld gemacht, erfreute ſich aber des ſchnöden Beſitzes nicht lange.[41] Ein berühmter Kriegsheld derſelben Nazion, welcher die D'Avalos entſtammten, hatte lange vorher ein ſchlimmes Beiſpiel gegeben. Im Mai und Juni des Jahres 1505, erzählt jener alte Chroniſt der uns ſo manches intereſſante Detail überliefert hat, war großer Brodmangel in Neapel und im ganzen Reiche ſo daß der Preis des Scheffels Getreide auf einen Ducaten ja fünfzehn Carlin ſtieg, und man in den Häuſern das Brod in dünne Scheiben zerſchnitt ſo viele Perſonen da waren, und in der Stadt keines zu finden war. Daran war Paolo Toloſa Schuld welcher einen Con-

tract geſchloſſen hatte bis Ende Juli zweihunderttauſend Scheffel zum Preiſe von fünf Carlin zu liefern, unter Strafe von tauſend Ducaten bei Nicht-Erfüllung der Verpflichtung. Als die Deputirten ſahen daß Paolo ſeiner Verbindlichkeit nicht nachkam, wollten ſie ihn um die ſtipulirte Summe ſtrafen. Der erlauchte Gran Capitano aber verfügte ſich um dieſer Angelegenheit willen mit ſeinen Räthen nach San Domenico, ſagte die Entſcheidung ſtehe ihm zu und er erlaſſe dem Paolo die Strafe. Dieſer hatte überall im ganzen Lande das Getreide aufgekauft. Da vernahm man daß vorbemeldeter Herr Gran Capitano die Hand im Spiele gehabt und mehr denn vierzigtauſend Ducaten Gewinns dabei gemacht hatte.[42] Einer ſolchen Handlung Gonſalvo's de Cordova gegenüber erſcheint Ives d'Allègre wenngleich höchſt unvorſichtig doch minder ſchuldig, wenn er in der drückenden Geldnoth des franzöſiſchen Heeres in Apulien die großen Getreidevorräthe Foggia's an venezianiſche Händler veräußerte und ſomit ſelber für die Proviantirung der Feinde ſorgte.

Nachdem der Graf von Onnate Brod geſchafft galt es das Finanzweſen zu regeln. Die Gabellen waren durch eine Bewilligung Don Juan's aufgehoben: wie aber ſollte man nun wirthſchaften? Nicht blos die Staatscaſſen waren leer: die meiſten Privatleute waren dem Ruin nahe. Denn faſt alle öffentlichen Einkünfte, ſie mogten Namen tragen welche ſie wollten, waren,

wie man gesehn hat, theils verpachtet theils den Staatsgläubigern angewiesen. Blieben die Sachen im damaligen Zustande, so war's ein Staatsbankerott neuer Form. Vom ersten Moment wo die Zahlungen stockten, ward das Uebel so drohend, daß die Sebilen, jener des Bürgerstands nicht ausgenommen, sich ins Mittel schlagen mußten. Sie wandten sich an den Vicekönig und es wurde eine vorläufige Maßregel ergriffen. Von jeder Feuerstelle ward eine Steuer von zweiundvierzig Carlin eingefordert und die Gabellen wurden auf die Hälfte ihres frühern Betrages reduzirt, mit Ausnahme jener vom Obst, Gemüse, Spelt und Mais welche ganz abgeschafft blieben. Von jener Verminderung der Feuerstellen-Steuer war in einem frühern Abschnitt die Rede. Etwas über die Hälfte des Ertrages floß in den Schatz, das Uebrige wurde den Fonds-Inhabern überwiesen. So ordnete man für den Augenblick nothdürftig den Staatshaushalt.

Am Schlusse des vorhergehenden Abschnittes geschah der neuen Versuche der Franzosen, eine Landung an der neapolitanischen Küste zu bewerkstelligen, und ihres gänzlichen Mislingens Erwähnung. Nachdem die feindliche Flotte sich entfernt, war auch Don Juan d'Austria abgesegelt. Die Neapolitaner hatten ihn ungerne scheiden gesehn, denn seine Gegenwart schien ihnen eine Art Gewährleistung für die erhaltenen Versprechungen, und sein milder und menschenfreundlicher

Karakter war wie ein Gegengewicht dem ſtarren und ſtrengen Vicekönige gegenüber. Aber Don Juan hatte den Auftrag nach Sizilien zu gehn, wo die Empörung, deren in der Erzählung der Maſaniellоſchen Unruhen gedacht worden iſt, ſich eben erſt gelegt hatte. Von dort kehrte er noch einmal zurück, um mit dem Grafen von Onnate in einem andern nicht unerheblichen Unternehmen gemeinſchaftlich zu wirken. Es galt die Vertreibung der Franzoſen aus Piombino und von Elba. Wie alles was er that, griff der Graf auch dies mit gleicher Umſicht und Energie an.

Am 3. Mai 1650 ſammelte ſich die ſpaniſche Flotte im Hafen von Gaeta. Weit dehnt die prächtige Bucht ſich aus, in deren Tiefe Mola mit ſeinen Villen und Wohnungen und dem reichen Flor ſeiner Citronen- und Orangengärten in einer ewig grünen Zone liegt, während die rieſigen Felſenmaſſen des Vorgebirges an die ſich das feſte Gaeta lehnt, den Schiffen ſichern Schutz vor Süd- und Weſtwind bieten. Hier traf Don Juan d'Auſtria mit dem Vicekönige zuſammen. Dreiunddreißig große Schiffe und dreizehn Galeeren ankerten in dem tiefen und ruhigen Waſſer, wo zweihundert Jahre ſpäter noch größere Bewegung ankommender und auslaufender Fahrzeuge ſtattfand, als das Haupt der katholiſchen Chriſtenheit die Blicke des Morgen- und Abendlands auf dieſen ſeinen Zufluchtsort gelenkt hatte. Noch einmal war der Adel des Königreiches herbeige-

ſtrömt ſich dem Dienſte der Krone zu widmen. Es war ein gleich ehrenvoller und minder trauriger Kampf als der frühere. Erſt am 25. Mai lief die Flotte in den Canal von Piombino ein, wo man die ſteile von kleinen Buchten zerſchnittene Küſte von Elba zur Linken hat, rechts das meiſt flache und ſumpfige Ufer der Maremma. Ehe der Schlag gegen Porto Longone ausgeführt ward, wollte man ſich Piombino's verſichern. Tauſendfünfhundert Füßer mit vierhundert Reitern und ſieben Geſchützen wurden ans Land geſetzt: den Befehl übernahm der Graf von Converſano als General der Reiterei. Gian Girolamo Acquaviva hatte dreihundert Füßer, achtzig Reiter und ſechs Tartanen zu dieſem Feldzuge aus eignen Mitteln geſtellt: noch erhielt er Verſtärkung durch die Mannſchaft Niccolò Ludoviſi's, des Herrn der Stadt. Kaum hatte der Graf den Ort recognoszirt ſo führte er die Seinigen zum Sturm. Er war nicht ohne Schwierigkeit: ſind die Werke nicht ſtark ſo iſt die Lage durch Meer und Sumpf geſichert. Die königlichen Truppen griffen mit großer Tapferkeit an und nach wenig Stunden hatte Converſano die Stadt genommen. Nur das kleine Caſtell hielt ſich noch. Der Graf von Onnate ſtieg nun ſelbſt mit friſcher Mannſchaft ans Land und es ward zum Sturm auf das Fort commandirt. Da zog die franzöſiſche Beſatzung die weiße Fahne auf. Sie erlangte mit allen Kriegsehren den Abzug nach einem der Häfen der Provence.

Unterdeſſen hatten die Spanier ihre Landung auf Elba bewerkſtelligt. Kaum war Piombino genommen, ſo ſetzte der Vicekönig über nach der Inſel. Er hatte über ſiebentauſend Mann bei ſich, darunter ein teutſches Regiment welches Ermes Visconti ihm aus der Lombardei zugeführt hatte. Die Belagerung Porto Longone's koſtete viele Menſchen. Nach heftigem Kampfe bemächtigten ſich die Angreifenden des Ortes und einzelner Außenwerke, aber ein in der Nacht unternommener allgemeiner Sturm auf das Fort wurde mit bedeutendem Verluſt zurückgeſchlagen. Eine von den Franzoſen geſprengte Mine fügte den Belagernden großen Schaden zu, was aber dieſe nicht abhielt die Laufgräben zu eröffnen. Als die Schweizer welche einen weſentlichen Theil der Beſatzung bildeten, die Spanier dicht vor den Mauern ſahen, weigerten ſie ſich den Kampf fortzuſetzen. Die Werke hatten wenig gelitten umſomehr die Leute. Herr von Novillac welcher in der Veſte commandirte verſuchte ſich noch zu halten, aber die Inſubordination der Truppen nöthigte ihn zur Capitulation. Sie ward unter denſelben Bedingungen bewilligt welche die Vertheidiger Piombino's erlangt hatten; ſelbſt einige Feldgeſchütze ſollten die Franzoſen mitnehmen. Noch wurde ein Termin ausbedungen: falls unterdeß Hülfe käme. Am 15. Auguſt fand die Uebergabe ſtatt. In zwei Reihen ſtand das ſpaniſche Heer von den Außenwerken an bis zum Meere aufgeſtellt, an der

Spitze der Graf von Onnate und Don Juan d'Auſtria. Der franzöſiſche Commandant hatte eine kurze Beſprechung mit dem Vicekönige, dann zog er mit klingendem Spiel an den Siegern vorüber. Etwa ſiebenhundert Mann ſchifften ſich mit ihm ein: zu Anfang der Berennung waren's tauſendfünfhundert geweſen. Aber die Belagerer hatten während des Kampfes von drittehalb Monden nicht weniger gelitten, namentlich waren die Verluſte der Neapolitaner an Offizieren wie an Soldaten ſo bedeutend daß die Rede ging, der Vicekönig habe ſeine Leute abſichtlich dem Feuer ausgeſetzt, um ſich der Cavaliere zu entledigen und das Volk für die vergangene Rebellion zu ſtrafen! So war ſeine unerbittliche Strenge bekannt geworden.

Don Iniqo Guevara mogte mit Recht ſtolz ſein auf ſeine Erfolge als er in der Kirche von Porto Longone das Tedeum ſingen ließ. Don Juan wandte ſeine Galeeren wieder nach den Küſten Siziliens; der Graf von Converſano beſuchte die oberitalieniſchen Städte und ſegelte von Venedig nach Apulien wo er auf ſeine Beſitzungen ging. Der Vicekönig ließ die Werke ausbeſſern und kehrte nach Neapel zurück. In der Stadt hatten ſeine energiſchen Maßregeln längſt die Ruhe hergeſtellt, freilich auf Koſten vieles Blutes. Das Volk war durch die zahlreichen Verhaftungen und Hinrichtungen wie angedonnert. An neue Auflehnung war nicht zu denken, denn allgemeine Entwaffnung hatte ſtattge-

funden und überall ſtanden Truppen. Man glaubte ſich in einem eroberten Lande. Da aber die Hand des Vicekönigs weit ſchwerer auf den Baronen laſtete als auf den untern Ständen, und er mit äußerſter Strenge Ordnung hielt, ſo nahmen letztere dieſe Strenge gelaſſener hin weil Andere mehr noch als ſie ſelbſt davon betroffen wurden. „Das Volk von Neapel, ſagt ein Gleichzeitiger, begann das als eine Gunſt des Himmels zu betrachten was ihm vorher als das größte Unglück erſchienen war — die Rückkehr der ſpaniſchen Herrſchaft. Es beachtete nur ſein eigenes augenblickliches Intereſſe, und kümmerte ſich wenig um Abbeſtellung der allgemeinen Uebelſtände des Königreichs.“ [43]

Schon vor dem Feldzuge gegen Elba und Piombino hatte der Graf von Onnate wider die Ariſtocratie eine Reihe Maßregeln zu ergreifen begonnen die ſich zu einem Syſtem geſtalteten das einestheils ſehr karakteriſtiſch iſt, anderntheils großen Einfluß auf den fernern Gang der neapolitaniſchen Angelegenheiten geübt hat. Die Hiſtoriker jener Zeit haben ſich meiſt ſo ſehr bei den äußern Erſcheinungen aufgehalten daß es um ſo dankenswerther iſt, wenn einer der Darſteller der Begebenheiten in den Tagen des Herzogs von Arcos und des Grafen von Onnate, derſelbe Mann deſſen Bücher von den Umwälzungen Neapels ſchon mehrmals Stoff zu Detailzeichnungen gegeben haben, uns in das

innere Getriebe der ſpaniſchen Politik einen Blick werfen läßt.“

„Indem der Graf von Onnate, ſagt unſer Gewährsmann, das Intereſſe der Krone wahrte und den Quell neuer Unruhen verſiegen zu ſehn wünſchte, bemühte er ſich vor allem den geheimen Verſchwörungen entgegenzuwirken. Der erſte Schluß den er zog war der, daß der Urſprung der jüngſten Empörung in nichts anderm als in der zu großen Autorität des Adels zu ſuchen ſei welcher, die Willfährigkeit der Beamten benutzend, mit Verhöhnung aller Gerechtigkeit die Freiheit des armen Volkes dermaßen mit Füßen getreten daß er, nicht zufrieden mit dem natürlichen Vorrechte der Geburt, deſſen Unterthanen-Verhältniß in Knechtſchaft umgewandelt hatte. Sodann zog er in Erwägung daß durch die im Kriege erworbenen Verdienſte und die Glorie des Sieges die Edelleute ſo übermüthig, ihre Anſprüche ſo geſteigert worden, daß die Verleihung von ganzen Provinzen ihnen kaum ein entſprechender Lohn erſchienen wäre, indem nicht nur viele der Ihrigen im Dienſte des Königes gefallen, ſondern ſie auch an ihrem Vermögen empfindliche Einbuße erlitten hatten. Manche gingen nämlich nicht nur den Vicekönig wiederholt um Beweiſe der Anerkennung an, ſondern vermaßen ſich ſogar, da ſie deſſen Zögern gewahrten, offen zu äußern, ſie bereuten Seiner Majeſtät in den vergangenen Nöthen ſo treu und eifrig gedient zu haben. Um ſich die Gunſt

der Menge zu erwerben, hätte der Vicekönig nun wol durch die Autorität der Krone das Uebermaß der Ansprüche des Adels zügeln, dann aber die Verdienste der Einzelnen in Betracht ziehn und belohnen können. Die Gemüther waren jedoch noch so wenig beruhigt daß er die Barone zur Empörung zu treiben fürchtete indem er mit Strenge wider sie verfuhr; andrerseits sah er das Misvergnügen der Menge voraus, wenn er jenen in ihren Forderungen nachgab. Um beide Gefahren zu vermeiden, beschloß er zu laviren und eine passende Gelegenheit abzuwarten. Aber von vorneherein überzeugt, daß es leichter sein würde durch Aussicht auf künftigen Lohn die Treue des Adels zu bewahren als die des wetterwendischen Volkes, hatte er schon damals bei sich beschlossen, letzteres zunächst durch Begünstigungen zu gewinnen."

Zwei Anlässe boten sich in nicht gar zu langer Zeit dem Grafen von Onnate dar, seinen Plan wider die Barone zur Ausführung zu bringen.

Gegen Ende Dezembers des Jahres 1648 wurde der Fürst von Montesarchio, oft genannt in den vorhergehenden Blättern, der zu dem glücklichen Ausgange der Unternehmungen in Apulien so thätig beigetragen, am Bord einer Galeere verhaftet. Eben wollte das Schiff die Anker lichten um nach Messina zu fahren als der General-Auditor anlangte und im Namen des Königes dem Fürsten Gefangennehmung verkündete. Bei

Santa Lucia ſtieg Andrea d'Avalos ans Land: nach dem Caſtel dell' Ovo gebracht, wurde er dort im engſten Verwahrſam gehalten. All ſein Hausgeſinde wurde eingeſperrt. Seine Lehen wurden von königlichen Truppen beſetzt. Die ganze Stadt zerbrach ſich den Kopf über den Grund: der Fürſt war in dem letzten Kriege eine ſo hervorragende Geſtalt geweſen daß Jeder an dem unerwarteten Ereigniß theil nahm. Zugleich erhielt ſein Bruder der Fürſt von Troia Befehl die Stadt nicht zu verlaſſen: dreißigtauſend Ducaten Strafe wurden auf die Uebertretung geſetzt. Der Januar 1649 kam heran als man vernahm, Troia ſei demungeachtet entflohn. Mutter und Frau des Gefangenen, jene eine Sangro, dieſe Guevara, langten an: Alles war in Aufregung. Der Flüchtling war wie gewöhnlich nach Benevent geeilt. Unterwegs hatte er im Caſtell von Arienzo beim Herzog von Maddaloni geraſtet und zu Mittag gegeſſen. [45]

Bald darauf munkelte man in Neapel von einer entdeckten Verſchwörung, welche den Zweck gehabt habe, Don Juan d'Auſtria zum Könige von Neapel zu machen. Filipp IV hatte keine Söhne. Don Juan war bei Adel und Volk beliebt; das Drückende des Verhältniſſes einer Provinz war längſt von Allen empfunden. Monteſarchio's Reiſe nach Meſſina ſollte den Zweck haben, den Königsſohn zum Eingehn in den Plan zu bereden. Man erinnerte ſich an die Mishelligkeiten in welche

der Fürſt mit dem Vicekönige gerathen war, weil er nach dem Tode ſeiner Muhme Iſabella d'Avalos del Vaſto das Beſatzungsrecht auf Iſchia in Anſpruch nahm. Eine Menge Verhaftungen mehrten unter dem Adel die Verſtörung. Dennoch ſtellte ſich der Fürſt von Troia bald nach ſeiner Flucht. Er wurde erſt im Caſtell von Manfredonia eingeſchloſſen, aber ſchon im April nach Neapel gebracht und nicht lange darauf freigelaſſen. Sein Bruder lag krank im Caſtell: niemand durfte zu ihm; die beunruhigendſten Gerüchte waren über ihn verbreitet. Im Juni wurde plötzlich der Prior von Roccella Caraſa eingezogen, deſſen wunderbare Rettung während des Maſaniello'ſchen Aufſtandes erzählt worden iſt. Die Beſtürzung war um ſo größer weil man vernahm es werde mit der äußerſten Schärfe inquirirt. Selbſt Frauen des Hauſes ſoll die Tortur gegeben worden ſein: drei Monate lang ſaß die ganze Dienerſchaft gefangen. Monteſarchio wurde nach Spanien gebracht. Seine Mutter ſtarb vor Leid; ſeine Gattin ſchwebte lange zwiſchen Furcht und Hoffnung. Endlich gab ihr zu Ende des Jahres 1651 ein Schreiben Don Luis de Haro's beſtimmte Ausſicht auf die Befreiung des Fürſten. Aber es ſollte noch lange währen bevor dieſer, obgleich gerechtfertigt, die Heimath wiederſah. Ein Zweikampf mit einem Spanier aus dem Hauſe Anduada führte ihn nach Tanger. Erſt im Februar 1653 wurden er und Roccella, den man gleichfalls nach Madrid

geſandt hatte, zum Handkuß beim Könige zugelaſſen. Er erhielt die Erlaubniß, oder vielmehr es ward ihm auferlegt, im königlichen Heere in Portugal zu dienen wo die Spanier einen Verluſt nach dem andern erlitten, und wo, wenige Jahre ſpäter, derſelbe Don Juan d'Auſtria, den ein Theil der Ariſtocratie Neapels zum Herrſcher zu haben wünſchte, gegen Villaflor und Schomberg die blutige Schlacht von Ameyrial verlor die ihn um die Gunſt des Königes brachte aber nur ein Vorſpiel der Niederlage von Villa Viçoſa war, welche die Unabhangigkeit Portugals ſicherte, das einen Ritterorden zum Gedächtniſſe des Sieges ſtiftete. Gegen Anfang April 1638, nach beinahe zehnjährigem Exil, kehrte der Fürſt von Monteſarchio mit dem Titel eines Generals der Galionen nach Neapel zurück. [46]

Solcherart war das erſte Einſchreiten des Grafen von Onnate gegen die Ariſtocratie. Bald nach dem Beginn des Prozeſſes Monteſarchio's kam es aber, aus anderm Anlaſſe, zu Maßregeln wider eine Menge Edelleute. Giovan Batiſta Piacente bemerkt ausdrücklich, die Aufregung in welche Frankreich durch den Ausbruch der Unruhen der Fronde verſetzt worden ſei, und die dadurch herbeigeführte Schwächung der Regierungsgewalt habe dem Vicekönig die Beſorgniß vor Einmiſchung der Franzoſen benommen und ihn zu entſchiedenem Handeln aufgefordert. Die Beunruhigung des Landes durch Banditen und Bravos und der Schutz welchen die Barone

dieſen gewährten, boten den oſtenſiblen Grund: des Vicekönigs wahrer Zweck war indeß die Macht der Ariſtocratie ganz zu brechen, das Vaſallenthum in ein wirkliches Unterthanen-Verhältniß umzuwandeln und die Autorität der großen Familien auf immer zu vernichten. Deshalb hatte er ſchon die Barone einen nach dem andern nach der Hauptſtadt zu rufen begonnen. Der Vorwand war, daß dadurch den Reibungen zwiſchen denſelben und dem Landvolke und eigenmächtigen Handlungen vorgebeugt werde; in der That aber wollte Onnate die großen Herren genauer beaufſichtigen während ſeine Beamten in den Provinzen ſich größeres Anſehen verſchafften. Agoſtino Mollo wurde zum Auditor für das offne Land ernannt, Behufs ſtrenger Unterſuchung des Treibens der Banditen und namentlich ihres Einverſtändniſſes mit Edelleuten, Landvolk und den Corporalen der Milizen. In ſolcher Abſicht wurden auch dieſe Milizen gewechſelt: aus Terra di Lavoro wurde Mannſchaft in die Abruzzen geſandt, und abgeſendete Corps unter bekannten Führern, zum Theil frühere Banditenchefs die ſomit Leute und Schlupfwinkel wohl kannten, ſtellten eine förmliche Jagd an. Das ſteile Gebirge welches den Golf Neapels vom ſalernitaniſchen ſcheidet, war ungeachtet der Nähe der Hauptſtadt mit Geſindel gefüllt; durch die kriegeriſchen Anhalten nicht geſchreckt ſchienen die Wegelagerer den Kampf eher zu ſuchen als zu fliehn. Um La Cava war

nicht ein Haus ſicher. Hinter Caſtellammare, bei Gragnano, tödtete die Bande eines Hauptmanns den man Brennacotta nannte (damals, wie heute noch in dieſen Gegenden und im Kirchenſtaat, hatte all dies Volk Beinamen) bei einem Ueberfall zwanzig ſpaniſche Soldaten. Es hieß der Graf von Celano Piccolomini, dem der Ort gehörte, hege das Raubgeſindel auf ſeinen Gütern.

Der Vicekönig nutzte den Anlaß. Celano erhielt Befehl ſich binnen drei Tagen zu ſtellen. Nicht er allein: mehre andere Barone welche im Rufe ſtanden, Banditen Zuflucht zu gewähren und dieſelben namentlich in der jüngſten Zeit gegen die Verfolgungen der königlichen Truppen geſchützt zu haben, wurden zur Verantwortung gezogen. Die Fürſten von Avellino und Forino und deren Vetter der Herzog von Maddaloni gehörten zu dieſen. Der Piccolomini, älter und verſtändiger als die andern, gehorchte und wurde auf einige Zeit ins Exil nach der Terra di Bari geſandt. Die beiden Caracciolo weigerten ſich Anfangs. Es ſei ihres hohen Ranges unwürdig, äußerten ſie, um ſo geringfügiger Urſache willen wie Banditenhändel, ſich ſtellen zu müſſen. Einer ihrer Verwandten der Herzog von Jelzi überredete ſie aber doch zum Nachgeben: ſie kamen, wurden verhaftet und ins Caſtelnuovo geſandt. Aber ihre Haft währte nur wenige Tage und ſie war ſo wenig ſtrenge daß ſie im Caſtell einer dort aufge-

führten Comödie beiwohnten. Man begnügte ſich damit ſie vorläufig in Neapel zu halten.

Diomed Carafa ſtellte ſich nicht. Er wollte nicht als Gefangener in die Stadt zurückkehren, wo er als Sieger ſeinen Einzug zu halten und den Mord des Bruders zu rächen gehofft hatte. Er war ſich bewußt, mehr als faſt irgend Einer zum Siege der königlichen Sache beigetragen zu haben. Zu Dutzenden waren die Dankſagungs- und Belobungsſchreiben des Herzogs von Arcos und Don Juan's an ihn gelangt: der König ſelbſt hatte noch im Jahre 1648 den Eifer und die Treue und Liebe geprieſen womit er einer der Erſten zur Unterdrückung des Aufſtandes beigetragen, und dabei an die alte Anhänglichkeit und Dienſte der Carafa erinnert und dankbare Anerkennung und Lohn in Ausſicht geſtellt für ihn und ſein Haus.[47] Don Juan hatte im Juli gedachten Jahres den Herzog, der mit den Seinigen ſeit dem Ende des Aufſtandes in Rom war, dem Könige perſönlich empfohlen: Keiner ſei von der Volksrache ſchwerer betroffen worden als Diomed Carafa, in den Mitgliedern ſeiner Familie wie in ſeinem Eigenthum; auch jetzt noch ſei ſeine Stellung ſchwieriger als die der andern Edelleute, weil das niedere Volk ihm nicht traue da es argwohne daß er auf Rache ſinne. Seine Majeſtät möge alſo gnädig bedacht ſein ſich des Herzogs anzunehmen.[48] Während Maddaloni ſo zum Volke ſtand, ſah er daß der Vicekönig

ihm nicht minder abgeneigt war. Er war im Herbſt ins Land zurückgekehrt, ohne aber die Hauptſtadt zu beſuchen. Er wohnte auf ſeinen Lehen, meiſt in Arienzo, deſſen Lage zwiſchen den Bergen an der Beneventaner Straße ihn ſicherer dünken mogte. Als die Banditenhändel ausbrachen, fiel ſogleich Verdacht auf ihn, ſeiner frühern Lebensweiſe wegen. Er hatte doch das Mögliche gethan ſolchen Verdacht abzuwehren. Einen Räuberhäuptling der ſich nach Arienzo geflüchtet hatte er greifen laſſen. Einem reichen Genueſen Paolo Spinola, welchen das Geſindel mitſamt ſeinem Sohne in der Hoffnung ſchweren Löſegeldes fortgeſchleppt, hatte er die Freiheit wieder verſchafft: da hieß es er habe ſelber die Hand dabei im Spiele gehabt. So wußte er, wie beide Theile gegen ihn geſinnt waren. Er weigerte ſich zu erſcheinen.

Es war zu Anfang April 1649 als Don Dioniſio de Guzman Befehl erhielt zur Execution gegen Maddaloni zu ſchreiten. Fünfhundert Mann ſpaniſches Fußvolk, eben ſo viele Teutſche, vier Reitercompagnien welche zuſammen dreihundert Mann zählten und acht Feldgeſchütze — ſolche Macht wurde gegen einen Lehnsmann aufgeboten. Man hätte glauben mögen die Zeiten Ferrante's I ſeien zurückgekehrt. Es hieß Diomed Caraſa habe das Caſtell von Arienzo befeſtigt und denke ſich dort zu vertheidigen. Als er aber den Anzug ſo überlegener königlicher Streitkräfte vernahm, gab er den

Gedanken an Gegenwehr auf. Er verließ die Burg und ging in die Berge von Airola. Der spanische Befehlshaber zog ruhig in Arienzo ein, mit ihm zwei Räthe und andere Beamte. Alles was sich im Palast und im Castell fand, wurde inventarisirt, eine Menge Waffen und Pulver mit Beschlag belegt. Die Angehörigen des Herzogs und viele Andere wurden vernommen. Ein Theil der Mannschaft und die Hälfte der Artillerie kehrten schon binnen wenigen Tagen nach Neapel zurück, der Rest bezog Quartiere in Arienzo und Maddaloni. An beiden Orten saßen zahlreiche Vasallen des Herzogs in Haft. Die Truppen wurden auf Kosten des Carafa unterhalten, seine Einkünfte mit Beschlag belegt. Alle Gerichtsbarkeit ward von königlichen Beamten ausgeübt. Anfangs hieß es, der Flüchtling wolle sich stellen um sich wegen der wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu verantworten. In dieser Erwartung wurden Anfang Mai die Truppen abberufen. Aber Diomed Carafa war zu stolz um sich zu demüthigen. Die Spanier hatten noch lange zu thun bis sie ihn mürbe machten und beugten.

Dem Commissar wider das Räuberwesen, Agostino Mollo, kam währenddessen die Kunde zu, der Herzog verweile ganz ruhig in der Nähe seines Ortes Cerreto. Er ließ in aller Eile zweihundert seiner Leute aufbrechen; als sie aber anlangten fanden sie das Nest leer. Das Gerücht ging, Maddaloni beabsichtige das

Land zu verlaſſen. Ihn daran zu hindern ließ der Vicekönig der Herzogin welche in Arienzo geblieben war, bei fünfzigtauſend Ducaten Strafe befehlen nach der Stadt zu kommen. Antonia Caracciolo wurde von ihrem Gemal zärtlich geliebt und dieſer fand oft Mittel, ſie unerkannt zu beſuchen. Zu Anfang Juli leiſtete ſie dem Befehl Folge und verſuchte nun mittelſt ihrer Verwandten eine Ausgleichung der Angelegenheit. Der Fürſt von Avellino und der Herzog von Andria begaben ſich nach Arienzo, wo eine Beſprechung zwiſchen ihnen und Maddaloni ſtattfand. Er ſolle ſich ſtellen: der Begnadigung dürfe er gewiß ſein. Doch ſie fanden taube Ohren, ſo ſehr ſie ihm auch zuredeten. Kaum waren ſie fort ſo umzingelten ſpaniſche Soldaten das Kapuzinerkloſter in welchem der Flüchtling ſich eingefunden hatte. Aber er war ſchon wieder über die Berge. Nochmals wurden vier Compagnien nach Arienzo geſandt und als der Herzog es demungeachtet wagte den Ort zu beſuchen, entging er ſeinen Verfolgern nur mit genauer Noth. Seine Gemalin genoß in Neapel vollkommene Freiheit und mühte ſich die Sache beizulegen. Aber es ward mit jedem Tage ſchwieriger.

So verging das Jahr 1649 und der größere Theil des folgenden. Im Herbſte vernahm man, Diomed Caraffa habe beſchloſſen ſich nach Madrid zu begeben. Er hatte ſich wirklich an König Filipp gewandt und um die Vergünſtigung gebeten, ſich vor ſeinem Souverän

perſönlich verantworten zu dürfen. Ein königliches Schreiben hatte ihm gewährt was er verlangte. Im October ſollten zwei Schiffe der Armada nach Spanien abſegeln: dieſe Gelegenheit wollte er benutzen. Ueberdies hatte er noch vier Felnken zu dieſem Zwecke befrachten laſſen. Weshalb er nun doch nicht ging weiß man nicht. Eine Geldſtrafe von fünfzigtauſend Ducaten wurde ihm wegen dieſes neuen Fehls auferlegt; die Beſatzungen ſeiner Baronien wurden verſtärkt. Er mußte ganz ruinirt werden wenn das noch lange währte. Er bot ſechzigtauſend Ducaten als Abkommen: es ward nicht angenommen. Der Graf von Onnate wollte ihn jedesfalls in ſeiner Gewalt ſehn.

Die Vermittlung gelang endlich doch der Herzogin, welche zu Ende Dezembers einer Tochter das Leben gegeben hatte. Im Februar 1652 wohnte ſie einem Ball bei, welcher im Palaſt von Girifalco zur Feier der Vermälung der einzigen Tochter des Marcheſe von Gioioſa, Giulia Caracciolo, mit ihrem Vetter Niccolò Maria Herzog von Atella gegeben ward. Dieſe Vermälung gab der jüngern Linie der Herzoge von Girifalco den Urſprung, aus welcher jener Gennaro Caracciolo ſtammte, welcher ſeine Gemalin Olimpia Colonna, die Muhme des jetzigen Fürſten von Paleſtrina, Barberini-Colonna, aus Eiferſucht im Verließ ſeiner Burg Girifalco in Calabrien einſperren ließ, nachdem er ſie todtgeſagt und ihr Exequien gehalten hatte. Kapuziner vernahmen das

Wimmern hinter den dicken Mauern eines abgelegenen Theils des Caſtells und der Gouverneur der Provinz ließ auf königlichen Befehl die Thüre des Kerkers mit Gewalt ſprengen — ein Ereigniß, welches zu italieniſchen Theaterſtücken und franzöſiſchen Romanen den Stoff hergegeben hat. Bei jenem Hochzeitfeſte war auch der Graf von Onnate erſchienen, deſſen ernſtes und ſtrenges Weſen ihn nicht hinderte, am geſelligen Treiben, an Masken und Comödien großes Behagen zu finden, ſo daß er nicht nur im Palaſt ſchöne Feſte gab ſondern auch die Häuſer der Ariſtocratie zu beſuchen pflegte. Er tanzte mit der Braut wie mit mehren vornehmen Damen, unter andern mit der Herzogin von Maddaloni. Nicht lange darauf erlangte dieſe die Begnadigung ihres Gemals unter Bedingung daß er ſich freiwillig als Gefangener ſtelle.

Es war in den erſten Apriltagen als Diomed Carafa in abendlicher Stunde durch den finſtern Thorweg des Caſtelnuovo ſchritt. Seine Gemalin begab ſich zu gleicher Zeit in den Palaſt um dem Vicekönige Nachricht davon zu geben. Bald darauf wurde der Befehl zu ſeiner Freilaſſung ausgefertigt. Er ſollte zwanzigtauſend Ducaten zahlen und die Hauptſtadt nicht verlaſſen. Nach allem was vorgegangen kam er leichten Kaufes davon, aber zwei Jahre hindurch waren ſeine Angelegenheiten in Unordnung geblieben und die Soldatesca hatte in ſeinen Ortſchaften ſchlimm gehauſt.

Sogleich nachdem er das Schreiben des Grafen von Onnate erhalten ſtieg er in einen Wagen um nach der Madonna del Carmine zu fahren, ein Dankgebet für ſeine Befreiung zu ſagen. Ueberall drängte ſich das Volk auf ſeinen Weg der vom Caſtell durch die Straßen führte, durch welche er einſt unter andern Verhältniſſen geritten war: beinahe fünf Jahre waren ſeitdem vergangen und welche Jahre! Die Menge war neugierig den Mann zu ſehn der ſo viel von ſich reden gemacht hatte. Aus der Kirche fuhr er nach dem Palaſt dem Vicekönig zu danken. Als er das letztemal dieſe Treppe hinabgegangen, ſollte er die tobenden Maſſen beruhigen, deren Führer der Fiſcher von Amalfi war. Bei Wenigen hatte die Revoluzion ſo in Leben, Haus, Familie eingegriffen wie bei Diomed Carafa. [49]

Als die zuletzt erzählten Dinge ſich ereigneten war es in den Umgebungen der Hauptſtadt längſt ruhig geworden. Die Energie des Grafen von Onnate hatte Früchte getragen. Der Adel wagte es nicht mehr den Banditen Schutz zu gewähren. Dieſe waren überall genöthigt im unwegſamſten Gebirge Zuflucht zu ſuchen, wo Viele durch Hunger und Kälte umkamen. Andere ſtellten ſich und nahmen Dienſt. Mit den kläglichen Reſten wurden die königlichen Truppen und die Sbirren unſchwer fertig. So lange Onnate in Neapel blieb, blieb es in der Stadt und Nachbarſchaft ruhig. Wie viele Mühe es aber koſtete die Ruhe in den Provinzen

herzuſtellen und in welchem Zuſtande das Land nach dem Kriege überhaupt ſich befand, zeigt am anſchaulichſten die Schilderung Don Francesco Capecelatro's, welcher zu Ende Dezembers 1648 zum Governator des diesſeitigen Calabriens ernannt worden war. „Ich landete, erzählt er,“ nach glücklicher Fahrt bei San Lucido und begab mich von dort nach Coſenza, wo ich im Dome unter den gewohnten Ceremonien Beſitz nahm, indem ich die Privilegien der Stadt beſchwor. Noch war die Provinz voll Unruhe und Unordnung. In Coſenza herrſchte arge Feindſchaft zwiſchen Adel und Volk, und die Edelleute wollten ſich ungeachtet der Befehle des Vicekönigs nicht mit den Popolanen verſöhnen. Die Ortſchaft San Donato, welche kurz vorher ihren Lehnsherrn gemordet hatte, war in offner Empörung begriffen und wollte weder den königlichen Beamten noch der Tochter und Erbin gehorchen. In der Stadt Roſſano unterhielt das Haupt der niedern Claſſe, Pirro Maleno, den Aufſtand, nicht ohne Schuld des Erzbiſchofs Caraffa welcher ihm und ſeinen Parteigängern im Dom und biſchöflichen Palaſte Schutz und Aufnahme gewährte. Die Bewohner von Caſſano hatten rebellirt und waren im Einverſtändniß mit dem franzöſiſchen Botſchafter in Rom. Die ganze Provinz weigerte die Zahlung der neuen Steuer von zweiundvierzig Carlin welche an die Stelle der frühern Fiscalſteuer getreten war. In dem von Albaneſen bewohnten Orte Caſal dell' Ungaro war

es zu blutiger Widerſetzlichkeit gegen die Einnehmer gekommen. Nachdem ich von Allem dieſen dem Vicekönig Bericht erſtattet, begann ich mich zur Herſtellung der Ordnung zu mühen. Zunächſt aber ſtand mir der Hochmuth des Coſentiner Adels im Wege der ſich nicht vertragen wollte, und mich ſo an dem Friedenswerk wie an der Steuer-Einziehung hinderte, indem an letztere nicht zu denken ſolange die innern Mishelligkeiten währten, und Coſenza der ganzen Provinz das Beiſpiel gab. Indem ich nun bedacht war dieſes Widerſtands Meiſter zu werden, ließ ich Einen aufknüpfen, der ſich nach der Amneſtie in ſträfliches Einvernehmen mit den Franzoſen eingelaſſen. Nachdem ich dann zwei Compagnien ſpaniſchen Fußvolks an mich gezogen, marſchirte ich nach Roſſano, wo der Volkschef ſich in Dom und Glockenthurm verſchanzt hatte. Statt mein Kommen abzuwarten ergriff er die Flucht, worauf ich ſeine Söhne gefangen nahm, ſeine Habe confiszirte, ſieben an den Galgen und Mehre auf die Galeeren ſandte, was die Stadt vollſtändig zur Ruhe brachte. Sogleich ſandte ich die Spanier nach San Donato, und der Ruf meiner Strenge wie die Drohung den Ort dem Erdboden gleichzumachen verbreiteten ſolchen Schreck daß die Aufrührer ſich unterwarfen, dreißig Rädelsführer auswieſen und einen Theil der Steuer zahlten. Nach meiner Rückkehr nach Coſenza gelang mir wenngleich mit vieler Mühe die Einigung zwiſchen Adel und Volk. Ein

Notariats-Akt beſiegelte den Frieden, womit der Vicekönig ſehr zufrieden war.

Nun begann ich die Steuer einzufordern. Das Volk war willig, nicht ſo der Adel. Die Edelleute machten tauſend Schwierigkeiten weil ſie zum erſtenmal ein gleiches Theil zahlen ſollten und es bedurfte meiner ganzen Standhaftigkeit ſo wie der Gewandtheit des königlichen Kammerbeamten um ihren Widerſpruch zu beſiegen. Kurz, die Zahlungen gingen ganz regelmäßig von ſtatten als plötzlich die Rebellen von San Donato dieſen Ort wieder nahmen und die alte Unordnung begann. In der Chriſtnacht ſandte ich in aller Stille einen Hauptmann mit neunzig guten Soldaten hin. Die Aufrührer hatten während des Feſtes keinen Ueberfall gefürchtet: der Ort war nicht bewacht: ohne Hinderniß drang die Mannſchaft ein. Eine Menge der Schuldigſten wurden getödtet und deren Köpfe nach Coſenza geſandt; etwa vierzig wurden gefangen weggebracht von denen die Hälfte im Kerker den Tod fand. Nach einer zweiten Execution am folgenden Tage hatte die Rebellion ein Ende. Und da ich hinter eine Verſchwörung verſchiedener angeſehenen Einwohner von Caſſano kam, zum Zweck eine Landung der Franzoſen an der Küſte zu begünſtigen um welche mehre zum Theil in Rom befindliche Barone wußten, ließ ich die Rädelsführer greifen und zum Tode verurtheilen. Einer derſelben, Coſimo Granito, hatte während der vergangenen

Unruhen als Volksführer in der Stadt geschaltet: am Thore hatte er einen Galgen errichten lassen um Königlichgesinnte daran zu hängen, aber er hatte sich dann anders besonnen und sie erschießen lassen. Der Bischof Don Gregorio Carafa suchte ihn zu retten indem er das Privilegium des Klerikats für ihn in Anspruch nahm, aber ich kehrte mich nicht daran und er endigte sein Leben an demselben Galgen welchen er für Andere bestimmt hatte. Mehre Andere theilten sein Schicksal, und ihre Köpfe standen lange über dem Thore von Cosenza zur Warnung vor ähnlichem Beginnen. Nachdem ich auf solche Weise heilsame Strenge geübt und überall Ruhe gestiftet und die Steuerzahlungen in guten Gang gebracht hatte, ließ ich zur Erinnerung unter dem Porticus des Governatorenpalastes eine Marmortafel mit einer Inschrift anbringen, darüber die königlichen Wappen wie das des Grafen von Onnate und das meinige." Und diese Inschrift berichtete von „Don Franciscus Capitius Latro ordinis sancti Iacobi de spata" wie er „concreditam provintiam bonis omnibus acclamantibus prudentia et iustitia ad totam securitatis tranquillitatem confirmavit, oppidorum aliquot orta seditione repressa motisque sedatis, auctoribus cesis, profligatis estoribus ceterisque ad deditionem deductis noviter molientibus solerter detectis et in eos severe vindicatum demum Regio militari ærario restau-

rato omnia pacis presidio munita comiter cunctando restituit."

So wüst war die Zeit daß der Gouverneur einer Provinz so blutig und unumschränkt schalten mußte und mit aller Gemüthsruhe und mit viel mehr Detail als hier mitgetheilt wird, die Erzählung seines eignen Wirkens niederschrieb — ein Mann der nicht von rauher noch harter Gemüthsart, der sein Leben größtentheils in den Aemtern und Geschäften des Friedens verbracht, einer der geachteten Dichter seiner Zeit wie einer der vortrefflichsten Geschichtschreiber Neapels, dessen Werke für die früheren Jahrhunderte bis zum Tode Carls I von Anjou werthvoll für die Kenntniß seiner eignen Zeit unschätzbar sind. So war nach der Masaniello-Revolution der Zustand einer Provinz in welcher auch in spätern Tagen manche Empörung ausgebrochen und bis auf die neuesten Bewegungen der Jahre 1847—48 immer wieder der Versuch gemacht worden ist, das heiße Calabresen-Blut in Gährung zu bringen und Banditentreiben in Rebellion zu wandeln.

Nach so langen und heftigen Stürmen genoß nun auch Tiomed Carafa eine Zeitlang der Ruhe. Der Vicekönig schien ihn wieder ganz zu Gnaden aufgenommen zu haben. Im November 1652 nahm er ihn mit zu einem Gastmal in der Karthause von S. Martino: der Prior bewirthete, die Fürsten von Cariati und Gesiamare, der Herzog von Girifalco, der Castellan

des anstoßenden Gastel Sant' Elmo u. A. waren unter den Gästen. In den beiden nächstfolgenden Jahren wurden ihm Söhne geboren. Der jüngere wurde getauft in der Kirche der Madonna dell' Arco bei Sant' Anastasia am nördlichen Fuße des Vesuv, welche durch die gleich den meisten religiösen Feierlichkeiten zu einem Volksfest gewordene Prozession und im Auslande durch das dieselbe darstellende Bild Leopold Robert's bekannt geworden ist. Seinen Palast im Borgo bei Vergini und seine Villa am Posilipp, l'Auletta geheißen, vertauschte er gegen eine Wohnung am Tolede. Sein Urgroßvater Don Marzio, der dritte Herzog, hatte den Palast zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gebaut: die Erinnerung aber an die Szenen welche während der Revoluzion dort stattgefunden, und die Verwüstung welche der Vandalismus des Pöbels angerichtet, mogten dem Enkel den Ort verleidet haben. Caspar Romer, ein Kaufmann aus Antwerpen, nahm Palast und Villa im Tausch für sein eignes schönes Haus an der genannten Hauptstraße Neapels, welches der Marchese del Vasto auf einem ursprünglich den Pignatelli gehörenden Grundstück gebaut hatte. Früher war's eine Villa gewesen und hieß Il Bianco Mangiare (Blancmanger), wie denn manche der kleinen Straßen am Tolede durch ihre Namen Caro Biejello, Pigna secca u. s. w. an die Zeit erinnern, wo dieser Hügelrücken von Montoliveto an, wo die großen Klostergärten

lagen, bis zu der Höhe von Sant' Elmo mit Villen und Gartenanlagen bedeckt war, welchen Toledo's Bauten ein Ende machten. Caspar Romer, von welchem Maddaloni das Grundstück eintauschte, hat in Neapel eine zu ansehnliche Stellung eingenommen, als daß seiner hier nicht gedacht werden sollte. Aus Antwerpen gebürtig, hatte er sich als Handelsmann nach Italien gewandt und ein colossales Vermögen erworben. Er machte aber auch von seinem Reichthum einen glänzenden Gebrauch. Sein Haus war ein wahres Museum. Etwa zwölf Zimmer und Säle waren mit Kunstwerken namentlich mit Bildern gefüllt und während die ausgezeichnetsten Maler Neapels, der Spagnoletto, Massimo Stanzioni, Aniello Falcone, Caracciolo und Andere die wir schon kennen gelernt haben für ihn beschäftigt waren, während stets neue schöne Werke niederländischer Künstler, unter denen es an Van Dyck's Productionen nicht fehlte für ihn ankamen, sammelte er Arbeiten älterer und neuerer italienischer Meister und man sah bei ihm Schöpfungen des Zingaro, Bassano, Carlo Cagliari und vieler Andern. Einer seiner Lieblingsmaler war Aniello Falcone, welchen er häufig besuchte da er nicht nur an dessen Bildern sondern an der lebhaften und witzigen Unterhaltung des Meisters Gefallen fand der sich, wie schon erzählt worden ist, viel in der Welt versucht und umgesehn hatte. Er malte für den Niederländer ein großes Bild der Marter des

heiligen Januarius welches Joachim von Sandrart „magna cum laude" erwähnt, dazu eine Menge Schlachtenbilder, theilweise Geschichten aus dem alten Testament von denen manche nach Flandern gingen. Wenn Romer bei Aniello irgend ein begonnenes Bild sah das ihm gefiel, so wollte er's auch besitzen. Dies naf sich so oft daß der Maler am Ende in seine Contracte die Klausel einschob: er werde die bestellte Arbeit zu bestimmter Zeit liefern, vorausgesetzt daß Herr Caspar Romer sie nicht wolle. Nicht nur war er ein feiner Kenner, sondern auch sehr freigebig. Das wußte die ganze Stadt. Handelte es sich um irgend eine bedeutende Geldsumme, so pflegte der Neapolitaner zu sagen: Wie denn, haltet ihr mich etwa für Gasparo Romolo? Nicht für Kunstsachen nur und für prachtvolles Hausgeräth womit seine Zimmer gefüllt waren, gab er reichlich aus: er war in seltenem Maße wohlthätig und das Nonnenkloster von Sta Maria Maddalena dei Pazzi dankt ihm seine ansehnlichen Stiftungen. Sein Benehmen war voll Anstand und Adel, und seine Unterhaltung so gebildet wie verbindlich. So hinterließ Caspar Romer in Neapel ein gesegnetes Andenken als er in hohem Alter im Jahre 1674 starb.[51]

Diomed Carafa begann sogleich den Umbau des Palastes welcher am obern Theil des Toledo nicht weit von dem vormaligen Königsthor liegt, durch eine schmale Straße von dem Palast der Doria von Angri, eines

Zweiges der nach Rom verpflanzten Fürsten von Meiß, getrennt welchem Luigi Vanvitelli im letzten Jahrhundert seine bemerkenswerthe Form gab, mit Gewandtheit die Schwierigkeiten besiegend welche die Localität, ein Keil zwischen zwei stark steigenden Straßen Toledo und Montoliveto, in den Weg legte. Die ehemalige Wohnung der Carafa von Maddaleni ist einer der großen Paläste Neapels und bewahrt auch heute, inmitten von Vernachlässigung und Verfall viele Spuren ehemaligen Glanzes. Wir haben einen wahren Palast vor uns, die Wohnung eines vornehmen Herrn, nicht rein noch geschmackvoll im Styl aber nach Anlage und Umfang für ein großes Hauswesen berechnet wie das siebenzehnte Jahrhundert es forderte. Das Aeußere ist schwer und massiv. Cosimo Fanfaga, von welchem in dieser Geschichte so oft die Rede gewesen ist, baute das mächtige Portal welches bedeutenden Effekt machen würde, befände es sich nicht an der einer engen und finstern Straße zugewandten Seite. An Fenstern und Gesimsen die gewohnten schweren Ausladungen und starkmarkirten Profile, das unfehlbare Kennzeichen jener Zeit und ihres Styls. Ueber den Fenstern die Carafa'schen Devisen, Wage und ausgespannte Haut, heute zum Theil nur noch halb erkennbar. Unter dem Portal an der Decke das großmächtige Wappen der Carafa, drei silberne horizontale Balken im rothen Felde, in Fresco mit Genien und Emblemen; auch die Treppe mit Malereien

geſchmückt die aus den Zeiten von Diomed's Sohne Marzio ſtammen. Doch wie verwahrloſt Alles, wie heruntergekommen! Verödet nicht, denn hundert Bewohner haben ſich in das große Haus getheilt — der oberſte Gerichtshof hat das erſte Geſchoß eingenommen, eine Druckerei und wer weiß was ſonſt noch von Induſtrie und Schule hat ſich eingeniſtet. Verſchwunden aber iſt alles glänzende Leben der Zeit die hier geſchildert wird — verſchwunden ſind die zahlloſen Diener in ihren ſchweren geſtickten Livreen, die bewaffneten Thürſteher, die vergoldeten Carroſſen mit den reich-chamarrirten Pferden und Läufern. Es iſt ein Haus das die Eigenthümer lange verlaſſen haben.

Steigen wir die Treppe hinauf, ſehn wir uns das Piano nobile an, ſo bekommen wir noch einen Begriff von damaliger Art und Geſchmack. Eine Menge hoher Gemächer aus welchen heute freilich Alles geſchwunden iſt, die Seidenſtoffe der Wandbekleidung nicht ausgenommen. Der große Saal, in der Mitte dieſer Gemächer, zieht immer noch die Aufmerkſamkeit auf ſich. Er hat zwei Geſchoſſe wie man dies in Italien häufig findet: über den hohen Fenſtern läuft um alle vier Wände eine Galerie mit vergoldetem Schnitzwerk an den durchbrochenen Brüſtungen, und die obere Hälfte wird auf zwei Seiten durch kleinere Fenſter erhellt. Die Decke erinnert lebendig an die Glorie des Hauſes Gaſa. Ein rieſiges Frescogemälde welches dieſelbe ganz

einnimmt, ſtellt König Alfonſo's ſiegreichen Einzug in Neapel dar. Man ſieht die Stadt mit Umgebung und Meer, mit dem Veſuv und der Küſte von Portici: mit Gefolge und Heer reitet Aragon's König einher, vor dem Thore bei der Karmeliterkirche empfangen ihn die Abgeordneten der Stadt und viel Ritter und Bürger. Die Fahnen wehen, die Trompeten blaſen, Alles iſt Leben, Bewegung und Jubel. So iſt durch die Hand des Malers Francesco di Maria die gewölbte Decke geſchmückt welche von gemalten Karyatiden geſtützt wird während zierliche Gewölbkappen ſie mit der Galerie in Verbindung ſetzen. Hier, wo jetzt der oberſte Gerichtshof ſeine Sitzungen hält wo ſo manches Auge ſtarr an der Bewegung der Lippe gehangen über welche ſo eben der fürchterliche Spruch des Schuldig gegangen, wo ſo manches Herz verzagt, ſo mancher Pulsſchlag ſtille geſtanden oder fieberhaft geklopft, fanden vor beinahe anderthalb Jahrhunderten glanzvolle Feſte ſtatt, würdig des Ranges, des Reichthumes, der Prachtliebe des Erbauers, deſſen Einkünfte Revoluzion und Verſchwendung geſchmälert hatten, der ſich aber darum nicht ſtören ließ in ſeinem üppigen Treiben. An den Saal ſtoßt eine große Terraſſe mit zierlicher Loggia mit Marmorſäulen, zu den Seiten zwei Fontänen mit Neptun die eine die andere mit einer Anadyomene, daneben allerlei Sculpturen, römiſche Büſten und moderner Schnörkelſchmuck und Muſchelwerk. Verſchwunden iſt in den übrigen

Theilen des großen Hauses jede Spur von Glanz vor den Anforderungen des kleinlichen Alltaglebens: nur in einem der Zimmer hängen verschiedene große heruntergekommene Porträts die aber nicht die ehemaligen Besitzer darstellen sondern die Caracciolo von Avellino im Großkanzlercostüme.

Der Graf von Onnate war, wie gesagt, Festen und Vergnügungen ebensowenig abgeneigt wie seine meisten Vorgänger. Beim Antritt seiner Verwaltung hatte er die feierliche Besitzergreifung nicht vornehmen können: nun that er's nach hergestellter Ruhe. Im Palaste ließ er einen Saal bauen blos zum Zwecke Bälle zu geben und Comödien aufzuführen. Zu Ende des Jahres 1652 bereitete er luxuriöse Feste zur Feier der Unterdrückung des Aufstandes in Catalonien, dann wollte er an die Ausschmückung des Palastes die letzte Hand legen lassen. Massimo Stanzioni sollte im großen Saal die Bildnisse aller Vicekönige malen welche seit Ferdinand des Katholischen Tagen das Reich verwaltet hatten, eine Absicht die erst von Onnates Nachfolger ausgeführt wurde. Von ihm ist der Neubau der Haupttreppe des Palastes wie der nach dem Arsenal führende bedeckte Gang. Den Strand der Chiaja dachte er durch Baumpflanzungen zu verschönern, was gleichfalls einem seiner Nachfolger vorbehalten blieb. Die Akademien lebten unter Theilnahme des Adels wieder auf, und als eines Abends der Vicekönig einem glänzenden Feste

beim Herzoge von Maddaloni beiwohnte, wurde eine italieniſche Comödie von Don Francesco Zaccone, einem Mitgliede der Akademie der Irrenden (Erranti) mit manchfachen Szenen und Verwandlungen aufgeführt. Das prachtvollſte Feſt aber welches Diomed Carafa gab, fand im Carneval des Jahres 1656 ſtatt, lange nachdem Onnate Neapel verlaſſen hatte. Der Vicekönig Graf von Caſtrillo mit ſeiner Gemalin, deſſen Sohn Don Gaspar de Avellaneda y Haro und Schwiegerſohn Marcheſe de Cortez mit ihren Frauen waren zugegen, zugleich mit Neapels vornehmſten Familien. Zuerſt wurde eine Comödie geſpielt, dann ging man zum Abendeſſen. Für den Vicekönig und ſeine Familie war eine eigene Tafel, an welcher Herr und Frau des Hauſes die Wirthe machten. Die Pracht des Silbergeſchirrs, der Kriſtalle und des Porzellans, der Tiſchleinwand und Seidenzeuge ſetzte Alles in Erſtaunen, und als das Feſt zu Ende ging, erhielten alle Gäſte Geſchenke die einer königlichen Fête würdiggeweſen wären.[52]

In den Jahren welche hier geſchildert werden, herrſchte Spanien nicht etwa blos in politiſcher Beziehung in Italien. Leben, Literatur, Kunſt ſtanden alle mehr oder minder unter demſelben Einfluſſe, waren alle mehr oder minder nach demſelben Zuſchnitt. Fanden, wie es in der Natur der Dinge liegt, in manchen Fällen Wechſelbeziehungen ſtatt, ſo war der Vortheil wie die Ehre doch meiſt auf ſpaniſcher Seite. Die

Sprache ſelber, die der Geſellſchaft wenigſtens, erwehrte ſich nur mit genauer Noth der fremden Einflüſſe. Man muß freilich geſtehn daß dieſelbe Erſcheinung in einem großen Theile Europa's ſich wiederholte. Die ſpaniſche Literatur, die dramatiſche nicht blos ſondern auch der Roman und die Lyrik, hat bei der franzöſiſchen des klaſſiſchen Zeitalters Gevatter geſtanden: bei Corneille's Cid haben ſpaniſche Muſter vorgeſchwebt und die franzöſiſche Intriguen-Komödie iſt bei der ſpaniſchen in die Schule gegangen. In literariſcher Beziehung hat Italien einigermaßen größere Selbſtändigkeit bewahrt. Nachdem es von dem herrſchenden Volke viel empfangen und das Empfangene auf ſeine Weiſe verarbeitet, gab es das Seinige wieder. Giovan Batiſta Marini, der Verfaſſer des Adonis und des Bethlehemitiſchen Kindermordes, ein Mann der nur zum Verderbniß des Geſchmacks und zum Hohn des geſunden Menſchenverſtands mit der reichſten Fülle poetiſcher Einbildungskraft begabt zu ſein ſchien, dominirte nicht nur ganz Italien ſondern war auch Lehrer und Vorbild ſeines Zeitgenoſſen Luis de Gongora's und ſeiner Nachfolger im ſogenannten Eſtilo culto, welchen Lope de Vega's Kritik und Spott nicht zu vernichten vermogten. Der Spanier war um einige Jahre älter als der Neapolitaner: jener war 1561, dieſer 1569 geboren: aber der wahre Dichter-Karakter Gongora's entwickelte ſich erſt in ſeinen ſpätern Jahren als er zu dem allmächtigen Grafen von

Lerma kam, wie denn dieſe Gattung Poeſie der Unnatur und koloſſalen Uebertreibung den Geſchmacksverirrungen des reifern Alters näher ſteht als den Ausſchweifungen der Jugend. Marini mit ſeinem üppigen Bilderpomp, mit ſeinem erdrückenden Epithetenſchwall, mit ſeinem unabläſſigen Antitheſenſpiel welches was eben geſagt worden gleich wieder zu vernichten ſtrebt indem es dem zum bloßen Concetto herabgewürdigten Gedanken hundert künſtliche Facetten anſchleift und Lichtbrechung und farbigen Glanz für das Weſentliche hält, mit einem Treiben endlich das alle Natur keck überſpringt und ſie als alltäglich verachtet — Marini und ſeine Schule die der rechte Ausdruck der Zeit ſind und fette Penſionen erhielten weil ſie den Amor als lichtberaubten Luchs und augenverbundenen Argos, ſäugenden Greis und alten Knaben, unwiſſenden Gelehrten, nackten Gewappneten, ſtummen Redner, reichen Bettler und wer weiß was ſonſt noch ſchilderten [53], haben nicht nur auf die ſpaniſche Poeſie des ſiebenzehnten Jahrhunderts, die ihnen an ſich ſchon ein fruchtbares Feld für Uebertreibung und falſches Pathos bot, beſtimmenden Einfluß geübt, ſie haben auch die nach Inhalt und Form ſchwelgeriſche Richtung Hofmanswaldau's und Lohenſtein's veranlaßt die nur widerwärtiger iſt wenn man ſich einestheils die Ausländerei dazu denkt, anderntheils die Perücke. Einige große unabhängige Geiſter haben ſich freizuhalten gewußt von dieſem verderb-

lichen Einfluß, aber darum geht derſelbe doch durch die ganze Zeit, die man im Zuſammenhange betrachten muß, nicht in ihren vereinzelten Erſcheinungen. Glaubt man etwa ein kecker Revoluzjonär wie Salvator Roſa ſei außerhalb dieſes Einfluſſes geſtanden? Man leſe ſeine Satiren und namentlich ſeine elende Bekrittelung Michel-Angelo's und des Weltgerichts und man wird ſich zu ſeinem Schrecken überzeugen daß dieſer Maler romantiſcher Felſenwildniſſe und toller Kampfſzenen ein ärgerer „Hoſenmacher" geworden wäre als der von ihm belobte Daniel von Volterra, hätte man ſeine fertige Hand und ſeinen beengten Geiſt an das Rieſenwerk gelaſſen, an welchem er nichts ſieht als „Natiche e Cotali e Culi e Coglie"[54] Gottvater in der Allonge, Madonna mit ſtarrender Halskrauſe, das Chriſtkind mit roſafarbenem Hemdchen paſſen in den Kreis damaliger Anſchauungen.

Und das Leben war völlig ſpagnoliſirt. Hatte in dem durchunddurch demokratiſchen Toscana, das doch ſeine eignen und, bei allen ihren Untugenden, nazionalen Herrſcher behielt die ſogar von Zeit zu Zeit einen freilich vergeblichen Verſuch machten den Fuß von der ſpaniſchen Kette zu löſen und einen ſelbſtändigen Weg einzuſchlagen, hatte in Toscana die alte republikaniſche Sitte einem ceremoniellen Pathos und einer Herrſchaft der Etikette weichen müſſen welche alle Natur verdrängte, die Maſſen erniedrigte ohne die Hoch-

ſtehenden zu veredeln, Geiſt und Taille in Schnürleiber zwängte und den Hals durch ſteife Colleretten ungelenk machte während ſie ſelbſt den ſchönen Redefluß der Sprache mit Schnörkeln verbrämte: ſo mag man ſich vorſtellen, um wie viel mehr dies in dem unterworfenen Neapel der Fall war, wo all dies Weſen einen ungleich geeignetern und fruchtbarern Boden fand. Alles war ſpaniſch, blicken wir auf die höhern Claſſen. Die caſtiliſche Grandezza mit ihrem Pomp die als Würde aus dem Selbſtbewußtſein einer herrſchenden und ſiegreichen Nazion hervorgegangen mehr und mehr zur hohlen Larve geworden war, hatte die leichtere, natürliche und dabei anmuthige Sitte des Italieners längſt verdrängt. Das ſpaniſche Hofkleid war die allgemeine Tracht der Cavaliere geworden die meiſt ſpaniſchen Ritterorden angehörten. Die graziöſe kleidſame Frauentracht der Zeiten der Johannas hatte panzerartigen Schnürleibern, verunzierenden Krauſen, aufgeſtülptem Haarputz Platz gemacht. Eine Menge ſpaniſcher Worte ja ganze Geſprächsformeln dienten dazu jene Art Höflichkeit auszudrücken die von der Courtoiſie weſentlich verſchieden iſt, indem ſie an ein beſtehendes Abhängigkeitsverhältniß auf eine für beide Theile unſchöne Weiſe mahnt oder, ſchlimmer noch, ein ſolches fingirt. In Spanien ſelbſt war der Adel jener Zeit nicht beſſer dran. Aus dem großen Schiffbruche der freien Zuſtände des Mittelalters hatte er nichts als Formenprunk gerettet

und eine Entſchädigung geſucht indem er in dieſer Beziehung Alles auf die Spitze ſtellte. In dem Privilegium ſich vor dem Könige zu bedecken ſahen die aller politiſchen Rechte beraubten Enkel der Beſieger der Mauren das Palladium ihres Standes. Die Tapferkeit war immer mehr in bramarbaſirende Pralerei, der Unternehmungsgeiſt in Abenteuerluſt, die Courtoiſie in Unterwürfigkeit, die Würde in falſches Pathos, die Eleganz in verſchnörkelten Luxus ausgeartet. Es währte lange bis Italien ſich von dieſen Einflüſſen losmachte — vollſtändig hat es ſich nie wieder davon befreit.

Das ſpaniſche Weſen jener Zeit ſo wie überhaupt der Karakter der ſpaniſchen Macht des ſiebenzehnten Jahrhunderts hat einen nur zu wahren Ausdruck in jener coloſſalen Bronzeſtatue König Filipp IV gefunden, welche unter dem Porticus von Sta Maria Maggiore zu Rom ſteht, ein Werk aus dem Jahre 1692, als der nachmalige Vicekönig Neapels, Herzog von Medina Celi, Botſchafter bei Papſt Innocenz XII war. Geſpreizt, unnatürlich, voll falſcher Majeſtät; unruhig bewegt ohne Fähigkeit des Vorſchreitens, die Rechte gebietend ausgeſtreckt ohne innerliche Kraft, die Linke auf den Knauf des Schwertes gelegt das nach langem unglücklichen Kampfe ſchartig und ſtumpf in die Scheide geſteckt worden iſt, die Miene herriſch-drohend ohne Furcht zu erregen — die Statue iſt ein Bild des ſpaniſchen Königthums in der Epoche als der verletzte der

Habsburger nach vierundvierzigjähriger unheilvoller Regierung in die Gruft des Escurials hinabgesenkt ward, die ach! wie gesunkene einstige Weltherrschaft seiner Witwe, einer östreichischen Prinzessin, als Regentin für das unmündige Kind hinterlassend das noch im vierten Jahre nichts als Ammenmilch genossen hatte und in welchem das Blut der spanischen Könige völlig erschöpft war.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen aber, die uns zum Jahre 1665 geführt haben, müssen wir den Schritt rückwärts wenden zu den innern Angelegenheiten Neapels und den Schicksalen der letzten Jahre Diomed Carafa's und seines Hauses. Wir verließen den Herzog von Maddaloni in Saus und Braus: aber die ungünstigen Sterne waren nicht besiegt die bei seiner Geburt geleuchtet hatten.

Der Graf von Onnate war im November 1653 von seinem Gouvernement abberufen worden. Er hatte dem Hause Habsburg so glänzende Dienste geleistet daß diese Maßregel allgemeines Staunen erregte wie denn er selbst keine Ahnung davon gehabt und sie als eine Ungnade betrachtet zu haben scheint: Es heißt daß seine übermäßige Strenge und namentlich die Härte womit er wider den Adel verfuhr Misbehagen gegen ihn erzeugten, daß die Barone anhaltend gegen ihn reclamirten und ihre Vorstellungen in Don Juan d'Austria, der mit dem Vicekönig nicht in gutem Einvernehmen

ſtand, einen Fürſprecher fanden. Er übergab ſeinem Nachfolger Don Garcia de Avellaneda y Haro Grafen von Caſtrillo das Land, deſſen Verwaltung er in einem Augenblick übernommen wo es für die Krone Spanien verloren ſchien, beſſer geordnet und ruhiger als ſeit geraumer Zeit. Die Gerechtigkeitspflege war geregelter, die Straßen waren von Banditen geſäuberter, die Communen waren minder mit Abgaben belaſtet, dieſe Abgaben waren gleichmäßiger vertheilt als es vielleicht ſeit Pedro de Toledo's Tagen der Fall geweſen. Die Ariſtocratie hatte Onnates Arm gefühlt. Sie hatte nicht den Lohn empfangen den ſie gehofft und in Anſpruch genommen. Sie ſetzte es noch durch daß der Vicekönig abberufen ward, eine Maßregel welche ſich in Sizilien ſo oft wiederholt hatte. Aber ſie beſſerte dadurch ihre Stellung wenig oder gar nicht. Ihre Rolle war ausgeſpielt.

Am 10. November 1653 war der Graf von Caſtrillo angelangt. Nicht lange darauf erfolgte der neue Angriff der Franzoſen auf die Küſten, deſſen am Schluſſe des vorhergehenden Abſchnitts gedacht worden iſt. Kaum war man ſie los geworden, ſo begann jene fürchterliche Peſt die in den Jahren 1656—58 Hauptſtadt und Land verödete, vielleicht die entſetzlichſte der Seuchen neuerer Zeiten. So wurde das unglückliche Land anhaltend bald von dieſem bald von jenem Uebel heimgeſucht, und als Krieg und Krankheit es in Ruhe ließen, verſuchte

die Regierung wieder die Rückkehr zu den frühern übermäßigen Steuersätzen und Forderungen. Es fruchtete wenig daß diese oder jene Gabelle abgeschafft blieb: im Durchschnitt zahlte man darum doch kaum weniger und im Jahre 1658 handelte es sich aufs neue um Donative, von denen seit dem Revoluzionsjahre 1647 nicht mehr die Rede gewesen war. Die Geburt eines Thronerben, des Infanten Prosper Filipp, gab den Anlaß zu einem Geschenk an den König von 350,000 Ducaten, welches zur Hälfte durch eine neue Gabelle auf das Brod eingebracht wurde. So war die kaum verschlossene Thüre wieder erbrochen, und bis zum Ende der östreichisch-spanischen Herrschaft blieb es bei der alten Sitte, mogten die Vicekönige Spanier sein oder Teutsche.

Bei den Festen welche zur Feier des gedachten, so lange vergeblich ersehnten Ereignisses während des Faschings 1658 stattfanden, trat Diomed Carafa noch einmal nach früherer Weise auf. Er war nun siebenundvierzig Jahre alt und Vater zahlreicher Familie, aber er nahm noch mit den glänzendsten Rittern an Carousiel und Lanzenstechen theil. Unter der Führung des Herzogs von Girifalco bildeten die Quadrillen unter andern eine sogenannte Schlange (Biscia), bald sich miteinander verschlingend bald sich auflösend und so mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit ein Labyrinth von rasch wechselnden Figuren ausführend. Der

Platz vor dem königlichen Palaſte war die Szene: er war mit Schranken und mit Gerüſten für die Damen umgeben, und nach den Evolutionen und dem Lanzenſtechen begaben ſich die Ritter in den großen Saal wo die ganze Nacht hindurch getanzt ward.

Ruhig war Maddaloni's Leben auch in dieſen Jahren nicht geweſen. Bei einem Streit zwiſchen den Cavalieren des Sedile von Capuana und dem Cardinal Filomarino, welcher wegen eines Privilegiums der erſtern bei Gelegenheit des Feſtes der Flüſſigwerdung des Blutes des heiligen Januarius entſtanden war, ließ er ſeinem alten Groll wider den Erzbiſchof Lauf. Die Cavaliere hatten durch ihren Notar auf der Stelle eine Proteſtation gegen eine Beſchränkung ihres Vorrechtes aufſetzen laſſen, Filomarino aber dem Notar das Papier aus der Hand geriſſen und in die Falten ſeines Purpurgewandes geſteckt. Da war Diomed Caraſa auf den Cardinal zugetreten, hatte ihm die Schrift mit Gewalt weggenommen und unter andern heftigen Reden auf die unebenbürtige Heirath von Filomarino's Vater anſpielend geſagt: es ſei natürlich daß der Sohn einer Wäſcherin nichts wiſſe von der Sitte des Adels. Das ſchlechte Vernehmen in welchem der Cardinal ſeit lange und beſonders ſeit dem Jahre 1647 mit den Spaniern ſtand, war Urſache daß dies hinging. Aber es fehlte nicht an andern Anläſſen zu Streitigkeiten. Zu Anfang Januar 1655 wurden dem Herzog 40,000 Ducaten

Strafe auferlegt — den Grund konnte man in Neapel nicht erfahren. Und zu Anfang des nächſten April wurde ein Unterſuchungsrichter mit dreißig Mann nach Arienzo geſandt, ein Verhör bei den Vaſallen des Caraſa zu beginnen, welche ſich über Bedrückungen beklagt hatten. Währenddeſſen aber lebte Maddaloni anſcheinend in gutem Einverſtändniß mit den ſpaniſchen Herren. Die ſcharfe Inquiſizion mit welcher der Graf von Onnate dem hohen Adel zugeſetzt hatte und von der unter manchen Andern auch der Graf von Converſano betroffen worden war welcher nach einigen Jahren auf der Rückreiſe aus Spanien zu Taragona ſtarb, hatte unter dem Grafen von Caſtrillo nachgelaſſen, wie denn überhaupt deſſen Verwaltung weit davon entfernt war jene Energie an den Tag zu legen und jener Erfolge ſich zu erfreuen, welche die ſeines Vorgängers ſo bemerkenswerth gemacht hatten. Unter andern griff das Banditen-Unweſen nochmals in hohem Grade um ſich. Ortſchaften und Städte in der Umgebung der Hauptſtadt wurden gebrandſchatzt, Somma, Nola und verſchiedene andere, nur wenige Millien entfernte. Vornehme Leute wurden auf den Straßen aufgegriffen und mußten ſich loskaufen. Als der Cardinal Buoncompagni ſich nach Sora begeben wollte, erkaufte er ſich bei einem der Räuberhauptleute ſicheres Geleite. Auch diesmal hieß es wieder einige der Barone hätten die Hand im Spiele, und einem Manne von vornehmer

Familie wurde nach mehrmonatlichem Prozesse auf dem Platze des Castel Capuano der Kopf abgeschlagen.

Zu Anfang April 1658 wurde ein gewisser Luigi Biancardo gefänglich eingezogen, auf den man längst um verschiedener Missethaten willen gefahndet hatte und welcher in contumaciam zum Tode verurtheilt war. Er war in verschiedenen Ländern umhergezogen, hatte bald diesen bald jenen Namen angenommen, war mit Geld und Dienerschaft an mehren Höfen aufgetreten und hatte sich arge Betrügereien zu Schulden kommen lassen. Erst wenige Tage vor seiner Verhaftung war er aus Rom angelangt. Aus dem Kerker der Vicaria brachte man ihn ins Castel dell' Uovo, wo gegen Abend verschiedene hochgestellte Beamte sich versammelten ihn zu vernehmen. In derselben Nacht um die fünfte Stunde wurde der Herzog von Maddaloni verhaftet und nach dem Castell abgeführt wo er augenblicklich vor dieselbe Junta gestellt ward welche bis Tagesanbruch versammelt blieb. Man confrontirte ihn hier mit dem Biancardo, dann sandte man ihn in eine der Segrete, wo er im strengsten Verwahrsam blieb. Am folgenden Morgen vernahm man, Luigi Biancardo sei wegen „Materia di stato" erdrosselt worden.

Die Herzogin von Maddaloni eilte sogleich zum Vicekönig. Sie ward nicht vorgelassen. Das tiefste Geheimniß wurde über den Anlaß zu der Verhaftung des Herzogs beobachtet. Keiner durfte zu ihm. Drei

ſpaniſche Hauptleute hielten vor ſeinem Kerker Wache: jeder bekam täglich eine Dobla auf des Gefangenen Koſten. So vergingen Wochen, ohne daß der Schleier gelüftet ward. Im Juli hieß es endlich man werde den Herzog nach Spanien bringen um ihn mit dem Grafen von Converſano zu confrontiren, welchen ſeine großen Verdienſte um die Krone nicht vor einem Staatsprozeß geſchützt hatten. Man glaubte indeß immer noch es ſei nur eine Drohung „um ihn tüchtig zu ſchröpfen.“

Am Abende des 5. Auguſt lichteten ſechs Galeeren und dreizehn Tartanen unter den Befehlen des Marcheſe di Torrecuſa die Anker. Zweitauſend Mann, Spanier und Italiener, wurden auf dieſer Flotille nach Finale gebracht, wo man die für die Lombardei beſtimmten Truppen auszuſchiffen pflegte. An Bord einer der Galeeren welche den Namen San Giovanni führte, befand ſich Don Luigi Poderico, der vormalige Oberbefehlshaber der Mannſchaft der Barone zum General-Kapitän Cataloniens beſtimmt, und außer ihm, unter ſtarker Bewachung, Diomed Carafa Herzog von Maddaloni. Er hatte eine Menge Geldes bei ſich und man dachte in Neapel es werde ſeinen Zweck nicht verfehlen und ſeiner Vertheidigung Gehör verſchaffen. Eine Zeitlang ſchien die Angelegenheit eine günſtige Wendung nehmen zu wollen. Im November des nämlichen Jahres ſchrieb er ſeiner Gemalin, ſie möge ihm ſobald als

möglich ſeine reichſte Carroſſe und einen prächtigen Tragſeſſel ſenden. Es hieß es ſei zu einem Geſchenke an den König.[55]

Doch es ging nicht wie er hoffte. An ſpätern Nachrichten iſt Mangel. Man weiß nur daß Maddaloni in einem Fort in der Nähe von Madrid gefangen gehalten wurde. Hier beendete er, wie Don Francesco Capecelatro ſich ausdrückt, elend ſeine Tage, um den Septembermonat 1660.[56]

Solchen Ausgang nahm das ſtürmiſche Leben Diomed Caraſa's. Er war in Jugend und Mannesalter ein ächter Repräſentant des glänzenden und ausgelaſſenen, gegen allen Zwang ſich ſträubenden, jedes Geſetz misachtenden, nur eigenes Vorrecht anerkennenden, im Dienſt der Krone aber freudig ſich opfernden neapolitaniſchen Adels geweſen. Seine letzten Schickſale und ſein Tod waren eine unter vielen Mahnungen, daß Spanien von nun an die Herrſchaft mit Niemandem theilen wollte, daß es kein Privilegium berückſichtigte, Keinem traute, keine Dienſte vergalt. Ob Land und Volk beſſer dabei fuhren als die politiſche Macht der Ariſtocratie vollends vernichtet war? Der Zuſtand in welchem die Zerſplitterung der Monarchie nach dem Ausſterben der ſpaniſchen Habsburger das Königreich Neapel ließ, mag Antwort auf die Frage geben.

Die Herzogin von Maddaloni überlebte ihren Gemal noch um mehre Jahre. Ihr älteſter Sohn Marzio

erbte Würden und Beſitzungen. „Der gegenwärtige Herzog von Maddaloni, ſagt der Hiſtoriograf der Caraſa[57], iſt ein vollkommener Cavalier, geſchmückt mit dem erhabenen Orden des goldnen Vließes welcher ihm von der Majeſtät König Carls II verliehn worden, und mit allen ritterlichen Eigenſchaften die zum Karakter des wahren Edelmanns gehören. Er hat vornehme Manieren, iſt zuvorkommend, freundlich, großmüthig, freigebig und darum von Gleichſtehenden geliebt, von Geringeren verehrt. Er iſt ein Freund der Virtuoſen, mögen dieſe ſich in den Künſten oder im Waffenrock auszeichnen. In alter und neuer Geſchichte iſt er ſehr bewandert und hat aus dem Studium derſelben eine vollkommene Kenntniß geſchöpft, auf welche Weiſe der Obrigkeit zu gehorſamen, den Vaſallen zu gebieten iſt. Seine Bücherſammlung iſt ſehr reich und er bringt immer die eine oder andere Stunde des Tages mit großem Genuß bei der Lectüre zu. Er iſt mit edelm Sinne dem Beiſpiel ausländiſcher Großen nachgefolgt indem er einen bedeutenden Theil Italiens und Spaniens durchreiſt iſt, in der Abſicht Sitten und Gemüthsart der Fremden kennen zu lernen um ſich im Umgange mit ſeiner Umgebung danach zu richten. Kurz, es fehlt ihm nichts um ein guter Vaſall des Königes und würdiger Sproß einer ſo edeln Familie zu ſein. Seine ſchönen Beſitzungen hat er in Terra di Lavoro unweit Neapels. Und obgleich ſeine Leben durch das Erdbeben vom 5. Juni

1688 ſehr gelitten haben, gehört er doch zu den erſten und reichſten Herren des Königreichs."

Außer Marzio hinterließ Diomed Carafa mehre Kinder, von denen zwei Töchter ins Kloſter gingen. Marzio's älteſter Sohn Diomed ſtarb vor dem Vater im Jahre 1696, und es folgte ihm 1702 der andere Sohn von ſeiner Gemalin Emilia Carafa von Andria, Carlo welcher vorher den Titel eines Fürſten von La Guardia führte und mit Tereſa Carlotta Colonna von der Linie von Sonnino vermält war. Dieſer ſtarb im Jahre 1716, ſein Sohn Domenico Marzio 1760, deſſen Nachfolger Carlo 1765. Ein einziger Sohn des letztern blieb, wiederum Domenico Marzio geheißen. Da dieſer blödſinnig war, ſo wurde in Folge der zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts getroffenen Majorats-Beſtimmungen ſein Oheim Diomed unter dem Namen eines Marcheſe von Arienzo durch einen Spruch des großen Hofes der Vicarie zum Genuß der Maddaloniſchen Güter berufen, was König Ferdinand IV am 7. April 1790 beſtätigte. Als der Marcheſe von Arienzo 1805 ſtarb, gingen ſeine Rechte an Francesco Saverio Fürſten von Colobrano Urenkel des unglücklichen Giuſeppe Carafa, über und bei deſſen Tode an ſeinen Bruder Diomed, welchem im Jahre 1824 der Sohn dieſes Letztern, Marzio Gaetano, nachfolgte. Domenico Marzio welchem der Titel und eine Rente von zwölftauſend Ducaten geblieben waren, ſtarb erſt 1829, und

ſeitdem vereinigt Marzio Gaetano Caraſa mit dem Titel eines Fürſten von Colobrano den eines Herzogs von Maddaloni. Wie wenig aber iſt geblieben von dem glänzenden Erbe Diomed Caraſa's des Freundes und Rathgebers Ferrante's von Aragon Königes von Neapel!

Wir ſtehn am Schluſſe. Doch bevor wir dieſe geſchichtliche Darſtellung beendigen welche die Schickſale eines Reiches und Volkes während dreier Jahrhunderte mit denen einer Familie verwoben hat, müſſen wir den Uebergang Neapels aus dem Zuſtande einer Provinz in den eines mächtig wiederaufblühenden Reiches in kurzer Ueberſicht und flüchtigem Bilde vorführen. Selten frommten Revoluzionen Denen die ſie machten — eine Wahrheit die, ſo oft wiederholt, nie einen Revoluzionär abgehalten hat das gefährliche Spiel aufs neu zu beginnen. So war es mit der Umwälzung von 1647 der Fall. Alle Führer verſchwanden von der Bühne, theils während des Kampfes, theils bald nach demſelben. Die Einen ſtürzte der Menge Wankelmuth, das Henkerbeil tödtete die Andern. Aber auch dem Volke kam die Revoluzion nicht zu gute. Man darf ſich dadurch nicht täuſchen laſſen daß manche Abgaben vermindert, andere abgeſchafft wurden. Es war kaum mehr als ſcheinbarer Gewinn. Denn der Wohlſtand von Stadt und Land war tief geſunken, und wenn es lange währte bis die Wunden verharſchten welche der Aufſtand beiden geſchlagen, ſo fand die Regierung un-

terdeß Zeit die Zügel wieder straffer anzuziehn. Die Donative wurden, wie schon bemerkt, im Jahre 1658 von neuem eingeführt. Und Belehnungen, Aemterverkauf, Verschleuderung, Unredlichkeit gingen in derselben Weise fort wie vorher, ja sie wurden noch ärger. Die vierjährige blutige Empörung Messina's, 1674 — 78, machte Neapel um sieben Millionen Ducaten baaren Geldes ärmer. Der Vicekönig Marchese d'Astorga wurde dabei beschuldigt sich durch schmutzigen Handel bereichert zu haben und sein unmittelbarer Vorgänger Don Pedro Antonio d'Aragona trug ebenso offen und schamlos Alles fort wie einst Monterey und Medina. Und Banditenwesen, Unsicherheit des Landes und der Hauptstadt, Wucher und Falschmünzerei die selbst in den Klöstern getrieben ward und sich auf das Kupfergeld erstreckte, nahmen nicht ab. Von allen Umänderungen der Stadtverwaltung und Repräsentation, im demokratischen Sinne verlangt und von der geschwächten souveränen Gewalt im Moment der Bedrängniß zugestanden, wurde aber nicht Eine wirklich eingeführt. Das einzige Resultat in letzterer Beziehung war größere Einmischung der Regierung durch Schwächung der Autorität des Adels.

Ob das Volk dabei gewann? Schwerlich. Der Graf von Onnate war, wenn man einen beschränkten Wirkungskreis mit einem großen vergleichen darf, Neapels Richelieu. Wie dieser versuchte er die centrale

Macht auf Koſten contraſtirender Gewalten zu kräftigen. Während aber der Franzoſe einen gewaltigen Staat organiſirte und den Grund zu jener Entwicklung der reichen Hülfquellen deſſelben legte welche kaum ein Menſchenalter nach ihm zu voller Entfaltung gelangten, vermogte der Spanier nichts zu ſchaffen. Die Schuld lag wol weniger an ihm als an der raſchſteigenden Entkräftung der Monarchie. Er überwand die Anarchie des Feudalismus deſſen beſſere Elemente ihm eben erſt zum Siege verholfen hatten. Während er dem Adel für verlorene Territorialmacht und geſchwundenen Einfluß nicht den Erſatz zu geben vermogte welchen der franzöſiſche unter Ludwigs XIV glorreichen Regierung fand, hob er das Volk nicht, bildete er keinen tüchtigen Bürgerſtand heran, ſchuf er nichts was erträglichere Zuſtände herbeizuführen fähig geweſen wäre. Weder er noch ſeine Nachfolger (Neapel hatte noch neun Vicekönige des habsburgiſchen Spaniens), obgleich ein Paar Männer von Talent und redlichem Willen unter ihnen waren. Es war ein Fluch der ſpaniſchen Verwaltung, die Gegenwart elend zu machen, keine Saat für die Zukunft zu ſäen. Dieſe Verwaltung war ein Muſter deſſen was eine Regierung nicht ſein ſoll. Sie nutzte und entwickelte nicht die moraliſchen und intellectuellen Kräfte, ſondern ſtützte ſich auf bloße materielle Macht und ſuchte ſich durch Erregung gehäſſiger Parteileidenſchaft zu ſichern. Sie dachte nie an die ſpeziellen In-

tereſſen des Landes und Volkes, ſondern behielt nur deſſen Verhältniß zu Spanien, deſſen Nutzbarkeit nach dieſer einen Richtung im Auge. Zwei Jahrhunderte lang hat Neapel Menſchen und Geld dem Dienſte einer fremden Macht geopfert — was hat es dafür eingetauſcht? Willkürherrſchaft, Erniedrigung, Elend.

Die Jahre 1647—48 bezeichnen den Beginn des unaufhaltſamen Sinkens der neapolitaniſchen Ariſtocratie. Von dem Guten in ihr ward wenig gerettet. Einzelne verblueten auf fremden Schlachtfeldern für eine fremde Sache. Die Meiſten lebten in den Tag hinein, ohne politiſchen Einfluß noch ſonſtige Bedeutung. Die großen Fortünen ſchwanden immer mehr. Manche haben ſich nicht wieder erholt von den Stößen der Revoluzionszeit. Die Formen der ſtädtiſchen Verwaltung blieben, aber manche neue zum Theil ſpaniſche Familien wurden in die Sedilen eingeſchrieben, und die Vicekönige erlangten ſtets größere Machtvollkommenheit. Keine ſoziale Verbeſſerung von irgend einem Belange machte ſich geltend, bis die ſpaniſche Monarchie zerfiel und Neapel wieder eigene Könige erlangte. Zweihundertunddreißig Jahre waren ſeit dem Sturz der Aragoneſiſchen Seitenlinie vergangen, als Carl III ſich ſein Reich eroberte. Man mag ſagen im Jahre 1501 habe das Legitimitätsprinzip geſiegt, indem die unächten Nachkommen Alfonſo's I den rechtmäßigen Erben ſeines Bruders den

Platz räumten. Leider aber bezahlte Neapel diesen Sieg mit zweihundertjähriger Knechtschaft.

Bevor der Süden Italiens wieder eine Dynastie erlangte welche obgleich fremden Ursprungs zur nazionalen ward wie die Lothringer in Toscana, machte der Adel noch einen vereinzelten Versuch sich selber aus politischer Nichtigkeit und das Land aus dem Verhältniß einer Provinz herauszureißen wozu Ferdinand der Katholische es herabgewürdigt hatte. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen daß letzterer Zweck, welchen die nach dem Fürsten von Macchia benannte Verschwörung sich vorgesetzt hatte, durch die Vorsehung gerade auf entgegengesetztem Wege herbeigeführt ward. Eine Fraction des neapolitanischen Adels schloß sich an die teutschen Habsburger und namentlich an den Erzherzog Carl an, weil sie unter Filipp V, welcher nach dem Tode des letzten Nachkommen Carls V im Jahre 1700 den spanischen Thron, Gegenstand so vieler Intriguen wie langwieriger Kämpfe bestiegen hatte, in demselben Verhältniß wie unter seinen Vorgängern zu bleiben fürchteten. Carlo di Sangro aus dem so oft genannten Hause der Fürsten von San Severo und Gaetano Gambacorta Fürst von Macchia waren die Häupter des Complotts. Letzterer war jener Familie der Gambacorta von Pisa entstammt, die zu Ende des vierzehn'en Jahrhunderts kurze Zeit als Gebieter in ihrer Heimath geschaltet, nach dem Verluste Pisa's mehre Herrschaften

in dem toscaniſchen Berglande des Caſentino und in der Romagna, einſtige Kaiſerlehen des weitverzweigten Pfalzgrafengeſchlechts der Guidi, erlangt und vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wieder verloren hatten, weil ſie auf Seiten des letzten Visconti und des Königes Alfons wider die Republik Florenz geſtanden waren. Nachmals hatten ſie ſich im Königreich Neapel angeſiedelt. Andere von bekannten Familien gingen in den Plan jener Beiden ein, ein Caraffa, Ceva-Grimaldi, Capece u. M. Am 21. September 1701 ſollte der Mord des Herzogs von Medina Celi, des letzten Viceköniges der Habsburger des erſten der Bourbonen, das Signal geben. Doch der Anſchlag wurde entdeckt. Darum aber gaben die Verſchwornen den Kampf nicht auf. In den Straßen riefen ſie das Volk zuſammen: es erhob ſich nicht mit Ausnahme einiger Haufen des niedrigſten Pöbels wie Herbeigelaufener aus der Umgebung welche durch Plünderung und Grauſamkeiten dem Unternehmen nur Schaden brachten. Im obern Theile Neapels ſetzte ſich die Schaar des Fürſten von Macchia einen Augenblick feſt und behauptete ſich in der Nähe des Mercatello und bei der Kirche San Pietro a Majella. Dort geſchlagen vertheidigten ſich die letzten Reſte in Sta Chiara und San Lorenzo wo im Jahre 1647 ſo viel Blut gefloſſen war. Erſt die Artillerie trieb ſie in völlige Flucht. Mit genauer Noth entkam der Gambacorta: Sangro wurde gefangen

und enthauptet, eine Menge Anderer blieben im Kampf oder endeten im Kerker und am Galgen. Die Güter von Vielen wurden eingezogen. Der Herzog von Alcalona erſetzte Medina Celi. Filipp V confiszirte alle Habe des Fürſten von Macchia welcher im Jahre 1703 in Wien ſtarb: ſein Vetter der Herzog von Limatula, der in dieſem Aufſtandsverſuch auf ſpaniſcher Seite gefochten hatte, war der Letzte der Familie. Alles dies ereignete ſich ſechs Jahre vor der Eroberung des Landes durch den Feldmarſchall Grafen Daun, fünfzehn Jahre bevor der Mann geboren ward welchem Neapel ſeine Regeneration verdankt.

Carl III eroberte Neapel im Jahre 1734. Die öſtreichiſche Verwaltung welche unter Carl VI und nachmals namentlich unter Maria Thereſe in ganz Italien ſich einen guten Namen erworben, hatte ſchon begonnen das Königreich aus ſeinem tiefen Verfall herauszureißen und ſie würde mehr gethan haben ohne die Kriege in welche das Haus Habsburg verwickelt war, ohne die Ungewißheit in Betreff der künftigen politiſchen Geſtaltung der Halbinſel die ſich beim Ausſterben der florentiniſchen Medizeer weſentlich ändern mußte, ohne die einer viceköniglichen Verwaltung nothwendig anklebenden Mängel. Carl III iſt der Schöpfer des neuen ſiziliſchen Königreichs geweſen. Die Thatkraft, der Unternehmungsgeiſt, der helle Blick, die Umſicht dieſes Monarchen der erſt achtzehn Jahre zählte als er ſich ſein Reich

mit dem Schwerte gewann, achtundzwanzig als er den Beſitz durch den Sieg bei Velletri ſicherte, dreiundvierzig als er es ſeinem Sohne Ferdinand übergab, erregen die Bewunderung Derer ſelbſt welche mit ſeinen Regierungs-Grundſätzen nicht einverſtanden ſind. Die Sucht und Haſt des Reformirens, ein Uebel an welchem alle thatkräftigeren Fürſten jener Zeit krankten, und der durchgängige Mangel an Vorſicht welcher faſt ebenſoſehr wie die viel berüchtigten Misbräuche zur Revoluzion beigetragen, ließen freilich auch ſchlimmen Samen für die Zukunft zurück. Die allmälige Schmälerung der ariſtocratiſchen namentlich der feudalen Vorrechte und die Centraliſirung der Autorität lagen in dem Syſteme König Carls und ſeines leitenden Miniſters, des vormaligen Piſaner Rechtslehrers Bernardo Tanucci, wie ſie mit den Maximen der meiſten Souveräne des achtzehnten Jahrhunderts verwachſen waren, welche nicht einſahen daß ſie durch Niederreißung aller ſtändiſchen Inſtitutionen, welche reformirt aber nicht vernichtet werden mußten, die Fundamente ihrer Throne ſelber bloslegten und denen ihre Nachkommen die heutigen ſo unbequemen, unorganiſchen, geborgten Conſtitutionen zu danken haben. Die Treue welche der neapolitaniſche Adel ſeinem Herrſcher bei allen Anläſſen, namentlich in dem Kriege gegen Oeſtreich 1741—44 bethätigte, hinderte die Regierung nicht an der Verfolgung ihrer Abſichten, beſonders nachdem der Aachener Friede von 1748

dem Hauſe Bourbon beide Sizilien nicht nur ſondern auch Parma und Piacenza geſichert hatte.[58]

Die Verfolgungen welche nach dem Aufſtandsverſuch des Fürſten von Macchia ſtattfanden, brachten König Filipp V um die Zuneigung der Neapolitaner — die Herabdrückung des Adels unter Carl III gab den Anlaß zu einer der merkwürdigen wenngleich höchſt beklagenswerthen Erſcheinungen in den Jahren 1798 und 1799. Ein Theil des vornehmſten Adels betheiligte ſich an den Ereigniſſen die zu der Bildung der eſemeren Parthenopeiſchen Republik führten. Schon bevor die königliche Familie ſich nach Palermo flüchtete, waren gegen Mitglieder der Häuſer Colonna, Serra-Caſſano, Medici u. a. Unterſuchungen eingeleitet worden. Nach König Ferdinands Abreiſe wollten die Deputirten der Sedilen die Autorität des Statthalters, General Fürſt Francesco Pignatelli-Strongoli, nicht anerkennen. Sie beriefen ſich auf Conſtitutionen Kaiſer Friedrichs von Hohenſtaufen und König Ladislaus', auf Edikte Filipps V und Carls III, nahmen als Repräſentanten von Reich und Stadt die oberſte Gewalt in Anſpruch, erließen Verordnungen, decretirten die Errichtung einer Bürgergarde. Die dadurch hervorgerufene Spaltung, gemehrt durch die Uneinigkeit zwiſchen dem Bürgerſtande und dem niedern Volke wie durch das Treiben der eigentlichen Republikaner, trug weſentliche Schuld an der im Januar 1799 ausgebrochenen Anarchie,

die nach wildem regellosen unglücklichen Kampfe der Lazzaronen wider die Franzosen mit Neapels Einnahme durch Championnet endete. Bei dieser Vertheidigung wie bei und nach der Wiedereroberung der Stadt durch das Heer des Cardinals Fabrizio Ruffo ereigneten sich Dinge die nur in dem Aufstande des Jahres 1647 eine Parallele finden. Zwei Filomarino, der Herzog della Torre und sein Bruder, fanden bei jenen ersten Unruhen den Tod auf dem Scheiterhaufen während ihr Haus und Habe gleich den unseligen Besitzern den Flammen geopfert wurden. Und unter denen die nach dem Wiedereinzug der Königlichen als Hochverräther hingerichtet wurden, waren Giuliano Colonna Stigliano, Gennaro Serra Cassano, fünf Pignatelli, ein Riario, Francesco Caracciolo der Admiral der neapolitanischen Flotte und, vieler Andern nicht zu erwähnen, jener löwenstarke Ettore Carafa Graf von Ruvo welcher als Führer eines mit den Franzosen vereinigten republikanischen Heerhaufens die Stadt Andria, ein Leben seiner eignen Familie, ungeachtet der muthigen Gegenwehr der Königlichgesinnten erstürmt und angezündet hatte und dem Henkertode mit demselben wilden Muthe entgegenging den er auf dem Schlachtfelde bewiesen hatte.[50]

Der Munizipalrath der Stadt Neapel wurde durch ein königliches Edict vom Juli 1799 aufgelöst. Die

Sedilen und die uralte Reichs- und Stadtrepräſentation blieben gänzlich abgeſchafft. Die Privilegien der Stadt wurden weſentlich geſchmälert.

Ohne Kenntniß der im vorliegenden Buche geſchilderten Epoche iſt die Jetztzeit Neapels kaum richtig zu verſtehn. Die heutigen Uebelſtände zu erklären, iſt es erforderlich zu deren Quelle zurückzugehn. Dieſe Quelle war, in den meiſten Fällen, die ſpaniſche Herrſchaft. Nicht nur hat ſie die ſchlimmen Elemente des Volks-Karakters der Süd-Italiener zur völligen Entwicklung gebracht: ſie hat auch fremde Factoren die nicht minder ſchlimm dem Vorhandenen beigemiſcht. Dumpfer nachhaltiger Druck, bald gewaltthätige bald ſchleichende Tyrannei, Stärkung des alten Antagonismus ungleich berechtigter Stände, Uebermaß dynaſtiſcher Anſprüche: alles dies und vieles andere noch wirkte zuſammen. Verſuchte dann einmal das Volk die entnervende Gewohnheit des politiſchen Helotismus abzuſchütteln, ſo verfiel es in Exceſſe die von der Entfeſſelung bildungsloſer Maſſen unzertrennlich ſind und der Nachwelt um ſo furchtbarer erſcheinen weil dieſe den Zuſammenhang mit der geſammten Zeit nicht im Auge zu behalten, den rechten Maßſtab nicht in der Hand zu haben pflegt. Inmitten aller Ausſchweifungen iſt indeß ein hervorſtechender Karakterzug im neapolitaniſchen Volke geblieben: ſeine Achtung vor dem was es ſich unter Legalität

dachte: ſeine Scheu vor dem was ihm Rebellion ſchien. In den beiden Revoluzionsperioden des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts ſpringt dieſe Eigenthümlichkeit in die Augen, während des Kampfes wider die Inquiſizion wie in dem ungleich blutigeren wider die Gabellen. Es hat lange gewährt, bevor die aufgeſtauten Waſſer der Demokratie im Jahre 1647 den gewaltigen Damm der Ehrfurcht vor dem Königthum durchbrachen: als er aber einmal durchbrochen war, ſchwemmten die Wogen auch gleich Alles weg. Es konnte nichts anders ſein. Die Treue im Feſthalten an dem Prinzip des göttlichen Rechts, eine Treue welche zu vernichten die ſpaniſche Herrſchaft das Mögliche gethan hat ſo wenig es auch in ihrer Abſicht liegen mogte, iſt heute noch unverändert. Sie iſt das Palladium der königlichen Gewalt. Bei unzähligen Anläſſen hat das neapolitaniſche Volk, dem man ſeine vielen Rebellionen vorzuwerfen pflegt, dem Herrſcherhauſe aufopfernde Anhänglichkeit bewieſen.

Was ſich daran reibt iſt vom Guten und Schlimmen. Nach allen Richtungen hin verfällt man zu leicht in Exzeſſe. Das leidenſchaftliche Weſen des Südländers und jahrhundertealte Angewöhnung machen eine gemiſchte Regierungsform ſchwer wenn nicht unmöglich. Die jüngſten Ereigniſſe haben zu den alten Proben neue geliefert. Conſtitutionelle Ideen ſtecken in manchen

speculativen Köpfen die in der Praxis fast sämmtlich das rechte Maß verkannt, das rechte Ziel verfehlt und 1799 wie 1820 und 1848 theils durch republikanische Velleitäten theils durch Uebereilung wie durch Ohnmacht im Produziren von etwas wahrhaft Nazionalem ihre Theorien in Miscredit gebracht, sich und ihre Sache zu Grunde gerichtet haben. Die Menge hält an der absoluten Monarchie fest. Es ist als hätte sie ein dunkles Bewußtsein der bei einer Aenderung drohenden Gefahren, Gefahren die größtentheils aus dem angebornen Mangel an Mäßigung sich herschreiben. Denn zu einer wirklichen Beurtheilung ist's bei den Massen wol nie gekommen. Man muß das neapolitanische Volk mit seinen guten und bösen Eigenschaften und Gewohnheiten so nehmen wie es eben ist. Seine sinnlichen religiösen Anschauungen gehn mit den politischen Begriffen Hand in Hand. Es würde schwer zugleich und gewagt, es würde gefährlich oder unhaltbar sein, ohne vollständige Hebung des Bildungszustandes, ohne Veredlung der moralischen Grundsätze und Empfindungen eine durchgreifende Umwandlung beider unternehmen zu wollen.

Wie dem aber auch sein möge, der Vergleich des spanischen Neapels mit dem der Bourbonen ist die beste Lobrede auf diese letztern. Wenn man sich den Verfall, der von Kaiser Carl V bis auf König Carl II,

von Don Pedro de Toledo bis auf den Herzog von Medina Celi ſtufenweiſe ſichtbarer und entſetzlicher ward, lebendig vergegenwärtigt, ſo bedarf es keiner großen Mühe auch ohne Hinwegleugnen der wirklichen zum Theil leider ſehr tiefliegenden Uebelſtände gerecht zu werden gegen Carl III und ſeine Familie.

Anmerkungen.

1 Göttliche Comödie. Hölle X, 119; Paradies III, 118; Fegefeuer III, 103—130; Fegef. VII, 113; Paradies VIII, 73; Fegef. XX, 79; Paradies VIII, 55; IX, 1—6.

2 Machiavelli, Istorie Fiorentine l. VIII.

3 Itinerario di Marin Sanuto per la Terraferma Veneziana nell' anno MCCCCLXXXIII. (Herausgeg. von Rawdon Brown.) Padua 1847. S. 51.

4 Vasari im Leben des Giuliano da Majano.

5 Pietro Riccardi an Cardinal Ferdinand v. Medici; bei Palermo a. a. O. S. 246.

6 Giulio Cesare Capaccio, Il Forastiere. Neap. 1634. S. 846—848.

7 Summonte a. a. O. Bd. III, S. 480.

8 Bianchini a. a. O. Bd. II, S. 170—176.

9 Capecelatro Diario, Bd. I, S. 142; Anmerkungen S. 63. — Rivas Insurrection de Naples (Sublevacion de Nàpoles), Bd. I, S. 276; Bd. II, S. 261.

10 Bianchini a. a. O. Bd. II, S. 606—609.

11 Lippomano, Relazione di Napoli 1575. A. a. O. S. 265 f.

12 De Dominici Bd. II, S. 58.

13 Zazzera, Governo del Duca d'Osuna zum Jahre 1616. Bei Palermo a. a. O. S. 492.

14 Scipione Miccio Vita di Don Pietro di Toledo, bei Palermo a. a. O. S. 18 u. m.

15 Léon de Laborde, *La Renaissance des Arts à la Cour de France.* (Paris 1850) Bd. I. S. XXXVIII ff.

16 Historiettes de Tallemant des Réaux, Bd. III, S. 233. — Duc de Noailles, Histoire de Madame de Maintenon (Paris 1848), I, 87.

17 Vasari im Leben des Benedetto da Majano.

18 Jazziera, Governo del Duca d'Ossuna, bei Palermo a. a. O. S. 534.

19 Depeschen toscanischer Agenten z. J. 1642. Bei Palermo a. a. O. S. 324.

20 Relation über die S. Januariuskapelle, aus dem Archivio del Tesoro, in M. A. Gualandi's Memorie risguardanti le Belle Arti. Bd. V (Bologna 1844) S. 128 ff.

21 De Dominici a. a. O. Bd. III, S. 139 ff.

22 Hauptquelle für den Aufstand Masaniello's: Diario di Francesco Capeccelatro de messo a stampa dal Marchese Angelo Granito Principe di Belmonte. Bd. I. Neapel, 1850.

23 Luigi Volpicella Della patria e della famiglia di Tommaso Aniello d'Amalfi, in den Verhandlungen der Academie von Cosenza, Bd. III. Vgl. Capeccelatro Diario, Anmerkung XIII.

24 Lettere del Cardinal Filomarino, herausgegeb. von G. Aiazzi, Florenz 1843. (Wieder gedruckt bei Palermo a. a. O. S. 379—393.)

25 Lettere del Card. Filomarino, a. a. O. S. 383.

26 Lettere del Card. Filomarino, a. a. O. S. 383, 384.

27 Chiffrirte Depesche vom 4. Januar 1648. HS. im Archiv Altieri in Rom.

28 Narrazione di Hermes Stampa, bei Palermo a. a. O. S. 394 ff.

29 Narrazione di Hermes Stampa a. a. O.

30 Machiavelli, Istorie Fiorentine l. VII.

31 Bericht des toscanischen Residenten Vincenzo Medici, 29. August 1647. (Mehrbändiger Briefwechsel HS. im Mediceischen Archiv zu Florenz.)

32 Der Baronenkrieg ausführlich bei Gio. Bat. Piacente, Le Rivoluzioni del Regno di Napoli. Handschrift.

33 Narrazione di Hermes Stampa a. a. O.

34 Document im Anhange zu Rivas' Sublevacion de Nàpoles.

35 Ausführlich in G. B. Piacente's Rivoluzioni del Regno di Napoli.

36 Den Fr. Capecelatro Diario u. s. w. nach der HS. mitgetheilt bei S. Volpicella Della vita e delle opere di Fr. C. Neapel 1846. S. 35 ff.

37 In Auszügen bei Aldimari Historia genealogica della Casa Carafa. Bd. II.

38 Capecelatro Diario. Theil III. HS.

39 Bianchini a. a. O. Bd. II. S. 587.

40 Nicolai, Memorie sulle campagne e sull' annona di Roma. Rom 1803, Bd. III. S. 156—159.

41 Capecelatro Annali, S. 139.

42 Cronaca di Notar Giacomo. S. 277.

43, 44 G. B. Piacente a. a. O.

45 Berichte des toscanischen Geschäftsträgers Vincenzo Medici vom 29. Dez. 1648, 26. Jan. und 2. Febr. 1649. HS.

46 Berichte der toscanischen Agenten Medici und Lorenzo del Rosso, aus den J. 1649—1658. HS.

47, 48 Aldimari a. a. O. Bd. II. a. m. O.

49 G. B. Piacente a. a. O. — Berichte der toscanischen Agenten am 6. April 1649 bis 30. April 1652. HS.

50 Capecelatro Diario, Theil III. HS. Im Auszug bei Volpicella Vita di Fr. Capecelatro, S. 45 ff.

51 De Dominicis a. a. O. Bd. III. S. 220 ff. — G. C. Capaccio, Il Forastiere, S. 862 ff.

52 Vinc. Medici, Bericht vom 22. Febr. 1656. HS.

53 Marini's Adone, VI Geſ.

54 S. Roſa's Satire III. La Pittura.

55 Berichte der toscaniſchen Agenten Lorenzo del Roſſo, Andrea Pandolfini und Paolo Pepi vom 9., 16., 23. April, 23. Juli, 6. Auguſt, 3. Dezember 1658. HS.

56 Capecelatro Annali, S. 179.

57 Aldimari a. a. O. Bd. II.

58 P. Colletta, Storia del Reame di Napoli. Capolago 1834. Bd. I. S. 122 ff. (I Buch, 57 Kap. ff.)

59 Colletta a. a. O. S. 273, 277, 308, 313, 317, 413, 420. Coppi, Annali d'Italia (Ausg. Rom 1848 ff.) Bd. II, S. 292, Bd. III, S. 93 u. ſ. w.

Beilagen.

Anjou.

1. Carl I.

Sohn Ludwigs VIII von Frankreich, Graf von Anjou und Provence, geb. 1220,
König von Neapel 1266, † 1285.
Gem. 1. Beatrix v. Toulouse † 1267.
2. Margarethe v. Burgund † 1308.

2. Carl II † 1309
Gem Maria Tochter König Stefans V v. Ungarn † 1323

Carl Martell
König v Ungarn † 1301
|
Carl Robert † 1342

Ludwig
König v Ungarn
† 1382

Andreas
Gem Johanna I
† 1345

3. Robert
König v Neapel 1309
† 1343
Gem 1 Jolante v Aragon
2. Sancia v Majorca
|
Carl (d' Illustre)
Herzog v Calabrien
† 1328

4. Johanna I † 1382
Gem 1 Andreas v Ung
2 Ludw v Tarent
3 Jac v Majorca
4 Otto v Braunschweig

Maria

Filipp
Prinz v. Tarent
† 1346
|
Ludwig † 1362
Gem Johanna e I
und Mitherrscher

Johann
Herzog v. Durazzo.

Carl
v. Durazzo
† 1347
|
Margarethe
† 1412

Ludwig
Graf v Gravina † 1362
|
5. Carl
König v Neapel
u Ungarn
† 1386

6. Ladislaus
† 1414

7. Johanna II
† 1435
Gem 1 Wilhelm v Habsburg
2 Jacob v Bourbon

II.

Anjou.

Jüngere Linie

Ludwig

Herzog v. Anjou, Sohn König Johanns v. Frankreich, zum Erben v. Neapel eingesetzt 1382 durch Johanna I, als König gekrönt vom Gegenpapst Clemens VII, † 1384.

Ludwig II
gekrönt 1387, † 1417.

Ludwig III † 1434.	René † 1480	Carl Herzog v. Maine
	Johann Herzog v. Calabrien † 1470.	Iolande Gem. Friedrichs Grafen v. Vaudemont-Lothringen
		Carl Graf v. Provence † 1481. Erbt König René Ansprüche auf Neapel und vererbt dieselben auf König Ludwig XI v. Frankreich

III.

Aragon.

Ferdinand der Gerechte

König v. Aragon u. s. w., IX König von Sizilien. In 5. Generation abstammend von Constanze, König Manfreds Tochter, Gem. Peters III v. Aragon.

1. Alfons I (V.)
König v. Aragon, Sizilien &c. zum Erben Neapels eingesetzt 1420 durch Johanna II., König 1442, † 1458

2. Johann II
König von Aragon und Sizilien 1458, † 1479

2. Ferrante I
König 1458, † 1494.
Gem. 1 Isabella v. Chiaramonte.
2 Johanna v. Aragon.

3. Ferdinand der Katholische
Gem. Isabella v. Castilien

Johanna
Gem. Ferrante s. I.

Johanna
Gem. Erzherzog Philipp v. Oesterreich

4. Carl V.

2. Alfons II
König 1494. † 1495
Gem. Ippolita Sforza.

Beatrix
Königin v. Ungarn
† 1508

Eleonora
Herzogin v. Ferrara
† 1505

3. Friedrich
geb. 1452. König 1496.
vertrieben 1501. † 1504
Gem. 1 Anna von Savoyen.
2 Isabella del Balzo † 1533.

Johanna
Gem.
Ferrante s. II

4. Ferrante II (Ferrandino)
geb. 1469. † 1496
Gem. Johanna v. Aragon
Ferrante s. I. Tochter.

Isabella
Herzogin von
Mailand.

Ferrante
Herzog von Calabrien
† im Oktober 1550.
Gem. 1 Germaine de Foix
Wittwe Ferd. v.
Katholischen.
2 Mencia Mendoza.

Charlotte (?)
Gem. Guido Graf v.
Laval.

Anna v. Laval
Gem. Franz de la Tremouille

Ludwig Herzog de la Tremouille

Carafa von Maddaloni. IV.

Antonio Carafa, genannt Malizia, † 1439.
Enkel Tommaso's, des Gründers der Linien der Carafa della Stadera

Diomede Graf v. Maddaloni 1465, † 17. Mai 1487

Giovan Tommaso
2. Graf v. Maddaloni † gegen 1525.

Diomed
3. Graf v. Maddaloni.

Giovan Tommaso Graf v. Cerreto.

Diomed
1. Graf u. 1. Herzog v. Maddaloni † 1561 — Girolama Gem. Fabio Carafa Sohn Antonio's 1. Fürsten v. Stigliano

Marzio, Herzog v. Maddaloni † 1607. Gem. Vittoria Strinelli.

Diomed, Herzog v. Maddaloni. Gem. Margherita d'Acquaviva.

Marzio, Herzog v. Maddaloni † 1628. Gem. Maria di Garcia Pacheco.

Diomed, Herzog v. Maddaloni, ged. 1611 † 1669. Gem. Antonia Caracciolo v. Avellino

Marzio, Herzog v. Maddaloni † 1702.

Carlo, Herzog v. Maddaloni † 1716.

Domenico Marzio, Herzog v. Madd. † 1760.

Carlo, Herzog v. Maddaloni † 1785.

Diomede, † 1805. Marchese v. Arienzo.

Domenico Marzio, Herzog v. Madd. † 1829.

Giovan Antonio Graf v. Montorio.

Giovan Alfonso Graf v. Montorio † 1558.

Giovanni Herzog v. Paliano † 1561.

Antonio Marchese v. Montebello.

Giovan Pietro Papst Paul IV. † 1559.

Carlo Cardinal † 1561.

Fabio Fürst v. Colebrano.

Giuseppe † 1647.

Eleonora.

Domenico Fürst v. Colebrano † 1715.

Francesco.

Michele † 1791.

Francesco Saverio † 1813.

Domenico † 1824.

Marzio Gaetano
Fürst v. Colebrano, Herzog v. Maddaloni.

Wappen der Carafa.

V.

Die ſpaniſchen Vicekönige Neapels.

1501. D. Gonſalvo de Cordova, Vicekönig von Apulien und Calabrien. (Louis d'Armagnac Herzog v. Nemours, franz. Vicekönig in Neapel.)
1507. D. Juan d'Aragona. Graf von Ripacorſa.
1509. D. Ramon de Cardona.
1522. Charles de Lannoi.
1527. D. Ugo de Moncada.
1528. Filibert v. Chalon, Prinz v. Orange.
1529. Cardinal Pompeo Colonna.
1532. D. Pedro Alvarez y Toledo, Marquis v. Villafranca.
1553. Cardinal Pacheco.
1555. D. Fernando Alvarez y Toledo, Herzog v. Alba.
1559. D. Perafan de Rivera, Herzog v. Alcalà.
1571. Antoine Perenot Cardinal v. Granvella, Biſchof v. Arras.
1575. D. Inigo Lopez Hurtado de Mendoza, Marquis v. Mondejar.
1579. D. Juan de Zuniga, Fürſt v. Pietrapersia.
1582. D. Pedro Giron, Herzog v. Oſſuna.
1586. D. Juan de Zuniga, Graf v. Miranda.

1595. D. Enrique de Guſman, Graf v. Olivares.
1599. D. Ferrante Ruiz de Caſtro, Graf v. Lemos.
1603. D. Juan Alfonſo Pimentel d'Herrera, Graf v. Benavente.
1610. D. Pedro Fernandez de Caſtro, Graf v. Lemos.
1616. D. Pedro Giron, Herzog v. Oſſuna.
1620. Cardinal D. Gaſpar Borgia v. Gandia.
„ Cardinal D. Antonio Zapata.
1622. D. Antonio Alvarez y Toledo, Herzog v. Alba.
1629. D. Ferrante Afan de Ribera, Herzog v. Alcalà.
1631. D. Emanuel de Guſman, Graf v. Monterey.
1637. D. Ramire Felipe de Guſman, Herzog v. Medina las Torres.
1644. D. Juan Alfonſo Enriquez de Cabrera, Almirante v. Caſtilien.
1646. D. Rodrigo Ponce de Leon, Herzog v. Arcos.
1648. D. Juan d'Auſtria, General-Statthalter.
„ D. Inigo Velez Guevara y Taſſis, Graf v. Onnate.
1653. D. Garcia de Avellaneda y Haro, Graf v. Caſtrillo.
1659. D. Gaſpar Bragamonte y Guſman, Graf v. Pennaranda.
1664. D. Paſcale Cardinal d'Aragona.
1666. D. Pedro Antonio d'Aragona.
1672. D. Antonio Alvarez, Marquis v. Aſtorga.
1675. D. Ferrante Joaquin Fajardo, Marquis de los Velez.
1683. D. Gaſpar de Haro, Marquis del Carpio.
1687. D. Francisco Benavides, Graf v. S. Eſtevan.
1695. D. Luis della Cerda, Herzog v. Medina Cöli.

VI.

Quellen und Hülfmittel.

Eine gedrängte Ueberſicht und Karakteriſtik der bei Abfaſſung des vorliegenden Buches benutzten Materialien, handſchriftlicher ſowol wie gedruckter, iſt um ſo nothwendiger da die demſelben beigefügten Anmerkungen, bloße kurze Citate, derartige Auskunft nicht enthalten.

Vorher aber kann ich nicht umhin die vielfache freundliche Unterſtützung zu rühmen, die mir bei der Arbeit von mehren Seiten ward, für mich ein neuer Beweis der ſeit zwanzig Jahren erprobten Bereitwilligkeit der italieniſchen Gelehrten, Forſchungen von Fremden wenn ſie wahre Liebe zu ihrem Lande und deſſen Geſchichte mitbringen, nach beſten Kräften zu fördern und zu erleichtern. Der Fürſt von Belmonte Director der Königlichen Archive, Don Scipione Volpicella, Michele Baldacchini, Francesco Palermo, gegenwärtig Bibliothekar an der Palatina zu Florenz, Stanislao d'Aloe General-Secretär des Muſee Borbonico, ſämtlich in Neapel, Profeſſor Fran-

cesco Bonaini vormals Bibliothekar der Universität Pisa und Filippo Moisè Archivar am Archivio Mediceo zu Florenz, Pietro Ercole Visconti Commissar der Alterthümer und Präsident des Capitolinischen Museums zu Rom, sind mir namentlich mit Rath und That auf jede Weise an die Hand gegangen. Keinem verdanke ich so viel wie S. Volpicella welcher in der Localgeschichte seiner Heimath erfahren wie Wenige mit der größten Freundlichkeit und Zeitaufopferung mir beim Herbeischaffen von Materialien behülflich gewesen ist und mir seine Handschriften, wie seine reiche Büchersammlung, während meines ganzen Aufenthalts in Neapel zur Benutzung anheimgestellt hat.

I. Ungedruckte Quellen.

Diurnali di Scipione Guerra, con aggiunte. HS. bei S. Volpicella. Diese Aufzeichnungen, welche Tag für Tag kürzere oder längere Notizen geben, beginnen mit der Verwaltung des Cardinals Borgia, 1620. Die spätern Theile werden dem Ferrante Bucca aus der Familie der Marcheſi d'Alfidena und Duchi di Montenegro zugeschrieben, welcher mit den Guerras verschwägert war. Die Guerra-Buccaschen Tagebücher sind besonders schätzbar für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche der Zeit und haben namentlich zu dem fünften Abschnitt des gegenwärtigen Buches reichlichen Stoff geliefert. Volpicella hat sie mehrfach benutzt in seiner Descrizione storica di

alcuni principali edificii della Città di Napoli, wovon ſpäter die Rede ſein wird.

Diario di Francesco Capecelatro contenente la storia delle cose avvenute nel reame di Napoli negli anni 1647—1650. Der erſte Theil dieſes Diariums, des Hauptwerkes für die Maſaniello-Revoluzion und deren Folgen, iſt unterdeß von dem Fürſten von Belmonte, Angelo Granito, im Druck herausgegeben worden (Neapel, 1850. XV, 266 u. 144 S. gr. 8.), während an der Fortſetzung gedruckt wird. Don Francesco Capecelatro verdankt ſeinen literariſchen Ruhm vorzugsweiſe einem Werke welches, ſo verdienſtlich es immer iſt, ſeinen bis auf unſere Tage inedirt gebliebenen Schriften über ſeine eigene Zeit keineswegs an Bedeutung gleichkommt, nämlich der Historia della città e regno di Napoli detto di Cicilia da che pervenne sotto il dominio dei re, deren erſter Theil ſchon 1640 gedruckt ward und welche ſo weit der Verfaſſer ſie vollendete, d. h. bis zum Tode Carls I von Anjou, mehrmals, zuletzt von G. Roſini zu Piſa 1820 ff. und in Neapel 1840 wiederaufgelegt worden iſt. Hinſichtlich der Zuverläſſigkeit wie der Form war dies Buch immer ein bedeutender Fortſchritt, wenn man es einerſeits mit Pandolfo Collenuccio, andrerſeits mit Summonte vergleicht und wenn man bedenkt, wie beſchränkt zur Zeit wo Angelo di Coſtanzo den erſten Theil ſeiner Geſchichte herausgab (1572), die Kenntniß z. B. der Normanniſchen Epoche war. Während aber Capecelatro in der gedachten Arbeit in

Betreff der Form an den Gebrechen der Zeit krankt, in der Kritik noch sehr viel zu wünschen läßt, gewinnt er als Erzähler und Beurtheiler gleichzeitiger Begebenheiten eine ganz andere Bedeutung. Aus diesen letzteren Schriften, aus dem Diario nämlich und den Annali, von denen später die Rede sein wird, lernt man den Autor wie seine Umgebung vollständig kennen. Francesco Capecelatro war von vornehmer Geburt, in der Rechtswissenschaft, in der Politik, in der Geschichte gründlich unterrichtet; zu reifem Alter gelangt hatte er nicht geringen Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wobei es vor allem auf ein geschicktes Steuern zwischen Vicekönigen, Adel und Volk ankam. In dem bürgerlichen Kriege nach dem Masaniello-Aufstande ergriff er die Waffen und schlug sich auf Seiten der in Aversa befindlichen Barone. Mehre Jahre hindurch verwaltete er wichtige Provinzen, erst Calabria Citra dann Terra di Bari, und starb fünfundsiebenzig Jahre alt am 27. Mai 1670, zweiundzwanzig Jahre nach dem Aufhören der Unruhen welche er genauer und im Ganzen ruhiger und glaubwürdiger als ein anderer Gleichzeitiger beschrieben hat. Unter einer despotischen und habsüchtigen Regierung aufgewachsen, konnte Francesco Capecelatro sich nicht frei halten von deren nachtheiligen Einflüssen. Inmitten der Bedrückungen durch die Spanier, des Unfriedens zwischen Adel und Volk nicht nur sondern auch zwischen den verschiedenen Adelsparteien, der Unruhen endlich zu denen die schlechte Regierung aber auch der durch die Barone ausgeübte

Druck den ersten Anlaß boten, zeigte er, ein Aristocrat in der vollen Bedeutung des Wortes aber nach der damaligen Richtung der Aristocratie äußerlichen meist nichtssagenden Ehren und raschem Erwerb nachjagend, in politischen Grundsätzen und öffentlicher Laufbahn wenig Bestand, indem er der absoluten Gewalt mehr nachgab und selbst Vorschub leistete als mit seinen geistigen Eigenschaften, seinen mehrfach ausgesprochenen Ansichten und seiner bürgerlichen Stellung verträglich war. In jugendlichen Jahren widersetzte er sich spanischen Uebergriffen mit einer Entschiedenheit die ihm Verfolgung und Exil zuzog; in den spätern gab er sich selbst gewissermaßen zu deren Werkzeug her. Diese Veränderung von Ansicht und Richtung, welche übrigens Solche die selber in einer Epoche gewaltsamer Uebergänge und trauriger Proben der Unzulänglichkeit theoretischer Staatswissenschaft leben nicht zu hart beurtheilen wollen, liest man leicht aus den beiden Werken heraus die hier in Betracht kommen: den Annalen welche die Jahre 1631 bis 1640, nämlich die Zeit der Vicekönige Monterey und Medina behandeln, und dem Tagebuch der Unruhen von 1647—1648. Beide, das erstere in Capecelatro's frühern Jahren, das andere in vorgerückterem Alter geschrieben, sind unschätzbar für die Kenntniß der Zustände Neapels im siebenzehnten Jahrhundert.

Man lernt diese Zustände nicht kennen indem man Parrino's Teatro dei Vicerè durchliest oder Giannone's letzte Theile die nichts sind als ein Compendium des ebengenannten. Capecelatro's Schriften aber

gewähren uns ziemlich vollständige Einsicht in die politischen Verhältnisse nicht nur sondern auch in die moralischen Zustände. In letzterer Beziehung sind die Annalen noch weit wichtiger als das Diarium. Letzteres aber geht allen Darstellungen der Begebenheiten der Masaniellozeit und ihrer Folgen wenn nicht an Lebendigkeit der Färbung (denn in dieser Beziehung wird es von andern, namentlich von den der Volkspartei günstigen Erzählungen übertroffen) doch an Genauigkeit und im Allgemeinen an richtiger Beurtheilung voraus. Capecelatro schrieb diese Geschichte zweimal. Er begann sie zu Cosenza in Calabrien im Jahre 1649 und beendigte sie ebendaselbst. Die Handschrift, aus drei Theilen bestehend, wurde von dem Vicekönige Grafen von Pennaranda im September 1664 nach Spanien mitgenommen, und der Verfasser begab sich im folgenden Jahre nochmals an die langwierige Arbeit und vollendete seine zweite Geschichte zu Montesuscoli 1666, als er Gouverneur des Principato Ultra (Provinz von Avellino) war. Das ursprüngliche Werk kam später nach Neapel zurück und befindet sich heute in der Bibliothek der Filippiner (Oratorianer) gedachter Stadt. Von der spätern Darstellung die in größerer oder geringerer Ausführlichkeit wie in dem Colorit von jener vielfach abweicht, ist wie es scheint nur der zweite Theil vorhanden, der die Ereignisse vom 18. September 1647 zum 20. April 1648 schildert. Er ist im Besitz Scipione Volpicella's. Die von dem Fürsten von Belmonte veranstaltete Ausgabe gibt natürlich den ersten Text,

mit zahlreichen Urkunden, Bekanntmachungen (Bandi), Proclamationen, Briefen und Auszügen aus andern gleichzeitigen Autoren. Der bis jetzt erschienene Theil geht vom Juni bis September 1647; am Schlusse steht: „Finito di copiare in Cosenza li 10 di Giugno 1649 governando detta provincia." Ausführliche Nachricht von Capecelatro's Leben und Werken, großentheils mit den eignen Worten desselben, enthält der fleißige und dankenswerthe Aufsatz Volpicella's: Della vita e delle opere di Fr. C. (Neapel 1846, 74 S. 8.), in welchem einer kleinern noch inedirten geschichtlichen Arbeit unseres Autors Erwähnung geschieht, einer Relation über die tapfere Vertheidigung Orbetello's an der toscanischen Küste durch Don Carlo della Gatta gegen die vom Prinzen Thomas von Savoyen befehligten französischen Truppen, wovon im vierten Abschnitt des vorliegenden Buches (I, 310) die Rede ist.

Le revoluzioni del Regno di Napoli di Gio. Bat. Piacente. Der Verfasser war aus Somma am Fuße des Vesuv und zu Anfang der Masaniello-Unruhen Gouverneur des Ortes Lauro für den Marchese Scipione Lancellotti, an welchen die, Nola 4. Dezember 1648 datirte, Widmung gerichtet ist. In sechs Büchern enthält das Werk eine Darstellung der neapolitanischen Umwälzungen bis zur Wiedereroberung von Porto Longone auf Elba. Von besonderer Wichtigkeit sind die Theile welche die Kämpfe in Terra di Lavoro und den Principaten schildern, von denen der Verfasser sich genaue Kenntniß verschaffen konnte und

welche er anſchaulich darſtellt. Obgleich ein Baronal-Beamter, iſt er doch der Partei der Barone im Ganzen wenig günſtig. In die Politik des Vicekönigs Onnate läßt er uns manche Blicke thun. Ein ſchönes Exemplar befindet ſich in der reichen Bibliothek des Fürſten von Cimitile (Albertini); ein anderes, welches ich vielfach benutzt habe, in jener S. Volpicella's.

Carteggio degli Agenti del Granduca di Toscana in Napoli. Das Mediziſche Archiv zu Florenz bewahrt den mehrbändigen Briefwechſel der toscaniſchen Agenten unter den Regierungen Ferdinand's I, Cosmus' II und Ferdinand's II. Francesco Palermo hat in den Narrazioni e Documenti sulla storia del Regno di Napoli (ſ. ſpäter) aus dieſen Depeſchen eine Reihe von Auszügen gegeben, die zur Erläuterung der ökonomiſchen und bürgerlichen Geſchichte Neapels während der Jahre 1582 bis 1648 dienen. Im vorliegenden Buche ſind die noch ungedruckten Berichte des Vincenzo de' Medici († an der Peſt 1656) und ſeiner Nachfolger bis Ende 1668 namentlich zur Darſtellung der Geſchichte der letzten Jahre Diomed Caraffa's benutzt.

Memorie di Tiberio Caraffa principe di Chiusano. Tiberio Caraffa war einer der Anhänger des ſpaniſchen Königes Carl III (Kaiſer Carl VI) und hat an den Intriguen welche in Italien wie in Wien während des Thronſtreites zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon einen großen Theil des Adels in Bewegung ſetzten, lebendigen Antheil genommen.

Das vollſtändige Manuſcript der Denkwürdigkeiten befindet ſich in Neapel im Beſitz S. Volpicella's. Unter den Foscariniſchen Handſchriften in Wien iſt der 1. und 3. Theil vorhanden welche die Jahre 1669 bis 1701, 1705—1712 enthalten. Vgl. Tommaſo Gar: I Codici storici della Collezione Foscarini conservata nella I. Biblioteca di Vienna (im Anhange zu Foscarini's noch zu nennender Storia arcana, S. 384). Ein Fragment aus dieſen Memoiren, welche ſowol des Karakters der ruheloſen Zeit wie jenes ihres abenteuernden Verfaſſers wegen, der ſelbſt ſeine „sfrenate passioni" und „vanità" geſteht, wohl des Druckes würdig wären, theilte Volpicella in dem neapolitaniſchen Taſchenbuch „Fiori d'inverno 1850" mit. Es betrifft einen im Wiener Prater vorgefallenen Zweikampf. (Vgl. I, 361.)

II. Gedruckte Quellen.

Zur Beurtheilung der innern Zuſtände Neapels zu Ende des fünfzehnten und Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts und der Urſachen des entſetzlichen Sturzes der unächten Aragoneſen wie des raſchen Ruins der franzöſiſchen Herrſchaft iſt neben den allbekannten franzöſiſchen Denkwürdigkeiten und italieniſchen Geſchichtſchreibern [Commines und Guicciardini mögen ſtatt aller genannt werden] vom höchſten Werth die Cronica di Napoli di Notar Giacomo, pubblicata per cura di Paolo Garzilli (Neapel 1845. 360 S. gr 8.). Die Handſchrift befindet ſich in

der Brancacciſchen Bibliothek bei S. Angelo a Nilo in Neapel. Camillo Tutini, welcher im ſiebenzehnten Jahrhundert über die Verfaſſungsgeſchichte der Stadt ſchrieb, erkannte den Werth dieſer Chronik ſehr wohl und citirt ſie häufig. Bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir nur einfache Notizen und Auszüge aus andern Chroniſten: dann, wo wir uns der Zeit des Verfaſſers ſelbſt nähern, gewinnt die Darſtellung Leben und Farbe und legt oft eine unbefangene Würdigung der politiſchen Verhältniſſe an den Tag, die durch die einfach volksthümliche Sprache nur noch an Intereſſe gewinnt. Bei unſerm Autor, einem rechtskundigen Manne, gibt ſich viel mehr Verſtändniß der munizipalen Angelegenheiten und der Beziehungen zwiſchen Adel und Volk kund, als z. B. in den 1787 gedruckten Giornali des Seidenhändlers Giuliano Paſſero. Die Nachforſchungen über die Perſon des Verfaſſers haben zu keinem Reſultate geführt und es iſt nur Vermuthung, daß er der in den Büchern der Camera notariale in jener Zeit genannte Notar Giacomo della Morte geweſen. Von geringerem Umfang aber in eben angedeuteter Weiſe gleich wichtig ſind die von S. Volpicella herausgegebenen Diurnali di Giacomo Gallo (Neapel 1846. 54 S. 8.). Sie gehn vom 25. Januar 1494 bis 5. Juni 1496 und umfaſſen alſo die Periode des erſten Umſturzes der aragoneſiſchen Herrſchaft und der Vertreibung der Franzoſen durch König Ferrandino. Auch dieſe Diurnale hat der fleißige Tutini benutzt, und die Brancacciſche Bibliothek beſitzt

ſie in einer von ſeiner Hand gefertigten Copie. An Anſchaulichkeit und Intereſſe kommen ſie der Chronik des Notars mindeſtens gleich, und die Wiederbelebung des popolaren Elements während der erſten Anweſenheit der Franzoſen und nach der Rückkehr der Aragoneſen, welche davon keinen Vortheil zu ziehn verſtanden oder durch die über Italien hereingebrochenen Stürme es zu nutzen verhindert wurden, ergibt ſich aus dieſer ſchmuckloſen Darſtellung mehr als aus irgend einer andern gelehrten oder glänzenden Geſchichterzählung jener Zeiten und der nächſtfolgenden, welche meiſt ein ſo weſentliches Moment in der Beurtheilung dieſer merkwürdigen Begebniſſe überſahen. Giacomo Gallo ſtammte aus einem angeſehenen Amalfitaner Hauſe; ſeine Mutter war eine Florentinerin, Giulia della Bella. Er war mit dem berühmten Marcheſe von Peſcara, Ferrante d'Avalos, genau bekannt. Seine Aufzeichnungen gingen von 1494 bis 1536: es ſcheint aber daß nur der oben bezeichnete Theil derſelben ſich erhalten hat und die Urſchrift verloren gegangen iſt.

Wenige Worte über Pietro Nores' Storia della Guerra di Paolo IV sommo Pontefice contro gli Spagnuoli (Florenz 1847. XXXIII und 512 S. gr. 8.; als XII Band des Vieuſſeux'ſchen Archivio Storico Italiano) werden hinreichen, da das Buch mehr der römiſchen Geſchichte als der neapolitaniſchen angehört. Es iſt mit den beigefügten Urkunden der Erzählung von den Geſchicken der Caraſa von Montorio im dritten Abſchnitt des I Buches gegenwärtiger Dar-

ſtellung zu Grunde gelegt; Ranke (Die Römiſchen Päpſte u. ſ. w. Band I. S. 296. 3. Aufl.) nennt es nur einmal als Quelle Bromato's für die Geſchichte des Krieges der Carafesken gegen Alba. Nores war zu Nicoſia auf Cypern geboren, kam 1570 nach dem Verluſt der Inſel an die Türken mit ſeinem Vater nach Venedig, lebte zu Padua und Mantua, ging nach Rom und trat in den Dienſt der Aldobrandini Nepoten Clemens' VIII. Das Buch über Paul IV vollendete er 1644 und muß nicht gar lange darauf geſtorben ſein. Iſt er nun auch nicht zu den eigentlich gleichzeitigen Quellenſchriftſtellern zu rechnen, ſo hatte er doch wol das Meiſte von Hörenſagen und von zuverläſſigen Leuten. Seine Genauigkeit kann nicht in Zweifel gezogen werden und wird durch jede Unterſuchung, geſchichtliche wie örtliche, beſtätigt. Dem Papſte wie dem in ſich großen, in den Mitteln ärmlichen, in der Ausführung unſeligen Unternehmen deſſelben läßt er ſchwerlich gebührende Gerechtigkeit wiederfahren.

Einen unendlichen Reichthum an Materialien enthält das ſchon genannte Buch Fr. Palermo's: Narrazioni e Documenti sulla Storia del Regno di Napoli dall' anno 1522 al 1667, raccolti e ordinati con illustrazioni (Florenz 1846; XXXVIII und 695 S. gr. 8.), welches den IX Band des Archivio storico Italiano bildet. Die wichtigſte Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft iſt in dieſem Buche durch eine Fülle von Documenten und Schriften jeder Art erläutert, und die Maſſe des Mitgetheilten iſt ebenſo bedeu-

tend wie die Auswahl des Karakteriſtiſchen geſchickt. Die Hauptpartieen ſind folgende: 1. Verwaltung Don Pedro's de Toledo, 1532—1553. Nach einer Handſchrift der Filippiner iſt das von Scipione Miccio verfaßte Leben Toledo's gegeben, welchem Giannone, ohne ihn namhaft zu machen, faſt durchgängig gefolgt iſt. Man wird dem Urtheil des Miccio, welcher um 1600 ſchrieb und ſeine Arbeit dem Vicekönige Grafen von Lemos dem ältern des Namens widmete, ſchwerlich auch nur an vielen Stellen beipflichten: aber ſeine offenbar auf glaubwürdige Daten ſich gründende Darſtellung iſt aller Beachtung werth, denn er meldet ſelbſt daß er das Material den Papieren ſeines Vaters, alſo eines Zeitgenoſſen des großen Vicekönigs entlehnt habe. Unendlich mehr Einſicht noch in das Detail der Zuſtände einer Zeit in welcher das ſpaniſche Regiment in Neapel feſten Fuß faßte und beſtimmte Formen annahm, gewähren die Berichte der Agenten des Herzogs Cosmus von Florenz aus den Jahren 1538—1550. — 2. Documente betreffend die Munizipal-Verfaſſung Neapels und die Anſprüche verſchiedener Familien auf Betheiligung bei derſelben. Inſtructionen und Depeſchen aus den Jahren 1557—1558, in welcher Zeit ein ſpäter erneuter Verſuch gemacht wurde, von König Filipp II eine Erweiterung der Adels-Sedilen zum Behuf der Aufnahme der in dieſelben nicht eingeſchriebenen und ſomit von der Munizipal-Verwaltung ausgeſchloſſenen Geſchlechter zu machen, wovon der zweite Abſchnitt

gegenwärtigen Buches (I, 168 ff.) ausführlich handelt. 3. Auszüge aus Depeſchen der Geſchäftsträger und Agenten von Toscana und Urbino, über adminiſtrative, ſittliche und ökonomiſche Verhältniſſe, die Zeit von 1563 bis 1648 umfaſſend. Der reichhaltigen Handſchriften des Florentiner Carteggio geſchah bereits oben Erwähnung. Es iſt treffliches Material das hier geboten wird, und dieſe Geſandtſchaftsberichte tragen mehr als manches Buch zur Kenntniß der wahren Zuſtände des Landes und Volkes bei. Vieles was ſonſt verborgen blieb, wurde dieſen diplomatiſchen Agenten bekannt. Da dieſelben nebenbei mit den finanziellen Dingen vertraut waren, indem ihre Herren Lehen und Geldgeſchäfte im Königreich hatten, ſo erhält man auch in dieſer Beziehung manchen Aufſchluß der neben den in Bianchini's Buch (ſ. unten) aus amtlichen Quellen geſchöpften Daten immer Geltung hat. 4. Beiträge zur Geſchichte der Unruhen im Jahre 1647. Bei der kaum zu bewältigenden Maſſe des über die Maſaniello-Zeit ſchon vorhandenen Stoffes war es paſſend ſich hier nur auf weniges Karakteriſtiſche zu beſchränken. Das Wichtigſte ſind die ſieben Briefe des Cardinals Ascan Filomarino vom 8. Juli bis 27. Auguſt an Papſt Innocenz X. Sie wurden von dem Bibliothekar der Rinucciniana in Florenz, G. Ajazzi, in einem beſondern nicht in den Handel gekommenen Druck 1843 zuerſt veröffentlicht. Die Briefe ſind geſchichtliche Documente, denn der Cardinal war eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten in dieſem Drama in

welchem der Fiſcher von Amalfi, deſſen Name immer zuerſt oft allein genannt wird wenn von den Umwälzungen des Jahres 1647 die Rede iſt, eine nur kurze Rolle ſpielte. Sie ſchildern ihren Verfaſſer wie die Geſchichte ihn darſtellt: unvorſichtig, leicht getäuſcht und aus der Enttäuſchung neuer Täuſchung entgegengehend, auf Nachgeben und Volksgunſt bauend wie die ſchlechten Politiker von 1848, durch ſeinen kaum verſteckten Haß gegen die Spanier und den Adel mehr Unheil anſtiftend als er Gutes förderte durch unleugbare Popularität. In die wüſteſte und troſtloſeſte Zeit des Aufſtandes, die des Straßenkampfs und der Ermordung Don Francesco Toraldo's (II, 194), führt uns die gleichfalls aus der (heute, nach dem Tode des letzten Beſitzers, zerſtückelten) Rinuccinischen Bibliothek mitgetheilte Relation eines ſonſt unbekannten Hermes Stampa, vom 27. October 1647 (nicht September, wie es im Druck S. 401 heißt). 5. Beiträge zur Geſchichte des geiſtlichen Jurisdictionsweſens, aus Nunziatur-Berichten 1592—1605 im Mediziſchen Archiv. Wer Giannone's Geſchichtswerk auch nur oberflächlich kennt, weiß von welcher Bedeutung und welchem Einfluß auf die adminiſtrativen, rechtlichen, finanziellen und bürgerlichen Verhältniſſe überhaupt dies Jurisdictionsweſen war. Manches macht dem römiſchen Hofe Ehre indem es klar beweiſt wie die Misbräuche namentlich von der Regierung gehegt wurden. Dann kommt aber auch wieder das Umgekehrte vor. Endlich 6. Francesco Zazzera's Tagebuch über die Verwaltung des

Herzogs von Offuna, 1616 — 1620. Von den ausführlichen Aufzeichnungen Zazzera's über den merkwürdigsten Vicekönig welchen Neapel nach Don Pedro de Toledo gehabt hat, gibt es mehre Exemplare, in der Brancacciana zu Neapel, in der Riccardiana zu Florenz, und bei Fr. Palermo selber. Für die allgemeinen politischen Dinge welche, soweit die vielbesprochenen Zwistigkeiten mit Venedig in Betracht kommen, L. Ranke mit gewohntem Scharfsinn erläutert und mit seiner seltenen Anschaulichkeit dargestellt hat, geben diese Tagebücher weniger Ausbeute als für die Kenntniß von Sitten und Lebensweise und von Zuständen die man sich heute so schwer vergegenwärtigt daß, werden die Quellen nicht angeführt, leicht Uebertreibung geargwohnt werden könnte. Im Druck schon ist das Aergste weggeblieben, während im vorliegenden Buche Vieles theils von dem Gedruckten theils aus den bezeichneten Handschriften, war es gleich karakteristisch genug, der Schicklichkeit zu lieb nicht benutzt werden konnte.

Einen weit höhern Standpunkt als diese Zazzeraschen Tagebücher nehmen ein: Degli Annali della Città di Napoli di Don Francesco Capecelatro parti due (1631 — 1640). (Neapel 1849. 252 S. gr. 8.) Schon oben geschah dieser Schrift Erwähnung, welche S. Volpicella nach einer Handschrift in der Bibliothek des Herzogs von Forli, Caraffa di Policastro, herausgab. Kunstreich durchgearbeitete Geschichte haben wir auch hier nicht

und die Begebenheiten folgen chronologisch aufeinander ohne innern Zusammenhang und Causalnexus. Da aber mit der Politik auch die geselligen Zustände und Familiengeschichte ausführlich und nicht ohne Lebendigkeit dargestellt sind, so gewinnt man eine ziemlich vollständige Anschauung der jammervollen Lage von Land und Volk unter den beiden bereits genannten Vicekönigen welche mehr denn andere den Ausbruch von 1647 vorbereiteten. Man sieht es diesen Annalen an daß sie aus der Erinnerung und nach gelegentlichen Notizen verfaßt wurden, unter der Verwaltung Medina's an deren Schilderung leider zwei Jahre fehlen. Die spätere Ueberarbeitung vom Jahre 1661 hat vielleicht manche Erweiterung des streng historischen Theils und Rückblicke auf frühere Verhältnisse hinzugefügt; glücklicherweise hat sie die Eindrücke und Urtheile des Verfassers, die sich nach der Umwälzung von 1647 modifizirt haben müssen, unverwischt gelassen. Kein Schriftsteller der Zeit hat uns ein treueres und effektvolleres Gemälde Neapels mit seiner Verwaltung und Gesellschaft hinterlassen; kein anderes Buch setzt uns in gleichem Maße in den Stand, über die nachmaligen Ereignisse ein richtiges Urtheil zu fällen. [In einem Aufsatze: Napoli nel Seicento in dem Florentiner Archivio storico Italiano, Appendice Bd. VIII, S. 217—232, habe ich dieses und anderer Werke über die neapolitanische Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts ausführlich gedacht.]

Von den beiden dem letzten Drittel des sechzehn-

ten Jahrhunderts angehörenden Relationen über Neapel iſt die eine: Relazione di Napoli del Senatore Girolamo Lippomano ritornato ambasciatore dal Serenissimo D. Giovanni d'Austria l'anno 1575 (Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato raccolte ec. da E. Albèri, Bd. V. [Serie II. vol. II.] S. 265—311. Flor. 1841) von Ranke (Fürſten und Völker von Süd-Europa Bd. I (2. Aufl.) S. 266 ff. 432 ff.) vielfach benutzt worden. Wie die meiſten Geſandten-Berichte dieſer Art, gibt ſie eine umfaſſende und im Ganzen richtige dabei ſehr anſchauliche Schilderung von Land, Volk und Verwaltung. Anderer Art iſt die Relazione del Regno di Napoli al Marchese di Mondesciar di Camillo Porzio, 1577—1579 (zuerſt gedruckt von Agoſtino Gervaſio in den auf Koſten der Accademia Pontaniana herausgegebenen nachgelaſſenen Schriften Porzio's: L'Istoria d'Italia nell' anno MDXLVII ec. [Neapel 1839, S. 133—171] dann in den Opere di Camillo Porzio per cura di C. Monzani, Florenz 1846, S. 275—312). Keine hiſtoriſch-politiſche Darſtellung wie die des Venezianers, ſondern eine einfache ſchmuckloſe Information für einen neuen Vicekönig, eine Art von geografiſch-ſtatiſtiſchem Compendium, in welchem heute nur die Karakteriſtik der verſchiedenen Provinzen und ihrer Bewohner (vgl. I, 181 ff.) wirkliches Intereſſe bewahrt, während die finanziellen Daten großentheils nur auf beiläufigen Annahmen zu beruhen ſcheinen.

Bei der Geſchichte des Maſaniello-Aufſtandes und

ſeiner Folgen kommen die Denkwürdigkeiten zweier Ausländer in Betracht welche beide wichtige Rollen in dieſem Revoluzionsgewirre ſpielten. Es ſind die Mémoires du Comte (ou Baron) de Modène (neue Ausgabe von Miel, Paris 1827) und die Mémoires de feu Monsieur le Duc de Guise (II. Ausgabe Paris 1668). Die Modèneſchen Denkwürdigkeiten führen in der urſprünglichen Ausgabe den Titel: Histoire des révolutions de la ville et du royaume de Naples. Paris 1666. Esprit de Raymont de Marmoiron, Comte de Modène war im Jahre 1608 zu Sarrians bei Carpentras im päpſtlichen Comtat Venaiſſin geboren und gehörte zu einer der anſehnlichſten Familien der Provinz. Er war in ſeiner Jugend Page Monſieurs, des Bruders Ludwigs XIII (Gaſton von Orleans), ſchloß ſich Heinrich von Lothringen auf ſeiner neapolitaniſchen Expedizion an, wurde Maeſtro-di-campo generale des Volksheeres, blieb nach Guiſe's Sturz zwei Jahre lang im Caſtelnuovo in der Gefangenſchaft und kehrte im April 1650 nach Frankreich zurück wo er 1670 ſtarb. Modène vereinigte militäriſche Kenntniſſe mit politiſchem Scharfſinn und beurtheilt die neapolitaniſchen Verhältniſſe im Allgemeinen wie namentlich die Stellung Guiſe's und die Anläſſe zu ſeinem Ruin mit gleicher Unbefangenheit und Richtigkeit. Er war mit dem Herzog längſt vor der Wiedereroberung Neapels durch die Spanier zerfallen und des Hochverraths angeklagt vor das Vicariegericht geſtellt worden, ſo daß er ein Gefängniß mit dem andern

vertauſchte. Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Guiſe ſind eine ſehr ausführliche, lebendige und unterhaltende Schilderung des ganzen Hergangs welcher, wenn man den Zuſtand des Landes, die Verlegenheit Spaniens, die alten Anſprüche Frankreichs und die des Lothringiſchen Hauſes insbeſondere in Anſchlag bringt, nicht ſo abenteuerlich iſt als er im erſten Moment erſcheinen dürfte. Die Erzählung beginnt mit den Intriguen am römiſchen Hofe und endigt mit der Befreiung aus der Veſte von Gaeta, wo der Herzog bei ſeinem Weggehn die Leiche des Connetable von Bourbon ſah „qui est debout dans une caisse vis à vis de la chapelle, appuyé sur un bâton de commandement, avec son chapeau sur sa teste, botté et revestu d'une casaque de velous vert avec du galon d'or. Il est fort bien conservé. Il estoit de fort belle taille et des plus grands hommes de son temps: l'on remarque tous les traits de son visage et il paroist d'une mine fort fière, et telle que la pouvoit avoir un homme d'aussi grand mérite et d'un courage aussi inébranlable qu'il le fit paroitre à sa mort." Für den welcher die Rebellion in den Jahren 1647 — 1648 im Detail zu erzählen unternimmt, ſind die Guiſeſchen Memoiren von größter Wichtigkeit: nichts iſt z. B. maleriſcher als die Schilderung ſeines Empfangs in Neapel und der erſten im Thurm des Carmine bei dem an Leib und Seele ſchmutzigen Gennaro Anneſe zugebrachten Nacht — „je me couchai le plus promptement

que je pus: Gennare aussi-tôt se vint mettre auprès de moy et mettant une chandelle sur le liet et se débandant une jambe pour la panser, je luy demandai si c'étoit quelque blessure: Il me répondit qu'étant replet naturellement et chargé d'humeurs un Médecin de ses amis luy avoit ordonné de se servir d'un remède que je ne nomme point, de peur de donner autant de dégoût qu'il me fit mal au cœur." Nicht minder anſchaulich iſt die Beſchreibung ſeiner Ankunft in Gaeta wo er eingeſperrt wurde, und der Meinungsverſchiedenheit zwiſchen dem Grafen von Onnate, „fin et habile" deſſen Grundſatz „que le temps et la patience ne gâtent jamais les affaires ce que fait ordinairement la précipitation." und Don Juan d'Auſtria „jeune Prince, brave et généreux, se laissant emporter aux mouvemens de son cœur et prenant le parti le plus beau et le plus honorable." — Ich verdanke die Memoiren des Herzogs von Guiſe der Freundlichkeit Paul Grimblot's, des Herausgebers der Letters of William III and Louis XIV and of their Ministers, 1697 to 1700 (2 Bände, London 1848). — René de Bouillé's ausführliche Histoire des Ducs de Guise über welche Alexis de Saint-Prieſt in der Revue des Deux Mondes (Jahrgang 1851) einen bemerkenswerthen Aufſatz gegeben hat, iſt mir in ihrem letzten hiehergehörigen Theile erſt nach Beendigung gegenwärtiger Arbeit bekannt geworden.

Wäre es der Zweck des gegenwärtigen Buches Neapel in ſeinem Uebergang von Spanien auf Oeſtreich und die Zeit welche mit Carl III (VI) ein plötzliches Ende nahm, genauer zu betrachten, ſo würde hier noch ganz beſonders des Dogen Marco Foscarini Storia arcana (Florenz 1843. XLI — Einleitung von T. Gar — und 505 S. gr. 8., als V Band des Archivio storico Italiano) zu nennen ſein, welche die Urſachen des Unglücks des Hauſes Habsburg in Italien und des Verluſtes von Neapel mit ſtaatsmänniſchem Blick erforſcht und erläutert, und ſomit immer eine dankenswerthe Bereicherung der hiſtoriſchen Literatur iſt, mag man an der Form des Buches noch ſo viel auszuſetzen haben. Als venezianiſcher Botſchafter in Wien in den Jahren 1732—1735, folglich gerade während der Zeit als die polniſchen Thronwirren den Krieg zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon wiederentzündeten und Neapel und Sizilien dem Infanten Don Carlos Herzoge von Parma und präſumtiven Erben von Toscana gaben, hatte Foscarini vielfache Gelegenheit Dinge und Perſonen zu ſtudiren, und benutzte ſie mit jener Gewandtheit und Einſicht an welcher es den Venezianern bis zu ihren letzten Zeiten nicht gefehlt hat, ſofern es ſich um auswärtige Politik handelte. Foscarini war der Meinung daß die vielen Spanier welche dem Erzherzog und nachmaligen Kaiſer nach Wien gefolgt, dort die Leitung der italieniſchen Angelegenheiten an ſich geriſſen und tiefen Zwieſpalt in die geſammte Verwaltung gebracht hatten, die Hauptſchuld

an dem damaligen Sturz der öſtreichiſchen Suprematie in Italien trugen.

Zwei Schriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts bleiben nun noch zu erwähnen, beide für die Kenntniß der damaligen Zeit nicht gering anzuſchlagen. Zuerſt Camillo Tutini mit ſeinem Buche: Dell' origine e fundazione de' seggi di Napoli (erſte Ausgabe Neapel 1644). Die beſte und gründlichſte Arbeit über die alte Conſtitution des Königreichs und die höchſt eigenthümliche Municipal-Verfaſſung der Hauptſtadt wie ſie dem Weſentlichen nach bis zur franzöſiſchen Revoluzion beſtand; leider mit zu viel archäologiſchem Gepränge und unnützer Gelehrſamkeit worüber die praktiſchen Dinge namentlich die politiſchen Beziehungen zu leicht außer Acht gelaſſen werden. Was Tutini gibt iſt oft mehr Material als Verarbeitung, als Material aber äußerſt ſchätzbar. Tüchtige archivaliſche Studien liegen dieſer Arbeit zu Grunde welcher man, wie den meiſten Büchern derſelben Epoche, nur mehr Klarheit und Ueberſichtlichkeit der Reſultate wünſchen mögte. Die Polemik gegen andere Autoren, beſonders gegen Summonte, thut wenig oder nichts zur Sache. Die neueren Beiträge zur Geſchichte der Seggi oder Sedilen in Palermo's Buche ſind ſchon eben bezeichnet worden. Ohne genaue Kenntniß des Weſens und der Formen dieſer Sedilen iſt wirkliche Einſicht in die neapolitaniſchen Zuſtände unter der ſpaniſchen Herrſchaft nicht möglich. Ein Buch anderer Art iſt: Il Forastiero, Dialoghi di Giulio Cesare Capaccio Acade-

mico otioso (Neapel 1634 — ein Quartband von nicht weniger als 1110 Seiten!). In der Form so unverdaulich und lästig wie möglich, aber reichhaltig an Notizen aller Art über die Stadt Neapel wie sie unter dem Vicekönige Monterey war, über Topographisches sowol wie Administration, Finanzen, Familien und hiernächst auch über die Lebensweise. Was dieser Capaccio, der doch ein gelehrter Mann und Lehrer des Prinzen Federigo della Rovere, Sohnes des letzten Herzogs von Urbino war, sonst geschrieben hat, unter anderen seine Puteolana Historia welche eine in Augusteischem Latein verfaßte Grabschrift der Lucrezia enthält (die, es klingt unglaublich, von einem Autor unserer Tage allen Ernstes reproduzirt worden ist) und seine Lebensbeschreibungen einiger Vicekönige, von denen drei in des Cardinal Mai Spicilegium Romanum Band VIII mitgetheilt sind, ist ebenso unlesbar wie sein Forastiero.

III. Hülfsmittel

Es kann hier nur darauf ankommen die wichtigeren geschichtlichen, genealogischen und topographischen Werke zu bezeichnen welche bei der Abfassung des gegenwärtigen Buches mehr oder minder benutzt worden sind.

Zuerst sind die allgemeinen Darstellungen der Geschichte Neapels in der Zeit der Aragonesen und der Vicekönige anzuführen. Summonte's vier dicke Quart-

bände (Istoria della città e regno di Napoli. II Ausgabe 1675) die von den Urſprüngen bis auf den erſten Herzog von Oſſuna gehn, ſind allgemein bekannt und ungeachtet mangelnder Kritik und ſchleppenden Vortrags für den gedachten Zeitraum unentbehrlich. Da die aragoneſiſche Epoche hier nur im Vorbeigehn betrachtet werden konnte ſo iſt auf Detail und Detailwerke (unter den neuern beſonders des Domenico Tomacelli Duca di Monaſterace Storia del Reame di Napoli dal 1458 al 1464, Neapel 1840) keine Rückſicht genommen. Für die Vicekönige bleibt das Teatro eroico e politico de' governi de' Vicerè del Regno di Napoli di Domenico Antonio Parrino (zuerſt Neapel 1683, dann 1730 und in der Gravierſchen Sammlung der neapolitaniſchen Chroniſten und Geſchichtſchreiber welche für Süd-Italien noch das beſte Corpus scriptorum iſt, da die von G. del Rè begonnene Sammlung bald ins Stocken gerieth) immer noch das Hauptwerk. Ein zum Erſchrecken geiſtloſes, lächerlich geſchmackloſes Buch, ohne Ahnung von wahrer Geſchichtſchreibung, aber in den äußern Facten im Allgemeinen treu und brauchbar durch ſeine Maſſe Notizen. Parrino ſchrieb auf Anlaß des Don Francisco de Benavides Davila y Corella, Grafen von Sant' Eſteban, Marcheſe de Las Navas, Grafen von Cocentayne, „Caudillo major" des Königreichs Jaen und Caſtellan ſeiner königlichen Alcazarez und wie alle übrigen Titel dieſes ſpaniſchen Granden heißen mögen der für den armen Carl II die armen Neapolitaner

regierte und deſſen Wink dem Autor wie „ein mildes Säuſeln gewaltiger Zauberkraft" vorkam. Pietro Giannone hat, wie geſagt, in dem Theile ſeiner Istoria civile del Regno di Napoli der die ſpaniſche Zeit behandelt, nichts als einen Auszug aus Parrino geliefert dem er dann ſeine juriſtiſchen Greurſe anhängt. Nur letztere haben Werth und ſind voll Gelehrſamkeit und Scharfſinn: ſonſt iſt dies Buch unendlich überſchätzt worden. Hiſtoriſcher Geiſt iſt in dem erzählenden Theile nicht: es iſt eine trockne, ſchleppende, reizloſe Darſtellung, ohne Anmuth des Styls noch Lebendigkeit des Vortrags, eine langweilige monotone Pragmatik ohne tieferes Eingehn in die ſittlichen Zuſtände, ohne Geltendmachen der welthiſtoriſchen Beziehungen. Wie weit ſteht dieſer Autor des achtzehnten Jahrhunderts, der in ſeinem Buche nur ein Advocat iſt, gegen die Hiſtoriker des fünfzehnten und ſechzehnten zurück welche Staatsmänner ſind, will man ſelbſt Machiavell und Guicciardini die beiden Meiſter aus der Reihe laſſen! Der weitverbreitete Ruhm der Storia civile iſt nur zu erklären, wenn man die Vorzüge des rechtswiſſenſchaftlichen Theils vor allem aber den anticurialiſtiſchen Geiſt, der im vorigen Jahrhundert Glück zu machen ſicher war, und die trüben Schickſale des Autors in Anſchlag bringt welcher nach vielen Verfolgungen in der Turiner Citadelle ſein Leben endete.

Lodovico Bianchini's Buch Della Storia delle Finanze del Regno di Napoli libri sette (3 Bände, Neapel 1833—1835) behandelt in ſeinem

zweiten Bande die Verwaltung in Bezug auf Staatshaushalt, Gewerbfleiß, Handel und Geldwesen in dem mehrgenannten Zeitraum, nämlich von 1441 bis zur Theilung der spanischen Monarchie. Tüchtige Archivstudien liegen dem Werke zu Grunde, besonders für die spätern Zeiten: ein ernstlicher Uebelstand aber ist das Nichtnamhaftmachen der Quellen die man bei einer Arbeit dieser Gattung nothwendig kennen muß, was Librario in seinen Schriften gleicher Art über die Finanzen von Savoyen und den Staatshaushalt des Mittelalters, besonders für Ober-Italien wichtig, sehr wohl eingesehen hat. Der letzte Theil, die Zeiten von Carl III bis auf unsere Tage enthaltend, krankt überdies an zu großer Breite. In vielen Beziehungen brauchbar bleibt das Werk indeß immer und man muß dem Verfasser für die mühsame Arbeit wahren Dank wissen. Es ist eine auffallende Erscheinung daß gerade ein Land wie das Königreich Neapel, wo man so spät und immer nur theilweise auf verständige ökonomische Prinzipien gekommen ist, so ausgezeichnete Oekonomisten hervorgebracht hat, unter ihnen den Calabresen Antonio Serra, welcher schon im Jahre 1613 über die Bedingungen des wahren Reichthums verständige Grundsätze aufstellte und zeigte daß nicht Goldminen dessen Quelle sind; Carlo Antonio Broggia welchem neuerdings Fr. Palermo in der Zeitschrift Utili Conoscenze Band II ein Denkmal setzte und der im Jahre 1743 das Abgabenwesen erläuterte, verkannt und mit Kerker und Verweisung gelohnt; Galiani endlich und

Genoveſi welche, ungleich bekannter und einflußreicher als jene, zur Verbreitung richtiger Anſichten über Münzweſen und Handelspolitik ſelbſtthätig beitrugen. Wie in Toscana unter der wohlthätigen Herrſchaft der Lothringiſchen Dynaſtie der ökonomiſche Zuſtand des Landes ein ganz anderer ward als Saluſtio Bandini's Grundſätze über die Handelsfreiheit ſich Bahn brachen und den Anſtoß zu jenem Syſtem gaben welches, unter Leopolds I Regierung mehrundmehr ausgebildet, heute, nach hundertjährigem Beſtehen und geſegneten Wirken, Gefahren ausgeſetzt ſcheint von denen man hoffen muß daß ſie mehr imaginäre als wirkliche ſind: ſo wurde es auch in Neapel unter Carl III und Ferdinand in den der franzöſiſchen Revoluzion und den italieniſchen Umwälzungen vorausgegangenen Regierungsjahren dieſes Letztern allmälig und um vieles beſſer. Wenn damals Viele glaubten, das Heil des Landes liege in der Zerſtörung deſſen was vom Lehnweſen noch geblieben war, ſo war dies freilich ein Irrthum welchen die Folgezeit bald zerſtörte. Für die Geſchichte des im Königreiche Neapel mehr als in ſonſt einem Theile Italiens feſtbegründeten Lehnweſens iſt T. Winſpeare's Storia degli abusi feudali (Band I. Neapel 1811) von Wichtigkeit, wenngleich unvollendet, voll Vorurtheile und mehr durch das in den Anmerkungen beigebrachte reichliche Material leiſtend als durch den Text ſelber. (Die verſchiedenen Faſen der Aufhebung der Feudalrechte in Neapel wie im übrigen Italien ſind von A. Coppi in ſeinem Schriftchen: Discorso sulle

servitù e sulla libera proprietà dei fondi in Italia — II Aufl. Rom 1842 — übersichtlich und in der Kürze dargestellt werden.)

Eine der Episoden der spanischen Herrschaft ist von zahlreichen Schriftstellern behandelt worden — Poeten und Romanschreiber haben den Historikern den Rang abzulaufen gesucht, und man hat über die Figur Masaniello's sozusagen alles Andere vergessen. Dem Fischer von Amalfi seinen rechten Platz in der Geschichte Neapels anzuweisen, ist einer der Zwecke der vorliegenden Arbeit gewesen. Abgesehen von den älteren meist gleichzeitigen Darstellungen, kommen hier zwei neuere in Betracht, die Storia Napoletana dell' anno 1647 scritta da Michele Baldacchini (Italia, d. i. Lugano 1836, 162 S. 12.) und die Sublevacion de Napoles capitaneada por Masanielo, con sus antecedent y consecuenctas hasta el restablecimiento del goberno Espanol: estudio historico de Don Angel de Saavedra Duque de Rivas (Madrid 1848, 2 Bände XVI und 523 S. 8.), letztere auch französisch durch den Baron Léon d'Hervey de Saint-Denys (Paris 1849) und teutsch (Leipzig 1850). Baldacchini's Buch, gedrängt, rasch, anschaulich, treu nach den gleichzeitigen Quellen, die Beziehungen der neapolitanischen Vorfälle zu auswärtiger Politik nicht außer Acht lassend, würde in jeder Beziehung vollkommen befriedigen, veranlaßte es nicht durch zu sichtbare Hinneigung zu dem was eine Ochlokratie in der schlimmsten Bedeutung des

Wortes war, unrichtiges Urtheil. Die Revoluzion von 1647 iſt aber gerade dazu gemacht die Scheußlichkeit der Pöbelherrſchaft, eine Tyrannei welcher keine Willkür anderer Art auch die ſchlimmſte nicht ſich vergleichen läßt, ins rechte Licht zu ſtellen. Das ausführliche Geſchichtswerk des Herzogs von Rivas zeugt von ſeinem warmen Intereſſe für ein Land in welchem er ſeit 1844 bis zum Sommer 1850 erſt Geſandter dann Botſchafter Spaniens war bis das Zerwürfniß wegen der Heirath des Grafen von Montemolin mit einer neapolitaniſchen Prinzeſſin ihn abberief. Der Verfaſſer war als Romanzendichter vortheilhaft bekannt bevor dieſe hiſtoriſche Arbeit erſchien, die ſeinem Erzählertalent alle Ehre macht. Nicht weniger Ehre macht ſie ſeiner Unparteilichkeit: die Behandlung des Gegenſtandes war für einen Spanier doppelt ſchwierig, denn es galt die Folgen ſpaniſcher Sünden in fremdem Lande zu ſchildern. Neues erfährt man aus dem Buche nicht: es iſt eben nur eine Wiederholung der italieniſchen Verſion, eine vollſtändige gutgeſchriebene Darſtellung unter ſorgfältiger Benutzung der gedruckten Quellen. Eine eindringlichere Karakteriſtik der innern Zuſtände des Landes, des Zuſammenhangs dieſer Ereigniſſe mit der allgemeinen Geſchichte, eine Schilderung der ganzen Umgebung wie der Localität, auf deren Kenntniß hier ſo viel ankommt um dem Gemälde Leben zu geben und das Verſtändniß des Details zu fördern, wird hier vergebens geſucht. Eine Darſtellung vom ſpaniſchen Standpunkte aus, zu welcher es an Mitteln wol nicht fehlen kann,

hat der Herzog von Rivas nicht geliefert. Seine Geſchichts-Erzählung bleibt übrigens nicht beim Tode Maſaniello's ſtehn ſondern umfaßt auch die ſpätern Begebniſſe unter Toraldo's, Anneſe's und Guiſe's Anführung bis zur Wieder-Einnahme der Stadt im April 1648.

Will man des Vergleichs wegen auf eine andere ſpaniſche Provinz in Italien einen Blick werfen, ſo gibt es manche ältere und neuere Werke welche den Zuſtand der Lombardei im ſiebenzehnten Jahrhundert ſchildern — Werke die zu der gegenwärtigen Darſtellung manchen Zug geliefert haben. Ripamonti's Geſchichte, Manzoni's Roman und Geſchichte der Colonna infame, Ceſare Cantù's Excurſe zu letzteren, mögen ſtatt vieler genannt werden. An anderm Orte, in der Ueberſicht der mailändiſchen Geſchichte in dem Buche: Milano e il suo territorio (2 Bände, Mailand 1844) hat Cantù eine lebendige Karakteriſirung der ſpaniſchen Herrſchaft in der Lombardei gegeben, die als Parallele gleichzeitiger neapolitaniſcher Zuſtände hier ſtehn mag. „Die Verfaſſung des Herzogthums Mailands, ſagt er, wie ſie unter den letzten Sforza's beſtanden, währte bis zu Kaiſer Joſef II. Für ſich betrachtet war ſie gut genug da ſie auf örtlichem Herkommen fußte: nur die Anwendung machte ſie zu Schanden. Könige, die hunderte von Meilen entfernt lebten, trafen ihre Vorkehrungen jedesmal wenn's zu ſpät war, und nahmen nie wirkliche Bedürfniſſe zum Maßſtab. Die Gevernatoren, unſern Sitten fremd,

ſchalteten mit äußerſter Willkür gleich Soldaten in eroberтem Lande. So ziemlich alle drei Jahre wechſelten ſie — ſechsunddreißig in anderthalb Jahrhunderten — während dreißig Jahre kaum hingereicht hätten die complizirte Maſchine recht zu ergründen. Welcher Art ſie waren zeigt ein damaliges Sprüchwort; man ſagte, die ſpaniſchen Miniſter nagten in Sizilien, äßen in Neapel, verſchlängen in Mailand. Und da der Hof einſt die Entſcheidung eines derſelben umgeſtoßen hatte, gab dieſer zur Antwort: der König befiehlt in Madrid, in Mailand befehle ich! Ein geheimer Staatsrath aus zwanzig Mitgliedern beſtehend war dem Gouverneure generale beigegeben und erſetzte ihn in Abweſenheitsfällen. Die neue Conſtitution war ein ätzendes Gift für Handel, Kunſt, Wiſſenſchaft. Die Quellen des öffentlichen Wohlſtands verſiegten; ſeit es als Princip galt, der Handel vertrage ſich nicht mit dem Adelſtande, entzog der Adel dem Handel ſeine Capitalien und an die Stelle der Fülle von Verkehr und Cultur traten Entvölkerung und Armuth. Die Bewohner flohen und überließen die Felder dem unerſättlichen Fiscus; das Geld conzentrirte ſich in den Händen weniger Reichen die den brachliegenden Gütercomplex dem Aelteſten zukommen ließen, während die übrigen Söhne dem Kloſter oder herabwürdigendem Dienſt ſich widmeten. Die Abgaben waren ungeheuer. Die der Stadt Mailand beliefen ſich auf zwei Millionen Lire, ihr Einkommen nicht auf anderthalb. In einer dem Abgeordneten beim Könige 1660 ertheilten Inſtruction wird berechnet daß

die Koſten des Lebensunterhalts eines einzelnen Individuums jährlich fünfundſechzig Lire betrugen. Dies wurde im Jahre 1690 wiederholt, mit der Bemerkung die Luft allein die ſie athmeten werde den armen Unterthanen nicht beſteuert. Die Armen wußten daß die Reichen goldenes Brod aßen. Sie zitterten vor den auf allen Plätzen poſtirten Häſchern mit Torturwerkzeugen. Sie zitterten vor den Bravos welche die Vornehmen im Solde hatten, vor der Inquiſizion, vor den Hexen deren Zahl mit der Zahl der Scheiterhaufen zunahm: ſchlaffe Furcht, entwürdigende Leiden welche ſelbſt die Erinnerungen an eine furchtbare Vergangenheit auslöſchten. Der Könige Namen erfaßen die Unterthanen aus den Erlaſſen an deren Spitze ſie ſtanden; an die Gouvernatoren wurden ſie durch die Erhöhung irgend einer Abgabe erinnert wenn dieſe ihrer Verwaltung durch Krieg oder Bauten Relief geben wollten. Ferrante Gonzaga, der wohl einſah wie dieſer Landſtrich vor den Nachbarn nicht ſicher, durch des Volkes Anhänglichkeit nicht geſchützt ſei, umſchloß die Vorſtädte mit der noch beſtehenden Mauer und machte ſich um die Bauunternehmer ſo verdient daß ſie ihm die Simonetta ſchenkten, die durch ihr Echo berühmte Villa. Der Graf von Fuentes hielt ſtehende Heere welche die Unabhängigkeit der Nachbarn bedrohten. Der Herzog von Seſſa würde uns die ſpaniſche Inquiſizion verehrt haben, hätten die Unſern nicht dieſen tiefſten Ruin abgewehrt. Don Gonſalvo de Cordova machte ſich ſo beliebt, daß man ihm bei ſeinem Abzug durch Porta

Ticineſe das Geleite mit Kohlſtrünken gab die er mit heroiſchem Gleichmuth ertrug. Die Soldaten wollen Sold, Madrid ſendet keinen: darum geſtattete Don Pedro de Toledo Jenen ſich am Eigenthum der Bürger zu erholen. Der Herzog von Feria verbot die Waffenausfuhr und gab dadurch den einſt ſo thätigen Schwertfeger-Werkſtätten den Todesſtoß. Und ſo fort und fort bis zum Prinzen von Vaudemont, der ſich bei La Bellingera eine Villeggiatur eingerichtet hatte deren Luxus und Feſte Murren zugleich und Neid erzeugten. Das Einzige was für das Volk die Monotonie des Leidens unterbrach, waren die Feſte bei Geburten, Heirathen, Reiſen, Todesfällen von Mitgliedern des königlichen Hauſes."

In einem Buche welches, wenigſtens der äußern Form nach Familiengeſchichte iſt, mußten genealogiſche und derartige Werke vielfache Berückſichtigung finden. Zuvörderſt Biagio Aldimari's weitſchweifige Historia genealogica della Casa Caraſa (3 Foliobände, Neapel 1691) auf Anlaß des Fürſten von Roccella und Butera, Neffen des Johanniter-Großmeiſters Fra Gregorio Caraſa, geſchrieben. Ungeachtet des Umfangs fehlen in dieſem Buche viele wichtige Angaben. Zur Geſchichte Diomed's Herzogs von Maddaloni bringt es (Band III) zahlreiche an denſelben gerichtete Briefe des Herzogs von Arcos, Don Juans u. A.: über ſeine letzten Schickſale und deren Anläſſe geht es ohne irgend eine Aufklärung weg. Jakob Wilhelm Imhof hat in ſeinem Corpus historiae genealogicae Italiae

et Hispaniae (Nürnberg 1702) eine brauchbare genealogiſche Ueberſicht der zahlreichen Zweige der Caraſa bis zum Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts geliefert, womit man ſich begnügen muß, bis Pompeo Litta ſie ſeinen Famiglie celebri einverleibt die bis jetzt von neapolitaniſchen Geſchlechtern nur die Cantelmi und Cavaniglia, beide ausgeſtorben, die Simonetta (Calabrien) und die Acquaviva gebracht haben, von ſolchen ſodann die in einzelnen Zweigen neapolitaniſch geworden ſind, die Orſini, Colonna, Piccolomini und Gambacorta. Mancherlei Nachrichten liefern die zahlreichen Schriften über neapolitaniſche Adelsfamilien, die nur eben ſo oft durch genealogiſche Märchen wie durch nutzloſe Polemik ermüden und meiſt von unglaublicher Geſchmackloſigkeit ſtrotzen. Zu den beſſern gehören Giuſeppe Campanile's Notizie di Nobiltà (Neapel 1672), Carlo Borrelli's Vindex Neapolitanae Nobilitatis (Neapel 1653) mit dem Anhang über die Barone des Reiches unter den Normannen und Hohenſtaufen bis auf Carl I, u. m. a. — Wie die Furcht vor den großen Feudalfamilien noch bis ins vorige Jahrhundert hinein währte, ergibt ſich aus einem einfachen bibliografiſchen Factum. Giovan Bernardino Tafuri (geb. zu Nardò in Apulien 1695, geſt. 1760) wagte es nicht, in ſeiner erſt vor kurzem (in den Opere di Angelo, Stefano, Bartolommeo, Bonaventura, Gio. Bernardino e Tommaso Tafuri di Nardò ristampate da Michele Tafuri, Neapel 1848, Band I, S. 325 ff.) vollſtändig gedruckten Schrift:

Dell' origine, sito ed antichità di Nardò libri due, die in vorliegendem Buche (Band II, S. 201) erzählte furchtbar gewaltthätige Handlung Gian Girolamo Acquaviva's von Conversano zu berichten, sondern überging sie ganz um bei den ruhmwürdigen Thaten des Grafen zu verweilen, von dem er am Schlusse meldet, daß er zu „unsäglichem Schmerz" aller die ihn kannten und „auch der Bewohner von Nardò" seine Tage in Spanien beschlossen habe.

Unter Uebergehung vieler Monografien, Lokalschriften wie allgemeinerer historischer Werke, möge nun am Schlusse dieser Uebersicht nur noch auf die Autoren hingedeutet werden welche bei der Schilderung neapolitanischer Kunst und Topografie vorzugsweise benutzt worden sind. Bernardo de Dominici's Vite dei pittori scultori ed architetti Napoletani (3 Bde., Neapel 1742—1745, neue, leider unverbesserte Auflage ebendas. 1840—1846) sind zuerst zu nennen. Neapels Vasari, nur ohne den Geist, die Anmuth und die treffliche Sprache des Toscaners. Für die älteren Zeiten durchaus unzuverlässig, vom sechzehnten Jahrhundert an und namentlich für das siebenzehnte brauchbar wenngleich weitschweifig und unkritisch. Aelteres Material hat ihm vorgelegen, namentlich Aufzeichnungen eines Notars den er Criscuolo nennt, und der bekannten Maler Marco da Siena und Massimo Stanzioni. Es hilft aber am wenigsten aus für das dreizehnte, vierzehnte ja fünfzehnte Jahrhundert, und die entsetzlich verwahrloste, mit Märchen und erdichteten Personen

gefüllte neapolitaniſche Kunſtgeſchichte jener Zeiten wartet noch immer auf eine kritiſche urkundliche Sichtung. Dr. Heinr. Wilh. Schulz in Dresden hat dieſe längſt verſprochen und ſeit manchen Jahren auch angekündigt: mögte er endlich Zeit finden, die Frucht langer Forſchungen zu veröffentlichen! Die Zahl der neapolitaniſchen Topografen iſt ſehr bedeutend. Ich nenne nur Celano's ausführliche Notizie del Bello, dell' Antico e del Curioso della città di Napoli, Carletti's gedrängte Topografia universale della città di Napoli (1776), Galanti's Napoli e Contorni (zuerſt 1792, dann 1829) und beſonders das bei Gelegenheit der Gelehrten-Verſammlung von 1845 erſchienene Prachtwerk: Napoli e i Luoghi celebri delle sue vicinanze (2 Bände, 542 und 624 S. gr. 8. mit Anſichten und Karten). Aloe, Ayala, Bonucci, Quaranta u. A. haben an dieſem Werke mitgearbeitet welches ungleich und häufige Spuren von Eile an ſich tragend dennoch als eine reiche Zuſammenſtellung des Wiſſenswerthen über Stadt und Gegend ſo wie durch manche trefflich behandelte Partien allen Dank verdient. Ein Muſter von Genauigkeit und Fleiß iſt die Deserizione storica di alcuni principali Edificii della Città di Napoli von dem oft genannten Scipione Volpicella deſſen Bemühungen für die Kenntniß der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt nicht genug gerühmt werden können. Das Buch (Neapel 1850, 487 S. gr. 8. mit Kupfern), eine Abtheilung der von mehren Autoren bearbeiteten Storia dei Monumenti

del Reame delle Due Sicilie bildend, enthält leider nur eine kleine Zahl Bauwerke, die Porta Capuana, Dom, Grotte von Pozzuoli, Palaſt der Donn' Anna, S. Domenico Maggiore und Fontana Medina; der Schatz an geſchichtlichen Notizen, mag politiſche Hiſtorie, Genealogie, Literatur oder Kunſt in Betracht kommen, in Text und Noten iſt ſo groß daß man umſomehr bedauert, den Kreis nicht erweitert zu ſehn. Von Stanislao d'Aloe, deſſen nichtermüdende Gefälligkeit von ſo vielen Beſuchern des Muſeo Borbonico erprobt worden iſt, muß endlich noch der Tesoro lapidario Napoletano genannt werden, deſſen erſter Theil (1835, 320 S. 4.) bis jetzt der einzige geblieben iſt was Jeder bedauern wird der von der Wichtigkeit der Inſchriften, welcherart ſie immer ſein mögen, für Geſchichte und Topografie überzeugt iſt.

So viel über die Handſchriften und Bücher welche zu der vorliegenden Darſtellung hauptſächlich den Stoff geliefert haben. Anderes bleibt nicht zu erinnern. Eines einzigen Punktes nur muß gedacht werden — der Verdeutſchung der Principe-, Duca- und ſonſtiger Titel. Ich habe mich ungerne dazu entſchloſſen, im Bewußtſein der Gefahr ſolchen Leſern die nicht um italieniſche Dinge wiſſen falſche Begriffe von den obwaltenden Verhältniſſen zu geben. Am Ende hat die bloße Rückſicht auf den Wohlklang der Rede, welchen dieſe ſtets wiederkehrenden fremden Titel zuſehr geſtört haben würden, den Ausſchlag gegeben. Der Leſer kann ſich übrigens ſelbſt den richtigen Maßſtab für die wahre Bedeutung

der Titulaturen in die Hand geben, wenn er im zweiten Abſchnitt von den hunderten von Fürſten und Herzogen, der Marcheſen und Grafen nicht zu gedenken, lieſt die das Königreich Neapel unter der Herrſchaft Spaniens füllten.

Berlin, gedruckt in der Decherſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Verbesserungen.

Seite	5	Zeile	16	statt	hoher	lies	zaher
"	"	"	19	"	daß		das
"	27	"	22	"	Monaca		Monaco
"	32	"	23	"	Maria		Marin
"	33	"	11	"	Gukelin		Tochter
"	49	"	1	"	Trivuzio		Trivulzio
"	51	"	3	"	Ghiatamona		Ghiatamone
"	54	"	2	"	Garacciola		Garacciolo
"	65	"	19	"	Ferranto		Ferrante
"	70	"	2	"	Civitella		Civitali
"	81	"	27	"	Fiasole		Fiesole
"	88	"	25	"	giusta		giusto
"	151	"	23	"	Gonzeptim		Gonzeption
"	192	"	22	"	Fonteney		Fontenay
"	207	"	15	"	Gastellammara		Gastellammare
"	234	"	7	"	Onnate		Onate
					(und so an zahlreichen andern Stellen)		
"	248	"	25		Lavora	lies	Lavoro